Deutsche Dichtung

0902
.2947

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Sechszehnter Band.

April bis September 1894.

Berlin.

Verlag von F. Fontane & Co.

1894.

Digitized by Google

Druck von Gergonne & Cie., Berlin W.

Digitized by Google

Mitarbeiter-Verzeichnis des XVI. Bandes.

	Seite
Adler, Friedrich, in Prag . . 8. 66. 140.	282
Baumbach, Rudolf, in Meiningen . .	232
Behrend, Ernst, in Berlin . . . 114.	212
Bertuch, August, in Paris . . 135. 191.	262
Bierbaum, Otto Julius, in Tegel . . .	284
Coßmann, Paul Nikolaus, in München 276.	295
Domsch, Hermann, in Leipzig . . . 45.	141
Edward, Georg, in Chicago 66. 158. 187. 288.	284
Fontane, Theodor, in Berlin . . . . 9.	60
Franke-Schievelbein, Gertrud, in Berlin .	18
Franzos, Karl Emil, in Berlin . 1. 88. 57.	268
Friedemann, Martha, in Berlin	12
Godin, A. in München	17
Grotowsky, Paul, in Leipzig . . . 141.	263
Grüninger, Hans M. in Konstanz 110. 137.	190
Hacker, Curt, in Berlin . . . 87. 137.	211
Hango, Hermann, in Wien . . 46. 111. 186.	211
Helm, Frodor, in Halle a. S. . . . 258.	277
Hartwig, Gustav in Mainz	67
Havemann, Julius, in Rom . . 65. 159.	284
Hege, Heinrich (Daniel Allerheim), in Pola 62. 160. 239. 263.	285
Herold, Franz, in Prag . . . 88. 137. 188.	238
Hoenig, Berthold, in Wien	128
Hoffheinz, M., in Königsberg i. Pr.	24
Hoffmann, Max, in Berlin	62
Hoffmann, E. Th. Amadeus (Ungedr. Nachl.)	299
Hopfen, Hans, in Berlin . . . . 81.	105
Huber, Ludwig Ferdinand, (Ungedr. Nachl.)	149
Humboldt, Alex. von (Ungedr. Nachl.) .	299
Humboldt, Wilhelm von (Ungedr. Nachl.) .	298
Karschin, Anna Louise (Ungedr. Nachl.) .	296
Keilner, August, in Neapel . . . . 111.	264
Kiesewetter, Max, in Neujahrwasser . 187.	285
Klie, Anna, in Braunschweig . . 7. 62.	110
Klings, C. in Neffelwitz	285
Klopstock, Friedr. Gottlieb (Ungedr. Nachl.) .	296
Knuffert, Rudolf, in München . . 111. 141.	281
Kromayer, A., in Bonn	261
Lange, H., in Trier	239
Langewiesche, Wilhelm, in Rheydt 46. 213.	289
Lavater, Joh. Kaspar (Ungedr. Nachl.) .	298
Lenbach, Ernst, in Bonn	181
Lingg, Hermann, in München . . . 7.	260
Mackowsky, Hans, in Rom	158
Matthes, Valerie, in Schweidnitz . . .	17
Mendelssohn-Bartholdy, Albrecht, in München . . . . . 238.	263
Mönckeberg, C., in München . . . 65.	161
Morgenstern, Christian, in Berlin . . .	264
Müller, Hans, in Zürich-Hirslanden . .	285
Nenbeck, Bal. Wilhelm (Ungedr. Nachl.). .	298
Ohneforge, Fr., in Sebnitz	192
Oppermann, Otto, in Dresden 110. 157. 188. 234. 264.	286
Petri, Julius . . . . . 164.	211
Preuschen, Hermine von, in Hochendorf 238.	264
Reist, Karl, in Frankfurt a M. . . 129.	158
Reitler, Anton, in Wien	276
Roeber, Friedrich, in Elberfeld 13. 38. 63. 89. 112.	188
Roquette, Otto, in Darmstadt	37
Rosen, Georg (Ungedruckter Nachlaß) . . .	235
Rübsaamen, Rosa, in Berlin . . . 213.	260
Sachs, Otto, in Wien . . . . 8. 110.	192
Salus, Hugo, in Prag . . . . 8. 136.	212
Saß, Hans, in Kiel	239
Schack, Adolf Friedrich Graf von (Ungedruckter Nachlaß)	78
Schiller, Friedrich von, (Ungedruckter Nachlaß)	149
Schubart, Christian, Fried. Dan (Ungedr. Nchl.)	297
Schulze, Ernst (Ungedruckter Nachlaß) 28. 47. 68. 92. 115. 142. 165. 194. 217. 240. 265.	287
Specht, Richard, in Wien . . . . 214.	286
Stößl, Otto, in Wien . . . . . 157.	261
Stona, Marie, in Strzebowitz . . 23. 111.	218
Susan, Camillo B., in Wien	188
Teimann, Konrad, in Rom	189.
Thran, Georg, in Berlin	261
Voltmann, Siegfried von, in Halle a. S. 46.	212.
Voß, Richard, in Herrenchiemsee . . .	205
Wäckerle, Hyazinth, in Lantingen . . 216.	287
Watz, G, in Berlin	286
Werbert, Armin, in Aschach	239
Werner, Fr. Ludw. Zach (Ungedr. Nachl.) .	299
Wertheimer, Paul, in Wien . . 141. 213.	234
Wicherl, Ernst, in Berlin	42
Winicky, Ottokar, in Prag	213
Wolff, Julius, in Charlottenburg . . .	229

166167

Digitized by Google

Inhalt des XVI. Bandes.

Seite

Romane, Erzählungen und Skizzen.

Der Redakteur. Novellette von Karl Emil Franzos . . . . . I. 33. 57
Eine Frau in meinen Jahren. Von Theodor Fontane 9
Erotikon. Novelle von Gertrud Franke-Schievelbein (Schluß.) 18
Der Genloc. Eine Geschichte aus der schwäbischen Alb. Von Karl Reiff 129. 158
Daphnis und Chloe. Novelle von Ernst Lenbach 181
Fräulein Bertha. Aus dem Erinnerungen einer Schauspielerin. Von Feodor Helm . 253. 277

Lyrik.

Himmlische und irdische Liebe. Von Hermann Lingg 7
Mädchenlied. Von Anna Klie 7
Der Bannerherr. Von Friedrich Adler . . . 8
Der alte Soldat. Aus dem Englischen des Rudyard Kipling von Otto Sachs. . . 8
Die Cigarette. Von Hugo Salus 8
Ständchen. Von Martha Friedemann . . . 12
Charfreitag. Von A. Godin 17
Homer. Aus dem Italienischen des Giosuè Carducci von Valerie Matthes 17
Jahresringe. Von Otto Roquette 37
Die Waldkanzel. Von Hermann Domsch . . 45
Heimliche Liebe. Von Wilhelm Langewiesche 46
In der Fremde. Von Siegfried v. Volkmann 46
Wonne der Ergebung. Von Hermann Hango 46
Mahnung. Von Anna Klie 62
Der häßliche Klang. Von Heinrich Hege (Daniel Altenheim) 62
Morgenbild. Von Max Hoffmann 62
Auf dem protestantischen Friedhof in Rom. Von Julius Havemann 65
Gebild. Von C. Mönderberg 65
Zwei Wanderer. Von Franz Herold . . . 88
Vorfrühling. Von Otto Oppermann . . . 110
Gährung. Von Otto Sachs 110
Ein Blatt im Winde. Von Hans M. Grüninger 110
Hochwasser. Von Anna Klie 110
Frühling. Zwei Sonette aus dem Italienischen der Duchessa di Andria von August Kellner 111
Für Kind. Von Rudolf Knuffert 111
Vergeltung. Von Marie Stona 111
„Seitdem ich weiß" . . . Von Hermann Hango 111
Die blinde Schwester. Von Hugo Salus . 136
„Es ist dahin gekommen" . . . Von Hermann Hango 136
Heinrich Heine. Von Curt Hacker . . . 137
Zweierlei Maßstab. Von Franz Herold . 137
Der Spielmann. Von Hans M. Grüninger . 137
In der Tiefe. Von Friedrich Adler . . . 140
Allein. Von Hermann Domsch 141
Besuch. Von Paul Grotowsky 141

Seite

Bude. Von Paul Wertheimer 141
Verändertlich. Von Rudolf Knuffert 141
Mondnacht im Dresdner Zwinger. Von Otto Oppermann 157
Idyll. Von Otto Stößl 157
Am Weiher. Von Max Kiesewetter . . . 187
Mittagsruhe. Von Georg Edward 187
Die Rose der Armen. Von Camillo B. Sufan 188
Sommernachtsträumm. Von Otto Oppermann 188
Heimlich. Von Franz Herold 188
Der Philosoph. Von Hans M. Grüninger . 190
Tommy. Aus dem Englischen des Rudyard Kipling von Otto Sachs 192
Zwei Gedichte von Tegner. Aus dem Schwedischen von Fr. Ohneforge.
Der Held 192
Jemtlands Feldjägerlied 193
Träumendes Glück. Von Julius Petri . . 211
„Es schwelt ein Nebel durch die Au". Von Hermann Hango 211
Dämmerung. Von Curt Hacker 211
Verdüßerung. Von Ernst Behrend . . . 212
In schwüler Sommernacht. Von Siegfried von Volkmann 212
Die Nackenlinie. Von Hugo Salus 212
Blaue Augen. Von Wilhelm Langewiesche . 213
Im Hohlweg. Von Marie Stona 213
Sei mein. Von Ottokar Winicky 213
Die Uhr. Von Paul Wertheimer 213
Der Faltabach (Schwäbisch.) Von Hyazinth Wäckerle 216
Einer Unglücklichen. Von Franz Herold . 233
Lied. Von Georg Edward 233
Ankunft. Von Paul Wertheimer 234
Goldene Hochzeit. Von Otto Julius Bierbaum 234
Lebenswanderung. Von Otto Oppermann . 234
Bulgarische Volkslieder. Uebersetzt von Georg Rosen (Ungedruckter Nachlaß.)
I. Der Toten Absage 235
II Der verläumdete Prälat 235
III Die Sklavinnen 236
IV Die eigennützige Sprödе 236
V. Die Sünde des Straßenräubers . . . 236
Gedichte in schwäbischer Mundart. Von Hyazinth Wäckerle
I. Der Bart 237
II I will und will it 237
III. A guat's Mittel 238
IV. Zigeuner 238
Kinderstube. Von Hermine von Preuschen . 238
Am Tag. Von Albrecht Mendelssohn-Bartholdy 238
Granes Aug'. Von H. Lange 239
Im Wald. Von Hans Saß 239
Ist's möglich! Von Armin Werherr . . . 239
Auf dem Bodensee. Von Wilhelm Langewiesche 239
Verblüht. Von Heinrich Hege 239
Der schönste Strahl. Von Hermann Lingg . 260
Dreiklang. Von Rosa Rübsaamen 260

Digitized by Google

Seite

Spatzengeschichte. Von Georg Thran . . . 261
Blauängklein. Von Otto Stoeßl 261
Mittagsruhe. Aus dem Französischen des José Maria de Heredia von A. Kromayer . . . 261
Erwarte nichts! Aus dem Kleinrussischen des T. G. Szewczenko von Karl Emil Franzos . 263
Mein Gebetbuch. Von Heinrich Hege . . . 263
Das vergessene Grab. Von Paul Grotowsky . 263
Ritornelle. Von Albrecht Meudelssohn-Bartholdy 263
August. Von Otto Oppermann 264
Medusa. Von Hermine von Preuschen . . 264
Mein Kind. Von August Kellner . . . 264
Sommernacht. Von Christian Morgenstern . 264
Sternschnuppen. Von Rudolf Kauffert . . 281
Gedichte von Jaroslav Vrchlicky. Aus dem Cechischen von Fr. Adler
Merlins Grab 282
Gott 282
Im Regen 282
Suum cuique 282
Der Herbst ist gekommen 283
Die Aehren der Armen 283
In der Kastanien-Allee 284
Die versunkene Insel. Von Julius Havemann 284
Ungesprochene Worte. Von Georg Edward . 284
Sonntag. Von Heinrich Hege 285
Glück. Von Hans Müller 285
Im Nachbargarten. Von Max Kiesewetter . 285
Im Lindenbaum. Von C. Klings . . . 285
„Ich weiß es nicht." Von Richard Specht . 286
Nach dem Tode. Von G. Waitz 286
„Ich hab dich geliebt so manches Jahr . . ." Von Otto Oppermann 286

Epische Dichtungen.

Die Jagd im Ettrickforst. Von Georg Edward 66
La sala de los muertos. Von Friedrich Adler 66
Barbara Frietschie Aus dem Englischen des John Greenleaf Whittier von Gustav Hartwig . 67
Pfingstmontag. Von Curt Hacker . . . 87
Lady Rosabell Von Ernst Behrend . . . 114
Die Prinzessin Clemenço. Provençalische Dichtung von Frederi Mistral. Deutsch von August Bertuch 135
Lady Shrewsbury. Von Georg Edward . 158
Das Modell. Von Hans Mackowsky . . 158
Die guten Freunde. Von Julius Havemann 159
Vom Lebenswege. Von Heinrich Hege . 160
In Sankt Peter. Von Konrad Telmann . 189
Die Lette von Monstiö. Aus dem Provençalischen des Frederi Mistral von August Bertuch 191
Mal' occhio Erzählung in Versen von Richard Specht 214
Der Renegat. Aus dem Provençalischen des Frederi Mistral von August Bertuch . 262

Sprüche und Aphorismen.

Spruch. Von Marie Stona 23
Erfolg. Von Julius Petri 164
Strenge und Milde. Von Rosa Rübsaamen 218
Aphorismen. Von Paul Nikolaus Coßmann 276
Fragmente einer Philosophie des Pöbels. Von Paul Nikolaus Coßmann 295

Dramatische Dichtungen.

Preußens erster König. Schauspiel in fünf Akten von Friedrich Roeber (Fortsetzung und Schluß)
13. 38. 63. 89. 112. 138
Verliebte Wirtschaft. Scherzspiel in einem Akt von Carl Möckeberg 161

Essays und Mitteilungen.

Die Geschichte des Erstlingswerkes.
Mein Erstling: „Unser General York." Von Ernst Wichert 43
Das Schlachtfeld von Großbeeren. Von Theodor Fontane 60
Wie ich anfing und wie ich in die Litteratur kam. Von Hans Hopfen 81. 105
Meine Erstlinge. Von Richard Voß . . . 205
Mein Erstling: „Till Eulenspiegel redivivus." Von Julius Wolff. 229
Mein Erstlingswerk: „Zlatorog". Von Rudolf Baumbach 232
Bei Charlotte Kestner. Eine Reise-Erinnerung von M. Hoffheinz 24
Ernst Schulze und Adelheid Tuchsen. Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulzes
I. 28
II. 47
III 68
IV. 92
V. 115
VI 142
VII. 165
VIII. 194
IX. 217
X 240
XI. 265
XII. 287
Zur Affaire Meißner-Hedrich 32
Otto Roquette. (Siebzig Jahre. Geschichte meines Lebens.) 52. 99. 174. 199
Zur Erinnerung an Graf Schack . . . 78
Der Streitfall Italschiken-Kirchner . . 104
Gottfried August Bürger und die deutsche Kunstballade. Zum 100. Todestage des Dichters (8. Juni 1894) Von Berthold Hornig . 123
Neue Sprüche von Goethe 127
Neues von und über Schiller. Ungedruckte Briefe von Schiller und Ludwig Ferdinand Huber 149
Neue Erzählungen und Romane 179
Metrische Übertragungen. 249. 272
Bunte Reihe. Ungedruckte Briefe und Gedichte von Anna Luise Karschin, Friedrich Gottlieb Klopstock, Christian Friedr. Daniel Schubart, Joh. Kasp. Lavater, Bal. Wilhelm Neubeck, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Fr. Ludw. Zacharias Werner und E. Th. Amadeus Hoffmann 296

Digitized by Google

Seite

Erklärungen.

Erklärung. Von Dr. Anton Reitler . . 276

Litterarische Notizen.

32. 56. 80. 104. 128. 151. 201. 226. 252. 275.

Neue Bücher.

32. 128. 152. 180. 204. 228. 252. 276. 300.

Verzeichnis der besprochenen Bücher.

Albert, Edmund. „Poesie aus Böhmen" . 273
Albert, M. „Gedichte" 201
Allers, C. W. „Eine Hochzeitsreise durch die Schweiz" 128
Arnold, Fr. „Eine neue Messiade" . . 201
Bierbaum, Otto Julius. „Studentenbeichten" 203
Bourget, Paul. „Der Schüler" . . . 203
Braun, Otto. „Aus allerlei Tonarten" . 272
Busse, Carl. „In junger Sonne" . . . 180
Dieter, Heinrich. „Von meinem Lebenswege" 250
„Divan des Jehuda Halevi." 275
Ebner-Eschenbach, Marie von. „Glaubenslos." „Dorf- und Schloßgeschichten" . . 151
Eckardt, Rudolf. „Lieder und Bilder vom deutschen Meere" 201
Eckstein, Ernst. „Lyra germano-latina" . 201
Eckstein, Ernst. „Themis" 226
Erbrich, Emil. „Lieder aus dem Metzer Lande" 250
Fontane, Theodor. „Von, vor und nach der Reise" 56
Franke-Schievelbein, Gertrud. „Rothdorn" 179
Frankl, Adolf. „Lachende Wahrheiten" . . 202
Fulda, Ludwig. „Sinngedichte" . . . 227
Glock, Joh. Phil. „Junker-Grüße aus Kurpfalz" 203
Griebenow, Hermann. „Perlen griechischer Dichtung" 274
Grün, Edmund. Brehlich's „Episches und Lyrisches" und „Hippodamia" 273
Hartleben, Otto Erich. „Pierrot Lunaire" . 251
Herz, Edgar von. „Am Bandnilschen Quell." 272
Herzog, Albert. „Sulamith." 275
Hitz, Luise. „Ganga-Wellen." 274
Hoffmann, Max. „Morgenstimmen und Anderes" 227
Hopfen, Hans. „Der letzte Hieb" . . . 203
Jacobowsky, Ludwig. „Funken" . . . 204
Jensen, Wilhelm. „Karin von Schweden" . 151
Jordan, Karl Friedrich. „Morgenglühen" . 228
Joukoffsky. „Ahasver." 273
Israëls, Louis Victor. „Wat de Klevit spreekt" 203
Kaerger, Dr. Karl. „In tyrannunculos" . . 227
Kastner-Michalitschke, Else. „Immortellen" 203
Kerausch-Heimfelsen, Josef. „Andreas Hofer" 228
Klammer, Hermann. „Elegien des Tibull" und „Vergils Aeneis" 274
Kleber, Edmund. „Sämtliche Gedichte Walthers von der Vogelweide" 202
Kleinpaul, Ernst und Langewiesche Wilhelm. „Poetik" 227
Knittl, Michel. „Kultur- und Landschaftsbilder aus Steiermark und Kärnthen" . . . 227
Kowalek, Emerich. „Rein" 180
Lacroma, Paul Maria. „Bagatellen" . . . 202
Land, Hans. „Der neue Gott" 151
Lillencron, Detlev Freiherr von. „Krieg und Frieden" 180
Lewes, Dr. Louis. „Shakespeares Frauengestalten" 226
Mackay, John Henry. „Die Anarchisten" . 252
Mazuranić, Fran. „Schattenbilder." Übersetzt von Ludwig Paul Berthold 202
Mehring, Sigmar. „Deutsche Verslehre" . 227
Meyer, Otto. „Kulturgeschichtliche Bilder aus Göttingen" 226
„Minerva" 151
Mühling, Dr. C. „Ca ira. Zwölf Sonette des Giosè Carducci" 251
Müller, Ewald. „Aus der Streusandbüchse" 228
Müller-Frauenstein, Georg. „Von Heinrich von Kleist bis zur Gräfin Marie Ebner-Eschenbach" 202
Nöldecke, Theodor. „Orientalische Skizzen". 226
Nordhausen, Richard. „Vestigia Leonis" . 201
Novellenbuch 276
Olaß, Edmund. „Novellen" 202
Philipp, Peter. „Der Naturalismus in kritischer Beleuchtung" 227
Pohl, Emil. „Basantasena" 274
Pudor, Dr. Heinrich. „Die alten und die neuen Wege in der Musik" 227
Remer, Paul. „Die freien Rhythmen in Heinrich Heine's Nordseebildern" . . . 227
Roller, C. „Weimar, genannt der Salzburger" 227
Roquette, Otto. „Siebzig Jahre. Geschichte meines Lebens" 52. 99. 174. 199
Rosenthal, Hermann. „Das Lied der Lieder" und „Worte des Sammlers" 275
Rückert, Friedrich. „Aus Saadi's Divan" . 274
Rüttenauer, Benno. „Unmoderne Geschichten" 180
Saar, Ferdinand von. „Schloß Kostenitz" . 180
Samhaber, Edward. „Lyrische Dichtungen" 208
Schack, Adolf Friedrich Graf von. „Die englischen Dramatiker vor, neben und nach Shakespeare" 249
Schöbel, A. „Faschings Ende" 179
Schwippert, P. A. Emants „Götterdämmerung" 274
Skrany, Karl. „Katechismus der Mimik und Geberdensprache" 227
Sommert, Hans. „Grundzüge der deutschen Poetik" 227
Spitzer, Daniel. „Letzte Wiener Spaziergänge" 276
Stahl, Lorenz. „Der Fluch auf Juda" . . 204
Stein-Thal, Ludwig. „Perdöl's „Apostel" . 271
Stöckle, Josef. „Ich fahr' in die Welt" . . 227
Suttner, Bertha von. „Vor dem Gewitter" . 275
Sydow, Clara von. „Der Ausweg" . . . 80
Taudler, N. (Florus Retland). „Junker Dutrin" 204
Wortmann, Thüsuelda. „Lyrisch-satyrische Nadelstiche einer verspäteten Jungfrau" 202
Weis, Alfred. „Schlaglichter" 204
Werder, Karl. „Vorlesungen über Lessings Nathan" 227
Wodiczka, Victor. „Bellicosus" 179
Wolff, Franz. „Novellen" und „Welke Blätter" 180

Digitized by Google

Der Redakteur.

Novellette von **Karl Emil Franzos.**

Draußen lagen Stadt und Strom und Thal in goldigem Oktoberglanz; aus den Weinbergen herüber schallten dumpf die Böller und hell das Lachen der Menschen; Traubenduft erfüllte das Gelände, und daß manche Beere schon zu jungem Most gekeltert worden, bezeugten in den Straßen viele glänzende Augen und lieblich gerötete Nasen.

Aber das enge Stübchen da unten im Hofraum des alten, düsteren Hauses erfuhr nichts von all der schönen Lustbarkeit; es hielt seine Fenster ängstlich verschlossen, und das war gut, denn es hätte ja doch nichts von dem berauschenden Herbstduft zu kosten bekommen, sondern nur jenen Hofdunst, den es ohnehin zum Überdruß schlucken mußte: da roch es jahraus, jahrein nach feuchtem Papier, Druckerschwärze und Kohlenrauch.

Nur die Sonne, allgütig, wie sie nun einmal ist, vergaß auch das Stübchen nicht, und weil sie der hohen Wände und Schlote wegen nicht voll hineinscheinen konnte, schickte sie wenigstens einen dünnen Sonnenstrahl. Der brach denn auch durch die trüben Scheiben und benahm sich darin anfangs etwa so, wie eine vornehme Dame in einer armen Hütte; sie beguckt jedes Gerät sehr mitleidsvoll und etwas neugierig dazu, legt auch einiges Gold darauf und verschwindet bald wieder, denn auf die Dauer läßt sich ja das Düster doch nicht bannen.

So wandelte auch der Sonnenstrahl durch das Stübchen; zuerst haftete er auf einem großen, breiten Tisch am Fenster, aber der gefiel ihm wenig, nicht etwa, weil es nur ein morsches, dreibeiniges Stück aus weichem Holze war — denn ein Sonnenstrahl weiß, wie es auf der Welt zugeht, und hat Mitleid mit dem gebrechlichen Alter — sondern weil so viel Staub auf der fleckigen Platte lag und auf den Büchern, die da eine achtlose Hand zu wirren Haufen emporgethürmt.

Es waren dies aber nicht etwa altehrwürdige Zeugnisse der Buchdruckerkunst, sondern die allerjüngsten Grünschnäbel, die eben erst aus dem Ei gekrochen; dünne und dicke, plumpe und zierliche, geistvolle und dumme Gesellen, sanfte Verse und brummige Prosa, in feinem Lederband und in grauem Umschlag, die kunterbunteste Gesellschaft, und gemeinsam war ihnen nur der Stempel, den sie allesammt auf dem Titelblatt trugen: „R. E.“ in allen möglichen Schriftarten, mit feuchter oder glühender Stampiglie aufgedrückt, aber überall dieses „R. E.“ wie etwa alle Bagnosklaven das „T. F.“ auf der Schulter tragen; nur zuweilen stand auch eine Aufschrift da: „Der Redaktion der X'er Zeitung zur gefälligen Recension“ oder auch: „Seinem verehrten Freunde Herrn Dr. Georg Münzer, als Zeichen herzlicher Verehrung der Verfasser.“

Aber der Staub lag über allen, verschieden dick nur nach der Zeit, da sie sich hier eingefunden, und das mißfiel dem Sonnenstrahl, weil ihn die armen Poeten dauerten, aber dann besah er sich die große Masse, und nun dauerte ihn wieder der arme Redakteur. Ohne über diese widerstrebenden Empfindungen ins Klare zu kommen, huschte er weiter zu einem Wandregal, auf dem einige Lexika standen, gleichfalls staubbedeckt, nur der Band S war offenbar kürzlich von der Stelle gerückt worden.

„Ja, S!“ dachte der Sonnenstrahl, „so beginnen viele Namen, und darum braucht

Digitized by Google

man diesen Bard am häufigsten zu Nekrologen. Welcher Trauer S. ist denn kürzlich gestorben? Es wird wohl Scherenberg sein, der arme, alte Scherenberg!"

Das darf aber nicht verwundern, der Sonnenstrahl kam häufig in das Stübchen und hatte darum einige literarische Bildung.

Dann gilt er weiter über ein wurmstichiges Spind mit verblaßtem Überzug, auf dem sehr viele Zeitungen umherlagen, verstaubt und zerschnitten, und auf dem Tischchen davor lag eine große Scheere, eine Messingspange, welche viele Ausschnitte zusammenhielt, und ein Zettelchen, auf dem ihre Titel verzeichnet waren.

„Einen „Spiegel" nennt man dieses Verzeichniß," dachte der kluge Sonnenstrahl, „aber so gern ich sonst in Spiegel blicke und mit ihnen mein Spiel treibe, diesen mag ich nicht einmal gern ansehen. Das ist ja das „Vermischte," und da findet man nur alte, kleine Witze und großes neues Unglück. Ach ja! — es giebt viel Elend auf Erden!"

Aber nicht deshalb allein hielt nun der Strahl in seiner Wanderung inne, weil ihn das allgemeine Weltleid übermannte, und legte sich fast unbeweglich auf die unteneckige Diele, sondern weil er allmählich an jenes Plätzchen der Stube heran mußte, wo es ihm stets am traurigsten zu Mute ward.

Das war der Schreibtisch und der Rohrsessel davor und in diesem der bleiche Mann mit weichen, verhärmten Zügen und den müden, müden Augen. Der Sonnenstrahl war gewohnt, ihn immer auf diesem Platz zu finden, in einen alten, grauen Arbeitsrock gehüllt und den rechten Arm noch obendrein mit einem Schreibärmel geschützt; aber was er auch treiben mochte, ob er las oder schrieb oder mit der Scheere hantirte, dem Röthel und dem Kleberstreifen — gelächelt hatte er selten dabei, und dann war es ein bitteres, wehmütiges Lächeln gewesen, trauriger als der tiefste Ernst, und die Augen blickten immer müde, so müde und hoffnungslos!

Er konnte noch nicht alt sein, in das schlichte blonde Haar mischten sich erst wenige lichtere Strähne, „aber," dachte der Sonnenstrahl, „wer so freudlos seine harte Arbeit thut und niemals so lacht, daß auch die Augen mitlachen, der ist älter als die ältesten Greise meiner Bekanntschaft. Ich gäbe viel darum, wenn ich ihm ein einzig mal so recht in das dunkle einsame Herz hineinscheinen könnte".

Weil ihm dies aber nicht möglich war, so tastete er ihm wenigstens, indem er sich sacht von der Diele emporhob, zuerst an die Hand und dann an Haupt und Wange, leise und zärtlich, wie die Hand der Liebe. Aber der düstere Mann war wohl an Liebe und Licht nicht gewöhnt. er rückte weiter ab, ohne das Buch, in dem er las, aus der Hand zu legen, und als ihm der Sonnenstrahl, der diese Bewegung gewiß nicht recht verstand, langsam nachgerückt kam, erhob er sich unwillig, trat ans Fenster und ließ den Vorhang hinab.

Damit war der freundliche Besucher hinausgewiesen und kehrte betrübt zu seiner großen strahlenden Mutter zurück, die ihn ausgesendet.

„Es ist in dem staubigen Stübchen alles wie sonst," meldete er, „aber der arme Mann ist heute noch viel trauriger. Ach, wenn Du ihm helfen wolltest!"

Aber die Herrliche wußte mehr, als ihr vorwitziges Bübchen, sie hatte ja den Lebensweg dieses Mannes beschienen vom Beginn seiner Tage und wußte, wie sich alles gefügt, und so erwiderte sie:

„Du hast Recht — er ist sehr elend — aber ach! es ist alles gekommen, wie es kommen mußte, und darum ist ihm schwer zu helfen!"

Die Sonne sieht alles und versteht alles — der Dr. Georg Münzer war wirklich elend, wohl der Unglücklichste in der fröhlichen Stadt am Rhein, und niemand konnte ihm helfen, niemand. Oder richtiger, Einer hätte es wohl gekonnt, aber der wollte nicht, sondern drückte ihm den Stachel der Verbitterung noch tiefer ins wunde Herz hinein.

Das war aber nicht etwa der Eigenthümer der Zeitung, der Buchdrucker Herr Franz Xaver Senftinger, ein sehr dicker und sehr guter Mann; ob dicker oder besser, war schwer zu entscheiden. Er hätte ihm etwas mehr Gehalt und eine lustigere Arbeitsstube einräumen können, aber dies hätte den armen Doktor nicht glücklicher gemacht. Die Stube war nicht schlechter als die meisten, in welchen kleine Zeitungen gemacht werden, und das Gehalt sogar etwas besser als gewöhnlich, ja, so auffallend gut, daß sich die Leute darüber verwunderten.

Digitized by Google

Und es sitzen im lieben Deutschland viele Männer in solchen Stuben, noch kärglicher besoldet, aber sie schließen doch die Sonne nicht aus, wenn sie zu ihnen kommt, und ihr Herz bleibt tapfer und fröhlich.

Auch an dem Chefredakteur lag es nicht, Herrn Johann Maria Dürckhoff, denn er behandelte den verhärmten Mann nicht hart und herablassend, sondern so brüderlich, wie es unter Männern geziemt, welche derselben ehrlichen Sache dienen. Und was die Arbeitslast betrifft, so hatte Münzer allerdings täglich das Feuilleton zu machen und das „Vermischte“ und die Theaterkritik, aber es giebt ja viele, die daneben das „Ausland“ besorgen müssen oder den „Reichstag“ oder das „Inland,“ und dennoch sind sie keine verdüsterten Menschen, an denen höchstens der Mund lacht, aber nie die Augen.

Oder durfte schließlich die Schuld an der Bitternis dieses Mannes jenem, allerdings beträchtlichen Bruchteil des deutschen Volkes aufgebürdet werden, welcher die „X'er Zeitung“ nicht abonnirte und daher auch weder die Kritiken des Dr. Münzer lesen, noch die Art schätzen konnte, in welcher er täglich das „Vermischte“ zusammenschnitt? Nein, auch dies nicht! Die „X'er Zeitung“ war allerdings kein Weltblatt, und wenn Herr Franz Xaver Seuftinger alljährlich vor Weihnachten seinen Lesern verkündete, daß er „6000 Auflage“ habe, so lag das wohl nur daran, weil sich in dieser Festzeit selbst nüchterne Gemüter leicht zu einiger dichterischer Phantasie aufschwingen; nur die Hälfte war richtig. Aber es giebt Zeitungsschreiber, die noch weniger verbreiteten Blättern dienen, und dennoch überkommt sie nicht das Bewußtsein unnützen Lebens, dieses böseste „Zahnweh im Herzen,“ welches der Mann empfinden kann, weil sie wissen, daß es vom Standpunkte der Ehre und Selbstachtung nicht auf die Menge ankommt, welche sich um eine Fahne schaart, sondern darauf, ob diese Fahne ehrlich ist, wert, von braven Männern mit Hirn, Herz und Hand verteidigt zu werden! . . .

Ja wohl, dies wissen diese armen Zeitungsschreiber, und darum gehen sie aufrechten Hauptes durch die Welt, stolz und genügsam zugleich. Sie wissen, daß ihr Beruf, ob ihn jener Dünnling geringschätzen, oder dieser Finsterling befeinden, oder auch zuweilen ein Lump in den eigenen Reihen beflecken mag, dennoch so achtungswürdig ist, wie irgend einer, und so heilig und notwendig wie wenige. Wohl mag das Lämpchen, das sie täglich entzünden, nur den nächsten Umkreis beleuchten, sie hüten es doch so treulich, als wäre es das Prometheusfeuer der Menschheit, und sie haben Recht: wie karg sein Schimmer sein mag, es hilft die Finsternis scheuchen, es mehrt das Licht auf Erden, und wer könnte ermessen, wem es mehr zu danken ist, wenn es allmählich heller geworden, ob den großen Leuchttürmen oder diesen unzähligen kleinen Lämpchen? Ihr Ehrgeiz ist, daß ihre Leuchte die Menschen treulich nach vorwärts führe, zu jenen Idealen, an welche sie selbst glauben, und von falschem Ehrgeiz sind sie frei. Sie wissen, daß sie nur eben die Soldaten sind im großen Kampf der Menschheit, und darum streben sie nicht an, den Schlachtplan zu ersinnen, das Losungswort auszugeben; das ist Sache der Generale, der großen Denker und Dichter und Staatsmänner der Völker. Aber sie wissen auch, daß in der Schlacht der Soldat blutet und nicht der Feldherr, und daß sie im Kampf notwendig sind, wie jene, und darum stehen sie stolz in den Reihen der Armee und beneiden die Generale nicht und nicht die Offiziere, nicht einmal die wirklichen, geschweige denn jene, die sich blos einbilden, es zu sein. Denn es trägt Mancher das blinkende Gehänge der Macht umgeschnallt, und müßte doch weit hinter den Soldaten zurückstehen, wenn man klarstellen wollte, wer besser seine Pflicht gethan im großen Kampfe . . . Der, dem diese ideale Flamme im Herzen loht, kann nicht erstarren, ob ihn der Sturm eines widrigen Geschicks noch so eisig umschnaube, und bleibt tapfer und in sich gefestigt. Was schiert diese Männer das Schlagwort vom „verfehlten Beruf“?! Sie haben vielleicht wirklich früher ein anderes Schifflein gezimmert, um darin die Fahrt durch das unbarmherzige Meer des Lebens zu wagen, und sind gescheitert; aber wenn sie nur ihren Beruf nicht verfehlt, als sie Zeitungsschreiber geworden, wenn sie damit endlich den rechten Beruf gefunden — wohl ihnen!

Wohl ihnen! und darum wehe dem armen Georg Münzer.

Der weiche, schöne Mann, der allmählich

Digitized by Google

ein zager Gast geworden am Tisch des Lebens, paßte schlecht zu seinem Beruf, der Klugheit, Raschheit und resolutes Erfassen fordert. Unter uns gesagt, er schnitt sein „Vermischtes“ herzlich schlecht zusammen, und seine Kritiken waren ein wenig verworren; auch flossen ihm diese Beiträge zur K'er Dramaturgie etwas langsam aus der Feder. Aber das war noch das geringste Unglück; der Leserkreis war genügsam, und der dicke Herr Senftinger gar ließ alles hingehen, selbst wenn dieselbe Seeschlange in denselben stillen Ocean dreimal hintereinander aufgetischt wurde; ob aus Gutmütigkeit, oder weil er, wie es zuweilen scheinen mochte, besonderen Grund hatte, den Doktor zu schonen, er ließ ihn nie sein Ungeschick empfinden.

Schlimm aber war's, daß Münzer es selbst empfand, und noch schlimmer, daß er seinem Beruf nicht holder war, als dieser ihm. Ja, traurig war's, daß ihm jene schöne Flamme nicht im Herzen lohte, und darum fror es den armen Mann, wenn er im düsteren Stübchen vom frühen Morgen bis in den Abend hinein über seinem harten Tagewerk saß; erbärmlich fror es ihn von den Fingerspitzen, die die Scheere hielten, bis ins verödete Herz hinein. Denn ihm war seine Arbeit nicht ein treues Ausharren im Dienste höherer Mächte, sondern ein ödes, unnützes Abmühen ohne Ziel und Zweck, ohne Dank und Labe, ein ewiges Wiederkäuen aller kleinen Erbärmlichkeit des Tages, des Monats, des Jahres, des Jahrzehnts — ach! endlos schien ihm die Zeit, wenn er zurückblickte, und endlos lag sie vor ihm, und all die Tage hindurch hatte er sich nur in eben derselben Tretmühle abgemüht und stand auf derselben Stelle, wo er zehn Jahre vorher gestanden, und wenn er einst zusammenbrach, so trugen sie ihn von derselben Stelle hinaus zur Ruhe!

Wozu dies alles, wo eine Wirkung, wo ein Erfolg! Konnte es ein Dasein ausfüllen, das „Vermischte“ für die „K'er Zeitung“ zusammenzuschneiden, und den Komödianten am kleinen Stadttheater fröhliche und traurige Stunden zu machen? Und war dieses Leben wert, gelebt zu werden? . . .

Es ist nicht angenehm, über diese harte Erde zu gehen, gleichviel in welcher Tracht, und es giebt wenige Berufe, bei denen ein anderer Bodensatz übrig bleibt, als „die Müh' und die Schmerzen,“ wenn man das abzieht, „wofür wir uns halten in unserm Herzen“. Aber vielleicht Keinem ist es so notwendig, diese ideale Auffassung festzuhalten, wie dem Zeitungsschreiber, und „zu wollen, was man muß,“ davon hängt sein Glück ab, denn gelingt ihm dies nicht, dann wird er um so unglücklicher, je zarter sein Empfinden, je weicher sein Gemüt ist. Schon darum also war dieser Mann sehr elend, weil er seinen Beruf verfehlt, als er Zeitungsschreiber wurde und sein Tagewerk haßte; aber nicht darum allein! Das Schlimmste war, daß hinter ihm die Reue stand, die quälende, nie rastende Reue, daß mitten in dem Jammer seines gegenwärtigen Berufs die quälende Erinnerung an jenen anderen hineinklang, den er gelassen! Er aber wußte dies und wußte, daß sein Elend nur wuchs, wenn er der Vergangenheit ins vorwurfsvolle Antlitz sah, und wurde doch nicht müde, sich auszumalen, wie alles anders hätte kommen können. Jawohl! jener Einzige, der ihm das Bitterste hätte ersparen können, war er selbst, und er that es nicht!

Darum mochte er nicht einmal den lieben, freundlichen Sonnenstrahl dulden, und nachdem er ihn hinausgewiesen, warf er das Buch hin, in welchem er gelesen, und zog aus der verschlossenen Lade ein anderes hervor, ein stattliches Büchlein mit Goldschnitt und beflittertem Einband. „Gedichte von Georg Münzer“ stand auf dem Titelblatte und darunter: „Stuttgart. Verlag von . . .“, eine große stolze Firma . . .

Du Thor, du armer Thor! Was reißest du die alten Wunden wieder auf?! Du wirst auch heute nicht in diesem Büchlein lesen, — ach, es hat Dir ja nichts neues und fröhliches zu verkünden! — sondern Dein Haupt tief auf die Brust sinken lassen und wieder die traurigen Fragen Deines Lebens vor Dich hinzuflüstern: ‚War ich ein Thor? Oder war die Welt ungerecht?‘ Und wieder wirst Du keine Antwort finden auf diese Fragen und die Hände vor's Antlitz schlagen und verzweiflungsvoll stöhnen:

„Gleichviel, ob ich ein Verblendeter gewesen bin oder ein Opfer dieser harten Zeit, ein Verbrecher war ich, als ich die Liebe ließ um einen selbstsüchtigen Wahn! Ich war ein Verbrecher und büße es mit einem Leben in diesen

Digitized by Google

Kerkermauern! O wär' ich erlöst, o wär' ich tot . . ."

Die Sonne sieht alles und versteht alles. Ihn wollte es dünken, daß er ein „Verbrecher" gewesen, aber sie, die Herrliche, die seinen ganzen Lebensweg beschienen, urteilte milder: daß auch hier alles gekommen, wie es kommen mußte, daß die eherne Notwendigkeit auch über diesem Leben gewaltet und Ring an Ring gefügt habe zu der Kette, die den Mann nun an den Schreibtisch im düsteren Stübchen gefesselt hielt, an ein unnützes, verbittertes Dasein. Er mochte immerhin jeden Schimmer solcher Erkenntnis abwehren, wie er sich ja in der traurigen Wollust der Selbstqual auch jeden anderen Trost fernhielt, aber die Sonne hatte doch Recht . . .

Freilich waren die ersten Ringe übergoldet und mit Blüten umwunden, um so anmutiger, je weiter sie zurückreichten!

Die Tage der Kindheit.

Wenn der einsame Mann nun daran dachte, dann wollte ihm die Wehmut um dies verlorene Paradies schier das Herz abdrücken. Aber auch in diesem Paradies hatte die Schlange nicht gefehlt. Es war scheinbar alles zum Besten bestellt gewesen im stattlichen Handlungshause zu Stuttgart; die Firma „Johann Georg Friedrich Münzers Erben" konnte sich sehen lassen, und nicht minder der Chef, Herr Leonhard Münzer. Ein gutes Haus und ein guter Mann, aber doch beide just nicht ungewöhnlich, nicht glänzend, mindestens nicht so glänzend, wie es Frau Hildegard Münzer, geborene Söllenhoff, gewünscht hätte.

Sie stammte nämlich wirklich aus der berühmten Familie Söllenhoff, welche dem deutschen Vaterlande so viele gelehrte Professoren und auch einen Dichter geschenkt hat; ihr Vater war der berühmte feinsinnige Ästhetiker Söllenhoff und sie selbst ein feinsinniges ästhetisches Mädchen, welches von irdischer Nahrung nur nippte, lange blonde Locken trug und Verse machte. Diese drei Thätigkeiten hatte sie denn auch ungestört bis in ihr dreißigstes Jahr fortgesetzt, weil man bekanntlich die Sterne nicht begehrt, sondern sich nur ihrer Pracht freut; Hildegard Söllenhoff wurde von jedem männlichen Individuum der kleinen Universitätsstadt bewundert, aber ein Freier fand sich nicht darunter.

Da kam einmal Herr Leonhard Münzer in Geschäften aus Stuttgart herüber und sah sie, und begehrte den Stern und bekam ihn ohne Schwierigkeit. Dies letztere war sehr begreiflich; die arme verblühte Gelehrtentochter hätte auf einen so wackeren, wohlhabenden Gatten kaum mehr rechnen dürfen; aber was den Kaufmann zu ihr gezogen, konnte nur der Reiz des Kontrastes gewesen sein, denn er war schwarz, wohlbeleibt, ein starker Esser und mit der neuesten Lyrik der Deutschen so wenig vertraut, wie ein Südsee-Insulaner. Weil jedoch viele diesen Grund nicht ausreichend fanden und seine Wahl bestaunten, so fand sich ein menschliches Wesen bewogen, die Wahl Hildegards zu bestaunen, und zwar so heftig, daß hierdurch das Gleichgewicht hergestellt war. Das war die Neuvermählte selbst, und weil der gute Leonhard sie wirklich liebte, nicht mit romantischer Glut, aber mit der Zärtlichkeit eines braven, schlichten Herzens, so bot er alles auf, dieses Staunen zu mildern.

Wenn sie klagte, daß sie sich in Stuttgart genau so fühle, wie Publius Ovidius Naso in Tomi, so verstand er sie freilich nicht ganz, und wenn er sie verstanden hätte, so wäre es ihm doch schwer gefallen, die harten Sitten der Nesenbach-Scythen im Handumdrehen zu mildern; aber was er thun konnte, geschah: er zog in sein Haus jene Gesellschaft, die seiner Frau genehm war, Dichter, Maler, Schauspieler und alle sonstigen ästhetischen Menschen von Stuttgart. Darüber lächelten die Scythen, aber die Beteiligten waren es zufrieden; Frau Hildegard söhnte sich mit der Mesalliance aus, und wenn Leonhard aus dem Comptoir nach Hause kam, so hinderte ihn die feinsinnige Menschheit, die er da beisammen fand, weder an der Befriedigung seines Appetits, noch an einem Schläfchen im Hintergrunde des Salons. Und als ihnen vollends ein schöner blonder Knabe geboren wurde, da steigerte sich die Zufriedenheit zur Seligkeit.

Frau Hildegard hatte nun vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben wirkliche starke Empfindungen, und auch Leonhard fühlte ein tieferes Regen im Gemüt, als je vorher. Dies brachte die beiden Gatten einander näher, die bisher in ihrem Seelenleben so getrennt gewesen, als lebten sie in verschiedenen Weltteilen; zwei Kinderärmchen hatten sich aus-

Digitized by Google

gestreckt und sie über den weiten Ozean einander zugeführt, und an dieser Wiege wurden sie eines Sinnes: daß es dieser kleine Bube gut haben sollte im Leben . . .

Und es ward ihm gut — was war dies für eine schöne, fröhliche, behütete Kindheit in dem stattlichen Hause der Königsstraße, in der schattigen Villa am Reinsburger Weg! Georg blieb der Einzige, aber deshalb fehlte es ihm doch nicht an Gespielen und jeglicher Lustbarkeit. Ja wohl, es war nicht zu verwundern, wenn dem einsamen Manne diese Kindheit als ein Paradies im Gemüt lebte, und daß er auch jetzt noch die Schlange nicht erkannte, war gleichfalls wohl begreiflich.

Denn es war eine glitzernde Schlange, und man mußte scharf zusehen, um zu erkennen, daß sie die Vergifterin dieser Jugend gewesen und nicht etwa ihr harmloser Schmuck.

Das war die eitle Verschrobenheit der Mutter. Frau Hildegard hatte sich darein gefunden, nur eben eines Kaufmanns Gattin zu sein, und daneben die Pythia aller zartfühlenden Naturen zwischen Nesenbach und Neckar, aber Georg sollte werden, wozu ihn das Söllenhoff'sche Blut in seinen Adern bestimmte: ein Dichter oder Denker, gleichviel was, aber ein berühmter „ästhetischer" Mann. So weit hatte noch ihre eigene Vernunft und die Willenskraft Leonhards vorgehalten, dem Kinde die frische Jugendluft nicht durch bleichsüchtige, verlogene Dressur zu verbittern; aber mit dem zehnten Jahre begann allmählich diese Dressur für das „Höhere". Allerdings sprach der Vater den Entschluß, seinen einzigen Jungen zum Kaufmann, zum Erben der alten Firma zu erziehen, mit solcher Entschiedenheit aus, daß sie nicht zu widersprechen wagte, aber daß Georg zunächst das Gymnasium absolviere, setzte sie doch durch.

Damit ist Zeit gewonnen, dachte sie, und inzwischen entfaltet sich das Genie gewiß so imponierend, daß selbst dieser Barbar es nicht wagen wird, es in sein Comptoir zu stecken!

War nun aber Georg wirklich ein Genie?

Frau Hildegard zweifelte nicht daran, und jedes langhaarige Stück Menschheit, welches sich an ihrer gastlichen Tafel wohl sein ließ, bestärkte sie in diesem Glauben — weil der Knabe gern Gedichte las und später auch Gedichte machte! Kein Zweifel, er hätte beides auch aus sich selbst heraus gethan, und seine Verse waren sogar für dieses Alter überraschend hübsch; in dem guten feinen Jungen steckte wirklich ein lyrisches Talent.

Aber just darum ward ihm diese Treibhausluft doppelt zum Unheil. Die künstliche Wärme ließ seine Begabung in ungesunder Frühreife emporschießen, und er selbst gewöhnte sich an diese berauschende, entnervende Luft und hielt sie für die wirkliche Atmosphäre des Lebens. Wenn Leonhard Münzer sich zuweilen in vertrautem Gespräche mit seinem Kassirer, dem alten Herrn Rösle, das Herz erleichterte, so pflegten beide, wie aus einem Munde, alle Verse der Welt in jene Gegend zu verwünschen, woher sie den Pfeffer bezogen; aber die Wackeren irrten.

Das Unglück lag weder in der deutschen Litteratur, noch im Talent Georgs, sondern in der Überschätzung, welche man an ihm großzog, und noch mehr in der Auffassung des Lebens: Dichten oder Dichtungen genießen, sei die einzig menschenwürdige Thätigkeit und alles sonstige Können und Wissen trockener, nüchterner Kram, mit dem sich ein solcher Begnadeter gar nicht abgeben dürfe. Es war wirklich nur der Begabung Georgs und daneben seinem vom Vater ererbten Pflichtgefühl zu danken, wenn er in der Schule denn doch etwas lernte und sein Abiturienten-Examen anständig erledigte.

Das war das Signal zur Entscheidungsschlacht: Comptoir oder Universität! — und Frau Hildegard hatte sich durch Einübung aller erdenklichen Nervenübel hierzu gerüstet. Aber Leonhard gab rasch nach, rätselhaft rasch, wie er denn überhaupt in letzter Zeit ein gedrückter, tranriger Mann geworden. Nur die eine Bedingung setzte er: daß Georg ein praktisches Studium betreibe, die Jurisprudenz.

Die Mutter fühlte, daß dagegen nichts einzuwenden sei, und so begnügte sie sich mit der Mahnung an den scheidenden Sohn:

„Laß den heiligen Quell nicht im Stanbe der Pandekten verrinnen, und daß Du mir auch die Poesie des Studentenlebens recht ergründest!"

Aber das war eine überflüssige Mahnung, und während der Doktor Münzer jetzt im einsamen Grübeln dieser Zeit gedachte, sank

Digitized by Google

sein Haupt noch tiefer auf die Brust, und die lichte Röte stieg ihm ins verhärmte Antlitz . . .

„Das „Vernischte“, Herr Doktor, und im Roman weiß ich heute keine Stelle, wo man besonders spannend abbrechen könnte.“

Der Brütende fuhr empor.

Es war der Faktor der Zeitung, der alte Becker; er nahm die Ausschnitte und legte den Abzug der Roman-Fortsetzung auf den Tisch. Der Redakteur überflog die Zeilen; es war das Werk eines weiblichen Genies, spielte abwechselnd in einem Mädcheninstitut und in einer Räuberhöhle, und hatte so viel Handlung, als man nur irgend für drei Pfennige pro Zeile liefern kann.

„Hier“, sagte der Doktor nach längerem Suchen. „„Edgars einzige Entschuldigung war, daß er die ganze Schwere seines Verbrechens nicht kannte, denn . . .“ Hier machen Sie einige Punkte und darunter: „Fortsetzung folgt“. Das ist doch spannend genug?“

„Na, und ob!“ rief der Faktor in ehrlicher Bewunderung. „Damit wird auch Herr Seuftinger zufrieden sein!“

„Ist er's sonst nicht?“

„Hm, er ist heute etwas launisch, etwas unruhig. Und ich fürchte“ — der Faktor beugte sich vertraulich vor — „es geht gegen Sie! Er läßt Ihnen sagen, Sie möchten heut nicht ans dem Büreau gehen, ehe er Sie aufgesucht hat, und dann hab' ich's deutlich gehört, wie er zu sich selbst sagte: ‚Die Sache muß endlich entschieden sein!‘ . . . Ach! Herr Doktor, er wird Ihnen doch nicht . . .“

„Kündigen?“ ergänzte dieser mit bitterem Lächeln, „ich glaube, nein; aber wenn auch, was läge daran?“

„Haben Sie eine andere Stelle?“

„Das findet sich, und wenn nicht, so giebt es ja eine Stelle, die Jedem offen steht! . . .“

Der Faktor ahnte den furchtbaren Sinn dieser Worte nicht. „Nun freilich,“ bekräftigte er treuherzig, „einem studierten Mann wie Sie kann es nirgendwo fehlen!“

Der Unglückliche war wieder allein.

„Auch dies noch!“ murmelte er. „Es wäre zu viel! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Himmlische und irdische Liebe.

Zur himmlischen sprach ird'sche Liebe
Als sie allein sich trafen einst:
„Wie wär' es, wenn ich bei Dir bliebe?
Ich bin so schlimm nicht, wie Du meinst.

„Du freilich brauchst Dich nicht zu schmücken,
Du brauchst kein rosig Prunkgewand,
Du kannst mit zartem Gruß beglücken.
O komm, o reiche mir die Hand!

„So selten kommen wir zusammen,
Komm' laß uns bei einander sein!
Behüte meine wilden Flammen!
Du bist so stolz, so lilienrein!

„Um mich ist nur ein süßes Schweigen,
Ein Abgrund dunkler Seligkeit,
Doch eine Demut ist mir eigen,
Die nur gewährt und nur verzeiht.

„Was meinen Freuden fehlt, ergänze!
Du darfst empor zum Himmel schau'n.
Auf meine duftberauschten Kränze
Laß Deinen Blick voll Seele thau'n.“

Hermann Lingg.

Mädchenlied.

Wie schaut ihr mit zitterndem Blinken
Hernieder in funkelnder Pracht,
Als wolltet ihr heimlich mir winken
Empor in die schweigende Nacht.

O laßt mich in blühenden Landen
Noch wandern, vergönnt mir die Frist,
Nur bis ich dem Einen gestanden,
O Sterne, wie lieb er mir ist.

Anna Klie.

Digitized by Google

Der Baumeister.

Vollendet heute ist das Haus —
Bescheiden trat ich nun heraus,
Wo ich gewaltet ohne Rast
Und bin nicht Herr mehr, bin nur Gast.
Der frohe Eigner zieht herein —
Mag's ihm zu Lust und Segen sein!
Doch wer auch drinnen herrschen mag,
Das Haus, das leuchtet hell im Tag,
Es ist doch mein und bleibt es auch.
Es wuchs von meines Geistes Hauch:
Wie ich es dachte, ich es sah,
So steht's durch meine Arbeit da.
Ich fühl' es recht, wie frohbewegt
Sich meine Schöpferkraft geregt,
Und sorgt' ich drum bei Tag und Nacht,
Ich hab es doch für mich gemacht.
Im neuen Haus, das stolz sich hebt,
Nun wohnt darinnen, ringt und strebt
Und werbt drin um des Glückes Lohn —
Ich habe meine Freude schon!

Friedrich Adler.

Der alte Soldat.

Ich heiße O'Kell' und ich hört' die Reveille
Von Birr bis Bareill', von Leeds bis Lahore.
In Hong-kong und Peshawur'
Lucknow und Elawah,
Was weiß ich, in Johore, und nach hunderten „pore“;
Manche Cholerazeit, und, ach! tief, und oh! breit,
Die Krankheit, das Leid auf dem Wege mir lag;
Alt und hin bin ich schon —
Man jagt' mich davon —
Und ein Shilling mein Lohn — Ei! Ein Shilling pro Tag!

Chor.

Ein Shilling pro Tag!
Potz Blitz und Schlag!
Glücklich, wer's hat: einen Shilling pro Tag!

Oh! Es macht mich halb toll, wenn ich's sagen Euch soll,
Wie der Kriegsruf erscholl von den Ghazi's einmal.
Wie verlassen wir ritten,
Wie verzweifelt wir stritten,
Was wir Elend erlitten — den Herrn war's egal!
Doch — was nützt's alte Leiern? Mein Weib, das geht scheuern,
Auch ich darf nicht feiern — als Dienstmann d'rum lauf' ich.
Habt Ihr nichts zu besorgen?
Seit frühestem Morgen,
In Hunger und Sorgen und Frieren wart' drauf ich!

Chor.

Gebt ihm den Brief,
Sonst geht's mit ihm schief!
Krim' alter Wachtmeister — rennt mit dem Brief!
Denkt nur an ihn,
Wie stolz er einst schien,
Denkt, was er jetzt ist, und . . .
God save the Queen!

Aus dem Englischen des Rudyard Kipling von Otto Sachs.

Die Cigarette.

Nach dem Sahrikadenkampf,
Den zu enden wir beordert,
Sahn wir, was im Pulverdampf
Für ein Opfer wir gefordert.

Ein Studentlein, junges Blut,
Von dem Tumult mitgerissen,
Hatte seinen freudigen Mut
Mit dem Leben zahlen müssen.

Von dem Haupt im Todesschreck
War geglitten sein Barettlein,
In dem Munde steckte keck
Ein frivoles Cigarettlein.

Von dem letzten Lebenshauch,
Den gekeuzt der Todeswunde,
Glomm sie noch mit blauem Rauch
Aus dem schlaffen, bleichen Munde.

Wie ein Opfer, dran das Herz
Gottes freudenvoll verweilte,
Sandte aufrecht himmelwärts
Sie des Rauches feine Säule,

Bis ein Wind, der frohen Muts
Eben ihre Glut erfrischte,
Sie in's Bächlein seines Bluts
Niederwarf, daß sie verzischte.

Seufzen mußt' ich, da im Glied
Wir versorgt die Bajonette:
Kaum entzündet, schon verglüht
Herz und Kampf und — Cigarette!

Hugo Salus.

Digitized by Google

Eine Frau in meinen Jahren.

Von Theodor Fontane.

„Erlauben Sie mir, meine gnädigste Frau, Ihnen Ihren Becher zu präsentieren . . ."

Die Dame verneigte sich.

„Und Ihnen auf Ihrer Brunnenpromenade Gesellschaft zu leisten. Immer vorausgesetzt, daß ich keine Verlegenheiten schaffe."

„Wie wäre das möglich, Herr Rat! Eine Frau in meinen Jahren . . ."

„Es giebt keine Jahre, die gegen die gute Meinung unserer Freunde sicher stellen. Am wenigsten hier in Kissingen."

„Vielleicht bei den Männern."

„Auch bei den Frauen. Und wie mir scheinen will, mit Recht. Ich erinnere mich eines kleinen anekdotischen Hergangs aus dem Leben der berühmten Schroeder . . ."

„Der Mutter der Schroeder-Devrient?"

„Derselben."

„Und was war es damit?"

„Eines Winters in Wien sprach sie von ihrem zurückliegenden Liebesleben und von dem unendlichen Glücksgefühl, all diese Thorheit nun endlich überwunden und vor den Anfällen ihrer Leidenschaft Ruhe zu haben. Und einigermaßen indiskret gefragt, wann sie den letzten dieser Anfälle gehabt habe, seufzte sie: vor zwei Monaten."

„Und wie alt war sie damals?"

„Dreiundsechszig."

„Also mehr als nötig, um meine Mutter zu sein. Und doch bleib' ich bei meinem Ausspruch: ‚eine Frau in meinen Jahren' . . . Aber wer war nur die stattliche Dame, der Sie sich gestern angeschlossen, um Sie als Cavaliere servente bis an den Finsterberg zu begleiten?"

„Eine Freundin, Baronin Aßmannshausen, und seit vorgestern Großmutter, wie sie mir selbst mit Stolz erzählte."

„Mit Stolz? Aber doch noch hübsch und lebhaft. Und dazu der feurige Name. Sehen Sie sich vor und gedenken Sie der Schroeder."

„Ach, meine Gnädigste, Sie belieben zu scherzen. Ich, für mein Teil, ich darf sagen, ich habe abgeschlossen."

„Wer's Ihnen glaubt! Männer schließen nie ab und brauchen es nicht und wollen es auch nicht. Soll ich Ihnen, blos aus meiner näheren Bekanntschaft, die Namen derer herzählen, die noch mit Siebzig in den glücklichsten Ehestand eintraten? Natürlich Kriegshelden, die den Zug eröffnen und schließen . . . Aber hier ist schon der Brückensteg und die Lindelsmühle. Wollen wir umkehren und denselben Weg, den wir kamen, zurückmachen oder gehen wir lieber um die Stadt herum und besuchen den Kirchhof? Er ist so malerisch und weckt der Erinnerungen so viele. Sonderbarerweise auch für mich. Oder besuchen Sie nicht gerne Kirchhöfe?"

„Grabsteine lesen nimmt das Gedächtnis."

„Dem ließe sich auf einfachste Weise vorbeugen: man liest sie nicht . . . Aber freilich, es giebt ihrer unter dem starken Geschlecht so viele, die sich überhaupt nicht gerne daran erinnern lassen, daß alles einmal ein Ende nimmt, mit anderen Worten, daß man stirbt."

„Ich für meine Person zähle nicht zu diesen, mein Leben liegt hinter mir und ich darf Ihnen ruhig wiederholen: ich habe abgeschlossen."

Die Dame lächelte still vor sich hin und sagte: „Nun denn also, zunächst um die Stadt und dann nach dem Kirchhof."

Digitized by Google

Und dabei passierten sie den Lindelsmühl-Steg und schlugen einen Wiesen- und Feldweg ein. Über ihnen zog Gewölk im Blauen und beide frenten sich des frischen Luftzuges, der von den Nüdlinger Bergen her herüberwehte. Hart am Weg hin blühte roter Mohn, und die Dame bückte sich danach und begann die langen Stiele zusammenzuflechten. Als sie schon eine Guirlande davon in Händen hielt, sagte sie: „Der rote Mohn, er ist so recht die Blume, die mir zukommt; bis Sechszehn blühen einem die Veilchen, bis Zwanzig Rosen und um Dreißig herum die Verbenen, an deren deutschem Namen ich klüglich vorübergehe. Dann ist es vorbei, man pflückt nur noch Mohn, heute roten und morgen vielleicht schon weißen Mohn und flicht sich Kränze daraus. Und so soll es auch sein. Denn Mohn bedeutet Ruhe."

* * *

So schritten sie weiter, bis der von ihnen eingeschlagene Feldweg wieder auf eine breite, dicht neben einem Parkgarten hinlaufende Fahrstraße führte. Platanen und Ahorn streckten ihr Gezweige weit über das Gitter hin, aus dem Parke selbst aber, der einem großen Hotel zugehörte, rollten in eben diesem Augenblicke junge Sportsmen auf die fast tennenartige Chaussee hinaus, Radfahrer, Bicycle-Virtuosen, die hoch oben auf ihrem Reitstuhl saßen und unter Gruß und Lachen vorüberfausten. Ihre kleine Köpfe, dazu die hageren, im engsten Tricot steckenden Figuren, ließen keinen Zweifel darüber, daß es Fremde waren.

„Engländer?"

„Nein Amerikaner," sagte die Dame, „meine täglichen vis-à-vis an der Table d'hote Und sonderbar, mir lacht immer das Herz, wenn ich sie sehe. Das frischere Leben ist doch da drüben und in nichts war ich mit meinem verstorbenen Manne, der ein paar Jahre lang in New-York und an den großen Seen gelebt hatte, so einig, wie in diesem Punkt und wir schwärmten oft um die Wette. Die Wahrheit zu gestehen, ich begreife nicht, daß nicht alles auswandert."

„Und ich meinerseits teile diesen Enthusiasmus und habe mich, eh ich ins Amt trat, ernsthaft mit dem Plan einer Übersiedelung beschäftigt. Aber das liegt nun zwanzig Jahre zurück und ist ein für allemal begraben. Amerika, weil es selber jung ist, ist für die Jugend. Und ich . ."

„ . . . habe abgeschlossen," ergänzte sie lachend. „Freilich, je mehr Sie mir's versichern, je weniger glaub' ich's., Sehen Sie, dort ist der Finsterberg, nach dem Sie gestern Ihren langen Spaziergang richteten und der Sie jetzt zu fragen scheint: ‚Wo haben Sie die Frau Baronin?' . . Wie hieß sie doch?"

„Ich denke, wir lassen den Namen und was den Finsterberg angeht, er sieht mich zu gut aufgehoben, um solche Fragen zu thun."

* * *

Unter solchem Geplauder waren sie bis an ihr vorläufiges Ziel gekommen und stiegen, an dem Bildstöckl vorbei, die Steintreppe zu dem Kirchhofe hinauf. In dem gleich links gelegenen Meßnerhause standen alle Thüren auf und auf Dach und Fensterbrett quirilierten die Spatzen.

„Ich übernehme nun die Führung," sagte die Dame. „Grabsteine lesen, so bemerkten Sie, nimmt das Gedächtnis. Gut, es soll wahr sein. Aber ganz kann ich es Ihnen nicht erlassen. Sehen Sie hier . . . Kindergräber; eines neben dem andern. Und nun lesen Sie."

Der Begleiter der Dame säumte nicht zu gehorchen und las mit halblauter Stimme: ‚Hier ruht das unschuldige Kind . . .' Aber kaum, daß er bis zu diesem Wort gelesen hatte, so trat er aus freien Stücken näher an den Grabhügel heran, um neugierig den vom Regen halb verwaschenen Namen bequemer entziffern zu können.

„O nicht doch" unterbrach sie lebhaft. „Hier ruht das unschuldige Kind', das reicht aus, das ist genug, und immer, wenn ich es lese, giebt es mir einen Stich ins Herz, daß gerade dies die Stelle war, wo die Preußen einbrachen, hier, durch eben dieses Kirchhofsthor, und das Erste, was sie niedertraten und umwarfen, das waren diese Kreuze mit ihrer schlichten, so herzbeweglichen Inschrift . . Aber kommen Sie, Kindergräber erzählen nicht viel und sind nur rührsam. Ich will Sie lieber zu Ruth Brown führen."

„Zu Ruth Brown? das klingt so englisch."

„Und ist auch so: Generalin Ruth Brown.

Digitized by Google

Übrigens ist die Geschichte, die sich an ihr Grab knüpft, und zwar ganz äußerlich an ihr Grab als solches, eigentlich die Hauptsache. Denken Sie, die Generalin hat hier eine Art Mietsgrab bezogen oder wenigstens ein Grab aus zweiter Hand."

„A second-hand grave?"

„Ja, so könnte man's beinah nennen. Dies Grab hier hatte nämlich ursprünglich einen anderen Insassen und war die leicht ausgemauerte Behausung eines bei Kissingen gefallenen Offiziers. Als dieser Offizier aber in seine, wenn ich nicht irre, westpreußische Heimat geschafft und die Gruft wieder leer war, wurde sie neugewölbt und neu gewandet und nun erst zog die Generalin ein. Es ist überhaupt ein Kirchhof mit beständig gestörter Ruhe, was niemand eindringlicher erfahren hat, als der hier . ."

Und dabei war die Dame von dem Grabe der Generalin an ein Nachbargrab herangetreten, aus dessen Inschrift ihr Begleiter unschwer entzifferte, daß der Sattlermeister Karl Teschner aus Groß-Glogau seine letzte Wohnung darin gefunden habe.

„Haben Sie gelesen?"

„Ja. Was ist damit?"

„Nichts Besonderes . . . Und doch ein Grabstein, den ich nie zu besuchen unterlasse. Sehen Sie schärfer hin und Sie werden erkennen, daß es ein zusammengeflickter Stein ist. Und das kam so. Den 7. Juli 65 starb hier (denn leider auch Kurgäste sterben) der Groß-Sattlermeister, dessen Namen Sie soeben gelesen haben und wurde den 10. desselben Monats an dieser Stelle begraben. Und genau ein Jahr später, ja fast auf die Stunde, schlug hier, vom Altenberg her, eine preußische Granate mitten auf den Grabstein und schleuderte die Stücke nach allen Seiten hin auseinander. Etwas unheimlich. Aber das Ganze hat doch, Gott sei Dank, ein versöhnliches Nachspiel gehabt, denn kaum daß die Glogauer Bürgerschaft von dem Grabsteinunglück ihres Groß-Sattlermeisters gehört hatte, so zeigte sie sich beflissen für Remedur zu sorgen und hat die Grabsteinstücke wieder zusammenkitten und alles in gute Wege bringen lassen. Eine Mosaik, die mehr sagt, als manche Musenmus-Mosaik. Aber nun bin ich matt und müde geworden und Sie müssen mich, ehe ich Sie freigebe, noch bis an meine Lieblingsstelle begleiten."

Es war dies eine von einer Trauereiche dicht überwachsene, ziemlich in der Mitte des Kirchhofes gelegene Bank, in deren unmittelbarer Nachbarschaft ein prächtiger und durch besondere Schönheit ausgezeichneter Granitwürfel mit Helm und Schwert hoch aufragte.

„Wem gilt es?"

„Einem Freunde. Ja, das war er mir. Und daß ich es gestehe, mehr noch als das. Und dann kam das Leben, um uns zu trennen. Aber diese frühesten Eindrücke bleiben, wenigstens einem Frauenherzen. Fast ein Menschenalter ist darüber hingegangen (ich war noch ein halbes Kind damals) und wär' ich gestorben, wie's mein Wunsch und meine Hoffnung war, so hätt' es auch auf meinem Grabsteine heißen dürfen: „Hier ruht das unschuldige Kind." Aber ich starb nicht und that was alle thun und vergaß oder schien doch zu vergessen. Ob es gut und ob ich glücklich war? Ich habe kein Recht zu Konfidenzen. Aber es wurde mir doch eigen zu Sinn, als ich vor drei Wochen zum ersten Male diesen Kirchhof betrat und nach so viel zwischenliegender Zeit und ohne jede Spur von Ahnung, welches Wiederfinden meiner hier harren würde, diesem Denkmal und diesem mir so teuren Namen begegnete."

„Was trennte Sie? Können Sie's erzählen?"

„Eine Frau in meinen Jahren kann alles erzählen, ihre Fehler gewiß und ihre Fehltritte beinah. Aber erschrecken Sie nicht, ich bin allezeit entsetzlich conventionell und immer auf der graden Straße gewesen, fast mehr als mir lieb ist. Es heißt zwar, die Straße sei zu bevorzugen und es mache glücklich, auf einen glatten Lebensweg zurückblicken zu können. Und ich will es nicht gradezu bestreiten. Aber interessanter ist der Rückblick auf ein conpiertes Terrain."

* * *

So sprachen sie weiter und während ihr Gespräch noch andauerte, hatte sich ihnen der alte Meßner genähert, zwei Stocklaternen in der Rechten und einen großen Kirchenschlüssel an einem Lederriemen über den Arm gehängt.

„Was giebt es?"

„Ein Begräbnis, gnädige Frau. In a Viertelstund' müssens da sein. A Kind wie

Digitized by Google

a Engel. Aber G'vatter Tod isch a Kenner un wenn er kann, nimmt er nichts schlechts. I werd' a paar Stühl' zurecht stelle für die gnädge Frau und den Herrn Gemahl."

„Nicht doch, Meßner, der Herr da ist nicht mein Gemahl. Er ist schon ein Witwer und hat abgeschlossen." Und dabei malte sie mit dem Sonnenschirm in den Sand.

„Hätt i doch g'dacht, Sie wär'n a Paar, un a stattlich's un glücklich's dazu, so gut passe Sie zusammen. Und so charmant; besonners die gnädge Frau."

„Aber Meßner, Sie werden mich noch eitel machen . . . Eine Frau in meinen Jahren . ."

„Ach, die Jahre sind nichts, das Herz ist alles. Und so lang es hier noch schlägt, hat keiner abgeschlossen. Abschluß giebt erscht der Tod. Aber da kummen's schon. Und's is Zeit, daß i geh un die Lichter ansteck."

Indem auch hörte man schon Gesang von der Straße her und nicht lange mehr, so sahen sie den Zug die Steinstufen heraufkommen, erst die Chorknaben, mit den Kerzen und Weihrauchbecken, und dann der Geistliche in seinem Ornat. Dahinter aber der Sarg, der von sechs Trägern, zu deren Seite sechs andere gingen, getragen wurde. Und hinter dem Sarg her kamen die Leidtragenden und zwischen den Gräbern hin bewegte sich alles auf die Kirchhofskapelle zu. — „Sollen wir uns anschließen?"

„Nein," antwortete sie. „Ich denke, wir bleiben, wo wir sind; es ist mir, als müßt' es mich darinnen erdrücken. Aber mit unserem Ohre wollen wir folgen, die Thür steht auf und die Luft ist so still. Und ich glaube, wenn wir aufhorchen, so hören wir alles."

Und dabei flog ein Schmetterling über die Gräber hin und aus der Kirche her hörte man die Grabresponsorien.

Er nahm ihre Hand und sagte: „Die Tote drinnen vorm Altar predigt uns die Vergänglichkeit aller Dinge, gleichviel ob wir in der Jugend stehen oder nicht. Uns gehört nur die Stunde. Und eine Stunde, wenn sie glücklich ist, ist viel. Nicht das Maß der Zeit entscheidet, wohl aber das Maß des Glücks. Und nun frag' ich Sie, sind wir zu alt, um glücklich zu sein?"

„Um abgeschlossen zu haben?"

„Es ist ein sonderbarer Zeitpunkt, den ich wähle," fuhr er fort, ohne der halb scherzhaften Unterbrechung, in der doch ein gefühlvoller Ton mitklang, weiter zu achten. „Ein sonderbarer Zeitpunkt: ein Friedhof und dies Grab. Aber der Tod begleitet uns auf Schritt und Tritt und läßt uns in den Augenblicken, wo das Leben uns lacht, die Süße des Lebens nur um so tiefer empfinden. Ja, je gewisser das Ende, desto reizvoller die Minute und desto dringender die Mahnung: nutze den Tag."

* * *

Als die Ceremonie drinnen vorüber war, folgten beide dem Zuge durch die Stadt und eine Woche später wechselten sie die Ringe. Verwandte, Freunde waren erschienen. Bei dem kleinen Festmahl aber, das die Verlobung begleitete, trat eine heitere Schwägerin an Braut und Bräutigam heran und sagte: „Man spricht von einem Motto, das Eure Verlobungsringe haben sollen. Oder doch der Deine, Marie."

„Kannst Du schweigen?" — „Ich denke."

„Nun denn, so lies."

Und sie las: ‚Eine Frau in meinen Jahren'.

Ständchen.

Wie die Biene summend um die Blumen schwirrt,
Wie des Windes Rauschen durch die Wipfel irrt,
Trage, Lied, zur Einen, der die Botschaft gilt,
Kunde von der Sehnsucht, die mein Herz erfüllt.
Honig trinkt die Biene aus dem Blütenmeer,
Grüßend flattern Blätter vor dem Winde her,
Und wenn sanft verklungen meines Liedes Ton,
Was, du Heißgeliebte, wird des Sängers Lohn?

„O dämpfe, Geliebter, der Stimme Ton!
Gern drückt' ich dir selber des Sanges Lohn,
Und eilte mit flüchtigem Fuß,
Kn's Gitter, zu liebendem Gruß!
Doch sonst war der Garten in Nacht gehüllt,
Heut liegt er von silbernem Glanz erfüllt,
Und einsam vergeht mir die Nacht,
Von spähenden Blicken bewacht.
Drum send' ich als Boten der Blüten Hauch,
Der Nachtigall Lied aus dem Kliederstrauch;
Du wirst sie, o Liebster, verstehn,
Bevor sie im Winde verwehn".

Martha Friedemann.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript

Preußens erster König.

Schauspiel in fünf Akten

von

Friedrich Roeber.

(Fortsetzung.)

Vierter Akt.

Erste Scene.

Im kurfürstlichen Schlosse.

Danckelmann, und Frau.

Danckelmann. Das Schicksal hat der Sterne Lauf verrückt.
Da man nun Oestreich sieht bedrängt und hört
Den Lockruf Frankreichs, kriechen sie hervor
Aus allen ihren Löchern, die Pygmäen.
Sie spreizen sich, es schwillt ihnen der Kamm.
Ich raste nicht, bis ich sie unter hab!
Ist dies der Christoph Dohna nicht, der kommt?
Könnt ich die ganze Sippe dieser Dohnas
Mit einem Schlag verderben!

(Graf Dohna tritt grüßend auf).

Dohna. Excellenz!

Danckelmann. Habt Eure Sendung ihr schon ausgerichtet
In Regensburg?

Dohna. Wie Ihr Euch überzeugt.

Danckelmann. Warum seid Ihr nicht länger dort geblieben?

Dohna. Nach meinen Wünschen bis zum jüngsten Tag
Wenn Eure Excellenz gestattet hätten
Die theuren Gasthaus-Rechnungen der Wirthe
Der kurfürstlichen Kasse einzusenden.

Danckelmann. Habt meine beiden Brüder Ihr gesehn?

Dohna. Bei ihnen auch gespeist einmal zu Mittag.

Danckelmann. Durch die Vertretung der kurfürstlichen Durchlaucht
Am dortigen Fürstentag sind mit Geschäften
Sie überladen und sie konnten wohl
Von Euch erwarten, daß Ihr, statt so bald
Zurück zu kehren, Eure Dienste ihnen
Gewidmet hättet.

Dohna. Excellenz!

Danckelmann. Ihr hättet
Nur Eure Schuldigkeit gethan und habt sie
Versäumt.

Dohna. Herr Ober-Präsident, mir scheint,
Daß die Personen Ihr in mir verwechselt.
Ich bin der Diener Eurer Brüder nicht,
Allein der Diener meines gnädigsten Herrn,
Des Herrn Kurfürsten.

Danckelmann. Graf!

Frau v. Danckelmann (ihn am Arme nehmend und fortziehend)
Komm, komm! ich bitte Dich,
Laß mich Dir sagen. — —

(Wenne tritt auf)

Folgt uns, lieber Wenne!
Ihr kommt gerade recht; wir haben genug
Der Feinde: seht, ob Ihr den Grafen Dohna
Für uns gewinnen könnt.

(Alle drei ab. Falz tritt auf).

Falz. Gnädigster Graf!

Dohna. Seid Ihr es, Meister Falz? — Im Reisekleid
Seht Ihr mich noch. In diesem Augenblick
Stieg ich aus meinem Wagen und nun ist es
Mir lieb, Euch hier sofort zu treffen.

Falz. Habt Ihr
Mir einen Auftrag mitgebracht, Herr Graf?

Dohna. Vom Erzbischof von Köln, — eine Medaille
Auf seinen Einzug in das kölnische Erzstift;
Auch andres noch. Ich hoffe, daß Ihr meiner
Empfehlung Ehre macht. Was schnittet Ihr
Zuletzt?

Falz. Ich dürft's nicht zeigen; — eine Medaille
Im Auftrag Seiner Excellenz, des Herrn
Von Danckelmann; er zeigte sehr zufrieden
Sich mit der Arbeit.

Dohna. Das ist sonderbar.
Für Seine Excellenz? ich säh sie gern.
Was hat er Euch dafür bezahlt?

Falz. Er will
In seinen Schutz mich nehmen und mich weiter
Empfehlen.

Dohna. Da seid Ihr sehr reich bezahlt!
Kommt, ich begleite Euch in Eure Werkstatt,
Dort zeigt sie mir.

Falz. Es wäre vergeblich, Herr,
Weil ich sowohl den Stempel wie die Stücke
An Seine Excellenz abliefern mußte.

Digitized by Google

Dohna. Und keinen Abdruck habt Ihr für Euch selbst Zurück behalten?

Falz. Darf ich darauf bauen,
Daß Ihr mich nicht verrathet, Herr, ein Stück
Zu Bronze.

Dohna. Kommt, Ihr werdet mich nicht los.

Falz. Damit es in unrechte Hände nicht
Gelange, trag ich's stets in meiner Tasche.
Hier ist's, gnädigster Herr!

Dohna. Fürwahr, vortrefflich!
Ihr sollt mir's überlassen, Meister Falz.

Falz. Wenn er's erführe!

Dohna. Schätzt es so, als wär es
Von Gold.

Falz. Ihr treibt nur Euern Scherz mit mir.
Fünfzig Dukaten, Herr.

Dohna. Das Stück ist mein.
Holt morgen Euch das Geld in meinem Hause.
(Geht mit der Medaille in den Hintergrund).

Falz. Versprechungen sind eitel Wind. Auf bloße
Versprechungen des Ober-Präsidenten
Beläm ich nicht ein falsches Groschenstück
Geborgt von einem Christen oder Juden.
Doch zehr ich nicht von Luft. Dem Hungrigen
Darf man ein Brod nicht in Verwahrung geben;
Ich thu' nichts unrechts, sorg ich für die Meinen.
(ab, **Wenne** kommt).

Wenne. Herr Graf, Euer Diener. Ich bin höchst erfreut,
Euch wieder zu begrüßen in Berlin.
Ich weiß, der Ober-Präsident ist Euch
Bereits begegnet.

Dohna. Und hat mich, ich weiß nicht
Für wen, für was gehalten.

Wenne. Darum eben
Schickt Excellenz mich zu Euch, weiter Graf,
Mit seinen dringenden Entschuldigungen.
Ihr möchtet seine Worte nicht für seine
Gedanken nehmen; viel Verdruß und Aerger
Der letzten Tage hat ihm das Konzept
Etwas verwirrt.

Dohna. So will ich von ihm denken,
Daß er die schönsten Dinge von der Welt
Mir hätte sagen wollen; ich bin nicht
Gewohnt, dergleichen Dinge nachzutragen.

Wenne. Der Wunsch von Seiner Excellenz geht höher,
Mein werter Graf; zu seinen Freunden möcht er
Euch zählen. Alles hier am Hofe ist,
Wie's selber Euch bekannt, nur eine große
Intrigue, nur Kabale, Tromperie,
Die ihn verfolgt, weil ihm das Wohl des Staates
Mehr gilt, als selbst die Neigungen und Wünsche
Des Fürsten und der Fürstin.

Dohna. Ist das so,
Dann ist der Ober-Präsident mein Mann.

Wenne. Ich hab es ihm schon lange ausgesprochen,
Daß Ihr sein Freund seid. Darauf kommt's nun an,
Die Fäden der Intrigue bloß zu legen.
Ihr seid vertraut mit allen, geltet gar
Als ein vertrauter Freund der Kurfürstin,
Und glaubt den Ober-Präsidenten selbst
Euch wenig nur geneigt.

Dohna. Und anders auch
Hat er bisher sich nicht gezeigt.

Wenne. Drum eben
Wird keiner ein Geheimnis vor Euch haben.
Ihr seht in alle Karten und Ihr könnt
Der Excellenz die größten Dienste leisten,
Wenn über alles, was in jenen Kreisen
Gesprochen und geplant wird — —

Dohna. Ach, — Ihr wollt
Mich zum Spionen machen!

Wenne. So ist's nicht
Gemeint, Herr Graf.

Dohna. Ich soll Aushorcher werden!
An allen, die ihr Innres vor mir aufthun,
Ein schändlicher Verräter!

Wenne. Laßt Euch erklären — —

Dohna. Seh ich wie einer Eures Gleichen aus?
Geht mir nur, geht! Sagt ihm, auf solch ehrlose
Bedingung sei der Dohna nicht zu haben.

Wenne (für sich) Nun weiß der Danckelmann von ihm genug.
(ab. **Wilm** kommt)

Dohna. Wohin so eilig, Wilm?

Wilm. Als wärt herunter
Vom Himmel Ihr geschneit, Herr General

Dohna. Wie geht Dir's, Wilm?

Wilm. Wilm lacht und weint zugleich.
Wilm lacht, weil seine Frau davongelaufen,
Und weint, weil sie sein Geld hat mitgenommen,
Und fürchtet sich, daß sie zurück wird kehren,
Doch ohne Geld. Wilm muß zum Goldschmied jetzt,
Daß er den Knopf auf diesem Läuferstab
Mir neu vergolde. Seine Durchlaucht sind
Voll übler Laune und Wilms Rücken hat es
Gefühlt, daß auf dem Knopf kein Gold mehr ist.
Nun sollen es von mir die Hunde fühlen,
Wenn sie den Pferden an die Beine wollen.

Dohna. Lief Dir solch bellender Köter selber nach,
Um Dich zu beißen —

Wilm. Meiner Treu, dem gäb
Ich einen Tritt, daß er davonlief.

Dohna. Wär's nun
Ein großer Köter, den Du fürchten müßtest?

Wilm. Dem schlüg mit diesem schweren Knopfe Wilm
Den Schädel ein.

Dohna (halblaut für sich) Und statt des Knopfes thut
Es die Medaille auch.

Wilm. Wie meint Ihr, Herr?
O, Wilm versteht Euch. Es giebt viele Köter,
Wilm könnte mehr Euch sagen, denn die Durchlaucht
Ist übler Laune solchen Köters halber. —
Ich muß zum Goldschmied; gleich bin ich zurück.
(ab.)

Dohna. List wider List! Wer mir ein Bein will stellen,
Dem stell ich selbst ein Bein. Ich bin kein Lamm,
Das sich vom Wolf geduldig fressen läßt.
Im Kriege nutzt man jeden Vorteil aus,
Will man nicht selber sich verloren geben,
Und fragt nicht, ob das Mittel, das man braucht,
Hat guten oder schlechten Beigeschmack. —
(**Kurfürstin** und **Albrecht** kommen.)

Digitized by Google

Die Kurfürstin! — ihr Antlitz scheint bekümmert,
So darf ich nicht sie zu begrüßen wagen.
(ab.)

Kurfürstin. Wie es mich schmerzt und wie ich mit Dir fühle
Und mit dem armen Kinde, dem die Ströme
Der Thränen doch den Busen nicht erleichtern;
Mir fehlt das Wort dafür. All meine Bitten
Waren umsonst. Er hatte an den König
Von England schon geschrieben und befizt
Auch schon die Antwort, die voll Eifers eingeht
Auf seinen Plan, ja, ihm die Namen schon
Von einigen jungen Damen nennt aus großen
Mächtigen Häusern. Sieh, er kommt. Willst Du
Ihn selber bitten, möge Dir der Himmel
Die glühenden Pfeile auf die Zunge legen,
Die in das Herz ihn treffen.

(Der Kurfürst kommt. Albrecht wirft sich ihm zu Füßen.)

Albrecht. Fürst und Bruder!

Kurfürst. Nicht so, Albrecht, steh auf!

Albrecht. Nicht eher, bis Ihr Mich habt gehört!

Kurfürst. Nein, nein! Ich hör Dich nicht,
Stehst Du nicht auf.

(Albrecht erhebt sich)

Was Du mir sagen willst,
Ich weiß es alles.

Albrecht. Nein, Ihr wißt es nicht!
Wer im Besize alles Glückes ist,
Dem in den Schoß mit vollen Händen es
Die Götter warfen ohne Kampf und Mühe:
Er weiß nicht, wie dem Armen ist zu Mut,
Der allem Glück entsagen soll. Wie kennt
Der Reiche die Entbehrungen der Armut?
Noch der, dem ruhig
Das Herz schlägt, wie uns Leidenschaft zerreißt!

Kurfürst. Uns wird Vernunft, die Leidenschaft zu zügeln;
Sonst wird, ein ungetümes Roß, den Reiter
Sie in's Verderben rennen. Denke nicht,
Es wär mir Lust, mein Bruder, den Tyrannen
An Dir zu spielen. Hör nur dies von mir:
Die vom Geschick wir sind so doch gestellt,
Weit über alles Volk, es hat dafür
Verlangt von uns zum Opfer, was der Niedre
In Anspruch nimmt als sein natürlich Recht.
Uns ist verwehrt zu leben wie der Bürger,
Der nur der eignen Neigung folgt; wir sind
Knechte des Staates, den wir selbst regieren.
Gezwungen stets, auf seinen Vorteil nur
Bedacht zu sein und schmerzvoll hinzugeben,
Was für uns selber wir ersehnen. So nun
Von Dir auch fordre ich für Brandenburg
Dein Opfer, Albrecht, denn so sehr sind wir
Bedroht in unserm Glauben, daß wir uns
Nicht fest genug zusammen schließen können.
Und wär ich auch geneigt, Dir zu willfahren,
Ich kann nicht mehr zurück, weil die Verhandlung
Zu weit schon ist gediehen.

Albrecht. Nicht zurück?
Ihr hättet mich verhandelt schon? Zu allem
Könnt Ihr mich zwingen, — nicht, daß Ja ich sage,
Zum Lügner werd und meine Ehr verwirke!
Nehmt meinen Kopf, — mein Herz geb ich Euch nicht!
Die Rechnung, die Ihr aufgestellt, ist falsch!
Mit wem wollt das Geschäft Ihr machen, Bruder?
Mit ihm, dem König Wilhelm, der in Ryswyk
Euch schändlich hintergingt? Der treulos abfiel
Von dem beschworenen Bündnis und für sich,
Zu seinem Nutzen, Frieden schloß mit Frankreich?
Ihr wart nur sein Vasall in seiner Schätzung,
Und deshalb nur geht er mit solchem Eifer
Auf Euern Vorschlag ein, weil meine Heirath
Noch mehr zu einem Diener Brandenburg
Erniedern soll.

Kurfürst. Bei Gottes Wort, Albrecht!
Das würde nun und nimmermehr geschehn!
In Ryswyk ist mir vieles dunkel noch.
Ich will den Baron Schmettau herberufen,
Den zu den Friedens-Unterhandlungen
Dem Danckelmann ich beigestellt; er soll
Bericht mir geben. Deine eigne Sache
Erwäg ich bei mir selbst. Wir beide müssen
Der Forderung uns beugen, die das Wohl
Des Landes stellt. Darnach entschließ ich mich,
Und sei es Dir zu lieb, sei's Dir zu leid:
Gedenke Deiner Hohenzollern-Pflicht.
So gehe nun.

(Markgraf ab).

Kurfürstin. Albrecht hat Recht. Wenn Ihr
Den Vetter wollt zu Eurer Stütze machen,
Der egoistisch und höchst undankbar
An sich nur denkt und für sich selbst nur sorgt,
Der, Liebden, Euch, dem er doch alles schuldet,
Mißachtet und Euch übel will: so habt Ihr
In Eurer Hand nur ein zerbrechlich Rohr.
Mich soll es wundern, ob nicht andre Dinge
Uns noch zu Ohren kommen. Danckelmann,
So hört ich es, war stets in Ryswyk um ihn.
Sein Günstling und Vertrauter, — ebenso
Des Grafen Kaunitz, — mehr in Englands Dienst
Und in dem Dienste Oestreichs, als in Eurem.
Ihr redet's mir nicht aus: er ist ein Judas!
Und er allein hält Oestreich noch zurück
Sonst wär es toll, zu zögern, wo sich stets
Mehrt die Gefahr.

Kurfürst. Wenn es so wäre, Lotte! — —
Mir gäbe Frankreich alles, wollt ich nur — —
Nein, nichts davon! Was ist es, das in Wien,
Mir so entgegen wirkt? Mit jedem Tag
Erwart ich Nachricht. Tag um Tag verrinnt — —
Ich werde krank davon.

Kurfürstin. So schüttelt ab
Die Schlange Danckelmann und Ihr genest.

Kurfürst. Ich kann's nicht glauben, Lotte, hätt ich auch
Sonst Grund genug. Die Bibel sagt: Wenn dich
Ein Auge ärgert, reiß es aus! Er war
Mein Auge und hat mich genug geärgert.
Wer aber kann dem Spruche folgen, ohne
Der Schmerzen zu gedenken, die es schafft?
Reiß Dir das Auge aus! Wer ist so kühn

Digitized by Google

Und sucht nach Salben nicht, es noch zu retten?
So laß auch mich nach einer Salbe suchen.

(Kornmesser kommt).

Kornmesser. Der Ober-Präsident.

Kurfürstin. Ich kann den Anblick
Nicht mehr ertragen.

(ab).

Kurfürst. Laß herein ihn kommen.

(Kornmesser ab, Danckelmann tritt ein).

Kurfürst. Habt Nachricht Ihr von Wien? Ich
brenne drauf!
Will man die schuldigen Subsidien-Gelder
Mir endlich zahlen und die schuld'ge Krone
Für Schwiebus?

Danckelmann. Nur erneuertes Begehren
Und dringende Bitte, daß Ihr Eure Macht
Zur Unterstützung Seiner Majestät
Sofort bereit stellt.

Kurfürst. Danckelmann, beim Himmel,
Meine Geduld ist nahezu erschöpft!
Wenn meine Antwort nun die Allianz
Mit Frankreich wäre?

Danckelmann. Als deutscher Fürst —

Kurfürst. Schon hat
Baiern sich ihm verbündet gegen Oestreich.
Versteht so wenig man in Wien den Ernst?
Glaubt, daß ich tanzen müsse an der Spree
Wie an der Donau man die Flöte bläst?
Hält gar für einen Hampelmann mich nur,
Der Arm und Beine in Bewegung setzt,
Wie man am Strick ihn zieht? Was würdet Ihr
Antworten, Danckelmann?

Danckelmann. So übermächtig
Sind die Verhältnisse, daß sie zuletzt
Euch zwingen, daß zu thun, was jetzt Ihr weigert.
So thut es jetzt aus Euerm freien Willen
Und Ihr verpflichtet Oesterreich zum Dank,
Statt daß Ihr es verbittert, Euch zum Schaden.

Kurfürst. Und soll verzichten auf die Anerkennung
Der Königskrone, den Ersatz für Schwiebus?

Danckelmann. Wär auch der Wiener Hof dafür
gestimmt,
Sie scheitert an dem Widerspruch des Papstes.
Daraus schreibt sich die Zögrung her und daraus
Folgt die Unmöglichkeit zuletzt. Warum
Legt solchen Wert Ihr auf ein Ding, das nichts ist,
Auf eine Krone, die Euch Geld nur kostet
Und nichts bedeutet? Meine Meinung ist
Es nicht allein. Ich habe Euern Räten
Die Frage vorgelegt; ist's Euch genehm,
Ihr Gutachten, durchlauchtigster Herr, zu hören:
Sie stehn bereit.

Kurfürst. Ich gab Euch keinen Auftrag.
Doch ist's geschehen, gut, so mag es sein.

Danckelmann (an die Thür tretend) Die Herrn Minister!

(Grumbkow, Meinders, Ilgen, Fuchs treten ein. Grumbkow hält ein Papier in der Hand.)

Kurfürst. Ihr, alter Grumbkow? — Ilgen, Fuchs, —
ist dies
Euer Elaborat.

Grumbkow. Mein Fürst!

(schickt sich an zu lesen.)

Kurfürst (ihm das Papier aus der Hand nehmend) Nein, gebt,
Laßt selbst mich sehn, was Ihr für Gründe habt.
Ist's möglich? — O, — erstaunlich ganz und gar!
Gründe für Kinder. — Widerstand der Mächte, —
Von allen Seiten große Hindernisse, —
Zu schwere Lasten für das Volk, — in Summa — —
Gott's Wort! Wer schrieb mir das? Wer unter Euch
Vergaß der Ehrfurcht so, die er mir schuldet,
Mir diese plumpen Worte in's Gesicht
Zu werfen, daß ein preußisches Königtum
Die platte, lautere Unmöglichkeit
Und nichts sei als Chimäre! — Sprecht, Grumbkow,
Wuchs das in Euerm Kopf? in Euerm, Meinders?
In keinem von Euch? Doch will ich es wissen,
Von wem es stammt und wer Euch die Chimäre
Hat eingeblasen?

Grumbkow. Der Ober-Präsident.

Kurfürst. Ich wußt es schon, noch eh Ihr es gesagt.

Danckelmann. Durchlauchtigster Fürst!

Kurfürst. Still, Danckelmann, nicht jetzt.
Ich suche Euren Namen, Fuchs; — habt Ihr
Nicht unterzeichnet?

Fuchs. Eure Durchlaucht, nein!
Weil ich in allem andrer Meinung bin.

Danckelmann. Der Herr ist andrer Meinung stets.
Der Herr
Scheint nicht zu wissen, daß nicht andre Meinung
Darf ein Minister haben, als die Meinung
Des Ober-Präsidenten. Wenn der Herr
Ist so versessen auf die eigne Meinung,
So würd' dem Herrn ich raten, abzutreten,
Denn mit verschiedenen Meinungen ist nicht
Der Staat zu leiten.

Fuchs. Nun, ob es dem Herrn
Gefällt, ob nicht, so habe ich die Meinung,
Daß längst der kurfürstlichen Durchlaucht hätte
Die Königskron' gebürt, weil nicht ein Fürst
In Deutschland sich an Macht und Landgebiet
Ihm kann vergleichen, — weil sein siegreich Schwert
Die Schale an der Wage, darin er
Es wirft, zum Sinken bringt; und mög's dem Herrn
Gefallen oder nicht, so sag ich ihm
Daß um die Frucht der brandenburgischen Siege
In Rhswyk Seine kurfürstliche Durchlaucht
Schändlich betrogen wurde, daß die Krone
Dem Herrn vor Augen auf dem Tische lag
Und er sie liegen ließ! Gefall es ihm,
Gefall's ihm nicht, — ich hätte eher mir
Die Zunge abgebissen, als dafür
Gestimmt, dem Kaiser Schwiebus hinzuwerfen!
Und jetzt stimm ich dafür, daß nicht ein Mann
Und nicht ein Pferd Oestreich bewilligt werde,
Bevor es förmlich nicht die Anerkennung
Des preußischen Königtums hat ausgesprochen,
Denn also sind die Dinge jetzt gestellt,
Daß Oestreich nicht ein Stück der spanischen Erbschaft
Erlangen wird, hält Brandenburg sich abseits.
Und will der Herr mich zur Verantwortung
Um diese meine Meinung ziehn, so steh' ich
Ihm mit den Waffen Rede!

(einen Schritt auf Danckelmann zutretend)

Digitized by Google

Kurfürst. Ein Duell?
Ihr fordert zum Duell, Minister Fuchs,
Da Ihr doch wißt, daß ich Duelle nicht
In meinen Staaten dulde? In's Gefängnis
Müßt ich Euch schicken, — doch ich halt' es Euch'
Zu gute, Fuchs, und sag' Euch meinen Dank!
(reicht ihm die Hand).
Fuchs (die Hand küssend)
Gnädigster Fürst!
Kurfürst. Kornmesser!
(Kornmesser tritt ein, der Kurfürst reicht ihm das Papier).
Hier, nimm dies
Unnütze Stück Papier, wirf's zum Verbrennen
In den Kamin, oder gebrauch es sonst,
Wofür Du's werth hälst.
(zu den Ministern).
Seid in allen Gnaden
Für heut entlassen.
(die Minister und Kornmesser ab).
Ihr nicht, Danckelmann,
Ich hab' mit Euch zu reden, nur laßt erst
Zur Ruh mich kommen, denn geschüttelt wurd' ich,
Daß sich das unterste nach oben kehrte.
(geht einigemale auf und ab)
Hier ist es warm, — däucht Euch nicht auch?
Danckelmann. Sehr heiß.
Kurfürst. Oeffnet das Fenster, Danckelmann, so strömt
Uns frische Luft herein.
Danckelmann. Kornmesser!
(Kornmesser tritt ein).
Kornmesser. Was
Beliebt Eu'r Gnaden?
Danckelmann. Schließt das Fenster auf
Nach dem Befehl der kurfürstlichen Durchlaucht.
(Kornmesser öffnet das Fenster und geht ab).

(Fortsetzung folgt.)

Charfreitag.

Der Abendandacht letzte Orgelklänge
Verhallten schwach; gleich einem Strome trieb
Den Pforten zu die tausendköpf'ge Menge,
Ich stützte mich, zum Schutz vor dem Gedränge
An eines Pfeilers Säulenschaft, und blieb.

Verdunkelt ward der strahlenreiche Lüster,
Am Hochaltar, umhüllt von schwarzem Sammt,
Verlöschte alle Kerzen still der Küster,
Das Schiff des Domes stand im Schattendüster,
Nur in der Kuppel hoch ein Kreuz noch flammt.

Es leuchtete durch Dunkelheit und Schweigen
Gleich einem Strahl, vom Himmel selbst gewährt —
Der Gottheit und des Leidens ewig Zeichen,
Vor dem der Finsternis Dämonen weichen,
Das mild der Menschheit Schmerzensnacht verklärt!

Verklärt? Gewiß, zum Kreuz hebt sich auf Schwingen
Empor von Gräbern heil'ger, stummer Gram —
Doch läßt sich auch Gewissensnacht durchdringen,
Verfehlten Lebens Bitternis bezwingen,
Das nie zum Ziel gewalt'gen Ringens kam?

O Menschenloos! sich unablässig sehnen
Nach schönem Glück, nach reiner Harmonie,
Und nichts als Schuld zu ernten oder Thränen!
Die heiße Stirne bergend anzulehnen —
Sank ich in einen Kirchenstuhl auf's Knie.

Nach langer Zeit sah ich empor erst wieder,
So schaurig einsam ist's in Grüften wohl!
Ich hob die thränenmüden Augenlider,
Noch immer strahlte ruhig auf mich nieder
Das Kreuz, der Schmerzen ewiges Symbol.

K. Godin.

Homer.

Aufs Neue stets laß ich zur Frühlingszeit
Vom Zauber deiner Lieder mich umspinnen,
Du hehrer Greis, — Jahrtausende verrinnen,
Doch deine Stirn umglänzt Unsterblichkeit.

Zu der Kalypso Grotten führ' mich heut,
Erzähl' mir von der Heliostochter Minnen,
Zeig' mir Nausikaa, wie sie das Linnen
Am Strome wusch, so hold und frohbereit.

Sag' mir . . . Nein, sage Nichts. Voll feiler Spötter
Ist unsre Welt, sie sind wie Cumae's Richter*)
Bös' sind die Könige, häßlich sind die Götter.

Heut fänd'st du keinen Glaukos, armer Dichter,
Und wollt'st du singend durch die Lande streichen,
Dir würde niemand einen Heller reichen.

Aus dem Italienischen des **Giosuè Carducci** von **Valerie Matthes.**

*) In dem, Herodot zugeschriebenen Leben Homer's wird erzählt, daß der Dichter der Stadt Cumae angeboten habe, sie in seinen Liedern zu feiern, wenn sie für seinen Unterhalt sorgen würde, worauf ihm zur Antwort ward, daß der Senat zuviel zu thun hätte, wenn er alle blinden Sänger füttern wollte. Auf Chios gelandet wurde der Dichter von dem Ziegenhirten Glaukos aufgenommen. Anm. d. Dichters.

Digitized by Google

Erotikon.

Novelle von Gertrud Franke-Schievelbein.

(Schluß.)

„Marsch!“ zischte der Vater ingrimmig, zwickte die beiden Großen noch einmal so recht voll verbissener Wut an den Ohren und wischte dem aufheulenden Kleinen mit der flachen Hand Eins über den Rücken. „Und nun noch einen Mucks, Ihr —“

Die Faust schüttelnd sah er ihnen nach, bis sie in anerkennenswerter Geschwindigkeit hinter der Thür verschwunden waren. Dann wandte er sich mit ausgestreckter Hand zu Luisen.

Sie kannte das trübselige Gesicht kaum wieder, wußte auch gleich, daß es nichts Gutes bedeuten könne, wenn August Dehns humorvoller Fatalismus, der die Unarten der Kinder wie ein unabwendbares Naturereignis hinzunehmen pflegte, ihm abhanden gekommen war. Ja, da er ihr nicht einmal die Hand schüttelte, sondern nach einem kurzen, heftigen Druck sie wieder freigab, fragte sie erschüttert: „Was ist's denn? Steht's denn schlimm? Liegt sie im Bett?“

„Schlimm?“ — .

Er zuckte langsam die Achseln. „Was unser alter Sanitätsrat ist, der sie von klein auf kennt — na — man märkt's ja — will mich nicht mit der Sprache raus — aber was Gut's hält er mich hinterm Bärje. — Hat schon immer von „Nervenleiden“ gemuckt, als das Kind noch aussah wie's Leben selber. Erbarmen Sie sich! Nerven! Ich glaube nich an Nerven! Kenne meine Brut! — Wie sie dazumal von der letzten Stunde nach Hause gekommen ist, da hat sie sich an den verd . . . Klimperkasten gesetzt — und — hatte nich gesehn! — — Na! — Mädel! ruf' ich, Du spielst Dir ja die Seel' aus'm Leibe! Da sieht sie mich an — mit Augen — —! „Das will ich ja grade!“ kreischt sie auf. Erbarmen Sie sich! Und weiter — man dünkt, 's Klavier hält's nich aus. 'N paar Saiten springen auch und Mutter und ich stehn dabei; Mutter weint, ich schälte und fluche — na, meine Brut! Sie hört ja nicht. Nach drei Tagen hatten wir dann die Bescheerung: frühmorgens fanden wir sie ganz erstarrt in ihrem dinnen Neckchen auf dem Teppich — 's friert ja schon Stein und Bein des Nachts — die Arme lahm — den scheensten Rhaimatismus. Und jetzt — erbarmen Sie sich! — ist er auch auf die Füße geschlagen. Sie kann nicht mehr rächt vorwärts — ach Fräulein! 's is 'n Eländ!“

Und August Dehn zog sein rotseidenes Taschentuch, das dem Umfang nach eine kleine Tischdecke sein konnte, und schien mit einem plötzlichen Schnupfenanfall zu kämpfen. Dann fuhr er wie unabsichtlich über Stirn und Augen, steckte das Tuch, nachdem er es sorgsam zusammengeballt, in die tiefe Tasche seines Schlafrocks und rief mit sonderbar klingender, heiserer Stimme ins Nebenzimmer hinein:

„Mutter!“

„Die hat gut nach Ihnen lamentirt,“ wandte er sich wieder an den Gast. „Was die beiden Kleinsten sind, erbarmen Sie sich! die haben nämlich den Stickhusten. Und die Hilde, die will kein fremdes Gesicht sehn. Da hat sich Mutter bald zerrissen — jetzt oben — dann wieder unten — und dazu die andern Rangen — festbinden kann man sie doch nicht — und die Hilde, das arme Ding, kann keinen lauten Ton vertragen — Mutterchen, das Fräulein —“

Die kleine Frau war eingetreten. Sie hatte

Digitized by Google

rotgeweinte Augen und einen wehleidigen Zug um die dünnen, zuckenden Lippen. Aber sie unterdrückte tapfer ihre Thränen, gab Luisen die Hand und bat sie mit ihrer kläglichen Stimme hinauf zu kommen. Oben vor Hildes Thür aber besann sie sich.

„'S ist besser, wenn Sie mit ihr allein sind — Fräulein Luise — das Kind hat was auf dem Herzen — vielleicht sagt sie's Ihnen — die Nerven sind's nicht allein — es sitzt tiefer — —"

Sie drückte Luisens Hand, sah mit ihrem hilflosen, flehenden Blick demütig in deren Gesicht und hastete die Treppe hinab, da unten nach ihr gerufen wurde. —

Leise drückte Luise die Klinke herab.

Hilde saß zusammengesunken in einem tiefen Lehnstuhl am Fenster, in ihrem alten schwarzen Kleide, mit dem zerwühlten, aufgelösten schwarzen Haar, den stieren Blick auf den Boden geheftet, die weißen Hände schlaff auf den Knieen zusammengelegt. Eine so erschütternde Leidensgeschichte stand auf dem blassen Gesicht, daß sich's Luisen wie ein Krampf körperlich schmerzhaft ums Herz legte. Sie würgte mühsam die Thränen hinab, eilte auf sie zu und umschlang die zarte, hilflose Gestalt.

„Hilde! Mein liebes armes Kind!"

Ein jähes Erwachen wie aus tiefem, tiefem Schlaf, dann ein Schrei, der Luisen durch Mark und Bein ging. Sie wollte die Arme um die Freundin schlingen — aber lahm und kraftlos sanken sie herab. Und nun brach es hervor, Laute, die aus keiner menschlichen Brust zu kommen schienen; gurgelndes, schreiendes Lachen, wildes Schluchzen, dazwischen abgebrochenes, rauhes, unverständliches Stammeln.

Luise faßte sich gewaltsam. Sie streichelte sanft das wirre Haar, hob den schmal gewordenen Kopf am Kinn empor und sah freundlich und ermutigend in die unheimlich großen Augen der Kranken.

Hildes Stirn glühte, um Schläfen, Wangen und Lippen zuckte es von peinvoller fieberischer Unruhe.

„Ich habe mich todgesehnt nach Dir, Luise," flüsterte sie mit brennenden Augen. „Warum kamst Du nicht?"

„Meine Mutter war krank, dem Tode nahe."

„Dem Tode nahe —" wiederholte Hilde mit sonderbar inbrünstigem Ton. Und langsam hob sie die schwermütigen Augen empor.

„Hilde!" rief Luise und versuchte zornig auszusehn, „was für thörichte Stimmungen! Du machst Dich kränker, wenn Du ihnen nachgiebst. Und Du sollst doch bald gesund werden!"

Hilde schüttelte den Kopf.

„Gesund? — Warum soll ich gesund werden?"

„Um Dein großes Talent zu entwickeln! Du bist der Welt, uns Allen ein langes, schönes Leben schuldig!"

Das blasse Kind schüttelte stumm und nachdrücklich den Kopf. Luise sah, hier fehlte das Erste, das uns gesund werden hilft: der Wille zum Leben. Maßlos, leidenschaftlich bis zur Selbstvernichtung, wie sie Alles je ergriffen, hatte sie sich auch eingewühlt in Leid und Lebensfatheit!

Und kein Wunder war's! Seit Wochen saß sie hier allein — krank — draußes Alles grau und kahl, die Welt ärmer und häßlicher von Tag zu Tag — ihre glühenden Zukunftsträume durch ein schweres Leiden in Frage gestellt — wahrlich, auch den stärksten Mut konnte ein solcher Zustand erschüttern. Und nun dies Kind, das nie gelernt, sich einen Wunsch, eine Laune versagen, dem seine Lebenslust, die Musik plötzlich entzogen war! —

Wie sie da in ihrem Lehnstuhl lag, matt und welk wie eine Pflanze, an deren Wurzel ein Wurm nagt, den Kopf vornübergeneigt, daß die schwarzen Haarmassen das blasse Gesicht fast verschleierten, die weißen Hände lässig und kraftlos im Schooß, da überkam Luise wieder das unbezwingliche Mitleid, das sie um alle Fassung bringen wollte.

„Kind!" rief sie und umschloß Hildes Hände voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit, „Du mußt heraus aus diesem trübseligen Stübchen! Mußt Menschen sehn, heitere, schöne Dinge — nicht immer nur über Dein Leid grübeln —"

Hilde hatte langsam den Kopf emporgehoben.

„Luise," sagte sie mit einem hilfeflehenden Kinderblick, mit zitternden Lippen, „ich kann ja nicht gehen. Und Alles — meine Hände, meine Füße — ist so schwer — so tot — als gehörte es gar nicht mehr zu mir — und es wird bald — Du mußt nicht wieder böse werden — — und es wäre auch — das Beste — —"

Ihre Sprache war sonderbar hohl und schleppend, als beherrsche sie sie nur mühsam.

Digitized by Google

Nein, Luise war nicht böse. Sie war so weich, so mütterlich milde; sie tröstete, wie nur ein Mensch trösten kann, der selber das schwerste Weh an sich erfahren. Und Hilde hörte geduldig zu, nickte zu Allem, sagte immer wieder, wie sie sich freue über Luisens Besuch und flehte, daß sie täglich komme. Ein paar Mal schien es, als wolle sich ihr etwas über die Lippen drängen; aber sie schloß den Mund wieder und starrte in zerstreutem Schweigen vor sich nieder.

Die Dämmerung brach herein.

Die Kohlen im Ofen braunten herab. Nur eine dunkle Glut glomm aus dem Winkel her. Kaum konnte man die Gegenstände im Zimmer noch unterscheiden. Hilde's weißes Gesicht aber leuchtete fast gespenstisch hell vor Luisens Augen.

Da drang plötzlich Musik über den stillen Flur herauf. Ein paar holperig von Kinderhand zusammen getastete Töne, aber deutlich erkennbar die oft gehörte Melodie aus dem Erotikon.

Nun hörte man August Dehns scheltende Stimme. Die Töne brachen ab. Alles war wieder still.

Hilde saß lauschend, in medusenhafter Starrheit, unheimlich anzuschauen in dem grauen Dämmer mit den wilden düsteren Haarmassen um Stirn und Schultern, den weit offenen, visionären Augen.

„Und seitdem ich Dich sah —" murmelten unbewußt ihre Lippen. Und plötzlich löste sich die starre Unbeweglichkeit der Gestalt. Ihre Brust erbebte in krampfhaften, schluchzenden Atemzügen und nun brach eine Flut von Thränen aus ihren Augen, so heiß und unstillbar, als mache ein lange eingedämmter Strom sich gewaltsam Luft.

Eine längst gehegte Vermutung wurde Luisen zur Gewißheit. Die Mutter hatte Recht. Hier war ein tieferes, ein doppeltes Leiden vorhanden. Ihr Mut sank, und als sie nach einiger Zeit ging, suchte sie sich unbemerkt aus dem Hause zu stehlen, um den Eltern durch ihre eigenen Zweifel nicht den letzten Rest von Hoffnung zu nehmen. —

Sie war jetzt täglich bei Hilde und fand ihren Zustand unverändert. Aus der scheuen und doch begierigen Art, mit der das Kind die Rede immer wieder — scheinbar unverfänglich und doch so durchsichtig! — auf das Institut, Gerta und Herbert brachte, merkte sie's unschwer, daß alle ihre Gedanken sich um diesen Angelpunkt drehten.

Sie sprach von Gerta mit rührender, kindlicher Schwärmerei. „So sanft, so schön, so klug! Nicht wahr Luise, sie wird einmal einen Mann sehr glücklich machen?"

Und als Luise es bestätigte, blickte sie lange schweigend vor sich hin.

„Gott im Himmel!" dachte Luise erschüttert „ist das schon — — o nein, nein! Gott wird barmherzig sein!"

Als sie an diesem Abend ging, flüsterte ihr Hilde — was sie nie gethan — einen kaum verständlichen Gruß an Herbert zu. Luise mochte sich heut nicht trennen. Endlich riß sie sich doch los.

Als sie aus dem Hause trat, hielt grade der Wagen des Arztes draußen vor dem Gitterthor. Sie begegnete ihm im Garten und da sie ihm wohlbekannt war — es war derselbe, den sie bei der Krankheit ihrer Mutter zugezogen — faßte sie sich ein Herz und fragte ihn nach Hilde's Leiden. „Ist es gefährlich, Doktor?"

„Sie sind eine vernünftige Person", antwortete er. „Sie können die Wahrheit ertragen."

Die Kniee begannen unter ihr zu zittern.

„Ist keine Hoffnung?" — fragte sie.

Er zuckte seufzend die Achseln.

„Ein solches Ende war lange vorauszusehen."

„Aber sie schien bis vor Kurzem noch korngesund, Doktor, voll Leben und Feuer — wie ist es möglich —"

Und sie faßte an die Stirn. Der dunkle Garten, die flackernden Lichter der Laternen draußen, Alles schien sich um sie herumzudrehen — keine Hoffnung —! Jetzt, da ihre Befürchtungen ihr so klipp und klar bestätigt wurden, konnte sie die furchtbare Möglichkeit nicht fassen.

„Feuer — Leben!" wiederholte er. „Das ist's ja eben! Kein Maß, kein Ziel! Immer Stürme! Immer lichterlohe Flammen! Und dazu dies gefährliche Talent! — Wär' die in rechte Zucht gekommen, die Welt hätte was erlebt! Aber so —! Je toller sie's trieb, desto besser! Und wenn ich warnte — „Unsinn!" hieß es, „ich glaube nicht an Närven!

Digitized by Google

Meine Brut kann 'nen Puff vertragen!" Na, so hat das arme Ding es wirklich fertig gebracht, sich um Leben und Gesundheit zu pauken. Ein kleiner Anstoß — die Mutter scheint 'ne Liebesgeschichte zu vermuten — lieber Gott, andre Mädelchen überstehen so eine Kinderkrankheit leicht wie die Windpocken oder die Frieseln — aber meinem Wildfang hatte das grade noch gefehlt —"

Sie merkte ihm an, wie ihm trotz seiner rauh hervorgesprudelten Worte der Fall nahe ging.

Er reichte ihr die Hand.

„Doktor!" fragte sie zagend, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen, „wird sie noch lange — noch viel leiden?"

Wieder eine langsame Bewegung der Schulter.

„Aller Wahrscheinlichkeit nach — schwerlich. Andere Leute freilich — mit ihrem Leiden — schleppen sich jahrelang zwischen Leben und Sterben hin. Bei ihr aber — die Fortschritte sind rapid — wenn die Lähmung auf ein lebenswichtiges Zentrum übergreift — Herzschlag — —"

Er grüßte, ging ins Haus.

Sie hörte die Thürglocke anschlagen, August Dehns gedämpfte Stimme, der Mutter inbrünstigen Ausruf „Lieber Herr Doctor", dann verloren sich Schritte und Stimmen auf der Treppe.

Luise aber hatte die Hände um den alten Apfelbaum geschlungen und weinte, als sollte ihr das Herz brechen.

Dies lebensprühende, reichbegabte junge Geschöpf dem sichern Tode geweiht! Und Barmherzigkeit war's, wenn der Unerbittliche bald kam! — Und dann wieder diese qualvollen Vorwürfe: hättest Du ihr nicht helfen können? Wenn Du nicht stumpf gewesen wärst durch Deine eigenen Bedrängnisse, hättest Du das Kind so tief sich in die Irrgänge einer unglücklichen Liebe verrennen lassen? —

Kein Schlaf kam in ihre Augen in dieser Nacht. Gegen Morgen versank sie in einen unruhigen Halbschlummer. Fieberhafte Träume zeigten ihr Hilde bald in dieser, bald in jener furchtbaren Gefahr. Sie hörte sie ihren Namen rufen in letzter Not. Aber ihre eigenen Hände und Füße waren gelähmt und sie sah das Kind vor ihren Augen untergehen.

Schon graute der späte Morgen und sie lag noch immer in den Banden eines bleiernen Schlafes. Wieder gellte ihr Name in ihr Ohr — Hilde war fort — sie suchte, suchte in wahnsinniger Angst.

„Luise!" rief es da noch einmal. Und nun erwachte sie, in Schweiß gebadet, richtete sich jäh empor und starrte die Mutter an, die aus ihrem Bett nach ihr rief.

„Kind! Hörst Du denn gar nicht? Es hat schon zwei Mal geklingelt!"

Luise erhob sich hastig, warf ihr Morgenkleid über und wankte auf zitternden Füßen zur Thür.

Es war noch fast ganz dunkel auf dem Flur. Sie unterschied nur mühsam eine kleine Gestalt. Nun wußte sie Alles.

„Komm herein, Friedel," murmelte sie und zog ihn in die Küche. Hier zündete sie ein Licht an.

Der Quartaner stand da, mit blaugefrorenen Backen — über Nacht hatte sich ein harter Frost eingestellt — das Schulränzchen auf dem Rücken, die Pelzmütze in den mit großen Fausthandschuhen geschützten Händen.

„Fräulein Luise", sagte er mit weinerlicher, schüchterner Stimme, „einen schönen Gruß von Vater und Mutter — —"

Seine halbentwickelte Stimme brach plötzlich ab. Er zog sein Schnupftüchelchen hervor — „und Schwester Hilde — —"

Hier ließ ihn seine Männlichkeit im Stich. Luise zog seinen Kopf an ihre Brust und er weinte sich aus.

„Wann ist sie gestorben, Friedel?"

„Heut Morgen um fünf Uhr. Ganz plötzlich. Am Herzschlag, sagt der Doktor."

* * *

Ein paar Tage später spielte sich in dem sonst so heiteren Hause August Dehns das düstere Gepränge einer Totenfeier ab.

Eine schneidende trockene Kälte herrschte noch immer. Der Boden war hart gefroren; hier und da noch kleine Stellen vereisten Schnees. Der Wind pfiff scharf und durchdringend aus Norden. Der Himmel in dunkelem, einförmigem Grau schien schwer herniederzuhängen.

Vor dem Garten mit dem kahlen alten Apfelbaum, dem gelben Rasen und den leeren Beeten, auf denen noch ein paar schwarze

Digitized by Google

vertrocknete Standen zu sehen waren, stand eine lange Reihe von Wagen. Frierend, die Arme übereinanderschlagend, mit den Füßen stampfend, liefen die schwarzbeflorten Träger auf und ab, die etwas lange währende Feier da drinnen weidlich verwünschend.

Ein paar gaffende Nachbarsleute, Dienstboten, Schulkinder, Lehrjungen, die auf ihren Besorgungswegen das unverhofft gebotene Schauspiel mitnehmen wollten, hatten vor dem Gitterthore Posto gefaßt und vertrieben sich die Zeit mit einer lebhaften Unterhaltung über die teueren Lebensmittel, den in der Ferne drohenden Krieg mit Rußland, Stadtklatsch und andere vergnügliche Dinge, von Zeit zu Zeit ihrer Mißbilligung über die „Bummelei“ da drinnen drastischen Ausdruck gebend.

August Dehns kleines Arbeitszimmer, das dicht neben dem Flur lag, war zu einer schlichten Trauerkapelle eingerichtet. Von seinem schwarzen Grunde hob sich das Grün deckenhoher Lebensbäume, Lorbeeren und Myrthen, deren feierlicher, durchdringender Duft, mit dem Wachsgeruch der dicken Kerzen vermischt, die zu beiden Seiten des Sarges brannten, dem Eintretenden gleich einer Mahnung: „Hier ist heiliges Land!“ entgegenschlug.

Unter diesem Grün, bedeckt von einer verschwenderischen Blumenfülle ruhte das gestorbene Kind auf seinem harten Kissen. Flackernd in jedem Luftzug spielte das gelbe Kerzenlicht auf dem wächsernen Gesicht.

Aber die tote Hilde war kein Kind mehr. Der Tod hatte die Menschenknospe entfaltet. Groß und schlank im edelsten Ebenmaß der Glieder hatte sie sich ausgestreckt.

Sie hatten ihr das durchsichtige Kleid angezogen, das sie am Inbiläumstage getragen. Aber die weiten flatternden Aermel lagen schlaff und zusammengefaltet wie die Flügel eines erfrorenen Schmetterlings längs der schlanken Arme, der weißen, herrlichen Hände, wie sie kein Phidias schöner hätte bilden können. Die langen schwarzen Haare umflossen die zarten Schultern wie ein dunkeler Schleier. Ein Krönlein von Myrthen und weißen Rosen ruhte auf ihrem Haupt. Das Antlitz war ernst und feierlich. Nicht, als ob sie schliefe. Nein, Hilde war tot. So erhaben sieht kein Lebender aus — um den festgeschlossenen dunkelen Mund kein Lächeln — ein hoher, geheimnisvoller Ernst, als wisse sie etwas, die kleine tote Hilde, das keiner von denen, die hier um sie standen, noch geschaut hatte.

In dem großen saalartigen Nebenzimmer waren die Leidtragenden versammelt. Die Mutter saß zusammengesunken in einem Kreise von Damen, noch unscheinbarer als sonst in dem schwarzen Kleide, das weiße Tüchlein in der rauhen Hand; aber es war noch trocken und unberührt, denn die kleine Frau hatte keine Thränen. Von ihrem starren, steinernen Schweigen schien sich ein dumpfer Druck auf alle Anwesenden zu legen. Hier und da ein Flüstern, ein leises, unterdrücktes Aufschluchzen. Man hörte das Feuer im Ofen knistern und die Kohlen zusammenfallen. Aus dem Kinderzimmer herüber kam zuweilen ein verlorner Laut, ein Lachen, ein Kreischen von den Kleinsten, die noch nicht begriffen, was heut geschah.

August Dehn stand in würdevoller Haltung in der Nähe der Thür, begrüßte die ankommenden Gäste mit einem Händedruck, dankte mit halblauten Worten für die Teilnahme; und dann herrschte wieder jene beklemmende Stille — Jeder wußte, zu trösten giebt's nichts bei einem so frischen Schmerz.

Die älteren Kinder, eine Reihe von fünf, sechs Buben und Mädels, in ihren schwarzen Kleidern und Röckchen absonderlich steif und unkindlich aussehend, hatten sich alle dicht aneinandergedrückt wie eine Heerde Schafe beim Gewitter — möglichst weit entfernt von der Mutter, die in ihrem stummen Schmerz wie durch eine Mauer von ihnen geschieden war. Sie wußten gar nicht recht was anzufangen mit sich selber, mit den fremden Leuten, dem ganzen, unheimlich-feierlichen Akt und blickten, je nach ihrer Eigenart, voll Neugierde, Kummer, Stumpfen oder gruseligem Vergnügen auf die tote Schwester und Alles was sich ihr zu Ehren begab.

Auch Hans Herbert war erschienen, totenblaß; bei aller äußeren Ruhe, Steifheit, pedantischen Haltung einen Zug von Verstörtheit im Gesicht, der Luisens scharfem Auge viel verriet. Als er eingetreten, das tote Kind eine Weile angestarrt und dann dem Hausherrn stumm und mit fest zusammengepreßten Lippen die Hand geschüttelt, hatte August Dehn aufgeweint wie ein Schuljunge.

„Herr Professor — wir Beide — Sie und

Digitized by Google

ich — — und sie hat so groß auf Sie gehalten — — und wäre gewiß einmal — 'ne berühmte — —"

Und dann schüttelte er, seine Thränen mit dem großen roten Tuch trocknend, langsam und schwermütig den Kopf. „Könne doch sonst meine Brut — aber sie — sie war zu gut — für uns — —"

Waldowski war nicht gekommen, aber er hatte Blumen und ein Heft duftiger Frühlingslieder, die er für Hilde komponirt, mit der Bitte gesandt, sie der Toten zu Füßen zu legen. Auch von den Mitschülerinnen war ein herrlicher Kranz gekommen. Alle hatten freudig ihr Scherflein beigesteuert, auch Thea Brink hatte großmütig geopfert.

Nun war die Rede zu Ende.

„Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darübergeht, so ist sie nimmer da und ihre Stätte kennet sie nicht mehr."

Das klang Allen noch in den Ohren, als jetzt der Sargdeckel sich über des toten Kindes lichter Gestalt schloß. Wenn der Wind darüber geht! — Ein Sturm war gekommen und wie ein in Lüften verklingender Hauch war sie, die selber Musik war, verweht.

Nein, nein! dachte Luise, dies Bruchstück eines wunderreichen Lebens kann nicht ohne Spur vergehen. Und wenn wir uns hier vergebens mühen, zu begreifen, warum sie uns so früh genommen wurde — der da oben weiß es! Er wird ihre klingende Seele in seiner großen Symphonie nötig haben! —

Frau Dehn ließ sich's nicht nehmen, zum Kirchhof mitzufahren. „Aber liebste Fremdin, es ist nicht — recht — Sitte!" wisperten die Damen ihrer Bekanntschaft.

Da sah sie mit ihren stillen Augen auf. „Sitte? — — Ich begleite mein Kind. Sie hat's bis zuletzt gern gehabt, wenn ich ihr noch im Bett Gutenacht sagte."

„Sie reiben sich auf! Denken Sie an Ihre andere Kinderu!"

Da ging ein sonderbares, unheimliches Lächeln um ihren Mund.

„Ich hatte nur das Eine," sagte sie mit furchtbarer Ruhe. —

Und nun war's geschehen. Hilde-Roderich war von der Erde verschwunden ohne Spur. Ein kleiner Erdhaufen türmte sich über ihrem Sarge auf, Blumenkränze deckten ihn, daß nichts mehr zu sehen blieb von dem braunen, hartgefrorenen Grund. Die Bäume streckten ihre kahlen Äste darüber. Der Wind raschelte mit den breiten Seidenschleifen der Kränze und durchschauerte die Leidtragenden, die sich jetzt über den Kirchhof zerstreuten, die Wagen bestiegen und die schmerzlichen Eindrücke loszuwerden suchten.

Einsam und verlassen lag das neue Grab. —

Doch jetzt nahten sich ihm langsame, hallende Schritte.

Ein junger Mann von steifer, pedantischer Haltung, in schlichtem, braunem Winterrock, der sich während der Feier im Hintergrunde, vom kahlen Gebüsch halb verborgen gehalten hatte, trat an den bunten Hügel und legte ein paar Veilchen darauf nieder. Inmitten der prunkenden Kränze verschwand die kleine Gabe ganz und gar.

Und nun stand der Mann, den Hut in den herabgesunkenen Händen und starrte regungslos auf das Grab. Der Wind spielte mit seinem blonden Haar. Kälteschauer durchfuhren ihn. Und endlich war's, als bräche eine heiße Quelle in seiner Brust auf. Thräne um Thräne lief ihm in den Bart.

Endlich wandte er sich ab und verließ langsam, wie ein alter Mann — das Tuch noch vor den feuchten Augen — als Letzter den Friedhof. —

Spruch.

Ein jedes Blatt, ist's noch so klein,
Will mehr doch als ein Hälmchen sein.
Wie groß dünkt sich nicht gar ein Baum,
Den armen Strauch, den sieht er kaum;
Und dennoch hält der hohe Berg
Ihn nur für einen schwachen Zwerg.
Und Blatt und Halm, wie Berg und Baum
Verschwinden all im Weltenraum.

Marie Stona.

Digitized by Google

Bei Charlotte Kestner.

Eine Reiseerinnerung von M. Hoffhein.

Warum ich damals auf die Reise ging? Nicht um zu lernen. So lange man im Lernen noch keinen eigentlichen Genuß findet, will man auch beim Genusse durchs Lernen nicht gestört sein. Ich wollte erfahren, wie mir zu Mute sein würde, wenn ich in Olivenhainen wandelte oder wenn ich auf dem blauen Mittelmeer dahinschwämme, und die Reisebeschreibung war mir damals die liebste, welche mich in einen anders gearteten Zustand versetzen konnte. So — Werther's Leiden. Weshalb prägt sich uns eine Landschaft aus diesem Buche so ewig unvertilgbar ein, lebhafter als tausend Landschaften, die wir mit Augen gesehen? Warum irren wir teilnahmlos über Seiten und Seiten eines ausführlichen Reiseberichts hinweg und wissen danach kaum etwas zu ergählen als unzusammengehörige versprengte Notizen, die wir vergessen, weil wir sie eigentlich nie gewußt haben? Werther giebt uns die Pflanze mit der Wurzel und zugehöriger Erde, die Landschaft mit der zugehörigen Stimmung, und so können Pflanze und Landschaft in unserem Herzen Wurzel fassen, Blätter treiben, Blüten öffnen, und mit den Früchten sind schon wieder neue Keime da.

Erinnerungen aus früherer Zeit — das war meine Unterhaltung auf dem regenwolkenverhangenen Wege von Freiburg nach Basel. Es war früher Morgen, Licht ohne Sonne, Landschaft ohne Farbe. Da hüllt man sich gegen die Morgenschauer der Wirklichkeit in seine Vergangenheit ein oder läßt das elektrische Licht der Zukunftssonne ein wenig strahlen. Nicht umsonst fuhr mir der Werther durch meine Gedankengänge, er sollte mir heute noch näher unter die Augen treten. Eine gelehrte Dame hatte mir für Basel eine Empfehlung an Fräulein Kestner mitgegeben, die Tochter Charlottens. Ganz ohne meine Aufforderung, ja, ohne daß ich von dieser Tochter etwas wußte, hatte sie mir zu meiner Ueberraschung den einführenden Brief aufgesetzt und mit einem vielsagenden Lächeln in die Hand gedrückt: meine neugierigen Fragen wurden totgeschwiegen. Etwas Geheimnis oder Ueberraschung stak dahinter. Ich hatte nun Muße, mich darauf vorzubereiten. Jung genug war ich, um zu glauben, daß Charlotten's Tochter unter ähnlichen Verhältnissen in mir einen Werther hervorrufen könnte, denn die Gewalt der Liebe hatte ich an mir selbst schon erfahren und in Folge dessen vor der Kraft meiner eigenen Leidenschaft einen so großartigen Respekt, daß ich mit mir selbst umging wie mit einer Pulvertonne, die sich vor jedem jugendlichen Gesichte wie vor einem Funken in Acht zu nehmen hätte.

Basel war damals bei Regenwetter ein schmutziges Städtchen, und es war dann nicht gut, sich darin zu orientiren. Endlich hatte ich das Haus gefunden, stieg eine steile Treppe empor, ließ meinen Regenschirm auslaufen und fegte einige Regentropfen vom Ueberrocke hinweg. Eine verwachsene, unordentlich gekleidete Haushälterin trat auf den Flur. Sie hatte eine sprechende Ähnlichkeit mit der alten Hexe im Märchen von Hänsel und Gretel; den Stock in der Hand, hinkte sie energisch auf mich los und fragte mit schnarrender Stimme: „Was wünschen Sie?“

Mit einigem Nachdruck erwiderte ich: „Nichts besonderes, ich wollte fragen, ob Fräulein Kestner hier wohne.“

„Ja, die bin ich“ . . .

Alle guten Geister! . . . . . Ich zwang mich zu einer respektvollen Verbeugung und überreichte ihr den Brief.

„Ah, von der guten F.“, — sie öffnete ihn gleich, „Sie heißen H . . . . .“. Bei der Gelegenheit wurde mein Name verdreht, gequält; ich nannte ihn schnell. „Sie reisen nach Marseille, hm, wenn reisen Sie ab?“

„Nachmittags 6 Uhr.“

„Bätely, Papier und Bleistift; ich will Ihnen das Sehenswürdige hier aufschreiben.“

Eine unsaubere Magd brachte ein Stückchen Papier, darin Corinthen gewickelt gewesen, und sie, die Krücke unter dem Arme, kritzelte die Merkwürdigkeiten der Stadt auf einem geschneuerten Tische nieder. Ich wollte Entschuldigungen stammeln, von Umständen reden, von der Mühe, die sie sich mache, bedauern, daß ich so früh gekommen —, aber eine innere Stimme sagte mir, daß dergleichen hier nicht angebracht sei.

„Also das Rathaus, die Gemäldegallerie u. s. w. So, und wenn Sie das besehen, so kommen Sie wieder; wir essen um 1 Uhr, aber pünktlich. Adieu.“

Ehe ich zur rechten Besinnung gekommen war, hatte man mich auf die Straße gesetzt. Zu meiner Freude bemerkte ich, daß der Regen eine Pause machte und ein Sonnenblick die ungleichen Straßen beleuchtete. Und da fand ich auch unterwegs Gelegenheit, die verworrene Situation etwas innerlich zu ordnen. Das Resultat meiner Betrachtungen war durchaus zufriedenstellend, denn ich konnte mich der Einsicht nicht verschließen, daß ich:

Erstens aller guten Sitte entgegen mit einer einfachen Empfehlung einer Dame schon um 8 Uhr Morgens meine Aufwartung gemacht hatte, daß ich

Zweitens gegen alle Regeln der Addition und

Digitized by Google

Subtraktion in Charlotten's Tochter ein junges Mädchen vermutet hatte, daß schließlich

Drittens diese Dame trotz meiner Ungeschliffenheit, mich empfangen, mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt aufgeschrieben und mich zum Mittagessen eingeladen hatte.

Man muß nur nie mit poetischen Voraussetzungen an einen Ort kommen und man wird im Leben Alles poetisch finden, oder, um dasselbe kürzer auszudrücken: wer die Poesie nicht sucht, wird sie finden und umgekehrt. Über die Raritäten der Stadt finde ich in meinem Tagebuche nichts angemerkt und eine Geschichte der Stadt Basel werde ich nicht schreiben. Gern hätte ich über de Wette einiges erfahren, aber es lag entweder an meiner Aussprache oder an der Unwissenheit der Befragten, Niemand erzählte mir, was ich wissen wollte. De Wette interessirte mich von der menschlichen Seite. Durch seine rastlose Thätigkeit im Alten und Neuen Testamente geht ein wehmütiger, suchender Zug; es war mir immer, als hätte er sich in die Tiefen der Philologie und Archäologie gestürzt, um innere Stimmen zu beschwichtigen. Er gebrauchte die exakten Wissenschaften als Heilmittel gegen innere Krankheit, und während die Heilmittel noch heute unsere Bewunderung erregen, blicken wir auf seine Krankheit, die Krankheit seiner Zeit, mit teilnehmendem Mitleid. Daß doch meistens ein zweifelndes Achselzucken unser Lohn ist, wenn wir in die Fälle unseres Selbstbewußtseins zu schwelgen wähnen! Wer wird uns bei dem heutigen Stande der Wissenschaft noch eine Übersetzung der ganzen Bibel geben? Bansen ist zu seinem eigenen Glücke darüber gestorben. De Wette konnte es zu seiner Zeit, und der Mann, der dieses gekonnt, wurde Anhänger der Fries'schen Philosophie und fühlte sich im Schauen, Wissen und Ahnen, in tiefster Seele befriedigt, so daß selbst seine erbärmlichsten Schüler mit einigen höher klingenden spekulativen Formen den Meister zu übersehen glaubten. Wie sich die Schüler am Meister herausarbeiten, auf seinem Fundamente in die Höhe steigen und dann auf eigenen Füßen zu stehen meinen! Das ist aber noch lange nicht das Merkwürdigste. Auch der Meister überschätzt leicht den Schüler, er leiht ihm alle seine eigenen Vortrefflichkeiten und bewundert in ihm, worin er als späterer Sohn seiner Zeit dem Meister vorauseilt, und wäre es auch nur der lose Blütenstand neuer sich bildender Zeitrichtungen, wie ihn der Sturm des Jahrhunderts nach allen Seiten verweht und ansetzt.

Aber ich durfte über diesen historisch-philosophischen Betrachtungen meine Einladung nicht vergessen — „wir essen pünktlich" — und ich wollte nicht, wie dies in der Politik und beim Fingersatze in der Tonleiter vorkommt, durch den zweiten Fehler den ersten zu annulliren suchen. Die Dame des Hauses kam mir in voller Toilette entgegen und ihre äußeren Mängel traten hierbei noch ersichtlicher hervor. Sie stellte mir einen Kaufmann aus Le Havre als Verwandten vor. Obwohl dem Äußern nach Franzose, so zeigte er doch in einer gewissen zurückhaltenden Keuschheit der Begrüßung einen durchaus deutschen Charakter: er gehörte offenbar zu jenen Naturen, die in der Gesellschaft nur Milde und Freundlichkeit der Welt entgegenbringen, eben weil sie wohl wissen, daß im Geschäft die rohe Logik der Thatsachen jeden warmen, natürlichen Aufschwung der Seele niederdrückt. Ich war ihm ein fremder, durchreisender Gast bei einer nahestehenden Verwandten, wir standen uns ohne jede Verpflichtung gegenüber, sahen uns aller Wahrscheinlichkeit nach nie wieder in diesem Leben — warum sollte er für die wenigen Stunden unserer Zusammenkunft nicht alle die Liebe und Teilnahme aufwenden, die ein Wanderer dem anderen unterwegs erweisen kann? Sind doch selbst unsere nächsten Bande, die intimsten seelischen Verhältnisse, nach dem tiefsinnigen Ausdruck der indischen Veda's nichts anderes als die zufällige Berührung zweier unscheinbaren Splitter im unendlichen Ozean des Seins und Lebens.

Unsere freundliche oder vielmehr sehr ernste Wirtin ging unterdessen in ihrem lila Seidenkleide ab und zu, und je länger ich sie sah, desto mehr fiel mir die äußerste Gebrechlichkeit ihres Leibes auf. Sie sank bei jedem Schritte förmlich in den Boden. Dabei aber im Gesicht eine unerschütterliche Grandezza, ein Ernst, der einer Königin nicht übel gestanden hätte. Auch der Verwandte schien bei ihrem Anblick nicht das leiseste peinliche Gefühl zu verwinden, ein gewisser, hoher, ehrfurchtsvoller Sinn herrschte in diesen Räumen, und ohne daß man sagen konnte worin er sich zeige, fühlte man sich von seinen Schauern unwillkürlich ergriffen.

Wir setzten uns zu Tische und die Dame ließ sich ihr Recht als Wirtin nicht nehmen. Ein hölzernes Kinderstühlchen mit vier langen Beinen wurde für sie herangeschoben und nun servierte sie, wenn auch nicht sehr behoflen, doch mit vielem Anstande. Wir tranken zu einem Kalbsbraten einen guten Rothwein, und letzterer stellte mit wohlthätiger Wärme wieder in logische Verbindung, was mir vorher auffallend und unvereinbar schien. Denn ich war zwar noch ziemlich jung, aber doch schon über zwanzig hinaus, und wenn ich auch eigentlich über meine Aufnahme nicht klagen konnte, so fühlte ich doch, daß ich hier anders taxiert wurde als in Preußen. Ein junger graduirter Mann, der mit den Umgangsformen des geselligen Lebens vertraut ist, Einiges erlebt hat und erzählen kann, erwartet bei einer alten Jungfrau einen schmeichelhafteren Empfang, er wünscht, daß man seine persönliche Eitelkeit sorgsamer pflege und ist dann auch seinerseits gern bereit, seine lebhafte Jugend der Gefälligkeit zum Opfer zu bringen. Aber es schien hier einmal mein Loos zu sein, mich hinterher zu wundern, wie ich mich vorher habe wundern können. Denn wenn alte Jungfrauen unreifen Jünglingen nur zu liebenswürdig entgegenkommen und sich sogar mitunter auf unreinen Blicken ertappen lassen, — es ist dies nichts Ungewöhnliches, aber ist es in der Ordnung? Und wenn unreife Jünglinge ihrem natürlichen ungeregelten Drange nach Mitteilung und Geltung unbekümmert freien Lauf lassen und sich gern überreden, der Beifall gelte dem Inhalt ihrer Worte und nicht dem unverdienten Reize ihrer jugendlichen Unerfahrenheit, — man findet es ja häufig genug, aber ist es in der

Digitized by Google

Ordnung? Diese geselligen Übelstände fand ich hier nicht, wie konnte ich mich darüber wundern?

Von Goethe wurde bei Tisch nicht gesprochen. Ich war schon damals in diesem Punkte nicht so neugierig wie viele meiner Kameraden. Wenn der Ruhm eines Mannes einmal öffentlich erklärt ist, so verlieren alle Mitteilungen über ihn die Hälfte minderen von ihrem Werte und der Mann selbst verliert nicht selten an rein menschlichem Interesse. Ein ganz naives Benehmen ist bei einem berühmten Dichter ebenso undenkbar wie bei einem schönen Mädchen; das Bewußtsein ihres Vorzugs muß in ihrem Innern eine Reflexion passieren. Je geringer nun der Dichter seine eigenen Leistungen taxiert im Verhältnis zu dem noch zu Erstrebenden, desto scheinbar naiver wird sein Auftreten sein und seine Unterhaltung. Von eigentlichem Interesse sind oder wären Nachrichten über Goethe aus der Zeit, als noch niemand, als er selbst noch nichts von seiner künftigen Größe ahnte. Aber wo finden wir solche Berichte und solche Berichterstatter? Wer ihn eher gekannt als seinen Ruhm, schämt sich wie jene Höflinge des Kaisers von China, daß sie von des Kaisers neuen Kleidern nichts gesehen, und wird sich so lange besinnen, bis ihm irgend etwas einfällt, woraus der Leser oder Hörer schließen soll, daß er mit genialem Seherblick das weiterleuchtende Genie schon im Ei erkannt habe. So geht uns die höhere menschliche Natur des Dichters unwiederbringlich verloren; was wir davon empfangen, ist schon mit subjektiven Saucen zugerichtet. Schon seit mehreren Jahren waren Goethe's Briefe an Charlotte Buff erschienen. Wie sah das Publikum sich in seiner Erwartung getäuscht! Das waren ja lauter nüchterne, verständige, anständige Zettelchen, keine wahnsinnige Leidenschaft, kein Glanz glühend-flüssiger Diktion, allerdings so einige melancholische Anklänge von mitteldeutschem Gutsein, Immergrün und Immortellen, aber kann da nicht jedes hübsche Mädchen in einer beliebigen Kreisstadt interessantere Briefchen aufweisen, viel pikantere Geschichten? Man soll den Respekt vor dem Publikum nicht aus den Augen setzen, aber ich habe mich gefreut, daß das Publikum sich getäuscht fühlte. Das Publikum ging von dem charakteristischen Irrtum aus, daß die Original-Werther-briefe noch selbstmörderischer sein müßten als der Roman; man vergaß dabei, daß die Wirklichkeit an sich nicht darstellbar ist, sondern nur ein Spiegelbild derselben, und daß der Dichter wie der Maler zwar Raum und Zeit im verengerten Maßstabe zusammenfaßt, die Leidenschaften aber im Hohlspiegel auffängt. Das ist keine Ungleichartigkeit der Darstellung, denn was im Vordergrunde steht, muß in größeren Verhältnissen erscheinen. Zu der Wirklichkeit suchen aber Anstand halber die Leidenschaften im Hintergrunde, und ein wirklicher Briefwechsel, dem analoge Verhältnisse zu Grunde lagen, mußte naturgemäß die größten Nebendinge, als da sind: Wetter, Amüsements u. s. w. zur Hauptsache machen, da das wirklich Verhältnis Goethe's zu dem verlobten Paar sich in diesen äußeren Anknüpfungspunkten bewegte. Mit dem Jüngling Goethe einen Teil der Jugend verlebt zu haben, ist gewiß eine schöne Erinnerung, und doch, wer möchte gewisse Erinnerungen des eigenen Lebens darum geben? Und lehren uns gewisse eigene Erlebnisse Goethe nicht besser verstehen als tote Papiere?!

Die Tafel wurde aufgehoben; die alte Dame ging nach einem alten Nußbaumschranke. Der Kaufmann aus Le Havre bot mir unterdessen eine Cigarre an und schenkte mein Glas voll. Er blieb in seiner reservirten Haltung, es schien aber mehr Bescheidenheit als Stolz, daß er auf eine speciellere Unterhaltung nicht einging. Fast in jede Bemerkung wußte er seine Verwandte, unsere Wirtin, einzuflechten, er benutzte jede Gelegenheit, um ihr zu Ehren eine Gunst abzulehnen. Diese hatte unterdessen ein Packet zusammengebundener Briefe auf dem inzwischen abgedeckten Tische ausgebreitet und lud mich zur Durchsicht mit folgenden Worten ein: „Meine Freundin schreibt mir, Sie interessieren sich für Litteratur, da wird es Ihnen vielleicht von Interesse sein, in diesen Briefen einen alten Freund meiner Familie kennen zu lernen."

Sie faßte also Goethes Verhältnis zu ihrer Mutter durchweg nicht von der ehrenden, sondern von der gemütlichen Seite; ein alter Freund meiner Familie! Ich hatte es mir längst zum Grundsatze gemacht, nicht wie jener Goetheaner bei Börne vor dem bloßen Autograph in Begeisterung zu geraten und mit schnalzenden Lippen jede geschriebene Zeile eines großen Mannes köstlich zu finden, und doch überfiel mich ein heiliger Schauer, als ich die alten Papiere und vergilbten Schriftzüge vor mir sah. Nicht der Erdenruhm dieses Mannes stand mir vor der Seele: mir war, als träte ich vor eine heilige Erinnerung aus dem eigenen Leben, als sollte ich ein tiefes Gefühl mit allem Schmerz und aller Lust noch einmal durchleben. Fast ein Jahrhundert war über diese Zeilen hinweggegangen und noch blühte aus dieser alten Orthographie ein unverwelkliches Leben.

Auf einige wohlgezielte, neugierige und doch rückhaltende Fragen erwiderte das Fräulein nur mit teilnehmender gemunkener Stimme: „Er war ein sehr guter Mensch, meine Mutter hob das immer hervor."

Sehr gute Menschen giebt's nun allerdings sehr viele in der Welt, und zu anderer Zeit wäre mir dieses Prädikat, auf Goethe bezogen, lächerlich oder ärgerschmackt erschienen; in diesem Falle nicht. Was man im gemeinen Leben einen guten Menschen nennt und dann häufig mit Oberflächlichkeit und Beschränktheit gepaart findet: diese harmlose Gutmütigkeit, natürlich ohne die genannte Begleitung, muß in Goethes erster Jugend viel augenfälliger gewesen sein, als selbst seine künstlerischen Talente. Ob er ein großes, edles Herz besessen, ist eine andere Frage. Er war offenbar kein Genie im theatralischen Sinne, wie viele haardurchzogene Gestalten zu seiner und unserer Zeit, ihm fehlte jene dürrere, wilde Schwärmerei, die von der wundersüchtigen Menge so leicht überschätzt wird. Man hat seinen mitteldeutschen Frohsinn griechische Heiterkeit genannt, der fremde Name sollte der gewöhnlichen Sache einen ungewöhnlichen Anstrich geben. Immerhin! Aber Goethe's lebendige Persönlichkeit wird uns dadurch nur mehr in die Ferne gerückt. Bei ihm finden wir weder diese trunkene Vergötterung des

Digitized by Google

Körpers und seiner einzelnen Theile noch diesen verzehrenden Durst nach sinnlicher Befriedigung, wie er südlichen Völkern vorzugsweise eigen ist. Auch in Italien bei aller Phrenesie des Genusses schimmert die deutsche Ehrbarkeit durch das antike Costüm, wenn er die Italienerin tröstet: „Ich denke nicht niedrig von Dir, weil Du Dich so schnell mir ergeben.“ Und seine deutschen Geniestreiche, verglichen mit den verwegenen Abenteuern der romantischen Ritterschaft, machen vor Allem einen gemüthlichen, harmlosen Eindruck. So bestellt er seinen Universitätsfreund Jung-Stilling nach dem Gasthause, er selbst ist als Kranker vermummt, um den lieben Bekannten in heiterster Weise zu überraschen. Warum ich von Goethe's Person Alles entferne, was ihn in den Augen der Welt interessant, bedeutend und großartig könnte erscheinen lassen, warum ich ihn mir lieber als liebenswürdigen Frankfurter vorstelle, denn als welterschütternden Dichterfürsten mit dem Jovishaupt? Weil ich zu den Menschen gehöre, denen eine Photographie von Goethe, wenn es deren schon zu seiner Zeit gegeben hätte, lieber gewesen wäre, als ein Portrait von der Hand eines berühmten Meisters.

Unter den Papieren fand ich ein Gedicht; es war mir interessant, Goethe's Verse von seiner Hand geschrieben zu lesen. „Das ist die Wette's Handschrift“ sagte die alte Dame. In der That, der Unterschied der Handschriften war augenfällig. In de Wette's Zügen die strenge Zucht der Wissenschaft und, fügen wir hinzu, des Lebens, bestimmte, scharfe, geschulte Striche, etwas schulmeisterliche Correktheit lähmt den freien Flug des Gedankens; bei Goethe . . . . . ich bin freilich kein Chiromant, aber ich glaube fast, daß bei Goethe's Handschrift die ganze Chiromantie zu schanden wird. Goethe selbst, sagt man, hielt seine Handschrift für häßlich, aber ich finde sie selbst in dieser Beziehung nicht ausgezeichnet. Die Züge sind zwar nicht kalligraphisch, aber doch nicht gerade unregelmäßig, ich sehe in denselben ein merkliches Bestreben, gut und doch mit einer gewissen Leichtigkeit zu schreiben. Das Ganze macht aber immer einen pedantischen Eindruck, es ist die Schrift eines Mannes, der nicht viel geschrieben. Sie gleicht auf ein Haar seinen späteren Briefen im Geheimratsstile, sie ist wie diese würdevoll und doch ohne die eigentliche höfische Eleganz und Grazie. Ich bin kein Chiromant und glaube gern, daß geübtere Augen besser prophezeien werden; immer bleibt es aber ein vaticinium post eventum, ohne Zwang wird nicht leicht Jemand den Verfasser des Werther und Faust in seinen Schriftzeichen wiederfinden.

„Sie kannten de Wette?“ fragte ich halb erstaunt über mich selbst, denn ich hatte mich in der ganzen Stadt nach ihm erkundigt, nur nicht an der richtigen Stelle. Mit unerschütterlichem Ernste, in einem gewissen trockenen Tone, der keiner Modulation fähig schien, erzählte sie mir, sie hätte mit diesem Manne in den freundlichsten Beziehungen gestanden. Berühmte Männer pflegt man nicht lange zu fragen, wenn man sie in's Freundschaftsalbum aufnimmt: hat man die Ehre gehabt, einer Celebrität Feuer zur Cigarre anzubieten oder aus Ungeschick über ihre Füße zu stolpern und sie dann um Entschuldigung zu bitten, so ist der intime Bund geschlossen und man hat das unbestrittene Recht, damit nach Kräften großzuthun. Keine Spur davon in diesem Falle. De Wette war fast täglich hier Gast gewesen, hatte geschrieben, wenn er kurze Zeit abwesend war und überhaupt dies Haus wie eine zweite Heimat geliebt und geehrt. Was sonst ein Professor der Theologie im Umgange mit Frauen sucht und schätzt: Schönheit der besten Jahre, sprudelnde Unterhaltung mit Grazie oder Anempfindung für die Tiefen des Glaubenslebens — Alles suchte man hier vergebens, denn selbst die Unterhaltung war nüchtern und reell, ohne jeden äußeren Schmuck, und gegen religiöse Schwärmerei bemerkte ich eine erklärte Abneigung. Und doch war de Wette zu ihr gekommen, hatte ihr erzählt, was er schreibe oder schreiben wolle, wie er über des Menschen Leben und Streben denke und wie er durch die oder vielleicht trotz der christlichen Dogmatik den Himmel gefunden habe. Sie hielt das beschriebene Blatt noch in den Händen, legte es zusammen, entfaltete es wieder und sagte endlich: „Ich will es Ihnen vorlesen.“

Gedichte von Dilettanten, mühselige metrische Stilübungen selbstgefälliger Rhetoren sind der Schrecken aller Menschen von Gefühl, eben weil sie, keinem inneren Bedürfnisse entsprungen, nur den äußeren rednerischen Wohlklang bezwecken. Bei dem wahren Dichter schafft jeder Augenblick ein Gedicht, das ihn im ungetrübten Besitz seiner geistigen Kräfte findet. Nun giebt es aber eine Art von Dilettanten, die man eigentlich nicht Dilettanten nennen sollte und doch auch nicht Dichter nennen kann: sie werden durch die höchsten und schmerzlichsten Augenblicke des Lebens zur Poesie gezwungen, das Schicksal drückt ihnen gewaltsam die Feder in die Hand, sie müssen schreiben. Ist der Kampf vorüber, so kehren sie ins Leben zurück und das Gedicht bleibt als tragisches Denkmal einer selten wiederkehrenden Stimmung. So etwa erschien mir das Gedicht de Wette's wie ich's aus dem Munde seiner Freundin vernahm. Ich habe nicht um die Erlaubniß gebeten es abschreiben zu dürfen. Dergleichen Wehrufe einer kämpfenden Seele eignen sich nicht für eine kalte Veröffentlichung, sie sind durch eine wunderbare Verkettung von Stimmungen und Umständen hervorgerufen und als solche ohne Zusammenhang nicht einmal verständlich. Der Kunstwerk giebt uns mit der Stimmung auch die Dinge, welche sie erzeugt, und tritt mit seiner Person aus dem Gedichte heraus, nicht so der inspirierte Dilettant. Er giebt uns nur die Empfindung, die uns in ihrer Nacktheit vielleicht gereizt und krankhaft erscheinen wird; wer ihn aber gekannt, die Verhältnisse mit erlebt hat, die ihm den Schrei des Schmerzes auspressten, der ergänzt alles Fehlende aus der Erinnerung und giebt sich erschüttert dem schmerzlichen Genusse hin, des Freundes Leiden zu teilen und seine Schmerzen zu lindern. Der Dichter klagt, daß immer nur Mühe und Arbeit auf der steilen Bahn des Wissens sein Lohn gewesen, daß Gottes Geist, je schärfer man ihn suche, sich desto unbegreiflicher verhüllt und wie die liebsten Vorstellungen der Jugend, begeisternde Formen der Andacht, tauben Blüten gleich im Sturme der Zeit verfliegen.

Digitized by Google

Diese Worte tönten fest und klar von den ehrwürdigen Lippen der Vorleserin. Aber gerade diese Festigkeit war verdächtig, ein wehmütiges Echo hallte gewiß im Herzen nach, dem Ohre immer vernehmbarer. Ein seltsames Zucken von der Stirne zum Munde unterbrach sie einige Male und bei den Worten:

„Vor einem Blick des Ew'gen bleichte
Des Glaubens Stolz, des Wissens Glanz,
Und nur aus Mitleid überreichte
Die Hoffnung mir den Totenkranz.
Warum auf dornenvollem Wege
Sucht' ich der Weisheit Ziel: das Grab?"

brach sie in Thränen aus, bedeckte ihr Gesicht mit der einen Hand und reichte mir mit der anderen das Blatt: „Lesen Sie weiter!" Ich las mit bebender Stimme, denn so wenig ich mir sonst bei weiblichen Thränen zu denken pflege, — es liegt etwas vernichtendes in dem Schmerze einer starken Seele; sehen wir sie im Kampfe gegen ihre Thränen erliegen, so erlahmt unsere Kraft, die eigenen Empfindungen zu beherrschen.

Das Gedicht war gelesen und meine Märe hat hier ein Ende. Meine Reise führte mich durch Frankreich nach Spanien. Größeres, Schöneres sah ich und lernte mancherlei Menschen kennen und ihre Sitte Nie habe ich wieder etwas über meine Gastfreundin in Basel erfahren, nie habe ich dieses Zusammentreffen als einen Anknüpfungspunkt für ein seelisches Freundschaftsverhältnis angesehen; mir lag darin eine Beziehung, die über der irdischen Freundschaft steht und ihre verknüpfenden Formen entbehren kann. Aber als ich von der Sierra de Malaga über das blaue Mittelmeer die Küste Afrikas erblickte, vor mir die grüne Ebene Andalusiens und die silbernen Gipfel der Sierra Nevada zur Linken, da führte mich die Erinnerung nach dem grauen Schweizerstädtchen, und ein Funke des sittlichen Geistes in der unscheinbarsten Hülle schien mir gewaltiger als die Welt vor meinen Füßen und ihre stolze unermeßliche Pracht! —

Ernst Schulze und Adelheid Tychsen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulze's.

I.

Die folgenden Mitteilungen sind eine Fortsetzung jener Aufsätze, die wir unter dem Titel „Ernst Schulze und Cäcilie Tychsen" im XI. und XII. Bande dieser Zeitschrift gebracht haben. Es freut uns herzlich, sie wider Erwarten doch noch an dieser Stelle bieten zu können. Denn kein innerer Grund war's, der uns bestimmte, die Veröffentlichung zu unterbrechen: von ihrem künstlerischen, wie von ihrem litterarhistorischen Werte ganz abgesehen, sind Ernst Schulze's Aufzeichnungen über seine Doppelliebe zu den Schwestern Tychsen „menschliche Dokumente" von so ungemeiner Wahrheit, so großem psychologischen Interesse, wie wir ihrer in unserer Litteratur nicht viele haben. Dies haben auch unsere Leser anerkannt und so ist es uns nicht leicht gefallen, die Veröffentlichung im Schlußheft des XII. Bandes für beschlossen zu erklären, noch schwerer, sie auf zahlreiche Wünsche hin nicht wieder aufzunehmen. Es war ein äußerer Grund, der dies verschuldete: der Wunsch jener Verlagshandlung, welche die Buchausgabe der Tagebücher besorgen sollte und befürchtete, daß eine Veröffentlichung in der „Deutschen Dichtung" das Interesse an Buche beeinträchtigen werde. Doch hat sich seither ein Uebereinkommen erzielen lassen, welches dieses Hindernis hinwegräumt. Das wird sicherlich den meisten Freunden der „Deutschen Dichtung" ebenso erfreulich sein, wie uns.

Jenen Lesern, welche die erste Serie nicht kennen werden wenige Zeilen zur Orientierung über ihren Inhalt genügen. Ernst Schulze, der Dichter der „bezauberten Rose", lernt 1811, als dreiundzwanzigjähriger Mann die beiden Töchter des Göttinger Archäologen Hofrath Tychsen, Adelheid und Cäcilie kennen. Er hat vorher unzählige Liebeleien durchgemacht; seine letzte Beziehung vor der Bekanntschaft mit dem Schwesternpaar hat ihn vollends eitel und gefallsüchtig gemacht. In der Tat klingen auch seine ersten Urteile über die Beiden frivol genug und selbst von Cäcilie, der jüngern, die ihn bald stärker anzieht, weiß er zunächst nichts zu sagen als: „Wenn ich sie erobern könnte, so würde ich nicht geringe Ehre davon tragen." Aber bald vertieft und läutert sich seine Empfindung für das ebenso schöne als gute Mädchen immer mehr; tragisch ist es, daß er sich dieser starken und reinen Neigung in dem Augenblicke bewußt wird, wo ihm die Geliebte auf ewig verloren ist: Cäcilie wird von einer tückischen Krankheit erfaßt und stecht dahin. Je geringere Hoffnung dem Dichter auf ihren Besitz bleibt, desto heller und reiner loht seine Liebe für sie empor: sie überdauert den Tod der Geliebten und läßt ihn an ihrem Grabe den Plan zu seinem Epos „Cäcilie" fassen, das ihr Denkmal werden soll. Das Interesse der Familie Tychsen für dies Werk führt ihn wieder in's Haus und nun beginnt in ihm ein höchst seltsames Doppelspiel der Empfindungen: er sieht Adelheid nun deshalb gerne, weil sie die Schwester der verblichenen Geliebten ist, sucht sich darum seine wachsende Neigung zu der Lebenden durch diese nie ersterbende Liebe für die Todte zu erklären, bis ihm Adelheid so teuer geworden ist, wie Cäcilie, und er ein halbes Jahr nach deren Tode (3. Dezember 1812) um Adelheid wirbt. Sie erwidert ihm — 9. Juni 1813 — schonend aber entschieden: „Ich bin fest entschlossen,

Digitized by Google

nie in solche Verhältnisse zu treten, welche Sie von mir fordern. Ich muß Ihnen jede Hoffnung nehmen." Er aber kann nicht mehr loskommen; wie eine fixe Idee beherrscht ihn der Gedanke seiner „Doppelliebe"; er darf nur um ein Weib auf Erden werben, die Schwester der Todten, weil nur dies ihm nicht als Untreue gegen die Todte erscheint, weil er nur so in der Lebenden auch die Todte für immer besitzen zu können glaubt. Und so allein erklärt es sich auch, daß er, unmittelbar nachdem die Entscheidung gegen ihn gefallen, die Werbung fortsetzt.

Am 10. Juni 1813 besucht der Dichter wieder das Haus der Geliebten, die ihm Tags zuvor „jede Hoffnung genommen" und berichtet darüber in seinem Tagebuch:

„Am 10ten Junius. Sie hat sich nicht wohl befunden diese Nacht; ihre Wangen waren diesen Morgen sehr blaß und ihre Stimme matt. Ich saß stillschweigend in ihrem Zimmer, während Wening*) malte. Sie redete mich zuweilen an, aber ich konnte mich nicht verstellen. Am Nachmittage ging ich zu ihr, um aus einem sehr geistreichen Roman: „Margarethe", vorzulesen. Die ganze Geschichte enthält wunderbare Anspielungen auf unser Verhältniß; keine Seite konnte ich lesen, ohne Beziehungen zu finden, die mich bewegten und erschütterten. Alle Augenblicke wurde ich durch Thränen, die gewaltsam hervordrangen, unterbrochen. Ich mußte oft lange Pausen machen, um mich wieder etwas zu sammeln. Auch in ihrem Gesichte lag ein heftiger Schmerz. Endlich legte ich das Buch nieder, weil es mir nicht möglich war, fortzufahren. Jetzt kam die Hofräthin zu uns, die neben uns in ihrem Zimmer gesessen hatte. Sie mußte Alles errathen, denn ich weinte noch immer heftig und Adelheit glühte und starrte schweigend vor sich hin. Sie forderte Adelheit auf, mit zu der Madame Dieterich zu gehen. Adelheit schien aber mit mir noch allein seyn zu wollen, denn sie schützte ein Geschäft vor und versprach nachzukommen. Die Hofräthin zögerte lange; endlich sagte Adelheit: Wenn Du es verlangst, will ich mitgehen. Jetzt ging die Hofräthin, aber gleich darauf kam der Hofrath auf einen Augenblick herunter. Er sah uns forschend an, fragte Adelheit, ob sie nicht mit der Mutter gehen wolle und verließ uns wieder. — Ich glaube, ich habe mir zu viel zugetraut, sagte ich jetzt, als ich glaubte, unser früheres Verhältniß könne fortdauern. Es ist mir zu schmerzlich, sie immer noch zu sehen. Adelheit schwieg, dann ging sie plötzlich auf mich zu, drückte mir heftig die Hand und sagte: „Leben Sie wohl!" Sie vertieft das Zimmer. Ob diese ein Lebewohl auf ewig seyn sollte?"

Vom nächsten Tage, dem 11. Juni 1813, ist das folgende Schreiben an Adelheid datirt:

„Noch einmahl muß ich mit Ihnen reden, meine theure Adelheit. Alle meine Gedanken beziehen sich ja doch nur auf Sie, es ist mir nicht mehr möglich, dieses volle Herz kalt und schweigend zurückzudrängen. Lassen Sie mich wehmüthig Abschied nehmen von den schönsten Hoffnungen meines Lebens, und erlauben Sie, daß ich die Freundschaft, die Sie mir mitleidig als ein Almosen für den unendlichen Schatz Ihrer Liebe anbieten, dazu benutze, mit Ihnen über einige Gegenstände zu sprechen, die mein unerlöschliches Gefühl für Sie, meine ängstliche Sorge für Ihr Glück mir zu berühren gebieten. Auch mischt sich vielleicht eine eigennützige Absicht in dieses Verlangen. Ihnen noch einmahl zu schreiben. Ich denke mir, es könnte doch möglich seyn, daß Sie noch ein Wort des Trostes für mich hätten, noch einen freundlichen Stern der Hoffnung, zu dem ich sehnsüchtig und vertrauend hinschauen würde, wenn er auch in der weitesten Ferne schimmerte. Ach, es ist ja schrecklich, in einem kurzen Augenblicke alle die schönen Träume schwinden zu sehen, die uns lange Zeit erhoben und veredelten, die uns eine unbewölkte, eine selige Zukunft verhießen, und nun plötzlich in eine ewige kalte Nacht hinauszublicken und in ein Leben voll Gram und endlich, was das Schrecklichste ist, voll Erstarrung. Sie ahnen es wohl nicht, was ich mit Ihnen verlohren habe, da sie die Liebe vielleicht nicht kennen, oder wenigstens jenes ewige, alle ruhende Bedürfniß nach Liebe nicht begreifen, welches der einzige Quell meines geistigen Lebens ist. Aber ich will nicht länger klagen. Sie würden sich nicht glücklich mit mir gefühlt haben, weil ich Ihnen gleichgültig bin oder wenigstens nicht so theuer, als das Herz es verlangt, und ich will ja nur Ihr Glück, mag ich selbst immerhin unglücklich seyn. Sie, meine liebe Adelheit, sind mir ein heiliges Erbe, das mir Cecilie hinterlassen hat; mit den größten und schmerzlichsten Aufopferungen würde ich Ihre Ruhe, Ihre Zufriedenheit nie zu theuer erkauft glauben

Aber ich will mich zu beherrschen suchen. Ich will gelassen mit Ihnen reden und ohne Eigennutz, soviel ich es über mich vermag. Sie haben sich entschlossen, nie in solche Verhältnisse zu treten, die doch zur Bestimmung Ihres Geschlechts gehören. Nein, es ist nicht möglich, Sie dürfen diesem Vorsatze nicht getreu bleiben. Alles, was Ihnen heilig seyn muß, Ihr eigenes Glück, die Zufriedenheit derer, denen Sie werth sind, der Zweck Ihres Daseyns streiten dagegen. Ich will Sie nicht auf die äußern Folgen aufmerksam machen, die ein solcher Entschluß in späterer Zeit nach sich zieht, denn die Bildung Ihres Herzens und Geistes würden Sie vor manchen Unannehmlichkeiten schützen, denen Sie viele Frauenzimmer von minderm Werthe in dieser Lage ausgesetzt sehen. Aber ich muß Sie doch erinnern, liebe Adelheit, daß es Verhältnisse giebt, worin es nach der gewöhnlichen Meinung nicht erlaubt ist, Talente zu besitzen und zu zeigen, und worüber unbefangene Liebenswürdigkeit mit hämischen und verläumderischen Benennungen belegt wird. Ich will Ihnen keine Beyspiele anführen, und ich wüßte auch keine zu finden, die Ihnen zur Vergleichung angeführt zu werden verdienen. Sie haben freylich Stolz und Selbstbewußtseyn genug, um ungerechte Mißhandlungen

*) Ein junger Jurist, Schulze's Freund, der sich insgeheim gleichfalls um Adelheid bemühte.

Digitized by Google

maßungen zu verachten; aber es ist sehr schwer, sein ganzes Leben hindurch mit der öffentlichen Meinung zu kämpfen, ohne mit etwas Bitterkeit gegen die Welt erfüllt zu werden. Könnten Sie es verantworten, wenn Ihr herrliches, reines Herz durch die Folgen eines raschen Entschlusses nur den mindesten Flecken erhielte? Nein, es wäre Sünde, wenn eine so schöne Seele nicht so tadellos bleiben sollte, als sie ist. Doch ich will nicht länger von Übeln reden, wovor Sie sich vielleicht noch bewahren können. Es gibt andere, denen es unmöglich ist zu entfliehen. Der Wirkungskreis, den die Natur und die Verhältnisse Ihrem Geschlechte im freien Stande angewiesen haben, ist zu eng als daß selbst das geistreichste Weib, wenn es nicht die Schranken der Weiblichkeit überschreiten will, ihr ganzes Leben damit ausfüllen könnte. Sie haben zu viel Zartgefühl, zu viel sittliche Grazie, als daß Sie je versuchen könnten, etwas anderes zu seyn, als das, wozu Ihr Geschlecht Sie bestimmte. Um das Weib für den niederen Grad der wirkenden Kraft zu entschädigen, ward ihr die Liebe gegeben, diese Glorie ihres Geschlechts, worin es immer reiner, heiliger und göttlicher erscheint, als das mürrige selbst im höchsten Glanze seiner schöpferischen Thätigkeit. Erst in der Liebe entwickeln sich bey dem Weibe alle Reitze des Geistes, alle tieferen Schätze des Gemüthes, dann erst zeigt es sich am deutlichsten, daß Ihr Geschlecht die schöne Bestimmung erhalten hat, zu beglücken. Sie, meine theure Adelheit, sind so unendlich reich an Vorzügen aller Art, Sie könnten so unaussprechlich glücklich machen. Wäre es nicht wirklich ein wenig eigennützig gehandelt, wenn Sie Ihre ganze Liebenswürdigkeit nur zu Ihrer eigenen Zufriedenheit anwenden wollten? Es ist so herrlich, Freude zu verbreiten. Der Beglückende wird dadurch inniger mit dem Leben verbunden, als selbst der Beglückte. Aber, sagen Sie mir aufrichtig, durch welche Bande werden Sie künftig mit Ihren Umgebungen verknüpft werden, wenn Sie bey Ihrem Entschlusse beharren? Noch befinden Sie sich in Verhältnissen, die Sie alles dieses weniger oder gar nicht fühlen lassen; Sie sind glücklich im Kreise der Ihrigen und Ihr eignes Gefühl hat noch zu viel jugendliche Frischheit, als daß Sie glauben sollten, Sie würden je anderer Verhältnisse und eines kräftigeren Mittels bedürfen, um dem Leben ferner nahe zu bleiben. Aber setzen Sie den Fall, der doch einmahl eintreten muß, daß Ihre jetzigen Verhältnisse aufhörten, daß eine längere und leider schmerzliche Erfahrung Ihrer Empfindung die blühende Kraft, das Ahnungsvolle und Hoffnungsreiche nähmen, das uns die Welt in unserer Jugend zu einem so schönen und reinen Bilde macht, setzen Sie den Fall, was für Ersatz würden Sie für Ihr verlohrenes Glück finden? O glauben Sie mir, es ist zu schrecklich dazusitzen im Leben und allmählig kalt zu werden gegen alles, was uns sonst schön und heilig schien. Diese Kälte ist nicht mit Vergessenheit verbunden, und darin liegt gerade das Schmerzliche, daß wir wissen, das machte uns sonst glücklich und kann es jetzt nicht mehr. Für ein weiches Herz ist dieses Gefühl unerträglich, das habe ich selbst schon zu tief empfunden. Wir Männer sind für den Strudel des Lebens bestimmt, uns ist es eher möglich, jenen Gedanken zu unterdrücken und zu betäuben; Sie können es nicht, wenn Sie nicht aus Ihrer Sfäre treten wollen. Welch eine andre Zuflucht bleibt Ihnen dann übrig als solche Verhältnisse, die dem Gefühl ein neues und dauerndes Leben gewähren? Bedenken Sie alles dieses, was ich Ihnen sagen mußte, meine liebe Adelheid. Ich weiß die Gründe nicht, die Sie zu Ihrem Entschluß vermocht haben, und ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen, wenn Sie es mir nicht gern gewähren. Sollten aber jene Gründe denen ähnlich seyn, die mich jetzt nach Ceciliens Tode und nach Ihrer Weigerung zu demselben Vorsatz fest bestimmen, so kann ich Ihnen keine Einwürfe ferner machen. Ich werde unglücklich seyn, sehr unglücklich, aber ich darf Ihnen nicht zumuthen, etwas zu thun, wozu ich mich selbst nicht stark genug fühle.

Ich glaube schon lange bemerkt zu haben, daß Ihnen die Welt in mancher Rücksicht gleichgültig ist, daß Sie unter einer lächelnden Außenseite irgend einen geheimen Schmerz verbergen, der desto verstörender an den Keimen Ihres Lebens nagt, je mehr Sie ihn zurückdrängen. Sie haben immer zu sehr in sich selbst gelebt, als daß Sie nicht allmählig die gefährliche Gewohnheit angenommen haben sollten, Ihren Kummer zu lieben und ihn als Ihre einzige und angenehmste Gesellschaft zu betrachten. Woher sollte sonst die wenige Sorge kommen, die Sie auf Ihre Gesundheit verwenden, da Sie doch wissen, wie ängstlich Ihre Ältern gerade jetzt in dieser Rücksicht seyn müssen, wie sehr Sie alle, denen Sie theuer sind, dadurch kränken, wie unbeschreiblich ich dabey leide, der ich Alles aufopfern würde, selbst die schwachen Hoffnungen, die ich vielleicht jetzt noch hege, wenn ich Ihnen dadurch Freude machen könnte. Sie sind ja sonst so milde, liebe Adelheit, sey'n Sie auch in dieser Rücksicht mitleidig, und entziehen Sie sich diesem Zustande, wenn Ihr Schmerz sich heben läßt. Freylich gibt es Schmerzen, die ich selbst Ihnen nicht rauben möchte. Dann könnte ich nur das Schicksal anklagen, daß es mich doppelt unglücklich machen wollte, durch meinen eigenen Gram und durch den Ihrigen.

Wie mein Verhältniß zu Ihnen künftig seyn wird, weiß ich nicht. Ich fühle es wie schmerzlich es mir ist, Sie zu sehen, und doch ist dieses wiederum mein einziger Trost, da Sie nicht wollen, daß ich mir auf eine andre Art Vergessenheit verschaffen soll. Für meine bürgerliche Bestimmung bin ich verlohren, das sehe ich wohl ein. Ich fühle, daß ich nur für meine Kunst geschaffen bin; die Wissenschaft wählte ich einzig wegen meiner Verhältnisse. Erst die Liebe vermag es, uns über den ganzen Zustand unsers Lebens Aufklärung zu geben. So lange ich frey war und bloß mit meinem Herzen tändelte, konnte ich die Laufbahn verfolgen, welche die Verhältnisse mir aufgedrungen hatten. Jetzt eckt sie mich an, da mein Gefühl sie mir nicht versüßen soll, da ich

Digitized by Google

kein Ziel mehr habe, wofür ich arbeiten könnte, an mir selbst ist mir wenig gelegen. Sie würden mich fester mit dem Leben verbunden haben, durch Sie würden meine Kräfte zu einer ewigen Thätigkeit angefeuert worden seyn. Es ist Ihnen nicht möglich, und ich will ja auch deshalb mit Ihnen nicht zürnen, Sie sind ja doch immer noch das einzige Band, das mich an mein armseliges Daseyn ketten, das mich das Leben ertragen lassen wird. Ob ich es lange ertragen werde, weiß ich nicht. Ich will mir wenigstens Mühe darum geben, um Sie nicht zu kränken. Ich will sogar heiter scheinen, wenn es mir möglich ist. Wenn ich mich ganz meiner Kunst hingeben könnte, so würde ich vielleicht noch mehr Beruhigung finden. Ich würde mich in allen meinen Schöpfungen nur mit Ihnen und Cecilien beschäftigen und so durch die Fantasie die kalte Wirklichkeit zu erwärmen suchen. Aber ob ich immer ungeliebt doch die Kraft behalten würde, immer mit Liebe zu schaffen, das weiß ich nicht zu bestimmen. Doch auch jetzt, trotz meinen Verhältnissen, trotz meinem Kummer, will ich thun was ich vermag. Entziehen Sie sich mir nur nicht ganz und lassen Sie mich zuweilen glauben, ich sey Ihnen ein wenig werth. Ach, ich kann nie aufhören, Sie zu lieben, Ihr Anblick ist mir zu unentbehrlich geworden, Alles was ich denke und thue, hat Bezug auf Sie, ich weiß kaum, wie ich Ihre lange Abwesenheit von wenigen Wochen ertragen soll! Gewähren Sie uns dafür wenigstens nur einen tröstenden Schein, ich will mich gern täuschen lassen. Neulich, als die seligsten und die bittersten Augenblicke meines Lebens so schnell und unerwartet auf einander folgten, hat Ihre himmlische Milde mich vor Verzweiflung bewahrt. Nie hat ein Tag seit Ceciliens Tode so viele Schmerzen für mich gehabt, aber doch wird er mir werth bleiben, weil er für mein Gefühl so wichtig war. Fahren Sie fort, mich so zu behandeln. Ich will Ihnen dankbar seyn und Sie nicht durch den Anblick meines unheilbaren Kummers quälen. Leben Sie wohl, meine liebe Adelheit. O Gott, damahls als ich Ihnen zu Füßen saß, und mit seliger Hoffnung bald in Ihre Augen, bald zum blauen Himmel blickte, glaubte ich nicht, daß ich Ihnen jetzt Lebewohl sagen müßte. E. Sch."

Am nächsten Tage schreibt er in das Tagebuch:

„Am 12ten Junius. Unser Verhältniß ist noch immer daßelbe. Sie behandelt mich mit der zartesten Schonung, mit einer Auszeichnung, der sie, soweit ich sie kenne, noch Niemand gewürdigt hat. Heute Morgen zwang ich mich, etwas heiter zu scheinen, ich sprach wenigstens einige Worte und sie schien sehr erfreut darüber. Sie weiß, daß Wening mein Vertrauen hat. Er selbst hat sich heute, ohne es zu wollen, verrathen. Als ich fort war, ist die Hofrathin ins Zimmer gekommen und hat gesagt: Wenn ich doch nur wüßte, was dem Doktor Schulze fehlt. Wissen Sie es nicht, Herr von Wening? Er hat es verneint. Ob ihn Jemand von uns beleidigt hat, hat sie fortgefahren. — Nein, das durchaus nicht, hat Wening geantwortet. — Also Sie wissen die Ursache doch? — Sie müssen Sie auch schon errathen haben, ebensowohl als die Mamsell — Beyde haben geschwiegen. Am Nachmittage hat er Adelheid um Verzeihung gebeten, wenn er sie durch seine Äußerung vielleicht beleidigt habe. Nein, Sie haben mich gar nicht beleidigt, hat sie geantwortet, und Sie werden auch keinen üblen Gebrauch von dem, was Sie wißen, machen. Diesen Nachmittag spielte ich ihr meinen Brief zu und sie nahm ihn ohne Zögern. Morgen wird sich zeigen, was er gewirkt habe.

Am 13ten Junius. Es ist nicht möglich, daß ich alle Hoffnung aufgeben sollte. Sie behandelt mich zu zart; aus ihrem ganzen Benehmen leuchtet zu viel Liebe hervor. Als ich heute Morgen kam, schien sie sehr matt und angegriffen. Sie sagte mir, daß sie gestern erst um sieben Uhr nach Stäudlin's gegangen sey (natürlich um meinen Brief vorher zu lesen, daß sie erst vorher Klavier gespielt habe (um eine Fantasie von Bach die sie jetzt einstudirt, zu üben, und worauf ich mich freue, wie sie weiß) und daß sie nicht eher als um zwey Uhr eingeschlafen sey. Ich konnte nicht frey mit ihr reden, weil Wening malte, und nachher der Schwätzer Usedom zu uns kam. Am Nachmittage merkte ich, daß sie mit mir allein zu seyn wünschte. Ich war anfangs unten im kleinen Garten gewesen und sie fragte, ob es nicht zu feucht darin sey und ob sie auch wohl hineingehen dürfe. Es blieb indeß noch jetzt dabey. Als Wening fort war, ging sie hinein und ich folgte ihr. Sie führte mich zu ihrer Himbeerhecke, die sehr viele Früchte verspricht und bat mich, wenn sie in Wernigerode seyn würde, fleißig in den Garten zu gehen und ihre Himbeeren zu eßen. Jetzt wollte ich zu reden anfangen, als die Großmutter und die Superintendentin K. in den Garten kamen und sie baten hineinzugehen, weil es zu feucht werde. Sie schien gerne noch länger bleiben zu wollen, durfte doch aber auch nicht gut. Sie ging nur noch zu ihrem Blumenbeete, pflückte ein Vergißmeinicht und gab es mir. Nachher äußerte ich im Gespräch es sey mir noch nicht viel in der Welt geglückt und sie sagte: Daß dürfen Sie noch nicht behaupten. Ob dieses Wort mir Hoffnung machen sollte?

Am 15ten Junius. Sie hat über mich entschieden, und ich will ferner keine Hoffnungen mehr hegen. Ich will auch nicht mehr unmittelbar seyn, denn das würde sie kränken. Sie ist ein Engel, schon ihre Nähe, ihr Anblick wird mich trösten — diesen Morgen war ich in einem schrecklichen Zustande. Schreckliche Kopfschmerzen zerrütteten meinen Geist und brachten mich fast zur Verzweiflung. Ich ging hinüber und klagte über meinen Zustand. Die Hofräthin rieth mir zu arbeiten, nur andere Gedanken, die fruchtlos wären, dadurch zu verdrängen. Ich kann wohl viel sprechen, fuhr sie fort, aber nur wenig bei dieser Sache thun. — Sie muß nach dieser Äußerung mein ganzes Verhältniß mit Adelheit und ihren Entschluß kennen. Mit Adelheit selbst konnte ich nicht reden. Ich ging ganz zerstört nach Hause. Um 1 Uhr hatte ich ein Kollegium

Digitized by Google

zu lesen, welches ich heute erst anfing. Sobald ich vom Katheder trat, war eine wunderbare Veränderung mit meinem ganzen Wesen vorgegangen. Ich fühlte wieder Muth und Kraft und fing an, mit Eifer zu arbeiten. Es schien, als ob die gänzliche Entfernung von aller wissenschaftlichen Beschäftigung mir einen Abscheu gegen die Wissenschaft eingeflößt habe, und als ob durch den Gedanken, jetzt wieder nützlich zu seyn, meinem Geiste eine neue Spannkraft gegeben worden sey. Ich fühlte mich einige Stunden sehr heiter. Gegen Abend ging ich hinüber. Anfangs fand ich keine Gelegenheit, mit Adelheit zu reden, und die Hofräthin schien mich vorsätzlich von ihr zu entfernen. Ich sprach von meiner Reise nach Wernigerode und sie suchte mich davon abzuhalten, aber Adelheid sagte: Bleiben Sie ja bey Ihrem Vorsatz. Endlich schien sich die Mutter zu überzeugen, es sey gut, wenn ich mit Adelheit noch einmahl geheim redete. Sie verließ uns und Adelheit sagte: ist es Ihnen lieb, wenn ich Ihnen noch ein wenig vorspiele? Wir gingen in ihr Zimmer, sie fragte mich, was ich gern hören wolle, und spielte dann Alles, was mir das Liebste ist. Sie hörte auf, aber die Musik hatte den Dämon in mir nicht besänftigt; mein Schmerz war nur heftiger geworden. Haben Sie gar keinen Trost für mich, liebe Adelheit, rief ich endlich. Sie sagte mir, ihr Entschluß sei unerschütterlich, und es stehe nicht in ihrer Macht, ihn zu ändern. Einen gleichen Entschluß von meiner Seite dürfe dieses aber nicht nach sich ziehen, da mein Schicksal ja in meinem eigenen Willen*) stände. Sie würde nicht glauben können, daß ich sie liebe, wenn ich irgend etwas thäte, was meinem Glück nachtheilig sey. Ich verdiene glücklich zu seyn, und werde es auch noch werden. Ich solle nicht glauben, daß sie selbst bey dieser Sache nicht leide; ihr innerer Zustand müsse mir schon aus ihrem Übelbefinden klar seyn. Sie würde die größten Aufopferungen nicht achten, wenn sie etwas zu meiner Ruhe und zu meinem Glück beytragen könne. Als ein Zeichen, wie sehr sie mir vertraue und mich schätze habe sie beschlossen, mir, wenn sie sterbe, ihr Tagebuch, das sie einzig für sich geschrieben habe, zu vermachen. Daraus werde ich ihre Gründe kennen lernen. Sie beschwöre mich, beyter zu seyn. Ich möge von ihr nur fordern, was sie thun solle, um mir Freude zu machen, sie werde mir nichts abschlagen. Diese unbeschreibliche Milde brach meine Verzweiflung. Ich reichte ihr meine Hand und sagte weinend: Bleiben Sie meine Freundin. Ich will ganz für Sie leben. Ich will mich fassen. Leben Sie wohl. — Ich sehe Sie doch morgen noch? fragte sie. Ich versprach noch einmahl zu kommen. Dann fragte ich sie, ob ich sie in Wernigerode besuchen solle. Warum nicht, sagte sie, das ist ja schon verabredet. — Ich weiß nicht, ob ich Sie vielleicht nicht genire, antwortete ich. — Durchaus nicht, sagte sie, mir soll es vielmehr eine große Freude seyn, Sie zu sehen. Jetzt ging ich. Ich will ihr halten, was ich versprach. Sie soll mich künftig heiter sehen; ich will sie lieben, aber ohne Leidenschaft. Ich werde auch so vielleicht glücklich seyn."

(Ein zweiter Artikel folgt.)

*) In der Handschrift durch Unterstreichung und besonders große Schrift hervorgehoben.

Litterarische Notizen.

— In einer Serie von Aufsätzen hat die „Deutsche Dichtung" seinerzeit die merkwürdige Affaire Meißner-Hedrich klarzustellen und dabei auch ein Charakterbild Hedrichs zu zeichnen versucht. Es war nicht eben ein Lichtbild, aber gerecht. Daß der Mann nicht blos ein Erzähler von Kraft und Eigenart gewesen ist — das war hervorgehoben —, sondern in seiner Jugend auch ein Lyriker von tiefer Empfindung, hätte wohl Niemand vermuthet, der ihn nach seinen späteren Thaten beurtheilt. Dennoch ist dem so und wir sind in der Lage, heute einen Beleg dafür zu bieten. Das folgende Gedicht ist vor etwa vierzig Jahren entstanden, befindet sich im Besitz einer in Prag wohnhaften Dame und lautet nach einer uns freundlich zur Verfügung gestellten Abschrift:

Wen der Erlkönig liebt,
Dem wünscht' ich von dem Allen,
Was es da Liebes giebt,
Bei Zeiten abzufallen.

Wie das getroff'ne Kind
Lieg' ich in Vaters Armen
Und ließe so geschwind
Den Busen nicht, den warmen.

Und doch bin ich geknickt
Gekützt vom Geistermunde,
Wie leichter Nebel drückt
Mich Todesmacht zum Grunde.

Noch gestern froh am Teich
Mit Brüdern und Schwestern,
Und heute wund und bleich —
Ach, wo ist Gestern!

Daß der Mann, der dann seinen Namen in so sonderbarer Weise in die Annalen unserer Litteratur eingezeichnet, als Jüngling Gemüt und feine Empfindung besessen, wird nach dieser Probe nicht zu bezweifeln sein.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Albrecht, Engelbert. Trockenhort. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Sant, D. Gedichte. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt. o. J.

Möldechen, Wilhelm. Das Reichsfest zu Mainz. Dichtung. Zweite Auflage. Altenburg. Stephan Geibel. 1892.

Ebers, Georg. Kleopatra. Historischer Roman. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt. 1894.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von J. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gregorius & Tie in Berlin.

Digitized by Google

Der Redakteur.

Novellette von **Karl Emil Franzos.**

(Fortsetzung.)

Er erhob sich und begann erregt auf und nieder zu gehen, dann trat er an den Tisch heran und entzündete die Gaslampe. Es fiel ihm bei, daß noch die Theaternotizen fehlten, und er griff nach den Zeitungen. Aber die Blätter entsanken seiner Hand. Die Gedanken wirbelten durchs Hirn, von jenen Erinnerungen, die ihn vorhin erfüllt, bis zur letzten Unterredung und wieder zurück . . .

„Ein studierter Mann!" — er lachte bitter auf.

Daß Gott erbarm' — was hatte er „studiert" in den wohlgezählten dreizehn Semestern seiner Universitätszeit in Bonn und Berlin, in Heidelberg und jener kleinen Hochschule, von welcher die Leuchte der ästhetischen Dynastie Söllenhoff über das deutsche Vaterland hin strahlte!

Er hatte zuerst die „Poesie des Studentenlebens" recht ergründet und dies und jenes Korpswappen mit dem Gelde seines Vaters für ein Semester zu unerhörtem Glanz gebracht, und daneben hatte er ein radikales Mittel gebraucht, um den heiligen Quell vor dem Pandektenstaub zu hüten. Er war diesen ehrwürdigen Büchern die ganze Zeit auf zehn Schritte vom Leibe geblieben! Inskribirt war er an der Juristen-Fakultät, weil es der Vater so verlangte, und damit war seine Verpflichtung erledigt — oder nein! das hatte er sich selbst damals kaum einzureden vermocht — aber ging nicht eine andere heiligere Verpflichtung vor, jene gegen sich selbst und gegen die Mitmenschen, für welche der Dichter Georg Münzer in voller Herrlichkeit heranblühen, auf alle erdenkliche Weise gehegt und großgezogen werden mußte? Das forderte die ganze gebildete Welt durch ihre edelsten Repräsentanten: Frau Hildegard und die Dynastie Söllenhoff; war es möglich sich dieser Forderung zu entziehen? Und dann, wie langweilig, wie dornenvoll war der Weg durch die Pandekten und das Landrecht bis zum Doctor utriusque juris, und wie angenehm, wie mit Rosen umhegt der Weg zum Gipfel dichterischen Ruhms, das heißt nach der Auffassung jener „ganzen gebildeten Welt". Denn was hatte man dabei zu thun? Vor allem mußte man die Poesie des Lebens studieren, nicht bloß des Couleurtreibens, sondern des Lebens überhaupt; man mußte Bälle und Gesellschaften besuchen, Reisen machen u. s. w. Zweitens mußte man sich, wie der derzeit regierende Ästhetiker Söllenhoff IX. rieth, „Anregung aus den Wissenschaften holen, ohne von dem trockenen Zeug erdrückt zu werden", zu deutsch: man mußte ab und zu in dem und jenem Kolleg hospitiren und dies und jenes Buch durchblättern um schließlich von jeder Wissenschaft einen Dunst zu haben und von keiner einen klaren Begriff. Drittens aber mußte man — dichten, rastlos, als könnte die Welt nicht eher vom Übel erlöst sein, bis man das erste Tausend vollgemacht.

Und all diesen drei Verrichtungen war Georg Münzer eifrig nachgekommen in seiner „Studenten"-Zeit, vom neunzehnten bis zum sechsundzwanzigsten Jahre, wie eifrig, das bewies fürs erste das Hauptbuch seines Vaters und fürs zweite der Stand seiner Bildung und fürs dritte die Mappe seiner Gedichte! . . .

„Ein studierter Mann!" wiederholte er in demselben bitteren Tone, und dann klang ihm auch jener Satz aus dem Musterroman wieder

Digitized by Google

auf, dem er soeben einen so spannenden Abschluß gegeben. Gewiß! auch seine einzige Entschuldigung war, daß er die Schwere seines Verbrechens nicht kannte; er ahnte nicht, warum der Vater so leicht darauf verzichtet, den einzigen Sohn der alten Firma zu widmen, warum dieser knorrige Mann binnen wenigen Jahren zum gebrochenen Greise geworden. Leonhard Münzer hatte es ja seinem einzigen, heiß und bis zur Thorheit geliebten Sohne nie gestanden!

Aber war dies eine Entschuldigung, und hätte Georg Kraft und Leben so vergeuden dürfen, selbst wenn er gewesen wäre, wofür er sich hielt, eines reichen Mannes Sohn?! Und wo gab es vollends eine Entschuldigung für sein schlimmstes „Verbrechen", für den Verrat an seiner Liebe?!

„Ich büße es hart!" murmelte er mit zuckenden Lippen, „denn wäre auch alles so gekommen, wie es kam — an ihrer Seite, von ihrem Gemüt erquickt, von ihrer Liebe gelabt, wär' ich heute doch nicht unglücklich. Nein! wer ein Weib wie sie sein eigen nennen darf, ist gefeit vor dem Jammer des Lebens und in sich beglückt, wohin ihn das Schicksal stellen mag. Ich aber habe dies Glück besessen und es von mir geworfen, aus Thorheit, aus Feigheit und Selbstsucht! . . . o, ich Elender!"

Das war am Schlusse seiner Studienzeit gewesen und vor nun vierzehn Jahren, und in jener kleinen Universitätsstadt Y., welche von der Dynastie Söllenhoff regiert wurde. Georg hatte sich auf den Rat seiner Mutter dahin begeben, weil auch sie nachgerade der Ansicht war, daß er sich genügend zum Dichter vorgebildet und nun das große Examen ablegen müsse: die Herausgabe seiner Gedichte. Darin sollte ihm ihr Bruder, eben derselbige, der nach den Gesetzen der Vererbung der berühmte Ästhetiker Söllenhoff IX. geworden, behilflich sein und daneben in der Erfüllung einer kleinen unbedeutenden Formalität, welche jedoch hauptsächlich des Vaters wegen geschah, der Erwerbung des Doktortitels.

Der Juristen-Fakultät war es allerdings nicht zuzumuten, die vielen Inskriptionen als genügende Belege des Wissens gelten zu lassen, aber das Doktorat der Philosophie ließ sich gewiß unter solcher Aegide und gegen Baarzahlung der Taxen leicht erwerben.

Das gelang denn auch rasch und schmerzlos; weit langsamer und schmerzhafter vollzog sich die Redaktion der Gedichte. Oheim und Neffe waren darüber einig, daß jedes einzelne in seiner Art vortrefflich sei, aber sie hätten zusammen drei Bände gegeben, und das ging denn doch nicht an.

Schon aus Rücksicht auf das deutsche Volk, es hatte seit Jahrzehnten nach echter Lyrik geschmachtet, und man weiß, wie gefährlich es ist, einem Ausgehungerten plötzlich reichliche Nahrung zu bieten; er darf nur langsam wieder daran gewöhnt werden. Daneben wirkte allerdings auch eine andere Rücksicht. Der Verleger erklärte, er sei bereit, gegen Erlag der halben Druckkosten einen Band von zwanzig Bogen zu publizieren, aber auch nicht eine Zeile mehr.

So mußte man sich denn zu einer Auswahl bequemen, und da ja der innere Wert bei allen der gleiche war, konnte nur der Grad der Wirkung auf ein gebildetes Publikum hierüber entscheiden. Und so las denn Georg Münzer seine Verse jenem „ästhetischen Kränzchen" vor, welches sich allwöchentlich im Hause seines Oheims zusammenfand.

Nie hat eine Vereinigung ihrem Namen größere Ehre gemacht; denn mehr Ästhetik, als sich an diesen Freitagabenden zusammenfand, war unmöglich in einem mittelgroßen Zimmer zusammen zu bringen. Da saß die gereifteste Empfindsamkeit und Feinfühligkeit der Stadt in seltsamen Fräcken und kuriosen Kleidern, geziert mit falschen Locken und Perrücken, dann Söllenhoff IX. und sein Sohn, der Privatdozent Söllenhoff X., und alle leibliche und geistige Nachkommenschaft der Dynastie: die eifrigsten Studenten und jene jungen Damen, welche den jeweiligen populären Vortragscyclus besuchten.

Und mitten in dieser Gesellschaft saß die kluge, kleine, hübsche Minna Frieder und blickte mit den klaren, braunen Augen still und ruhig vor sich hin. Ihre Mutter, die einst Söllenhoff VIII. gehört, hatte es aus Pietät für diese Erinnerungen ihrer Jugend durchgesetzt, daß Minna diesen Cyclus besuche, obwohl Herr Gotthelf Frieder, der Stadtbaumeister, gemeint hatte, daß sein liebes Kind auch ohne diesen Firlefanz gebildet genug sei für einen braven Bürgersmann, und obwohl

Digitized by Google

Minna selbst eigentlich nicht jenes „Dürsten nach Idealen“ empfand, das durch die Vorträge und das Kränzchen gestillt werden sollte.

Gleichviel, nun saß sie im Kreise, bescheiden und andachtsvoll, aber die Anderen wurden die Empfindung nicht los, daß sich hier eigentlich doch ein schwarzes Schaf unter den weißen Lämmlein eingeschlichen, und sie selbst dachte Ähnliches. Denn weder konnte sie die kunstvolle Art des Liderauffchlags erlernen, die da üblich war und von den einzelnen Bevorzugten so weit ausgebildet wurde, daß man eigentlich nur noch das Weiße in ihren Augen sah, noch lernte sie den Ton, in welchem von diesen Auserwählten die Worte „Entzückend!“ und „Hinreißend!“ geflüstert zu werden pflegten, noch endlich die duftige Sprache, in der man hier verkehrte.

Und die Empfindung?! Minna Frieder hatte die Klassiker gelesen und manches andre gute Buch, und wenn sie sich in einen Dichter vertiefte, so klopfte ihr das Herz bei dieser Stelle, und bei jener feuchtete sich ihr Auge; aber daß sie dennoch eine fühllose Barbarin sei, wurde sie jetzt inne; mit dem Gemüt, mit der Empfindung, die hier an einem Abende verbraucht wurden, kam sie einen ganzen Monat aus.

Ob sie rechte Zerknirschung hierüber empfand? Nun, sie blickte ganz resolut drein, die kluge Kleine, und was oft wie ein Blitz über ihr Antlitz huschte oder aus den muntern Augen sprühte, war kaum als Zeichen schmerzlicher Selbsterkenntnis zu deuten.

Und dieser Blitz war namentlich an jenem ersten Abende sehr deutlich zu gewahren, da ein blonder und sonst ganz hübscher junger Mann, der aber die Haare etwas lang und die Nase etwas hoch trug, am Lesetischchen Platz nahm und seine Verse zu rezitiren begann.

Das währte zwei Stunden, und dann sollte die Debatte folgen und die Abstimmung. Aber die Kritik beschränkte sich darauf, daß in zwanzig Augenpaaren zugleich das Weiße sichtbar wurde, und zu der Abstimmung kam es über haupt nicht . . . „Entzückend! . . . hinreißend!“ — die höchste Vortrefflichkeit läßt sich eben nicht mehr messen und wägen.

So verflossen auch die nächsten Abende: das ästhetische Kränzchen gewann keinen Einfluß auf die Redaktion der Gedichte. Aber Folgen hatte es doch, ungeahnte, unerhörte Folgen. Zwei junge Herzen hatten sich da kennen und lieben gelernt: Georg Münzer und Minna Frieder.

Es war merkwürdig, rätselhaft, ja sogar in Anbetracht der geringen poetischen Empfänglichkeit dieses Mädchens geradezu empörend — aber was auch die ästhetische Dynastie und ihr gesamter Anhang einerseits, was der brave Stadtbaumeister und seine Sippe andererseits stannen, jammern und predigen wollten — Georg liebte dieses „unbedeutende Kind“, und sie liebte diesen „hochmütigen Versedreher“!

Wie es sich die Anderen in ihrem Groll und Verdruß nicht zu erklären vermochten, so wenig die Beiden in ihrer bebenden Seligkeit.

Es war eben ein wirkliches, richtiges Wunder!

Minna Frieder war die Hübscheste im Kränzchen und so war's wohl natürlich, daß der junge Dichter seine Augen, wenn er sie vom Blatte erhob, am liebsten auf diesem frischen Antlitze ruhen ließ. Aber eine Schönheit war sie nicht, und er war viel Schöneren begegnet, ohne daß sie sein Herz dauernd zu entflammen vermocht. Oder hatte die Art, wie sie ihm anfangs begegnet, seine Eitelkeit gereizt? Ihm war jenes bedenkliche Zucken im Antlitz nicht entgangen, er mußte wohl bemerken, daß dieser Trotzkopf allein weder „entzückt“ noch „hingerissen“ war; hatte ihn gerade dies angestachelt, sie zu gewinnen?! Aber er war ja damals von seinem Werte so felsenfest überzeugt, und seine Eitelkeit fand bei den Anderen ohnehin Befriedigung bis zum Überdruß!

Vielleicht war es doch ein anderer und edlerer Zauber gewesen; vielleicht empfand er trotz aller anerzogenen Unnatur und Verblendung die schlichte Lieblichkeit ihres Wesens, die keusche Natürlichkeit ihres Empfindens, und fühlte sich eben dadurch zu ihr hingezogen, wie zu einem rettenden Halt inmitten der Lüge, die ihn umgab! Ja, dadurch allein, daß Georg im Kern seines Wesens denn doch gut und rein geblieben, ward es erklärlich, daß er sie, und vollends nur dadurch, daß sie ihn lieben gelernt! Denn von der Eitelkeit, eines

Digitized by Google

„Unsterblichen“ Weib zu werden, hätte sich dieses Mädchen gewiß nicht hinreißen lassen; sie schätzte seine Begabung, aber daß es mit der Unsterblichkeit gute Wege hatte, wußte sie wohl.

Doch wie dem auch sein mochte, sie liebten sich innig, fest und stark, und Beiden war es heilig ernst um ihr stilles Verlöbnis.

Wie schwer auch sich der unglückliche Mann jetzt mit dem Bewußtsein der Schuld belasten mochte, daß er mit dem Mädchen blos sein Spiel getrieben, durfte er sich nicht aufbürden. Aber es kommt Alles, wie es kommen muß und man wird nicht straflos für die Unsterblichkeit erzogen, für den Egoismus des Ruhmes!

Die ästhetische Dynastie hatte es nicht allein zu Wege gebracht, sie rief die Mutter zu Hilfe.

Die verblendete Frau eilte herbei und begann seine Neigung zu bekämpfen, wie man ein Unglück bekämpft. In ihren Augen war es ja auch ein wirkliches, großes Unglück! Darf sich ein Dichter, ein „echter Dichter“, die Sorge für Weib und Kind aufladen — und nun gar in so jungen Jahren?! Mußte nicht dadurch der Genius in seinem Fluge gehemmt werden? Bot nicht die Litteraturgeschichte genügende Beispiele hierfür? Und wenn er einstens seine Wahl traf, so durfte es nur ein außerordentliches Geschöpf sein, eine „wahrhaft poetische“ Natur, aber nicht so ein „hausbackenes Bürgerskind“.

Georg Münzer rang und kämpfte und brachte schließlich doch „sein Glück zum Opfer, wie es nun einmal des Dichters Teil ist!“ So wenigstens stand in dem Briefe zu lesen, in dem er sich von der Geliebten lossagte . . .

Was sie darüber gelitten, hatte er nie erfahren und sich wohl auch damals nicht viel Gedanken über seinen Wortbruch gemacht. Er stand ja vor der großen Entscheidung: Die „Gedichte“ wurden ausgewählt, korrigirt, gedruckt. Und endlich kam der große Tag, da er das erste Exemplar den Eltern heimbringen konnte.

Die Mutter jauchzte, und dem Vater war es die letzte Freude auf Erden. Eine Woche später trugen sie den alten Mann zu Grabe.

An seinem Sarge rühmte es ihm der Pfarrer nach, wie er sein Ererbtes durch ehrliche Arbeit gemehrt und eine Zierde seines Standes gewesen. Zwei Stunden nach der Heimkehr vom Begräbnisse wußten es die entsetzten Hinterbliebenen anders; der alte treue Mösle, selbst einem Toten ähnlicher als einem Lebenden, erklärte ihnen, daß die Firma „Johann Georg Friedrich Münzer's Erben“ sofort den Bankerott anfagen müsse, einen schimpflichen, die Gläubiger schädigenden Bankerott, weil der alte Herr im Trotze der Verzweiflung den Ruin seit Jahren nur durch die künstlichsten Praktiken vor der Welt verhehlt. Sie waren arm, bettelarm, und nachdem alles verkauft worden, zog die Mutter zu ihrem Bruder, und Georg mietete sich in einer ärmlichen Kammer ein. Aber so tief ihnen der Schmerz um das Verlorene am Herzen nagte, unglücklich fühlten sie sich nicht! Nun mußte ja der Erfolg der Gedichte kommen. Der große, unausbleibliche Erfolg und mit ihm Ehre, Gold und Ruhm . . .

„Guten Abend, Kollege!“

In der Thüre erschien die hagere, vorgebückte Gestalt Derckhoff's, des Chefredakteurs. „Wir haben wenig Politik, brauchen viele Notizen, haben Sie das „Theater“ fertig?“

Münzer fuhr empor und strich sich wie erwachend über die Stirn.

„Noch nicht! — aber ich will sofort —“

„Sie sehen so verstört aus, Kollege! Nehmen Sie sich doch das Gerede des alten Becker nicht so zu Herzen! Er hat es nämlich auch mir erzählt, und ich ging sofort zu Senftinger, um ihn auszuholen. Die Sache geht ja auch mich an, wir ziehen nun zwölf Jahre an demselben Karren . . .“

„Ich danke Ihnen!“ murmelte der Andere.

„Das war ja nur kollegiale Pflicht! Aber klug bin ich auch nicht daraus geworden. Nur so viel habe ich bemerkt, daß er sich vor der Unterredung mit Ihnen ordentlich fürchtet, und das ist bei diesem weichherzigen Manne allerdings kein gutes Zeichen. „Das Geheimnis muß endlich aufgeklärt werden,“ wiederholte er nur immer und wollte meinen Fragen nicht Rede stehen. Nun, im schlimmsten Falle bin doch auch ich noch da, und mein Wort gilt etwas bei ihm! Die Notizen will ich für Sie besorgen!“

Er griff nach den Zeitungen. „Was lesen Sie da? Ihre Gedichte? Münzer, das ist nicht gut! Ich weiß ja, wie Ihnen dabei zu Mute wird!“

Digitized by Google

Der Unglückliche wandte sich schweigend ab.

„Die alte Geschichte," fuhr Derckhoff teilnehmend fort und legte das Büchlein auf den Tisch. „Ich habe ja die Sachen gelesen; recht brav, recht gut, aber das schafft nicht Brod, noch Namen! Der junge Poet will's freilich nicht glauben, bis er es glauben muß, und dann ist's oft zu spät! Die Kritik bleibt kalt, das Publikum noch kälter, man wird bitter und müde. Je süßer der Traum, um so schmerzlicher das Erwachen!"

„Sehr schmerzlich!"

„Aber das thut Ihnen doch heute nicht mehr weh?"

„Nein — gewiß nicht!"

Münzer war wieder allein und stöhnte tief auf.

(Schluß folgt.)

Jahresringe.

Zum siebzigsten Geburtstag

Von **Otto Roquette.***)

So ist's denn wahr? Ich merkt' es kaum,
Indeß sich regt des Frühlings Schwinge,
Daß angesetzt der Lebensbaum
Schon siebzig Jahresringe?
Mir ist, als ob ich, überrascht
In noch bewegten Lebenskreisen,
Vom Alter plötzlich wär' erhascht,
Um es noch abzuweisen.

Doch nimm gefaßt, o Seel', es auf,
Heiß' es wie einen Freund willkommen,
Von dem du in der Jahre Lauf
Schon manchen Gruß vernommen!
Er schlägt den Vorhang heut zurück
Von fast verblichnen Lebensbildern,
Und weiß dir, wechselnd Schmerz und Glück,
Und Hartes auch zu mildern.

Und wenn Enttäuschung oft gelähmt
Des Hoffens allzufreie Flüge,
Wie ringend du den Groll bezähmt,
Und nur gehaßt die Lüge;
Und was du bergen hast gemußt
Im Innersten, zum Trotz den Jahren,
Den Kampf, den niemand je gewußt,
Und niemand je erfahren.

Das Widerwärtge selbst, das oft
Dich um ersehntes Gut betrogen,
Du fühlst, es hat dich unverhofft
Gefördert und erzogen:
Gewährt auch mehr dir, als der Glanz,
Von jugendgünst'gen Glück verschwendet,
Der einst umspielt den ersten Kranz,
Den man dem Haupt gespendet.

Was dich bedrückte, was dich hob,
Das Leben hat es ausgeglichen;
Und, wie die Leidenschaft zerstob,
Ist Zorn und Reu' gewichen
Und wenn dir durch ein gut Geschick
Ein neuer Lebensring sich dehnte,
Zeigt nicht mehr ein umsorter Blick
Dir das umsonst Ersehnte

Doch Eines blieb dir unversehrt:
Die Lust zum Bilden und Gestalten!
Was in der Jugend du begehrt:
Im innersten Entfalten,
Es quillt in unversiegter Flut
Belebend noch in späten Tagen,
Um, was dich treibt, mit Lust und Mut
Zu singen und zu sagen.

Und soll dir Welt, und soll dir Tag
Noch lebenswert vorüber treiben,
Das muß dir, was auch werden mag,
Als Dauerglück verbleiben:
Was rein die ganze Seel' empfing,
Es möge neuer Frühling sprossen,
Bis sich der letzte Jahresring
Gedehnt und abgeschlossen!

---

*) Am 19. April feiert der liebenswürdige Dichter in Darmstadt seinen 70. Geburtstag. Wir gedenken dieses Festtags eines unserer Besten und Edelsten auch noch an anderer Stelle. Aber besser, als dies eine andere Feder vermöchte, charakterisiert ihn dies sein eigenes Gedicht, das uns eben zugekommen ist.

Die Red. der „D. D."

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuſkript.

Preußens erſter König.

Schauſpiel in fünf Akten

von

Friedrich Roeber.

(Fortſetzung.)

Kurfürſt. Wies — Ah. — — (für ſich) Nur ſtill, nur ſtill!
(zu Danckelmann) Ich hatte wirklich
Den Ober-Präſidenten ganz vergeſſen,
Sonſt hätt' ich's ſelbſt geöffnet. Nun zur Sache!
Ihr ſagtet mir vorhin, der Königsname
Sei nur ein Name und bedeute nichts.

Danckelmann. Er macht das halb barbariſche Herzogtum
Von Preußen nicht um Fingersbreite größer;
Ihr hättet eine Krone, die ihr in
Die Taſche ſtecken könnt.

Kurfürſt. Macht mir's zu ſchwer nicht,
Ihr wißt, was ich Euch ſchulde, Danckelmann.
Drum möcht ich ſtets Euch huldvoll ſein und gnädig.
Macht mir es nicht zu ſchwer, — es iſt nicht gut.
Sprecht Ihr von einem Namen ohne Inhalt,
So wißt Ihr doch, wie tief es mich gekränkt,
Daß mir im Haag, bei meiner Unterredung
Mit Englands König, meinem Vetter Wilhelm,
Der Armſtuhl, als allein dem König ziemend,
Trotz meines Proteſtierens, ward verſagt.
Als deutſchen Reichs Erzkämmerer könnt mich
Der Kaiſer Leopold verpflichten, ihm
Den Waſchnapf und das Handtuch darzureichen.
Drum ſaget nicht, der Nam' ſei ohne Inhalt,
Der aller dieſer Ungebühr ſogleich
Ein Ende macht.

(ſtellt ſich an's Fenſter)
Welch herrlich Wetter draußen,
Mit friſchem Wind. Es thut mir wohl, mein alter
Präceptor, wenn er in's Geſicht mir bläſt.

Danckelmann. Ein angenehmer Wind, — ich ſtimm Euch bei.

Kurfürſt. Seht doch die Eiche am jenſeit'gen Ufer
Der Spree; mir fällt erſt jetzt die Majeſtät
Des Baums recht in die Augen; ſeine Zweige,
Sie reichen faſt die ganze Spree herüber,
Bis hier an's Fenſter.

Danckelmann. In der That, Durchlaucht,
Ein königlicher Baum.

Kurfürſt. Wie Ihr es ſagt,
Ein wahrer König unter allen Bäumen!
Und welch ein Leben drin! Die Vögel jagen
Sich in den Zweigen; auf den Blättern ſpielt
Und im Geäſt die Sonne; wie der Wind
Sie ſchüttelt, wechſeln Licht und Schatten, daß es
Ein andres Bild giebt jeden Augenblick.
Kein Maler hält das feſt in der Bewegung.

Danckelmann. Ich hab es nie ſo angeſehen. Oft
Genug ging ich vorüber, ohne doch
Zu achten auf des Stamms gewalt'gen Umfang
Und ſeine Krone; in die Wolken ſcheint
Der Wipfel aufzuragen.

Kurfürſt. Zählet die
Jahrhunderte, die hingegangen ſind,
Seit aus der Erde ſich das erſte Blättchen
Hervor gewagt; — die Generationen,
Zählt ſie, die in die Erde ſind ſeitdem
Hinab geſtiegen — und der mächt'ge Baum,
Er wuchs empor aus ſolchem winz'gen Ding,
Daß Ihr es mit zwei Fingerſpitzen faßt,
Aus einer Eichel; — nein, nicht aus der Eichel,
Nur aus dem Keime, den die Eichel birgt,
Nicht größer, Danckelmann, ja, kaum ſo groß
Als ein Stecknadelknopf; — hier, auf dem Rande
Des Daumennagels könnt Ihr ihn zerdrücken.
Zu Eurer Taſche hat ein ganzer Wald
Von ſolchen künft'gen Rieſenbäumen Platz.
Sagt Ihr nun, daß ich Preußens Königskrone
Könnt in die Taſche ſtecken: wißt es, daß
Ich mit dem Königsnamen in das Erdreich
Senk einen Keim, der zu ſolch mächt'gem Baum
Empor wird wachſen, daß die ſpäten Enkel
In ſeinem Schatten ihre Königszelte
Aufſchlagen werden.

Danckelmann. Ihr erlebt es nicht.

Kurfürſt. Pflanzt denn der Gutsherr einen Apfelbaum
Für ſich nur, oder ſieht er nicht im Geiſt
Die Reihe derer, die ihm folgen werden,
Sich laben an den Früchten? Verächtlich iſt,
Der für ſich ſelbſt nur ſorgt und ſelber nur

Digitized by Google

Genießen will, — der nicht der Zukunft denkt
Und nicht die Saaten streut für künft'ge Ernten.

Danckelmann. Zukunft ist nur der Tummelplatz des Zufalls,
Entzogen unserm Aug' und unsrer Macht

Kurfürst. Darüber, Danckelmann, ist nicht zu streiten
Ihr könnt nicht nachempfinden, was als Sprößling
Des Hohenzollernhauses ich empfinde;
Als Sohn des größten Fürsten, den es hat
Erzeugt bis jetzt, und Sohn auch einer Mutter,
Die über alle Fürstinnen der Erde
Wie eine Palme sich erhob. — Gesichte sah ich
In nächt'ger Stunde oft in meinem Halbschlaf,
Was ich gesehn, halt ich in mir verschlossen;
Euch wär es nur phantastische Träumerei
Doch eins weiß ich gewiß: es wird das Schicksal
Von Deutschland unauflöslich einst sich knüpfen
An das Geschick der preußischen Königskrone,
Und auferstehen wird aus meinem Blut
Dem deutschen Reich der Rächer und der Retter!
Laßt mich Euch nicht verlieren, Danckelmann.
Zerstreut die düstre Ahnung, die mich quält,
Reicht mir die Hand und alles sei jetzt gut.

(ab.)

Danckelmann. Nein, nichts ist gut; — er sieht es selbst voraus:
Die Glocken, die das preußische Königtum
Einläuten, werden für das römische Reich
Von deutscher Nation zu Todtenglocken.

Zweite Scene.

Park von Liebenburg mit durchgehender Straße.

Kurfürstin und Albrecht.

Kurfürstin. So hattest wirklich, Unbesonnener, Du
Den Plan gefaßt, nach Kurland zu entfliehen?

Albrecht. So sehr beschwor sie mich mit flehender Bitte
Zugleich mit solcher Drohung, daß sie eher
Sich selbst den Tod würd geben, als mir folgen — —

Kurfürstin. Das tapfre Kind! und Recht hat sie gethan,
Und an der nächsten Schenke schon hätt Euch
Der du Rosel ergriffen. Ihr seid verraten!
Der Schenkwirt brachte mir die tolle Nachricht,
Bei dem der du Rosel sich einquartiert.

Albrecht. Verraten, teure Schwägerin? Von wem?

Kurfürstin. Gleb hundert Thaler zur Belohnung ihm,
Daß sein Verrat dem Abenteuer Dich
Mit heiler Haut entzieht. Dann aber laß
Durch Deinen Reitknecht vor die Thür ihn werfen.
Dein Kutscher ist's, im Solde Danckelmanns

Albrecht. Giebt's einen ehrlichen Kerl noch in der Welt?

Kurfürstin. Ich hoffe, Du bist's.

Albrecht. Spottet nicht, — der Schurke!
Was sprach mein Bruder?

Kurfürstin. Zu ihm eilte ich
Und kam dem Danckelmann zuvor, der nun
Nicht auf ein günst'ges Ohr zu rechnen hat.
Dem du Rosel ist eine Ablösung
Bestimmt, die schwerlich ihm gefallen wird.

(Kurfürst und Danckelmann treten auf.)

Albrecht. Hier kommt mein Bruder, teure Schwägerin,
Mit dem Verhaßten.

Kurfürstin. Wenn nicht alles trügt,
Geht seine angemaßte Herrlichkeit
Zu schnellem End Heut sah ich unsern Freund,
Den Christof Dohna, der von Regensburg
Zurück gekommen ist; er sprach von einer
Medaille. — — Komm nur, komm, daß wir die beiden
Nicht unterbrechen — des Gemahles Stirne
Ist schwer bewölkt.

(Beide ab. Kurfürst und Danckelmann treten vor).

Kurfürst. Was Ihr mir da erzählt
Von meinem Bruder, daß er die Prinzessin
Entführen wollte, — nur ein bloßer Einfall,
Den nimmer ernstlich er hätt' ausgeführt, —
Weiß ich schon ohne Euch. Ihr aber wagt es
In meines Hauses Angelegenheiten
Euch einzumischen, Spione zu unterhalten,
Und unter Aufsicht meinen eignen Bruder
Zu stellen?

Danckelmann. Seine Majestät, der König
Wilhelm von England hat mir seinen Dank
In eigenhändigem Schreiben ausgesprochen.
So große Hoffnung setzt auf die Vermählung
Der beiden Höfe, Braudenburg und England
Euer königlicher Vetter, daß Ihr sie
An der Verbindung Eures Bruders nicht
Dürft scheitern lassen. Um so größere
Entfremdung nur säht Ihr daraus erwachsen
Darum verdien' ich Euern Dank, Durchlaucht,
Nicht Euern Zorn. Ihr wärct jeder Sorge
Enthoben, wenn ein andres stärkeres Band
Für alle Zeit die gnädige Prinzessin
Entzöge den Bewerbungen des Prinzen.
Mein Sohn, der Junker Ludolf, —

Kurfürst. Wie? Ihr denkt
Doch nicht, daß die Prinzessin von Geblüt,
Daß meine Nichte Euern Sohn — —? Das ist
Der pure Wahnsinn! — Euern Sohn, dem mehr
Als seine Ehre die Perrücke gilt?

Danckelmann. Er hätte längst Genugtuung gefordert,
Doch überfiel ein heft'ges Fieber ihn.

Kurfürst. Ich kenn das Fieber! Meine eigne Nichte
An Euern Sohn? — Glaubt Ihr, daß ich so weit schon
Herab gesiegen wär? Die Kurfürstin
Hat mir erzählt, wie schandbar er es treibt.

Danckelmann.
Ah! — die Kurfürstin!

Kurfürst. Sucht auf's neu Ihr wieder
Nach bösen Worten gegen sie, wie Ihr
So oft gethan und hofft mein Ohr jetzt williger
Dafür zu finden?

Danckelmann. Nicht zu suchen brauch ich,
Wo sie mit ihren Kreaturen alles
Offen betreibt, in vollem Strom die Lauge
Des Spottes ausgießt über Euch und Eure
Liebhaberei für Ceremonien;
Im Kreise der Kastraten, Possenreißer
Und Komödianten der kurfürstlichen Würde
Sich ganz entäußert, an's Klavier sich setzt,

Digitized by Google

Die Opern einstudiert; das schlimmste jetzt,
Daß ohne Anstand, Scham und Sitte sie
Vom Grafen Dekalcurs sich huldigen läßt
In solcher Art, daß Eurer Durchlaucht Ehre — —

Kurfürst. Hört auf, Ihr Ehrabschneider, höret auf!
Ich sah Euch auf den tiefsten Grund und schandre
Vor diesem Schlamm, der dort sich abgesetzt.
Ist's Euer Weib, die Euch vergiftet hat
Und mit verläumderischem Haß gefüllt?
Mich soll der Zorn zu übereiltem Urteil
Nicht treiben; darum geht, ich laß Euch rufen,
Wenn Eurer ich bedarf.

(Danckelmann ab. Die Kurfürstin kommt).

O Liebden, Liebden!
Mir ist, als revoltirte mir das Ohr,
Um auszuwerfen was es hören mußte!

Kurfürstin. Was war es, Liebden?

Kurfürst. O, wie sollt ich Dir
Solch gift'gen Trank zu kosten geben?

Kurfürstin. Liebden,
So hab ich einen bessern Trank für Euch
In diesem Brief, den Leibniz, unser Freund
Von Wien mir zugesandt. Ich gab ihm Auftrag
Dahin zu gehn, ohn Euer Wissen, Liebden,
Damit Ihr es mir nicht verweigern solltet.
Der Kaiser, von der römischen Kurie
Getrieben, ist das einz'ge Hindernis
Der Anerkennung und es hat kein andrer
Einfluß auf sein Gemüt und seinen Willen,
Nicht die Minister, nicht sein eignes Haus,
Wie sehr auch die Gefahr des nahen Krieges
Mit jeder Stunde wächst, — als einzig sein
Vertrauter Beichtiger, der Pater Wolff.

Kurfürst. Ich kenn ihn, der Baron von Lüdinghausen.

Kurfürstin. Ihr wißt wie Leibniz alle seine Kräfte
Gerichtet hatte auf das eine Ziel,
Die Spaltungen der Kirche aufzuheben
Und unter einen Glauben Katholiken
Und Protestanten wieder zu versöhnen.

Kurfürst. Ich quäl umsonst mich mit den Kalvinisten
Und Lutheranern bloß; um wie viel weniger
Wird 's ihm mit dem großen Werk gelingen.
Das Dogma gilt allein; nicht Christus noch
Sein Evangelium.

Kurfürstin. Er weiß, daß eitel
Sein Mühen ist, doch hat er viele Freunde
Damit gewonnen, auch den Pater Wolff,
Der sich sofort und ohne vieles Drängen,
Für Euch zu wirken hat bereit erklärt
Leibniz ist des Erfolges ganz gewiß,
Nur bittet er, daß Ihr persönlich möchtet
Dem Pater schreiben.

Kurfürst. Soll es sonst nichts kosten
Als diesen Brief?

Kurfürstin. Nichts sonst.

Kurfürst. So thu ich's gern.

Kurfürstin. Was im geheimen noch für Hoffnungen
Der Pater hegen mag, das zu erforschen
Hat Leibniz nicht gesucht.

Kurfürst. Ich schreib den Brief.
Der Pater war schon früher in Berlin
Und wurde hier mir vorgestellt; er ist
Ein Jesuit, der die Verhältnisse
Besser beurteilt, als der römische Hof.
Möcht's ihm gelingen, mir das Thor zu öffnen
Zu Seiner Majestät, daß nicht auf's neue
Die Hoffnung, kaum gehegt, hinwelkt und stirbt.

(Dohna und Wilm treten auf sich raufend)

Wer ist es, der sich mit dem Mohren rauft?

Dohna. Wilm, die Medaille, gieb sie mir zurück!

Wilm. Nein, gnädiger Herr, Ihr habt sie mir
geschenkt.

Dohna. Nicht um die Welt! ich breche Dir die Hand!

Kurfürst. Wie, Dohna, Du? Was giebt es?

(Wilm läßt die Medaille los und läuft davon).

Dohna. Nichts besondres.
Ich zeigte die Medaille ihm, die Ihr
Durchlauchtigster Fürst, wie ich vermuten möchte,
Selbst schlagen ließt zu Ehren Danckelmann's.

Kurfürst. Zu Ehren Danckelmanns eine Medaille.
Die hätt ich schlagen lassen? — Ich weiß von nichts. —
Zeig sie doch her.

Dohna. Hier, gnädigster Fürst.

Kurfürst (zur Kurfürstin). Ah! — seht doch,
Seht, Liebden, seht! Die sieben Sterne, — er
Und seine Brüder, die Berlin erleuchten!
Der Kranich, der die Wache hält! Nun, Liebden,
Sagt mir, wie's Euch gefällt.

Kurfürstin. Dankt ab, dankt ab!
Hängt Euern Hermelin ihm um und setzt
Den Kurhut auf sein Haupt!
Schreibt in ein Traumbuch Eure Königsträume
Und setzt hinzu, daß sie auf Tollheit deuten,
Auf schwere Geisteskrankheit! Seinem Weib
Will ich die Schleppe tragen, Kammerdienste
Ihr thun! sie anziehn, ausziehn! O, dies ist
Nicht zu ertragen!

Dohna. In der That, wenn Ihr,
Gnädigster Herr, nicht selbst den Auftrag gabt — —

Kurfürst. Wie konntest Du das denken? Vor dem Lande
Stellt er mich bloß; sie soll dem Volke sagen,
Daß er der einz'ge Herr ist und Gebieter,
Daß nichts ich bin, ein hölzernes Gestell,
Mit dem kurfürstlichen Mantel ausstaffiert,
Daß unter'm Kurhut hölzern sitzt der Kopf!

(Du Roset wird von dem Leutnant **Hebenstein** an der Spitze einer Mannschaft von Grenadieren vorgeführt. **Wenne** kommt.)

Wenne. Der Himmel steh mir bei! Ihr, du Roset?

Hebenstein. Auf kurfürstliche Ordre.
Weil er an Seiner Durchlaucht Bruder sich
Vergreifen wollte.

Du Roset. Der Wind schlägt um, wir hätten
Mehr achten sollen auf die Wetterzeichen.

(Kurfürst und Dohna treten hinzu; Wenne zieht sich etwas zurück und bleibt dann lauschend stehen).

Kurfürst (zu Hebenstein). Bringt Ihr den Vogel schon?

Dohna. Mein gnädigster Fürst,
Den Hauptmann du Roset, der hier gefangen
Wird weggeführt, kam ich vom Rheine her,
Und hab ihn noch in peinlichem Gedächtnis.
Er brachte uns die Ordre Eurer Durchlaucht,
Als eben erst wir angekommen waren

Digitized by Google

Und einen Fuß noch in dem Bügel hatten,
Sofort nach Brandenburg zurück zu kehren.

Kurfürst. Von mir? nach Brandenburg zurück zu kehren?
Du träumst! wann war das?

Dohna. Als der Krieg am Rheine
Gegen die große Uebermacht des Marschalls
Von Luxemburg gefährlich stand, da sandtet,
In Eurer Sorge um das deutsche Reich,
Zur Hülfe Ihr ein Corps Kavallerie
Unter dem Marschall Fleming.

Kurfürst. Allerdings,
Was hat das mit dem du Rosel zu thun?

Dohna. Weil er der Danckelmann'sche Bote war
Für jene Ordre, als in Euerm Auftrag
Und Euerm Namen an uns abgesandt,
Mit der Begründung, daß sonst gänzlich sei
Eur eignes Land entblößt von allen Truppen.

Kurfürst. Niemals hätt' so entehrenden Rückzug ich
Befohlen, Dohna.

Dohna. Als uns zur Berathung
Fleming darauf zusammen rief, da war
Unter den Offizieren, gnädigster Herr,
Nur eine Meinung, daß der Ordre wir
Nicht folgen dürften, denn die Ehre
Von Brandenburg steh auf dem Spiel. Wir blieben
Und Fleming wagte seinen Kopf daran.

Kurfürst (zu du Rosel) Wie war's damit? Wie kam
der Danckelmann
Zu solch verräterischem Thun?

du Rosel. Nichts weiß ich,
Ich war sein Bote nur.

Kurfürst. Um Euern Kopf geht's!

du Rosel. Durchlauchtigster Fürst, doch kann ich
anders Euch
Nicht offenbaren, als daß mit dem Marschall
Von Luxemburg der Ober-Präsident
Geheim verhandelt hat.

Kurfürst. Fort mit ihm, fort!
(Gedemstein ab mit du Rosel und den Grenadieren.)

Kurfürst. O Dohna, nun abhärten muß ich mich,
Mein Ohr gewöhnen, daß es die Geschichten
Von frevelhafter Täuschung, von Verrat
Des Landes, von Bestechlichkeit, Betrug,
Wie ich von jenem, der mein Herz besaß,
Am Wiener Hof, in London und in Rosswyck
Verschachert wurde: — daß ich alles das
So ruhig höre, wie ein Tischgespräch
Um Nichtigkeiten.
(Beide ab. Wenne tritt vor.)

Wenne. Es kostet ihm den Hals!
In alle Glieder schlug der Schrecken mir,
Daß meinen eignen Kopf ich wackeln fühlte.
Bläst jetzt der Wind konträr, was wär ich da
Dem Ober-Präsidenten schuldig? — nichts!
Was gab er mir für meine Dienste? — nichts!
Was brächte mich dazu, den eignen Kopf
Zu guterletzt noch herzuhalten? Nichts!
(Frau v. Danckelmann tritt auf.)

Frau v. Danckelmann.
Seht Ihr den du Rosel?

Wenne. Excellenz, mit Schrecken!

Frau v. Danckelmann. Was ist der Grund? Wie
durfte das geschehn?
Und ohne die Genehmigung meines Mannes?
Geht lieber Wenne, und erkundigt Euch;
Bringt mir Bescheid; sucht irgend einen Anlaß
Der Euch zum Grafen Dohna Zutritt giebt.
Mein Mann kennt keine Furcht; ich müh mich auch
Es nicht zu thun, doch unversehens steigt
Sie auf in mir und ist dann nicht zu bannen.
Zum Dohna geht und sucht ihn auszuforschen.
(ab.)

Wenne. Sie zeigt mir selbst den Weg. Ich wäre
nicht
Darauf gekommen. Sicherlich hab ich
Genug, für seinen Dank ihm zu erzählen.
(ab. **Barfuß** tritt auf. Kurfürst und Kurfürstin kommen ihm entgegen).

Barfuß. Mein gnädigster Herr und Fürst!

Kurfürst. Was giebt es, Barfuß?

Barfuß. Stellt vor ein Kriegsgericht den Danckel-
mann,
Und laßt ihn hängen!
Von Kleve sind Gesandte hergekommen,
Verhungerte Gestalten, ausgemergelt
Von schlimmer Not, um sich zu Euern Füßen
Zu werfen, weil durch Eure Einquatierung
Das ganze Land zu Grund gerichtet ist.

Kurfürst. Es giebt dort keine Einquartierung, Barfuß.

Barfuß. Nach Euren Willen nicht, weil Ihr den
Truppen
Die Maasquartiere angewiesen hattet.
Die aber sind von ihm durch seinen Bruder,
Kriegs-Kommissar Lydolf, um schweres Geld
Den Niederländern abgetreten worden.
So ließ er sich die eignen Taschen füllen
Und Kleve bis zum letzten Tropfen Blutes
Aussaugen, Herr, durch Eure eignen Truppen.

Kurfürst. Ich will die Leute sehn, ich will sie sprechen.
Es überstürmt mich! — Mildes Fürstenwort
Von eignem Anteil zeugend, wirkt an sich
Wie Balsam schon. Sie sollen selbst mir sagen
Wie ich am ehesten ihnen helfen kann.
Was aber mag noch mehr sich offenbaren?
Tugend, zu streng geübt, wird schwere Schuld
Ich ließ mich von der Dankbarkeit mißleiten
Und seh mit Graun, wohin sie mich geführt.
So walte nun Gerechtigkeit des Amtes!
Wenn dich ein Auge ärgert, reiß es aus
Und wirf es von dir! Lieben, wie es schmerze,
Ich will den Spruch vollstrecken!
(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die Geſchichte des Erſtlingswerks.

Mein Erſtling: „Unſer General York.“

Von Ernſt Wichert.*)

. . . Zwiſchenein beſchäftigte ich mich viel mit der Geſchichte meiner altpreußiſchen Heimat. Hier hatte einmal der deutſche Orden nach fünfzigjährigem Kampf gegen die Heiden ein mächtiges Reich aufgerichtet und ein höchſt eigenartiges, in vieler Hinſicht für ſeine Zeit als muſterhaft geltendes Staatsweſen begründet, endlich nach furchtbarem Kriege gegen die eigenen, nach republikaniſcher Selbſtändigkeit drängenden Unterthanen und gegen das vereinigte Polen-Lithauen den beſten Teil ſeines Beſitzes verloren. Wenige Städte giebt es im Lande, die nicht noch jetzt den Reſt einer alten Ordensburg aufzuweiſen haben; jede Wanderung führte zu dieſen Spuren einer einſt mächtigen Vergangenheit. In Königsberg ſelbſt hatte ich das alte Ordensſchloß täglich vor Augen, und die ganze Stadtanlage wies auf die Jahrhunderte zurück, in denen hier in ſeinem Schutz drei geſonderte, ſtets zum Kampf gegen einander gerüſtete Gemeinweſen beſtanden hatten. Mehr als die Kriegsgeſchichte intereſſierte mich die ſtaatsrechtliche Geſtaltung und die Entwickelung des politiſchen Lebens der ſtändigen Körperſchaften. Hier ſchien mir den preußiſchen Geſchichtsſchreibern bisher noch der ſichere Blick für die innere Folgerichtigkeit ihrer gegenſeitigen Machtbeſtrebungen zu fehlen. Mir hier aus der Maſſe zerſtreuter Aufzeichnungen eine klare Vorſtellung zu ſchaffen, wurde mehr und mehr mein eifriges Bemühen. Meine viel ſpäter geſchriebenen umfangreichen Romane „Heinrich von Plauen“, „Tileman vom Wege“ und „Der große Kurfürſt von Preußen“ legen davon Zeugniß ab. Aber ſchon in das Jahr 1856 fällt der erſte Entwurf eines Schauſpiels „Der große Kurfürſt und der Schöppenmeiſter“, in welchem gezeigt werden ſollte, wie die Hohenzollern die Souveränetät erlangt haben. Hier ſchien mir ein univerſalgeſchichtlicher politiſcher Moment von größter Bedeutung für den Dramatiker gegeben zu ſein. Oſtpreußen war die Wiege der preußiſchen Monarchie; aber Friedrich I. hätte ſich nicht in Königsberg die Königskrone auf's Haupt ſetzen können, wenn nicht ſein großer Vorfahr die Souveränetät durchgeſetzt hätte, ein Fürſt „Aus eigenem Recht“ geworden wäre. Der erſte Wurf konnte mir nicht gelingen, er blieb zu ſehr im Lokalgeſchichtlichen ſtecken. Ich zog das Manuſkript aber nach dem Kriege von 1866 wieder vor, als die Machtſtellung Preußens in Deutſchland ſich geändert hatte, und brachte nun ein Drama zuſtande, welches im Januar 1870 den Verſuch einer Aufführung wagen konnte. Es war noch nicht das rechte. Die preußiſchen Könige mußten erſt deutſche Kaiſer werden, die deutſchen Völkerſchaften ſich erſt in den Reichsgedanken völlig hineingewöhnen, wenn in weiteren Kreiſen jener hiſtoriſche Moment von durchſchlagender Bedeutung erſcheinen ſollte; ich ſelbſt mußte mich erſt von lokalpatriotiſchen Einflüſſen befreien, um ein Stück ſchreiben zu können, welches auf allge-

*) Gleich Ludwig Fulda (vergl. Band XV. S. 294) hat auch Ernſt Wichert ſeinen früher (Band III. S. 117 ff.) in der „Deutſchen Dichtung“ erſchienenen autobiographiſchen Aufſatz für das im Herbſt d. J. erſcheinende Werk: „Die Geſchichte des Erſtlingswerks“ umgearbeitet und erweitert. Auch dieſe neue Mitteilung ſei unſeren Leſern geboten; daß ſich die Wiederholung einiger Stellen aus dem erſten oben citirten Aufſatz dabei nicht vermeiden ließ, wird ſicherlich das Intereſſe nicht beeinträchtigen. Anm. d. Red.

Digitized by Google

meinere Zustimmung rechnen durfte. Hier verirre ich mich aber schon in die jüngste Phase meines dramatischen Schaffens, und ich sollte doch über mein Erstlingswerk berichten.

Ja, mein Erstlingswerk —! Nach der Schilderung so vieler verfehlter, vergeblicher oder erst in späterer Zeit wirksamer Anläufe muß ich wohl auch darauf kommen. Es hatte seine Entstehung aus demselben Triebe heraus, die vaterländische Geschichte nach dramatischen Stoffen zu durchsuchen. Noch einmal war von meinem Ostpreußen eine Bewegung ausgegangen, die sich auf andere preußische Gebiete fortpflanzte und bald ganz Deutschland erfaßte. In der napoleonischen Leidenszeit war hier der Grund zu den Reformen gelegt worden, von denen man ein neues Preußen erwartete. Sofort erhob sich auch diese Provinz gegen den Fremdherrscher, nachdem der Krieg in Rußland einen unglücklichen Verlauf genommen hatte, in heller Begeisterung für den Befreiungskampf. Und diese Erhebung ging aus dem eigensten patriotischen Bedürfnis des Volkes hervor, wurde anfangs von oben her mit Mißtrauen angesehen, nur widerwillig geduldet. Sie ist Ostpreußen auch kaum jemals in dem Sinne gedankt worden, in dem sie unternommen war. Hatte doch der alte, von der Königin Luise in den Leidenstagen sehr verehrte Kriegsrat Schaffner einige Jahre nach glücklicher Beendigung des Krieges nur mit großer Mühe die Errichtung eines Denkmals auf dem Galtgarben, einem Hügel im Samlande, durchsetzen können, und waren doch die studentischen Festlichkeiten bei denselben zur Erinnerung an die Leipziger Schlacht nur kurze Zeit geduldet worden. Der Galtgarben liegt nur drei Meilen von Königsberg entfernt; dorthin wurden von uns Knaben oft Fußwanderungen unternommen, und das auf einem Unterbau von Felssteinen errichtete eiserne Kreuz mit seinen Inschriften hatte früh schon meine Phantasie angeregt. Nun, im Jahre 1857, fiel mir Droysen's Lebensgeschichte des Generals York in die Hände und interessirte mich so lebhaft, daß rasch der Plan zu einem vaterländischen Schauspiel fertig war.

Es mußte sich aus der dramatischen Figur heraus entwickeln, die ich glücklich gefunden zu haben glaubte. York war der in den friedericianischen Traditionen aufgewachsene preußische Soldat, ein Ehrenmann durch und durch, aber ein oft unbequemer Querkopf, den man nur gewähren ließ, weil er in der Zeit der Not gute Dienste leistete. Nichts von natürlichen Anlagen und Erziehung stempelte ihn zu einem Freiheitshelden. Er war durchaus der Mann der eisernen Pflicht, der Berufssoldat, der treue Diener seines Monarchen, und der soldatische Gehorsam nötigte ihn, sein preußisches Corps in Rußland zur Verfügung Napoleons zu halten, so tief er auch die Schmach Preußens in dieser Bundesgenossenschaft empfand, und bemüht war, seinem Könige ein für alle Fälle schlagfertiges Heer zu erziehen. Wenn York dann doch durch die Umstände bestimmt wurde, selbstständig gegen Napoleon vorzugehen und nicht nur eine neutrale Stellung einzugehen, sondern geradezu mit den Russen bei Tauroggen eine militärische Konvention abzuschließen und darauf von Königsberg aus die Erhebung des Landes, zunächst ohne königliche Vollmacht und auf die Gefahr königlicher Ungnade hin, zu fördern, so mußten wohl in diesem Manne innere Vorgänge von Bedeutung gedacht werden, die zur dramatischen Klarstellung reizen konnten. Der General, der in dem ausgesprochenen Bewußtsein, unter Umständen seinen Kopf verwirkt zu haben, aus treuestem Pflichtgefühl einen revolutionären Schritt that, schien gerade deshalb ein Held zu sein, weil er seine beschränkt soldatische Natur zu zwingen und seine Charakter als preußischer Patriot zu bewahren hatte. In ihm verkörperte sich nach der Empfindung von uns Ostpreußen das echt preußische Wesen, und deßhalb taufte ich mein Schauspiel auch: „Unser General York". Unser! Ich mußte mich nun freilich auch auf seine Seite stellen, wenn er gegen den genialen Staatsmann Stein, der im russischen Auftrage das Land in Besitz nehmen und bewaffnen will, entschieden Front macht und sich nur schwer durch Schön zu einer Berufung der schon lange nicht mehr gehörten Stände bestimmen läßt. Sein Charakter bleibt hier in Ehren, aber er ist nicht mehr die eigentlich treibende Kraft, und die Sympathie des Zuschauers muß sich mindern, je heller er die Flammen der Begeisterung rund um diesen Felsen aufschlagen sieht. Das Stück

Digitized by Google

schließt mit dem Auszug der Freiwilligen nach dem Aufruf des Königs.

Träger der dramatischen Fabel ist ein Student, der in der trübsten Zeit nach Rußland geht, um sich beim Yorkschen Corps als Gemeiner einstellen zu lassen, durch seine Tüchtigkeit rasch avanciert, mit seinem Onkel, einem französisch gesinnten und ängstlichen Kriegsrat, dessen Tochter er liebt, vorübergehend zerfällt, ihn aber wieder versöhnt und den neuen Ideen gewinnt, zuletzt aus den Studenten der Albertina ein Freicorps organisiert und dessen Führer wird. Studenten, Bürger, Soldaten spielen munter mit, allerhand eigene studentische und militärische Erinnerungen sind eingewebt. Es ist in der Dichtung ein frischer Zug und warmer Hauch der Begeisterung, doch liegt es im Stoff, daß die drei letzten Akte wie ein Nachspiel der beiden ersten erscheinen wüssen, da hier der Held nur noch stehen bleibt und sich gegen Zumutungen wehrt, die mit seiner preußischen Soldatenehre nicht verträglich scheinen; auch fehlt ein befriedigender dramatischer Abschluß, weil der Zuschauer auf seine Kenntnisse der folgenden historischen Ereignisse angewiesen werden muß.

Wer weiß, ob ich mich nun endlich mit diesem Stück vorgewagt hätte, wenn mir nicht ein Zufall zur Hülfe gekommen wäre. Ich las es eines Abends im Hause meines Onkels, eines damals in Königsberg sehr geschätzten Rechtsanwalts (Bruder meiner Mutter) vor und erweckte eine überraschend starke Wirkung. Mein Onkel fragte, was ich damit nun anfangen wollte. Ich antwortete, das wüßte ich nicht; zur Aufführung scheine es mir wenig geeignet, und ein Verleger werde sich schwerlich seiner annehmen wollen. Die preußisch patriotische Stimmung, die in meinem Schauspiel lebendig war, hatte damals auf die Sympathie des Publikums nicht zu rechnen. Mein Onkel meinte, er könne mir vielleicht doch zu einem Verleger verhelfen. Er hatte nicht lange vorher für den Hofbuchhändler R. Decker in Berlin ein Rechtsgutachten verfaßt, das diesem nützlich gewesen war, kannte ihn auch persönlich, und meinte deshalb auf seine Empfehlung bauen zu können. Er schickte das Manuskript ein, suchte mir auch ein Honorar auszuwirken. Bald darauf wurde ich benachrichtigt, daß mein Schauspiel angenommen sei, doch könne für die erste Auflage von 500 Exemplaren prinzipiell kein Honorar gezahlt werden: um meinen Wünschen aber entgegenzukommen, wolle der Verleger gleich die zweite ebensostarke Auflage drucken und mit einem kleinen Satz pro Bogen im voraus honorieren. Ich erhielt 56 Thaler 20 Gr. — meinen ersten schriftstellerischen Verdienst! Das Büchlein erschien, recht hübsch ausgestattet und einem lieben Freunde zugeeignet, noch im Herbst desselben Jahres und fand eine günstige Beurteilung in verschiedenen Blättern. So war ich nun auf einem wunderlichen Umwege zum Ziel gelangt: Das Rechtsgutachten eines Advokaten, der zufällig mein Onkel war, hatte mir zu einem Verleger verholfen. Die Bahn war endlich gebrochen; wenigstens bildete ich mir das damals in meiner ersten Autorfreude so ein.

Daran aber, das Stück an die Theater zu versenden dachte ich doch nicht. Die wenigen Freiexemplare, die ich erhielt, waren ja auch bald an einige Respektpersonen und Freunde verausgabt. Ich hatte ungefähr zu derselben Zeit zwei kleine Lustspiele geschrieben, mit denen ich mir eher die Bühne meinte gewinnen zu können. Damals machte ich die Bekanntschaft des Regisseurs Reinhardt, der beim Königsberger Stadttheater engagiert war, und besuchte ihn von Zeit zu Zeit in seiner Wohnung. Er war ein ebenso tüchtiger Schauspieler als liebenswürdiger Mensch und gewann rasch mein ganzes Vertrauen. Ich bat ihn, die kleinen Stücke zu lesen und mir offen sein Urteil zu sagen, das denn dahin ausfiel, die Arbeiten hätten noch bühnentechnische Mängel, wären aber nicht ganz von der Hand zu weisen; mit dem einen Lustspiel könnte man's allenfalls versuchen. Er versprach mir auch darüber mit dem Direktor des Theaters, dem bekannten Arthur Woltersdorff, zu sprechen. Doch erhielt ich längere Zeit keine bestimmte Antwort. Eines Tages endlich ließ Woltersdorff mich zu sich bitten. Fortwährend auf- und abgehend wie seine Gewohnheit war, sagte er mir, nach jedem dritten oder vierten Worte absetzend: „Sie haben da — ein paar kleine Lustspiele eingereicht, Verehrtester — lassen Sie doch den Quark — in der Schublade liegen — Sie haben ja viel was Besseres geschrieben — Ihren General York — habe das Buch gelesen — gleich in einem Strich durch — hat

Digitized by Google

mir recht gut gefallen." Verwundert fragte ich ihn, ob er das Stück aufführen wolle. Er schluckte. „Emnä —! man könnt's einmal — mit dem Ding versuchen —; verspreche mir nicht gerade — einen Bumserfolg davon — ist aber immer für Sie — ein guter Anfang, Verehrtester — bin bereit, Ihnen — 5 Perzent Tantieme zu zahlen —; soll auch noch etwas — dazu gemalt werden." Wer war glücklicher als ich? Mein Schauspiel angenommen, ohne auch nur eingereicht zu sein, die Aufführung in naher Aussicht, Tantieme —! Und was nicht am geringsten wog: die Erlaubnis, jederzeit das Theater unentgeltlich besuchen zu dürfen.

Woltersdorff hielt Wort. Die Rollen wurden ausgeschrieben und verteilt, die Proben angesetzt. Ich durfte denselben beiwohnen, was mir freilich mehr Mißbehagen als Vergnügen bereitete. Denn bis zur letzten holte sich jeder Mitspieler seinen Part aus dem Soufflerkasten, und die Hauptthätigkeit des Regisseurs bestand darin, Stellungen anzugeben und Abgänge nach rechts, links oder durch die Mitte zu bestimmen. Man sprach mit leiser Stimme, „deutete nur an". Bei der Aufführung werde sich's ganz anders machen. Die einzigen Fragen, die an mich gerichtet wurden, bezogen sich auf das Kostüm, wobei sich dann aber herausstellte, daß die Theatergarderobe für die in Rede stehende Zeit höchst armselig ausgestattet war. Am 2. März 1858 fand die Aufführung statt. Das Haus war gut besetzt und nahm an der Aktion von Anfang an recht lebhaften Anteil. Die Darsteller wurden nach den Aktschlüssen gerufen, auch wohl auf offener Scene beklatscht. Das Publikum zeigte sich im ganzen gutmütig. Ich sah aus einem Versteck nahe der Bühne zu, manchmal mit großem Herzklopfen, wenn Stockungen zu entstehen drohten oder meine Sätze eine ganz andere Form erhielten. Der Freiherr von Stein trug im Zimmer beständig einen Pelz, wahrscheinlich weil er aus Rußland kam, und Präsident Schön sah aus wie einer von den Vettern aus Bremen als Schulmeister. Zuletzt gestaltete sich der Auszug der Freiwilligen ziemlich dürftig, fand aber auch Beifall, und ich wurde hervorgerufen. Der Erfolg sei „sehr anständig" gewesen, versicherte Woltersdorff. Ich hielt ihn an diesem Abend natürlich für viel bedeutender. Aber er behielt recht oder wollte recht behalten. Wahrscheinlich anderer Dispositionen wegen ließ er die Wiederholung ganz schnell folgen, der Kassenrapport lautete nicht günstig und das Schauspiel „Unser General York" verschwand vom Repertoire. Tantieme — 14 Thaler 5 Silbergroschen!

So weit meine dramatischen Anfänge. Sie mögen manchen unserer jungen Autoren trösten, wenn es ihm so schwer gelingt, sein erstes Stück auf die Bühne zu bringen. Und von dem „sehr anständigen" bis zum „durchschlagenden" Erfolge — wie weit ist's da meist noch!

Die Waldkanzel.

Grüß Gott, du Kanzelbau im Wald,
Gezimmert roh und schwach!
Ein alter Baumstamm giebt dir Halt,
Und Blätter sind sein Dach.

Wie jauchzt ich auf, als ich dich fand
In Zweigen still und hoch!
Du bist gebaut als Waidmannsstand, —
Mir dienst du besser noch.

Sonst schaut zur Kanzel man herauf,
Darob ein Schwarzrock steht,
Hier sitz' ich selber oben d'rauf
Und sprech' mein Waldgebet.

Dann schweig' ich still und spitz' das Ohr.
Das Gotteswort erschallt:
Waldvöglein sind der Kirchenchor,
Und Pastor ist der Wald.

Sein Pred'gen hör' ich fröhlich an
Und denk' nicht an den Schluß, —
So, wie's der grüne Buchwald kann,
Kann's kein Theologus.

Dorfglockenklang herüber weht,
Der Wind durch's Laubwerk zieh'l,
Und das, was durch die Zweige geht,
Tönt wie ein Kirchenlied.

„Nun danket alle Gott!" so hallt
Es durch die Bäume hin. —
Gott segne dich, du grüner Wald
Und meine Kanzel drin!

Hermann Domsch.

Digitized by Google

Heimliche Liebe.

Viel Vergnügen macht's den Leuten
Schalkhaft oft und oft diskret,
Leis zu fragen, anzudeuten,
Wie's mit meinem Herzen steht,
Hätten dies und das vernommen,
Hätten dies und das gesehn,
Würden doch dahinter kommen
Darum sollt' ich's nur gestehn.

Doch mir macht's noch mehr Vergnügen
Ernsthaft oft und oft im Scherz,
Dann den Fragern vorzulügen,
Ich — ich hätte gar kein Herz!
Ich — ich könnte gar nicht küssen!
Thät' nach keinem Mägdlein sehn!
Bis sie's endlich glauben müssen
Und kopfschüttelnd weiter gehn. —

Eine nur, wenn die mich hörte,
Könnte Lügen strafen mich,
Da sie selber es bethörte,
Hab' ein Herz ich sicherlich —
Doch wie oft, wie oft ich küßte
Ihren süßen, roten Mund —
Wenn sie selbst es auch noch wüßte
Thät' sie's sicher Keinem kund! —

Beide wissen wir zu schweigen:
Heimlich bau'n wir unser Nest,
Heimlich bis aus Myrtenzweigen
Sich ein Kränzlein winden läßt,
Heimlich bis von braunen Haaren
Weiß ein Schleier wallt und weht — —
Dann mag alle Welt erfahren
Wies' mit meinem Herzen steht!

Wilhelm Langewiesche.

In der Fremde.

Wie's wohl gehn mag im Dorf mit den Dächern rot
In dem waldigen Grund,
Wo mein Vaterhaus steht, wo mir Mutter bot
Zum Gut'nachtkuß den Mund?

Ob im Kirchhof wohl an des Berges Hang
Ihr ein Stein schon geweiht,
Und im ewigen Schlaf schon das Herz versank,
Das geliebt mich allzeit?

In der Heimat sah einst mancher Freund mich gern, —
Ob mich einer vermißt? —
Und ein Lieb nannt' ich mein, doch mein Lieb ist fern,
Wüßte gern, — wer sie küßt!

Alles Glück mir zerstob, wie im Wind die Spreu,
Und so träg rollt die Zeit, —
Nur mein Lieb ist allein mir noch blieben treu,
Aber lindert's mein Leid?

Siegfried von Volkmann.

Wonne der Ergebung.

Wieder siegt das Licht auf Erden,
Wieder will es Frühling werden,
Braunen Hag und schüttern Hain
Leis umfließet grüner Schein.

Tief im tiefsten Thale lieg' ich,
In das Laub des Vorjahrs schmieg' ich
Mich ergeben, still-bewußt:
Dein ist immer diese Lust!

Bist aus seliger Höh' gesunken,
Seit du nicht mehr lebenstrunken,
Seit du über tiefstem Weh,
Nimmer jauchzest: Evoë!

Längst nicht mehr auf meine Pfade
Fällt ein Strahl der süßen Gnade,
Die den grünen leisen Schein
Zaubert um den braunen Hain . . .

Dennoch lieb' ich voller Treue,
Ohne Groll und ohne Reue,
Ganz im Banne ihrer Spur,
Voll Entzücken die Natur!

In den Hochgang ihrer Wellen
Mündend meine Pulse schwellen,
Und dem Leid im welken Laub
Schwanet: Wohlig ist dem Staub;

Wohlig, wohlig dem befreiten,
Nimmermehr mit sich entzweiten
Stäubchen, das im Sonnenduft
Kingeireit durch goldne Luft — —!

Hermann Hango.

Digitized by Google

Ernst Schulze und Adelheid Tychsen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulze's.

II.

„Ich will Sie lieben, aber ohne Leidenschaft" — es wird schwerlich einen Liebenden gegeben haben, der nicht einmal den gleichen Vorsatz, mit dem die zuletzt mitgeteilte Tagebuch-Eintragung des Dichters schließt, gefaßt hätte, aber auch schwerlich einen, dem die Erfüllung so ganz unmöglich gewesen wäre, wie diesem, ganz in der Phantasie lebenden, ganz von seiner Empfindung erfüllten Mann. Die Zähigkeit, mit der er unmittelbar nach der bündigsten Ablehnung seine Werbung zuerst schriftlich, dann mündlich aufnimmt und durch alle erdenklichen Gründe der Vernunft wie des Gemüts auf die Geliebte zu wirken sucht, wird nicht jeden Leser sympatisch berühren, aber wundern wird sie keinen, der auch zwischen den Zeilen zu lesen versteht und erkennt welche Leidenschaft und welche Eitelkeit in Schulze's Wesen sich da verbündeten, um ihn zum blauesten Optimismus zu bestimmen. Unerklärlich hingegen ist uns zunächst die Haltung des Mädchens: Adelheid ermuntert ihn zu fortgesetztem Verkehr, ja sogar, da sie nun in die Sommerfrische geht, zu einem Besuch. War ihr Nein nicht ernst gemeint, oder handelt sie aus Mitleid so verkehrt, ohne zu erwägen, daß ihm dadurch das Weh und die Wirrnis im Gemüte nur gesteigert werden müssen?! Wir stehen zunächst vor einem Rätsel und werden die folgenden Blätter zunächst unter dem Gesichtspunkte lesen, ob sie uns nicht bereits eine Antwort bringen.

Am folgenden Tage, 16. Juni 1813, reiste Adelheid mit ihrer Mutter nach Wernigerode ab. Schulze verabschiedete sich mündlich von ihr und sandte ihr am selben Tage auch noch das folgende schriftliche Lebewohl:

„Sie haben jetzt mein Schicksal völlig entschieden, meine geliebte Adelheit, und ich ergebe mich geduldig in Ihren Willen. Die Hoffnung ist auf immer aus meinem Leben entschwunden. Sie war sonst meine freundlichste Gefährtin; jetzt gebe ich sie auf, denn ich verlange nichts mehr von der Zukunft, da sie mir die Vergangenheit nie ersetzen kann. Nur Ihre Ruhe, Ihre Zufriedenheit wünsche ich, deshalb soll es scheinen, als träte ich jetzt mit dem ersten erwachenden Gefühle der Kraft ins Leben, als hätte ich mir ein großes Ziel vorgesetzt, das ich mit den eifrigsten Bemühungen verfolgte und als erwartete ich mein Glück nur in der Erreichung dieses Ziels. Ich will viel arbeiten, will allen Zerstreuungen entsagen, ich will suchen, mir etwas Ruhe zu erwerben, um für zufrieden, für glücklich gehalten zu werden, um Sie nicht zu kränken und Ihnen nahe bleiben zu dürfen. Ich hatte es früher in der Kunst zu scheinen sehr weit gebracht, auch jetzt werde ich wohl noch so viel davon behalten haben, um heiter zu scheinen. Vielleicht werde ich auch zuweilen wirklich heiter seyn, denn Ihre freundliche Milde hat eine zu mächtige Gewalt über mich, sie wird mich oft vergessen lassen, um wieviel glücklicher ich sein könnte, wenn diese Milde nicht bloßes Mitleid wäre. Aber verzeihen Sie mir, liebe Adelheit, wenn ich Ihnen durch diesen Ton vielleicht nicht wohlthue. Die Leidenschaft macht mich ungerecht, und ich verwunde Sie, indem ich meinen Schmerz zu erleichtern suche. Konnte ich je das von Ihnen verlangen, was Sie für mich gethan haben? Behandeln Sie mich nicht mit einer wahrhaft himmlischen Güte, wollten Sie nicht selbst durch Aufopferungen mir meine Ruhe wiederzugeben suchen? Nein, ich habe selbstsüchtig gehandelt und ich schäme mich dessen. Sie sollen nie wieder eine Klage von mir hören. Auch in der Freundschaft liegt ja etwas Göttliches ebenso wie in der Liebe; ich werde glücklich seyn in der Freundschaft eines so herrlichen Wesens. Und kann meine Liebe denn dadurch vertilgt, ja nur gekränkt werden, weil es Ihnen nicht möglich ist, sie zu belohnen? Ich schrieb selbst einst in einem Gedicht an Cecilie:

„Was starrst Du hin auf den erschlagnen Lieben
Verlassne Braut, mit thränenlosem Blick?
Dir ist Dein Herz, die Lieb' ist Dir geblieben,
Und nur der Staub sank in den Staub zurück;
Nie kann der Tod das Göttliche Dir rauben;
Die Sonne sinkt, doch ewig ist das Licht;
Auf Erden blüht das Schöne nur im Glauben.
Und drüben herrscht das dunkle Schicksal nicht!"*)

Dieser Gedanken soll mir Trost geben. Ich will Sie ewig lieben, aber mit einer stillen, leidenschaftlosen, heiligen Liebe. Ihr klarer und reiner Geist, Ihre zarte und keusche Seele sollen mein Vorbild, meine Beruhigung, mein Genuß seyn. Die Poesie wird mich erheitern, denn sie wird mir Gelegenheit geben mich immer mit Ihnen zu unterhalten. Alles,

*) „Musikalische Phantasie." Sämmtliche poetische Werke, dritte Auflage 1851. Band IV. S. 207.

Digitized by Google

was ich künftig hervorbringe, soll Ihnen und der Erinnerung an Cecilien heilig seyn. Auf Ihre Vortrefflichkeit soll sich mein Ruhm gründen, denn in Ihnen will ich das Ideal sehen, das mich zu allem Schönen begeistert. Bleiben Sie meine Freundin, und vergönnen Sie mir meine Liebe; gewiß, wir werden dann noch glücklich seyn Ich will nicht mehr um meinen entschwundenen Leichtsinn trauern, ich fühle, daß ich in diesem Augenblick im Herzen glücklicher bin, als ich es je mitten im rauschenden Genuß der Gegenwart war. Leben Sie wohl, meine liebe Adelheit, meine theure, meine einzige Freundin. Zum ersten Mal seit jener bitteren Stunde fühle ich meinen Geist wieder von einem heitern Strahl erhellt. E. Sch."

Noch an demselben Tage, dem 16. Juni, begann der Dichter einen anderen, sehr langen Brief an die Geliebte zu schreiben, den er erst am 26. Juni beschloß. Wir teilen ihn hier nicht mit, da er im Wesentlichen eine Schilderung seiner Schicksale bis zu seiner Bekanntschaft mit der Familie Tychsen enthält, also aus dem Rahmen dieser Darstellung fällt. Am 28. Juni trat er die Reise nach Wernigerode an, wo er am 29. anlangte. Die nächsten Tagebuchblätter lauten:

Wernigerode, am 29. Junius. Meine Reise ist glücklich vollbracht und zwar von Ebergötzen in einem Tage. Wir ritten bis nach der Sieber, und gingen von da über Andreasberg, Braunlage, Elend und Elbingerode. Sehr ermüdet kamen wir um ¼ auf 11 Uhr hier an und ich trat in der Schenke ab. Noch habe ich Adelheit nicht gesehen, ich werde aber gleich zu ihr gehen und ihr heute auch meinen langen Brief*) nebst dem Gedicht: Der Stern der Liebe in die Hände zu spielen suchen.

Am Abend. Ich wurde sehr freundlich empfangen und sogleich gebeten, das Haus wie das meinige zu betrachten. Sobald der junge Hildebrandt**) wieder abgereist sein wird, soll ich dort auch schlafen. Adelheit ist recht munter geworden und hat sich in Rücksicht ihrer Gesundheit sehr gebessert. Am Nachmittage machten wir eine Parthie nach dem Hanstein. Ich wollte zu Fuß gehen, weil kein Platz mehr im Wagen war und man sonst weder Pferd noch Wagen erhalten konnte; aber die Damen versprachen sich zusammen zu drängen und so fuhren wir, Hildebrandt mit seiner Frau, die Superintendentin, die Hofräthin, Adelheit, K. und ich in einem Wagen. Unterwegs wurde viel gelacht und gescherzt, aber ich befand mich im Innern nicht so behaglich, als ich hätte seyn sollen. Als wir in Ilsenburg Kaffee getrunken hatten, stiegen wir langsam den Berg hinauf. Ich bot Adelheit einige Male meinen Arm, weil wir oft sehr steile Abhänge ersteigen mußten, aber sie nahm ihn nicht an. Vielleicht verstimmte mich auch das. Oben war es herrlich, besonders in der natürlichen Grotte, die sich an der einen Seite des Felsens befindet. Aber die Gesellschaft, die außer uns noch aus dem Herrn Cl. und seiner fatalen Frau nebst zwey ihrer Brüder bestand, war nicht ruhig und gemüthlich genug. Mein Herz öffnet sich nur in behaglicher Stille. Aber da kletterte alles am Felsen umher; der eine saß, der andere stand, der dritte ging ab und zu, kurz, es war nichts für mich. Auch war es mir unangenehm, daß Adelheit sich so sehr an die Madame Cl. schloß, obgleich es garnicht aus Wohlgefallen geschah. Nach einer Stunde stiegen wir wieder hinab, und fanden im Thale die Hofräthin, mit der ich mich von der übrigen Gesellschaft trennte und vorausging, ich weiß nicht mit welcher sonderbaren Bitterkeit im Herzen. Als wir wieder fortfuhren und ich ihr so nahe im Wagen saß, ward ich heiterer und wehmüthiger. Ich hatte ihr meinen Brief und das Gedicht der Stern der Liebe noch zu übergeben, konnte aber anfangs keine Gelegenheit finden. Als wir zu Hause kamen, nahm ich ihr den Shawl ab, wickelte beides hinein und legte ihn ins Fenster. Dann sagte ich ihr: Ich habe den ganzen Tag den Tuch für Sie getragen, jetzt soll er etwas für mich tragen. Sie verstand den Wink und schien nicht ungehalten. Meine Gedichte, soweit sie gedruckt sind, hatte ich ihr schon am Morgen gegeben.*)

Am 30sten Junius. Ich hatte ein Gedicht auf die gestrige Parthie nach dem Ilsenstein gemacht, welches ich ihr heute zuzuspielen hatte**). Wir gingen am Nachmittage nach dem Garten. Sie betrug sich sehr freundlich gegen mich, reichte mir den Arm, als wir die Anhöhe hinaufstiegen und theilte dort die Erdbeeren mit mir, die sie gepflückt hatte. Ich spielte auf meinen Brief an, und sie gab mir zu verstehen, daß er sie nicht erzürnt habe. Sie hatte einige Rosen gepflückt und sie vor die Brust gesteckt. Ich bat sie um eine davon und sie versprach sie mir. Sie nahm das Bouquet von der Brust und betrachtete es lange, ohne meine Bitte zu erfüllen. Ich fragte, ob sie ihren Entschluß geändert habe, und sie antwortete: nein, ich wollte nur die schönste für Sie auswählen. Für die Rose empfing sie mein Gedicht, welches sie ohne Zaudern annahm.***) Wenn wir unter uns sind, scheint sie mir das ersetzen zu wollen, was sie mir in Gesellschaft versagt."

Am 1sten Julius. Schöner hat sie meine An-

*) Die oben erwähnte Selbstbiographie. Das Gedicht: „Der Stern der Liebe" steht in allen Ausgaben der Gedichte (in den „Sämtlichen poetischen Werken", dritte Auflage 1855, Band IV. S. 249). Die Schlußstrophe lautet:

„So muß ich still und einsam gehn
Und niederschaun zum klaren Sterne;
O Stern, wie lächelst du so schön!
Dich lieb' ich auch in weiter Ferne."

**) Der Sohn des Superintendenten H. Die Familie wohnte in Wernigerode in demselben Hause wie Tychsens.

*) Die Aushängebogen seiner ersten Gedichtsammlung.

**) „Dort wo der Fels, ein Sohn der grauen Zeit . . ." Das Gedicht: „Am 29. Juni 1813" überschrieben, eröffnet das „Poetische Tagebuch" (Vgl. die Ausgaben von 1855, Band III. S. 7).

***) Die Blume findet sich noch heute am Rand des Tagebuchs eingeklebt. Der Dichter hat sie in dem Gedichte: „Du Rose, die die Theure mir gegeben . ." besungen (Poetisches Tagebuch „Am 30. Juni 1813"). In der Ausgabe von 1855, Band III, S. 9.

Digitized by Google

häuglichkeit noch nie belohnt als heute. Wir gingen nach Christianenthal, einem recht freundlichen Lusthause des Grafen. Das Wetter war nicht besonders: es regnete zuweilen und die Sonne drängte sich nur auf Augenblicke mühsam durch die Wolken. Aber dafür war der Himmel auch so malerisch, als man ihn selten sieht. Auch gewährt es mir immer ein eignes Vergnügen, aus einem sichern Orte in einer einsamen Gegend in Sturm und Regen hinauszusehen. Der große helle Saal, worauf wir uns befanden, war sehr geschmackvoll, obgleich ländlich dekorirt. Seine einfache Eleganz und die lichte Gemüthlichkeit nahm mich her machten meinen Geist sehr heiter. Ich wünschte mir dieses Häuschen, und wähnte schon mit Adelheit darin zu wohnen. Als ich aber die Wahrheit mit meinen Träumen verglich, ward ich wehmüthig. Adelheit merkte es. Sie nahm eine sehr künstliche eiserne Kette, woran ein Flacon hing, von ihrem Busen und zeigte sie mir. Als ich sie in der Hand hatte, entfernte sie sich plötzlich. Ich hing die Kette wie zum Scherz um den Hals; sie sah es und forderte sie nicht wieder. Sie hatte in diesen Tagen ihrem Vetter, der abreisen will, einen Ring, um den er sie gebeten, schenken müssen; jetzt wollte sie mich wahrscheinlich auch nicht leer ausgehen lassen. Doch weiß ich nicht, ob sie ihre Kette nicht noch vielleicht zurückfordern wird. Als wir nach der Stadt zurückkehrten, wollte ich ihr gern ein Gedicht in die Hände bringen, das ich auf die gestern mir geschenkte Rose gemacht hatte. Wir waren aber zu sehr beobachtet. Endlich als wir im Hause angekommen waren, fand sich eine Gelegenheit. Sie bat mich aus einem andern Zimmer ihr Strickzeug zu holen. Ich ging, wickelte ihr das Gedicht hinein und drückte ihr die Arbeit fest in die Hand, so daß sie gleich das Papier fühlen mußte. Sie entfernte sich bald darauf, um es zu lesen.

Am 2ten Julius. Es regnete und stürmte unaufhörlich. Wir saßen Alle beyeinander im Hause und langweilten uns etwas. Weil Hildebrandt heute abgereist ist, zog ich ins Haus und werde hier wohnen, bis ich fortgehe. Adelheit forderte, ich sollte sie unterhalten, aber ich konnte nichts, als mich über meine eigene und unser aller Langeweile lustig machen. Dieses ist das beste Mittel, die Langeweile selbst etwas unterhaltend zu machen. Am Nachmittage war ich ein Stündchen bey meinem alten Freunde Sporleder. Wir sprachen von the times of old und er gab mir Nachricht von einigen lange verschollenen Freunden. Rost ist noch immer in der Gegend von Riga. Er ist ein ganz andrer Mensch geworden, reitet und fährt täglich spazieren und jagt fleißig. Besser ist jetzt unter den preußischen Landwehrmännern. Es hat doch einen ganz eigenen wehmüthigen Reiz, die Vergangenheit so vor sich vorübergehen zu lassen.

Am 5ten Julius. Das Wetter begünstigt uns nicht im mindesten. Wir haben alle diese Tage einheizen müssen, und an Landpartheien war gar nicht zu denken. Doch sind wir keinen Tag zu Hause geblieben, vorgestern waren wir auf dem Schlosse. Als wir gegen Abend zu Hause kamen, wurde es sehr kalt und regnigt und doch hatte Adelheit die Grille, noch im Schloßgarten spazieren gehen zu wollen. Ich stimmte fürs Zuhausebleiben am warmen Ofen und gerieth darüber mit Adelheit in einen Zank. Doch war es nicht sehr ernstlich gemeint. Gestern tranken wir auf dem Garten Cafe. Trotz dem Regen amüsirte ich mich sehr gut, denn sie unterhielt sich so freundlich mit mir, daß mir nichts zu wünschen übrig blieb. Gestern wollten wir eigentlich schon fort, dann heute; aber weil es K. einfiel, nach Blankenburg und der Roßtrappe zu reiten, wurde unsre Abreise auf morgen festgesetzt. Am Nachmittage gingen wir nach dem Kupferhammer. Am Abend nach Tische saßen wir zusammen; Adelheit auf ihrem gewöhnlichen Platze im Lehnstuhl vor der Seite des Ofens; ich neben ihr. Schon oft neckte man uns, daß wir diese beyden Plätze gemiethet zu haben schienen; aber Adelheit genirte sich nicht darum. Ich sprach von meiner Reise und sagte, daß ich jetzt versichert sey, mich würde keine Ohnmacht wieder anwandeln, wie bey meiner Herkunft, denn ich habe ein Flacon bey mir, das mit magischen Kräften für mich begabt sey. Ich spielte natürlich auf ihr Geschenk vom 1. Juli an. Wenn das Flacon so wichtig für Sie ist, antwortete sie, so müssen Sie es auf der Reise wohl behalten. Jetzt also hat sie es mir förmlich geschenkt. Ich habe die Kette alle diese Tage am Busen getragen und zuweilen nicht so versteckt, daß die Hofrätin nicht hätte merken sollen. Als K. zurückkam, war er so ermüdet, daß wir beschlossen, morgen noch zu bleiben.

Am 6ten Julius. Der letzte Tag meines Hierseyns war auch der freundlichste und genußreichste für mich. Wir gingen nach Ehrenfelde, einem Jagdhause des Grafen, welches von Pleßburg, dem Sitze des Brockenmädchens, nur eine Stunde entfernt liegt. Tausend schöne Erinnerungen stiegen in mir empor. Adelheit wollte durchaus noch nach Pleßburg gehen, um ihre schöne Namensschwester kennen zu lernen, aber es wurde zu weit für einen Nachmittagsspaziergang befunden. Wir setzten uns an einer Waldecke, auf eine Wiese, dem Hause gegenüber, wo das bewunderungswürdige Echo ist. Der Himmel wurde recht heiter und still, und wir alle waren friedlich und fröhlich. Adelheit saß unter einer Haluche, und ich ihr zu Füßen. Es war beinahe dieselbe Situation wie am 9. Junius. Ich spielte oft auf unser Verhältniß an und erbeit von ihr so bedeutende Blicke, daß ich beynahe wieder anfangen möchte, zu hoffen. Sie wand mir einen Graskranz und interessirte sich sehr für seine sorgfältige Aufbewahrung. Als wir fortgingen, pflückte sie eine wilde Rose, um ein Andenken an diesen Tag mitzunehmen, als ich sie aber darum bat, schenkte sie sie mir,*) wand sich aber beym Zuhausegehen einen Kranz von Efeu zur Erinnerung. Am Abend schrieben wir freundlich von

*) Auch diese Blume hat der Dichter in das Tagebuch eingeklebt.

Digitized by Google

einander, und sie erlaubte mir Agathon*) bey meiner Zurückkunft in ihrem Namen zu küssen.

Göttingen, am 9ten Julius. Wir haben die Reise recht vergnügt und ohne viel Beschwerde zurückgelegt. Ich dachte Adelheit in einigen Tagen wiederzusehen, aber es wird sich jetzt noch etwas verzögern, denn ich muß zuerst nach Hannover zur Kindtaufe.**) Auch schreibt mir Vater, er werde in diesen Tagen nebst Mutter hier eintreffen. Wahrscheinlich werde ich dann wohl von neuem die Reise über den Harz mitmachen."

Unter den Göttinger Freunden Schulze's war auch Carl Josias Christian Bunsen, der nachmals so berühmt gewordene Staatsmann und Gelehrte. Der junge Kandidat der Rechte hatte sich kurz vorher von Göttingen nach München gewendet und schrieb von dort aus am 1. Juli 1813 an Schulze einen Bericht über sein dortiges Leben, welcher mit der Erkundigung nach Schulze's Arbeiten schloß. Die Antwort des Dichters beschäftigt sich jedoch hauptsächlich mit seinen Herzensangelegenheiten; sie gehört zu den psychologisch merkwürdigsten Aktenstücken, welche der vorliegenden Darstellung einzureihen sind:

„Göttingen, am 12ten Jul. 13.... Daß Sie dort besser und besonders umfassender und mannigfaltiger leben, als wir, freut mich, und ich würde Sie beneiden, wenn Sie nicht mein Freund wären und vorzüglich wenn ich hier nicht einen ganz individuellen Ersatz für die allgemeine hiesige Schnalztierexistenz fände. Freylich nicht in der Wissenschaft, wie Sie vielleicht denken mögen, denn seit Cecilliens Tode ist sie mir nicht mehr

— — die hohe, herrliche Göttin,

sondern

die tüchtige Kuh, die mich mit Butter versorgt, gewesen. Bey Gott, alle meine Ansichten in dieser Rücksicht sind erbärmlicher geworden als je, seit mir die Sonne unterging, die meinem Geiste lebendige und belebende Kraft verliehen hatte. Die Erinnerung ist eine träge, schwermüthige Schwärmerin, die nur träumen und dichten aber nicht handeln mag; etwas Großes im wirklichen Leben, wofür wir doch am Ende Alle da sind, kann nur durch die Hoffnung bewirkt werden. Das ist Ihre Göttin, und sie wird Sie weit und hoch empor führen: ich habe ausgelebt; freilich etwas früh und etwas unnütz, aber doch nicht ohne manchen Genuß für mich. Daß ich jetzt auch noch den Schmerz kennen und würdigen gelernt habe, ist mein Trost für die vielen Thorheiten, wozu mich das Haschen nach Lust verführte. Ich bin besser geworden für mich selbst: aber unbrauchbarer für die Welt; wenn ich mich auf öffentlichem Markte erbeukte, würde ich doch die Leute vielleicht noch amüsieren; nützen kann ich ihnen nicht mehr. Müßig bin ich deswegen nicht. Ich arbeite mit vielem Eifer, ja mit Vergnügen zuweilen, weil es langweilig ist, nichts zu thun. Ich werde vielleicht am Ende noch gelehrt werden, aber auch nichts als gelehrt, und glauben Sie wohl, daß Seidler durch seine gelehrte Abhandlung de verso dochmiaco oder Hartmann durch seine orphica die Welt glücklicher, oder nur um einen schönen Gedanken, um eine höhere Ansicht reicher gemacht habe? So wirds auch mir gehen.

Doch ich wollte von dem reden, was mich noch einigermaßen an das langweilige bürgerliche Schauspiel des gewöhnlichen Lebens bindet: Es ist meine Liebe zu Cecilien, die in der Liebe zu ihrer Schwester Adelheit fortlebt. Adelheit ist ein herrliches Mädchen voll Geist, voll Gefühl, voll zarter und geregelter Fantasie. Was mich am meisten zu ihr hinzieht, was ihr eigentlich eine unumschränkte Gewalt über mich giebt, ist ihr klarer umsichtiger Verstand, ihr äußerst gebildetes und von allen Dunstbildern der Leidenschaft gereinigtes und dennoch tiefes Gefühl, die Kraft ihres Willens, die aus ihrer Klarheit entspringt, und überhaupt das μέτριον, das zur vollkommenen Schönheit unentbehrlich ist, wenn es auch oft dem Reize schadet. Adelheit kann mir Cecilien nie ersetzen, ich werde sie nie so lieben können als jene, eben wegen der durchaus romantischen Tendenz meines Geistes, aber sie wird mich glücklicher machen als ihre Schwester; ihr wird es vielleicht gelingen, dieses ewig begehrliche Herz zu fesseln und zu beruhigen. Cecilie war nichts als Fantasie und Gefühl, sie gehörte nie der Wirklichkeit an und riß den, der in genaueren Verhältnissen mit ihr stand, immer über das Leben mit sich hinaus. Die Liebe zu ihr war eine schmerzliche, zerstörende Wohllust, die nothwendig mit einer Zerrüttung des ganzen Wesens enden mußte. Adelheit erweckt reines und ruhiges Wohlgefallen. Man wünscht nicht so sehr sie ganz zu besitzen, als nur mit ihr umzugehen, weil man sich in ihrer Nähe immer behaglich fühlt, ohne gewaltsam erschüttert zu werden. Wir lieben uns; sie hat es mir selbst gestanden und behandelt mich wie ihren Verlobten, wofür auch die ganze Stadt mich hält, und doch werden wir einander wahrscheinlich nie näher kommen. Entweder Verhältnisse, die sie nicht offenbaren will, oder eine Grille von ihr, die wegen der großen Bedachtsamkeit und Festigkeit ihres Geistes schwer zu bekämpfen und zu vertilgen ist, haben sie bestimmt, unverheirathet zu bleiben. Ich that mein Möglichstes, diesen Entschluß wankend zu machen, ihre Ältern interessiren sich für mich, ihre eigene Neigung zu mir, die sie nicht verhehlt, hätte diesen Bemühungen zu Hülfe kommen müssen, aber es war Alles umsonst. Anfangs habe ich bey diesem Verhältnisse viel gelitten, jetzt bin ich ruhig. Wir werden beide unverheirathet bleiben und uns doch lieben. Mehr verlange ich jetzt nicht. Von meinen Hoffnungen und Aussichten mag ich Ihnen fast nicht einmahl schreiben, da ich im Grunde keine habe. Die Zukunft ist mir auch ziemlich gleichgültig . . ."

Daran seien wieder die Auszüge aus dem Tagebuche gereiht:

Göttingen, am 26sten Julius. Ich bin

*) Den kleinen Sohn des Professor Wunderlich.

**) Seinem Bruder August, der als Steuerinspektor in Hannover lebte, war das erste Söhnchen geboren worden, welches nach dem Onkel den Namen Ernst erhielt. Die Taufe fand am 22. Juli statt.

Digitized by Google

glücklich wieder hier und habe die Reise nicht ohne Genuß gemacht, vorzüglich wegen der Gesellschaft meiner Ältern, die mich unendlich gütig behandelten. Wir fuhren über Lauterberg und Andreasberg bis nach Oderbrück, und stiegen von da zu Fuß den Brocken hinauf. Am Abend, wie wir hinaufkamen, war es freylich nicht ganz hell, aber doch ziemlich, und ich sah ein wunderbares Schauspiel, indem sich beim Untergange der Sonne die Wolken auf mancherlei Weise fantastisch gestalteten. Als die Übrigen zu Bette waren, schrieb ich noch eine Elegie an Adelheit.*) Am andern Tage, dem 18. Juli war mauflörlicher Sturm, Regen und Nebel. Wir sahen nichts und waren in der größten Verlegenheit, wie wir wieder hinabkommen sollten. Endlich gingen wir am folgenden Morgen nach Schierke herunter und von da bis auf die Spitze des Sandbrinks, wo uns unser Wagen erwartete. Jetzt reißten wir über Lauterberg und Eimbeck nach Hannover. In Lauterberg sah ich meine ehemalige Geliebte, die F.**) wieder, und dadurch wurde mir der Aufenthalt interessant. Sie ist noch immer recht hübsch und schien sich der Vergangenheit nicht ungern zu erinnern. In Hannover verlebte ich gleich die erste Nacht mit August, Böttcher, Malchus und Barkhausen unter Saus und Braus bei vollen Champagnerflaschen. Dann blieb ich noch zwei Tage und reiste auf der Post nach Eimbeck zurück. Die Unterhaltung wurde durch die artige Mamsell Sprengel aus Hpllerschlagen belebt und die ganze Gesellschaft war sehr anständig. An diesem Tage fiel ich indeß noch einmal in meinen alten leichtsinnigen Charakter zurück. In Eimbeck blieb ich mit entsetzlicher Langeweile einen ganzen Tag und kam gestern wieder hier an. Künftigen Sonnabend muß ich wahrscheinlich nach Cassel, da mir Bouterwek Hoffnung gemacht hat, ich könne, wenn ich mit Leist spräche, Dissens Stelle in Marburg***) erhalten, da dieser Michaelis wieder sicher zurückkömmt. Adelheit freute sich sehr über meine Wiederkunft und wollte garnicht glauben, daß ich nur zwölf Tage abwesend gewesen sey, denn die Trennung hatte ihr viel länger geschienen.

Am 3ten August. Ich bin in Cassel gewesen, habe mich aber in meinen Hoffnungen sehr getäuscht. Ich wollte am Sonntag Mittag schon wieder hier seyn, weil man am Nachmittage eine Parthie nach Mariaspring verabredet hatte, an der ich Theil nehmen wollte. Aber Leist gab mir erst am Sonntag Mittag Audienz. Er nahm mir die Hoffnung einer baldigen akademischen Anstellung und schlug mir vor, erst eine einträgliche Collaboratur an einem der größern Lyceen anzunehmen. Was soll ich thun? Es wird mich in Verzweiflung bringen, wenn ich Göttingen verlassen soll. Ich war sehr niedergeschlagen und brachte den Sonntag Nachmittag, während die Übrigen sich in Mariaspring herrlich amüsirten, in keiner sehr angenehmen Stimmung zu. Gegen Abend ging ich noch bis Münden, wo mich im Wirthshause Musik und Gesang in einer Nebenstube wunderbar aufheiterten. Ich schrieb in dieser Stimmung eine Elegie an Adelheit.*) Sie will noch gar nichts von einer Trennung wissen, und sucht mich durch ihre freundschaftliche Behandlung zu trösten. Aber es ist mir noch nicht möglich, mich in meine Lage zu finden. Ich suche freylich den Gedanken so viel als möglich zu verbannen, und scherze zuweilen mit meinem Schicksale, aber zuweilen stellt es sich in seiner ganzen schrecklichen Klarheit mir vor Augen. Quo fata trahunt retrahuntque sequamur. Häufig steigt bey mir der Gedanke auf in den Krieg zu gehen um mein langweiliges Leben durch einen fröhlichen und ruhmvollen Tod zu enden. Nur der Gedanke an meine Ältern hält mich noch zurück.

Am 4ten August. Ich war heute ganz voll von Poesie und Liebe. Ich mußte hinaus ins Freye und ging nach Ulrichs Garten, um mich dort mit Fantasieen von Adelheit zu beschäftigen. Aber die dortigen Umgebungen machten mich wieder nüchtern. Als ich am Abend nach Hause gehen wollte, versenkte mich der Gedanke an meine Liebe und an mein Schicksal in eine tiefe Wehmuth. Ich ging zu Cecilens Grabe, setzte mich auf die umgesunkene Urne, die daneben liegt und starrte mit dumpfer Trauer auf den Hügel, worauf einige Blumen, die Adelheit gepflanzt hatte, recht fröhlich blühten. Ich war sehr betrübt, aber ich konnte nicht weinen. Die ganze Vergangenheit stellte sich vor meine Seele. Die Erinnerung an die ersten blühenden Tage der Liebe, der Sehnsucht und Hoffnung, und an die letzten schönen Sonnenblicke des zarten Verhältnisses war mir unendlich süß und unendlich schmerzlich. Ich pflückte einige Blumen vom Grabe und ging mit zerrissenen Herzen.**) Es war mir nicht möglich, mich diesen Abend mit etwas anderm, als mit Cecilien zu beschäftigen. Ich ging noch spät zu Reck und las ihm den vierten Gesang meines Gedichtes vor.

Am 6ten August. Wir waren diesen Abend recht fröhlich. Der Assessor Kern feyerte seinen Geburtstag durch einen Punsch in Tychsens Hause. Ich saß neben Adelheit mit sehr abwechselnder Stimmung. Bald gab ich mich mir der Gegenwart hin, ich sprach verstohlen über meine Liebe und unser Verhältniß, und sie hörte mich freundlich an; bald dachte ich mit Schmerz an die Zukunft und sie suchte mich durch zarte Milde zu trösten. In dem Briefe, den ich ihr nach Wernigerode schrieb, hatte ich ihr versprochen, ihr meine Correspondenz mit der Frau von P. zu zeigen. Ich erinnerte sie heute daran, und sie forderte mich dringend auf, mein Versprechen

*) „Poetisches Tagebuch. Am 17. Juli 1813“ („Einsam stand ich und still auf des Brockens öden Granithöhn . . .“). In der Ausgabe von 1855 Band III, Seite 11.

**) Eine Frau, der er im Sommer 1810 einige Tage den Hof gemacht.

***) Als Lector und honorirter Docent für classische Philologie.

* „Poetisches Tagebuch. Am 1. August 1813“. („Nächtliches Grau umfing den Ermatteten, schwarz in des Abends . . .“). In der Ausgabe von 1855 Band III, Seite 14.

**) Auch diese Blumen hat der Dichter am Rande des Tagebuchs befestigt

Digitized by Google

zu halten. Das dürfte sie eigentlich nicht thun, wenn sie mir alle Hoffnung nehmen wollte, denn solche Vertraulichkeiten knüpfen unser Verhältniß immer fester, anstatt es lockerer zu machen."

In diesem Letzten wird dem Dichter jeder Leser beipflichten. Adelheids Benehmen wird immer seltsamer und erst die folgenden Monate bringen uns allmählig die Lösung des Rätsels.

(Ein dritter Artikel folgt)

Otto Roquette.

I.

„Ich freue mich dieser Arbeit als eines guten Werkes, auch wenn sie nur Wenigen als ein solches erscheinen sollte." So beginnt Otto Roquette seine Selbstbiographie. Die Freude ist eine berechtigte, die beigefügte Besorgniß ist es nicht. Denn es geht auch uns Anderen, wie ihm selbst, der „eigenhändig aufgezeichnete Lebenserinnerungen immer besonders gern gelesen." Dem Menschen ist nichts interessanter, als der Mensch und selbst das unscheinbare Leben eines Unbedeutenden ist lehrreich, wenn er es ehrlich zu schildern, und die Art, wie er sich sein Schicksal gefügt oder ihm unterlegen, anschaulich darzustellen versteht. Ist der Schreiber vollends ein Mann von Roquette's Können und Bedeutung, so wird man ihm für seine Selbstbiographie von vornherein Dank schulden und es ist fast undenkbar, daß man diesen Dank, nachdem man das Buch gelesen, zurückziehen müßte. In diesem Falle wird man ihn sogar doppelt herzlich spenden. Es ist in Wahrheit ein „gutes Werk", aus dem viel zu holen ist, nicht blos eine Bereicherung unserer Anschauungen von vergangenen Dingen und Menschen, sondern die Kenntnis einer ebenso edel wie eigentümlich angelegten Individualität, und nicht ohne Bewegung, aber auch nicht ohne bleibende Anregung wird man lesen, wie er mit der schweren Kunst des Lebens fertig geworden. Dies Buch sollte Jeder lesen, dem es mit seinem Streben ernst ist und nun gar jeder Dichter. Denn auch darin hat Roquette recht, wenn er von sich und seinem Buch sagt: „Erfahrungen hängen von der Individualität ab. Durch manches Menschenleben gehen große Erlebnisse, ohne daß sie zu inneren Erfahrungen werden, während ein anderes Dasein aus scheinbar geringen Schicksalswendungen Wirkungen erfährt, die zu inneren Erlebnissen werden und zu einer tiefer greifenden Umbildung führen." Was jeder von uns innerhalb der Grenzen seiner Begabung wird, liegt nicht an ihm allein, aber doch hauptsächlich an ihm — diese Wahrheit, die zugleich eine Mahnung und ein Trost ist, verkünden wenige Bücher so deutlich, wie diese Selbstbekenntnisse einer ehrlichen, vornehmen Mannesseele.

„Siebzig Jahre" hat Otto Roquette das zweibändige Werk (Darmstadt, Arnold Bergsträßer 1894) überschrieben; man weiß, daß er am 19. April 1824 zu Krotoschin im Posen'schen geboren worden ist. In welcher geistigen Frische und welcher Gemütsstimmung er seinen siebzigsten Geburtstag feiert, erweist das Gedicht, mit dem er das vorliegende Heft der „Deutschen Dichtung" geschmückt hat, und dieses Buch, beide, das kurze Gedicht und das umfangreiche Werk, charakterisieren ihn so klar, so vortrefflich, daß jedes Wort aus fremdem Munde den Eindruck nur abschwächen würde. Aber auch ein äußerer Grund bestimmt uns, von jeder anderen Charakteristik des Dichters und Menschen, als sie Roquette selbst giebt, abzusehen; sie ist den Lesern dieser Zeitschrift bereits vor sieben Jahren (Band I., Seite 235 ff.) aus berufener Feder geboten worden. Und so mag nun Roquette an dieser Stelle selbst über sich sprechen, indem wir in der folgenden Übersicht des Inhalts der „Siebzig Jahre" möglichst seine eigenen Worte anführen.

Die Roquette's sind eine Hugenotten-Familie, die Ahnen des Dichters waren Winzer im Dorf Saufé bei Montpellier und „zogen auf dem Felsengrunde („roquets") die Reben, welche den süßen und feurigen Wein des Languedoc liefern." Um seines Glaubens willen 1685 vertrieben, wandte sich Jaques Roquette, der Stammvater der neuen Familie in Deutschland, nach Straßburg in der Uckermark, wo er bereits eine Kolonie von Schicksalsgenossen vorfand. Hier ließ sich dasselbst nieder, heiratete eine Landsmännin und versuchte es auch hier zunächst als Winzer, „bis er, der die Ernten des Bas Languedoc noch nicht vergessen hatte, erschreckt wurde über die Produkte, die seiner Mühe erwachsen waren"; dann baute er Kohl und Rüben bis an's Ende seiner Tage. Sein Sohn schwang sich bereits höher empor, er wurde Maurermeister und dessen Sohn Louis Roquette, des Dichters Großvater, wandte sich bereits einer gelehrten Laufbahn zu, er studierte Theologie und wurde reformierter Pfarrer in seiner Vaterstadt, dann in Frankfurt an der Oder. Sein Erstgeboreuer, Louis Jean, war des Dichters Vater, er studierte Jura, machte 1815 als Husar den Feldzug gegen Napoleon mit und trat dann in den Staatsdienst. Er war „bei schmalen Mitteln der liebenswürdigste Gesellschafter, der beste Fechter und Tänzer. Glaublich ist es, daß er schon damals durch seine bloße Gegenwart jeden Kreis belebte, ja beherrschte, und die Entschiedenheit, das gesunde Kraftgefühl, die geistige Regsamkeit, der unwiderstehliche Humor, der sein Wesen bis in die späteste Zeit auszeichnete, schon in der Jugend seine Anziehung ausgeübt habe." Auch die Mutter des Dichters, Antoinette Berrand, war französischen Blutes, „als eine junge Schönheit gefeiert und trotz etwas beengter äußerer Verhältnisse wegen ihrer vorzüglichen Gesangstimme in den besten Kreisen begehrt." Zwischen den beiden war eine Kinderfreundschaft, die zur Jugendliebe und dann zum Bund für's Leben erwuchs. Als

Digitized by Google

Louis Roquette es 1820 zu einer Anstellung als Assessor beim Amtsgericht zu Krotoschin brachte, konnte er die Braut endlich heimführen.

Dort kam der Dichter am Ostermontag von 1824 zur Welt und zwar als der Zweitgeborene, da ein älterer Knabe schon vor Ottos Geburt gestorben war. „Auch ich galt für tot, und Schrecken und Angst waren bei meiner Ankunft groß. Der Arzt mußte mich lange nöthigen, ehe ich mich zum Leben entschloß, und auch die gewöhnliche erste Nahrung wurde von mir verschmäht, bis man mir den Gaumen mit Rheinwein eingerieben hatte. Es war eine warme Frühlingsnacht, da ich zur Welt gekommen. Die junge Wöchnerin schlief nicht, und glaubte plötzlich den Nachtwächter in der Entfernung pfeifen zu hören. Sie zählte und sagte verwundert: „Der Wächter hat mehr als Mitternacht gepfiffen, ich habe bis siebzehn gezählt.“ Die Wärterin aber lachte und rief: „Das ist ja nicht der Nachtwächter, das sind ja die Nachtigallen, die im Garten so laut schlugen.“ So fehlte es an der Wiege des Dichters von „Waldmeisters Brautfahrt“ an Nachtigallenschlag und Rheinwein nicht, obwohl sie weit hinten „in der Polakei“ stand.

Auch die Taufe ging nicht glatt ab. Der Großvater vollzog sie selbst. „Bis dahin hatte mein Vater mich nicht anders als dem Tage meiner Geburt nach Ostermontag genannt, und hoffte diesen Namen auch bei der Taufe durchzusetzen. Daran aber war bei seinem Papa Pasteur nicht zu denken, obwohl er es heiter genug aufnahm. Allein der Ersatzname Otto stieß bei dem Vertreter der französischen Kolonie auch auf einigen Widerstand, da er, als gar zu germanisch und unkolonialmäßig, in derselben noch nicht vorgekommen war. Man verständigte sich darüber doch noch eher, als über den Ostermontag.“ Der Vater freilich nannte den Sohn nie anders, als mit diesem seltsamen Vornamen. — Otto blieb der einzige Sohn, ihm folgten noch fünf Töchter.

Ueber seine ersten Jahre wurde später dem Dichter berichtet, daß er ein sehr dürftiges Kind gewesen, über dessen Gesundheit sorgsam gewacht werden mußte, da er viele gefährliche Krankheiten durchzumachen gehabt, sich körperlich nur langsam, geistig um so früher und schneller entwickelte. „Als ich lernte, um mich schauen, sah ich uns in einem einstöckigen Häuschen wohnen, weit in der Vorstadt, mit dem Ausblick in eine sandige Landstraße, gegenüber verkrüppelte Weiden an Gräben, darüber hinaus Ackerfeld. Unsere Wohnung war eine der letzten der Vorstadt, nahe am Begräbnißplatz. Nicht weit davon ein kahler, sandiger Hügel, der bei uns der Seufzerhügel genannt wurde, weil meine Mutter ihn in der ersten Zeit häufig besuchte, um ein wenig weiter zu schauen, als über die Fahrgeleise im Sande, und dabei sehnsüchtig nach der Gegend hin, wo Frankfurt und Berlin liegen mußte, geseufzt hatte. Jeder landschaftliche Reiz fehlte dieser Umgebung und auf ein angenehmes Spazierengehen mußte verzichtet werden. Aber dafür hatten wir einen ausgedehnten Garten, der im Gegensatz zu der Unkultur umher, sorgsam gepflegt und herauf gewachsen war. Mit dem „Elend unter den Polacken“ mochte es nicht so schlimm sein, als man erwartet hatte, hauptsächlich weil ihrer nicht so viele da waren. Die Stadt aber war schon durch ihre Lage ganz deutsch, da sie hart an der schlesischen Grenze liegt.“ Ein dürftiges Nest. „Um ein paar große Kirchen mit ausgestorbenem und verfallenem Klosterzubehör, schloß sich ein Städtchen eng herum, während sich die Vorstädte den Zuwanderungen öffneten und erweiterten. Alle Straßen um die Stadt gingen durch tiefen Sand, man pries die glücklichen Gegenden, wo bereits Chausseen gebaut wurden.“

„Trotzdem,“ fährt Roquette fort, „umschloß der unscheinbare kleine Ort damals einen Bildungskreis, wie er in großen und reichen Städten, näher dem Mittelpunkte Deutschlands, oft vermißt wird. Diese geistige Bildung wurde vertreten durch die zahlreichen jüngeren Beamten, welche hierher versetzt waren, meist nur auf einige Jahre, um eine Probezeit durchzumachen, zugleich aber die deutsche Kulturarbeit zu fördern. Und das Gute hatten diese kleinen Kreise in den damals entlegenen Grenzgegenden deutscher Kultur, daß von ihnen die Anregung auf Hunderte, ja auf Tausende ausging, und es kaum eines Menschenalters brauchte, um den geistigen Boden in breiterer Ausdehnung sichtbar zu machen. . . Damals war man in Krotoschin strebsam und zugleich lebenslustig. Gab es am Orte nicht genug Bücher, um litterarisch mit der Zeit fortzuschreiten, so that man sich zusammen, ließ ganze Kisten voll kommen, richtete einen Lesezirkel ein, unter welchen man, wenn der Kreis durchlaufen war, die Werke verloste. Hatte man kein Theater, so richtete man ein Liebhabertheater ein, und blieb, da man über gute Kräfte zu verfügen hatte, nicht bei kleinen Lustspielen stehen. Bei meinem Vater, der die Direktion in die Hand nahm, wurde das Theater zu einer solchen Leidenschaft, daß einen Winter lang allwöchentlich einmal in einem gemieteten Saale öffentlich unter seiner Regie gespielt wurde.“

Schwärmte der Vater für Litteratur und Theater, so die Mutter für Musik. „Sie spielte nur die Guitarre, diese aber sehr gewandt, und begleitete sich darauf nicht nur alle Lieder, welche damals üblich waren, sondern auch schwierigere Opernarien, die sie sang. Und was sie im Konzert sang, das sang sie zu Hause den Kindern vor, und freute sich, daß sie wiederholen konnten. Besuche im Hause verlangten nicht selten, das kleine Häuflein singen zu hören, und so wurden wir wie die Orpheuspfeifen aufgestellt und sangen unsere Lieder zweistimmig zur Guitarre. Meine Mutter wußte ihre gefälligen Talente gar wohl zu vereinigen mit den Pflichten im Hauswesen und in der Kinderstube. In dieser war sie mit den Kleinen spielselig, liebenswürdig, fröhlich bis zur kindischen Ausgelassenheit. Als Erzählerin, oft Erfinderin, schöner Geschichten hatte sie in der Dämmerstunde einen beglückten Zuhörerkreis, und wurde, Alles in Allem, da sie ihre Autorität zu wahren verstand, wie ein höheres Wesen betrachtet. Von Andern zu hören, daß sie schön sei, und immer schön aussehe, wie wir das hundertmal vernahmen, verwunderte uns, wenigstens mich, oft sehr, da sich das ja ganz von selbst verstand!“

Man sieht, wie in fast jedes Dichters Leben spielt

Digitized by Google

auch in dem Roquettes die Mutter eine große Rolle, aber das Wichtigste, das dichterische Talent, hat er — soweit sich dabei von Vererbung reden läßt — von Vater und Mutter überkommen erhalten. „Da mein Vater," erzählt Roquette, „in seiner amtlichen Stellung damals viel freie Zeit hatte, benutzte er die ersten Jahre seines Aufenthalts in Krotoschin auch zu litterarischen Versuchen. Er schrieb und vollendete einen Roman, den ich erst mehr als dreißig Jahre später, nach seinem Tode, im Manuskripte kennen gelernt habe. Der Roman hieß „Arion", und führte einen Titel, der mit dem Inhalt so gut wie garnichts gemein hatte, ganz in der Anlehnung an die Romane von Jean Paul. Denn wie dieser der Lieblingsschriftsteller meines Vaters war, so brachte der „Arion" die ganze äußere Fassung eines Jean Paul'schen Werkes, mit seiner Buntheit, seinem Humor, seinen Abschweifungen und Extrablättern. — Aus späteren Erzählungen meiner Mutter erfuhr ich, daß er das Werk an eine Autorität in der Familie, den Professor Spieker in Frankfurt a. d. O. gesendet, von diesem aber den Rat erhalten habe, es nicht zu veröffentlichen, da die Nachahmung Jean Pauls zu stark sei. Seine litterarischen Bestrebungen waren damit für's erste, wenn überhaupt von ernsten Bestrebungen die Rede sein konnte, abgeschlossen. Es war vielleicht nur die Gestaltenwelt Jean Pauls, in der er sich ganz zu Hause fühlte, und die ihn trieb, die bekannten Figuren einmal in einer andern und eignen Gruppierung zusammen zu stellen."

Fruchtbarer war die Begabung der Mutter. „Zu ihren Talenten gehörte auch das des Versemachens und Reimens, welches ihr mit einer erstaunlichen Leichtigkeit zu Gebote stand. Auch sie verwertete dieses Geschick nur für Gelegenheiten, aber die Anzahl ihrer derartigen Gedichte läßt sich, da sie früh damit begann und bis in ihr Alter die Fähigkeit dazu behielt, auf tausende berechnen. Das Formgefühl war ihr angeboren, und ein drolliger Humor belebte ihre Verse. Besonders liebte sie Hexameter, die sie nach dem Gehör, ohne viel Kopfzerbrechen machte. Dann kam es auch wohl, daß sie eine Reihe von Hexametern mit Reimen schmückte, und gereimte Pentameter einmischte. Wenn mein Vater dergleichen fand und sie aufmerksam machte, dann lachte sie selbst, ließ es aber mit Grazie dahin laufen. Charakteristisch ist, daß sie alle ihre Gedichte in ihr haushälterisches Wirtschaftsbuch schrieb. Sie drehte dasselbe nur um, und machte aus der letzten Seite desselben die erste für die Verse."

Man sieht, es war eine geistig anregende Atmosphäre, in der der Knabe heranwuchs und von Dichtern und Dichtungen hat er in Krotoschin früher und mehr vernommen, als mancher, der in Dresden oder Berlin groß geworden. Lieblinge der Eltern waren, nächst Jean Paul, Hoffmann und Oehlenschläger. „Daß aber Schiller der erste und höchste Dichter Deutschlands sei, daran gab es keinen Zweifel. Von ihm hörte ich oft, und nur als von etwas Unvergleichlichem reden, von Goethe selten, und nur mit ziemlich wegwerfenden Urteilen. Man hielt sich an Zufälliges, und es mochte an einer Anleitung fehlen, ihn im ganzen zu fassen. Goethe lebte noch, und grade in den letzten zehn Jahren seiner Zurückgezogenheit, da eine neue Litteratur Kopf und Schultern sehr zuversichtlich vordrängte, schien man seine Größe vergessen zu wollen. Unglaublich erscheinen uns heut die Urteile der Geringschätzung, mit welchen man sich überhaupt damals an ihn wagte. Er hatte in seinem Alter einen kleineren Kreis, als in seiner Jugend."

Der erste Unterricht war regellos genug. „Lesen und Schreiben hatte ich zu Hause von den Eltern ohne viel Schwierigkeiten gelernt. Das Französische war durch häusliche Gesprächsübung angebahnt worden, im Lateinischen hatte mein Vater mich auch bereits die Anfänge durchlaufen lassen. Schlimmer erging es mit dem Rechnen, welches die ersten düsteren Schatten über meine Knabenjahre warf, um dauernd eine beängstigende Macht für mich zu bleiben." Eine Privatschule sollte die Lücken ausfüllen, nützte aber nicht viel. Die Lehrmethode charakterisirt Roquette u. A. durch folgende köstliche Geschichte: „In unsrem Lesebuche stand eine kleine Geschichte etwa folgenden Inhalts: Ein Mann hatte zwei Töchter. Die eine war hübsch, aber unfleißig, die andre war häßlich, dafür tugendhaft. Da kam einst ein junger Mann in das Haus, der sich eine gute Frau suchte, und lernte die häßliche wie die hübsche kennen. Welche von beiden wird er wohl genommen haben? Mit dieser Frage endete die Geschichte. „Nun?" begann der Lehrer, zu mir gewendet: „Welche von beiden wird er wohl genommen haben?" Ich in meiner Unschuld entgegnete mit ganzer Ueberzeugung: „Die hübsche!" — Der Kandidat jedoch versetzte mir eine Ohrfeige, die mich fast vom Stuhle warf. Und das ohne jede Erklärung meines Verbrechens! Ich kam mit verweinten Augen nach Hause und erzählte den Eltern mein Unglück. Aber nun geschah das für mich Unbegreiflichste. Der Vater ging lachend aus dem Zimmer, die Mutter aber, von seinem Lachen angesteckt, suchte mich auf andre Gedanken zu bringen und schickte mich in den Garten. Mir aber gab es zu denken, wie eine Antwort in der Schule so strafbar sein, und zu Hause ein solches Vergnügen hervorrufen konnte."

„Von den wilderen Spielen der Knabenzeit war ich", schließt Roquette die Mitteilungen aus seiner Krotoschiner Zeit, „zum Leidwesen meines Vaters, meist ausgeschlossen. Von niemals fester Gesundheit, immer der Kleinste und Dürftigste, hatte ich jeden Versuch, es den Andern gleich zu thun, bald durch ihre Rohheit, bald durch meine Unzulänglichkeit zu büßen. Trieb ich mich auch viel im Freien, besonders im Garten, umher, so führte ich doch eigentlich ein Leben für mich allein. Am liebsten beschäftigte ich mich mit meinem Tuschkasten und meinen Büchern. Campes Robinson war eines der ersten, die mich fesselten, bis dann Hauff's Märchen eine Fülle von poetischer Anregung über mich ausgossen."

Der Mangel einer guten Schule, die engen Verhältnisse machten dem Vater eine Übersiedelung wünschenswert. Kurz entschlossen gab er sein Amt auf und bewarb sich um eine Anstellung als „Justiz-Kommissarius" (Rechtsanwalt) in einer größeren Stadt. Groß war die Enttäuschung, als er den Posten in — Gnesen erhielt. Aber es war nichts dagegen zu

Digitized by Google

machen. „Den Kindern“, erzählt Roquette, „konnte der Abschied von Krotoschin nicht schwer werden, da sie noch zu klein waren. Hatte doch der Aufbruch, das Rumoren und Packen, die Abreise selbst eher etwas Anregendes. Es kam noch Eins dazu, meine Phantasie in Aufregung zu erhalten. Denn ich nahm das Wort Giesen gleichbedeutend mit Chinesen, von welchem Volke ich Abbildungen in einem meiner Bücher gefunden hatte, und war nun sehr gespannt auf den Anblick meiner künftigen Mitschüler, die ich mir in langen bunten Schlafröcken und Zöpfen auf dem Scheitel dachte.“ Er sollte bald bitter enttäuscht werden; auch sonst wies die einstige Krönungsstadt von Polen nur elende Straßen mit Scheuern und Bauernhäusern auf.

„Allgemein war die Klage über die trostlose Oede der Gegend, über das schlechte Spazierengehen im tiefen Sande, die Schattenlosigkeit, da kein Baum ringsum zu sehen war, der Mangel an jeglichem Reiz, auf dem das Auge hätte ausruhen können. Und wenn ich so in meiner Kindheit niemals etwas von landschaftlicher Natur gesehn, was einen bleibenden Eindruck hätte machen können, so empfing ich durch Gespräche und Bemerkungen der Erwachsenen früh die Anschauung, daß dieser endlose Sand, diese dürftigen Kiefern, diese meist schlecht bebaute Sandfläche, etwas Unerquickliches und Häßliches sei. Dabei war meine Phantasie für Schöneres längst angeregt, und die Sehnsucht in eine glänzendere Ferne früh erwacht. Ähnlich verhielt es sich mit der Kunst. Meiner Jugend war es nicht vergönnt, von einem Kunstwerk, einem Gemälde, einer Statue, irgend einem künstlerischen Produkt, einen Eindruck zu empfangen. Unter den wenigen Bildern, die an unsern Wänden hingen, war ein unbedeutender Kupferstich mit der Unterschrift L'ange Gabriel, welchen mein Vater uns als den „langen“ Gabriel verdeutschte. Aber dieser lange Gabriel war aus einem Gemälde von Rafael, und ich hatte von dem großen Maler bereits gelesen, von seinem Leben und dem Glanz, den er über Rom ausbreitete. Auch sonst von Malern und Dichtern, und ich brannte mit wahrem Heißhunger auf mehr und immer mehr. Die Eltern förderten das zuweilen, zuweilen mußte, bei der schwankenden Gesundheit des Knaben, und seiner leicht erregten Nervosität, der Leserei Einhalt gethan werden. Meine leiblichen Augen sahen nichts Künstlerisches oder landschaftlich Schönes in der Umgebung, meine Phantasie sah alle Wunder der Schönheit und alles Wünschenswerte in der Ferne, und wurde durch das Andören von Gesprächen, begeisterten Schilderungen der Erwachsenen, und durch Bücher darin bestärkt.“

Bald darauf erhielt der Vater seine Ernennung nach Bromberg. „Schon in frühen Jahren war mir der Gegensatz auffällig, in welchem unser Jugendleben zu dem der meisten andern Kinder verlief. Wenn diese ihre Entwicklung in äußerlich dauernden Verhältnissen durchmachten, ihr Dasein sich in langer Erinnerung an eine bestimmte Stadt, ein geschertes Haus, eine geregelte Schulzeit, unveränderte Spielplätze, sogar Gegenstände des Gebrauchs knüpfte, die ihnen lieb geworden, und zu welchen sie persönlich oder in ihrem Denken gern zurückkehren, so lebten wir eigentlich immer in der Fremde, und gleichsam auf hohen Wogen schwimmend, an den Gegenden und Verhältnissen immer neuer Menschen nur vorüber schwimmend. Ich habe oft den Ausspruch gehört: Preußische Soldaten- und Beamtenkinder haben keine Heimat, sie haben dafür das Vaterland. Daß wir ein Vaterland hatten, und daß dieses Deutschland und insbesondere Preußen sei, war uns von Kindheit auf gesagt worden. Denn jene französischen Traditionen ließ mein Vater, der einst unter den Siegern in Paris eingezogen war, auf sich beruhen. Die Kinder aber fühlten sich um so mehr im Gegensatz zum Französischen, als sie jene Vertreibung der Voreltern durch Feuer und Schwert als kürzlich geschehen betrachteten und gleichsam als persönliche Beleidigung empfanden. Und in unserem Deutschtum befestigte uns erst recht der Gegensatz zum polnischen Wesen, dessen Rohheit, Schmutz und Widerwärtigkeit oft genug unsren Weg kreuzte.“

Für die mangelnde Heimat entschädigte aber mehr noch als der Begriff des „Vaterlandes“ das innige Familienleben. „Die Stunden, die mein Vater uns widmete, waren die vergnügtesten des ganzen Tages.

Die Kinder waren einfach erzogen und zu bescheidenen Ansprüchen gewöhnt, aber zum Weihnachtsfeste wurden sie überreichlich von ihm bedacht, denn seine Gebelust und Güte kannte keine Grenzen. Bücher waren auf den Gabentischen immer sehr zahlreich vertreten, und da ich nach diesen zuerst zu greifen pflegte, standen oft ganze Reihen auf meinem Platze. Auch wohl solche, welche Knaben meines Alters noch nicht lasen, oft wissenschaftliche, und die von Andern beanstandet wurden, die er mir aber, in richtiger Würdigung meiner Geisteskräfte, getrost überließ.“

Nächst diesen Büchern wirkten namentlich die Erzählungen einer alten schlesischen Magd, Hanne, tief auf die Phantasie des Knaben. „Zu Pfingsten mußten grüne Birkenzweige angeschafft werden. Jedes Kind erwachte morgens in einer Laube, die sie heimlich über den Betten vorbereitet hatte. Die Martinsgans machte sie durch Geschichten und Lieder zu einem Wundervogel, und am letzten Abend des Jahres wurde unter ihrer Aufsicht Blei gegossen, dessen unförmliche Klumpen sie als untrügliche Zeichendeuterei auslegte. Bei ihren Erzählungen pflegte sie am Spinnrocken zu sitzen. In der Dämmerstunde aber liebte sie es, sich auf die flache Diele nieder zu hocken, und den um sie her kauernden Kindern Geschichten aus dem Dorf und Walde vorzutragen. Viele ihrer Geschichten, sogar in der dramatisch volkstümlichen Bewegung der Form, habe ich später in der Märchensammlung der Gebrüder Grimm unter verschiedenen Versionen wiedergefunden.“

In Bromberg traten andere Eindrücke hinzu, vor allem der des Theaters, zu dem ich seither eine leidenschaftliche Zuneigung faßte. Die Stadt besaß ihr eigenes Theatergebäude, in welchem alljährlich einige Monate von der Truppe aus Danzig gespielt wurde. Ich verdanke diesem Hause einige unverlöschliche Eindrücke. Das erste Stück, welches ich überhaupt in meinem Leben sah, war freilich eine Oper, aber eine Oper, die einen der ehrwürdigsten und

Digitized by Google

menschlich tiefsten Stoff unverdorben läßt, nämlich Méhuls Joseph und seine Brüder. Jedes Kind sollte zuerst in dieses Stück geführt werden, nicht, wie es meist geschieht in Zauberpossen und Ballets, in welchem sein Geschmack meist für alle Zeit verdorben wird. Jene Vorstellung des Joseph kann mangelhaft gewesen sein, mich aber ergriff es tief, dasjenige, was ich vom Lesen und aus der Erzählung her kannte, in lebendiger Handlung um so eindringlicher vor mir zu sehen. Nicht lange darauf nahm mich mein Vater mit in ein heroisches Ritterschauspiel, dessen Titel, Inhalt, sowie Verfasser mir nicht mehr gegenwärtig ist. Ich erinnere mich nur eines bösen Burgvogts und einer unglücklichen Waise, die unter seiner Tyrannei schmachtete; eines starken Waffengerasseln, eines ritterlichen Befreiers der Waise, und endlich eines dummen dicken Knappen, dessen Scherze mich entzückten. Nun aber hatte der Theaterdämon auf mich Beschlag gelegt, um mich nicht wieder los zu lassen. Wurde mir der Besuch des Schauspiels nicht so oft gewährt, als ich es wünschte, so ward meine Produktivität um so mehr hervorgerufen. Aus getuschten Bilderbogen wurden die Figuren ausgeschnitten, mit welchen ich meinen kleineren Geschwistern zuerst vorspielte, was ich gesehen hatte. Der böse Burgvogt rief Empörung in die Gemüter, Josephs Geschichte rührte sehr. Aber schon genügte mir das nicht mehr. Ich dachte mir selbst ein Theater, welches freilich nur den Eingeweihten als ein solches erscheinen konnte, und begann neue Stücke zu improvisieren. Und als ich gar zu Weihnachten ein Puppentheater erhielt, kannte mein Glück keine Grenzen. Das vorhandene Personal war jedoch für meine Wünsche lange nicht ausreichend, und so suchte ich es durch Bilderbogen stark zu vermehren. Ich begann sogar die Stücke, welche ich erfand, niederzuschreiben, und es ist merkwürdig, daß dieselben von Anfang an gleich in gereimten Versen abgefaßt waren. Aber ich mußte hier schon niederschlagende Erfahrungen durch die Kritik machen. Eine Schwester meiner Mutter, welche zum Besuch gekommen war, um dann viele Jahre in unserm Hause zu bleiben, Tante Philippine, kam über meine Manuskripte, steckte eins derselben zu sich, und ich hörte, wie sie im anstoßenden Zimmer einigen grade anwesenden Damen vorlas, und die Gesellschaft einmal über das andre in schallendes Gelächter ausbrach. Und grade bei meinen ergreifendsten Situationen! Wenn ich somit auf eine Förderung meiner dramatischen Unternehmungen nicht zu rechnen hatte, so wurde sie mir doch auch nicht verboten. Ich hielt sie von jetzt ab verborgener, und gab nur noch Vorstellungen, wenn die Erwachsenen Abends in Gesellschaft gegangen waren. Dann wurde mein Publikum durch Hause, welche beim Spinnroden zuschaute, vermehrt. Sie war nur eingenommen gegen die häufigen Gewitter mit Blitzeffekten, die ich anbrachte und viel Kolophoniumpulver verpuffte, wobei sie wegen der Feuersgefahr stets ängstlich wurde. Bei diesen dramatischen Bestrebungen, welche etwa um mein zehntes Lebensjahr beginnen, war es mir doch niemals um ein persönliches Auftreten zu thun, sondern um Andre auftreten zu lassen, zu schaffen und zu dirigieren, wobei ich denn freilich, da ich für mein Personal selbst zu sprechen hatte, auch persönlich, doch immer nur hinter dem Vorhang verborgen, mitwirkte." —

Damit war enthüllt, was in dem Knaben steckte: vielleicht ein Dramatiker, aber ganz gewiß ein Dichter. Mit gutem Grund haben wir die Mitteilungen über die Kinderzeit reichlich wiedergegeben, — in breiterem Ausmaß, als es über die weitere Zeit möglich sein wird, denn, wenn je, so zeigt sich hier für Jedermann auf's Klarste, wie „das Kind des Mannes Vater" ist.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— Ein gutes Buch macht dem Kritiker doppelte Freude, zunächst beim Lesen und dann, wenn er es seinen Lesern empfiehlt, denn ihres Dankes kann er gewiß sein. Diese nicht eben alltägliche Freude verschafft uns das neue, vor wenigen Tagen erschienene Buch von Theodor Fontane: „Von, vor und nach der Reise. Plaudereien und kleine Geschichten." (Berlin, F. Fontane & Co.). Von den dreizehn Skizzen dieses Buches ist jede liebenswürdig und keine ganz unbedeutend, aber einige gehören mit zum Besten, was wir an Novelletten in unserer Litteratur haben: Das eigentümliche Problem, die ungemeine Fähigkeit knapp zu charakterisieren und in wenigen Zeilen eine Stimmung festzuhalten, die Kunst der schlichten, natürlichen Darstellung, dies Alles stempelt einige dieser Skizzen zu Meisterstücken ihrer Gattung. Vielleicht würde es zur Bekräftigung dieses Urteils genügen, wenn wir uns auf den Hinweis beschränkten, daß die im letzten Hefte der „Deutschen Dichtung" erschienene Skizze „Eine Frau in meinen Jahren" den Aushängebogen entnommen war, gewiß aber genügt zur Bekräftigung dieser freudigen Anerkennung, daß einige andere Skizzen, namentlich „Onkel Dodo" und „Eine Nacht auf der Koppe" von gleichem Werte sind. Die erste ist humoristisch, die zweite ergreifend, beide echter Fontane: nicht überspitzt, noch überhitzt, weder drastisch, noch sentimental, volle, reife Kunst, die eben darum den Eindruck der Natur macht. Ihnen zunächst stellen wir die Bilder aus dem schlesischen Gebirge, die sich mehr dem Kulturbild nähern: „Der letzte Laborant", „Gerettet", „Der alte Wilhelm", und dann — dann alles Uebrige in dem Buche: „Modernes Reisen", „Nach der Sommerfrische", „Der Karrenschieber von Grisselsbrunn", „Wohin", „Auf der Stuche" und — das Letzte, aber wahrlich nicht das Geringste — das fein ausgeführte Charakterbild: „Professor Lepsius". Da es gerade der Stücke dreizehn sind, so hätte „Im Coupé" vielleicht dem alten Aberglauben zum Opfer fallen und aus dem Buch wegbleiben können: da ist allerdings etwas Ueberhitztes und Ueberspitztes drin, aber stören wird auch dies Stück Niemand. Noch eins: dieses weder gute noch schlechte Stück stammt aus dem Jahre 1884, die vortrefflichen aber zumeist aus der jüngsten Zeit, 1890—92; so erweist sich auch hier, daß Fontane zu jenen Begnadeten gehört, denen mit den Jahren die Kraft zu wachsen scheint.

- nz -.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gerzonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Der Redakteur.

Novellette von **Karl Emil Franzos.**

(Schluß.)

Er hatte gelogen, es that ihm noch heute weh!

Wie war er noch in den ersten Monaten verblendet gewesen! Allerdings hatte da die Dynastie Söllenhoff ihre ästhetischen Verbindungen wacker ausgenützt; es erschien ein Dutzend Kritiken, eine lobender als die andere. Aber der Buchhändler zuckte doch die Achseln, wenn Georg nach den Nachbestellungen fragte: „Das Publikum erwärmt sich für Gedichte sehr langsam," meinte er. „So ist es eben stets den Besten ergangen!" tröstete die Mutter, als er sie kurz vor ihrem Tode besuchte, sie starb guten Mutes, kaum sechs Monate nach ihrem Gatten.

Als Georg seines Schmerzes Herr geworden und wieder den Verleger aufsuchen konnte, lag bereits das Resultat vor; das deutsche Volk hatte von den Gedichten Georg Münzers vierunddreißig Exemplare gekauft.

Verzweifelt eilte der Dichter zu seinen Verwandten; sie verwünschten mit ihm den Materialismus der Zeit, eine andere Hilfe konnten sie ihm nicht gewähren. Übrigens hinderte der Idealismus Söllenhoff's des Neunten diesen würdigen Mann doch nicht, den Rückgang des Verlöbnisses mit der reichen Bürgerstochter zu beklagen.

„Versorgt wärst Du nun doch!" meinte er. „Freilich war sie ein hausbackenes Geschöpf. Sie hat nun einen Färbermeister Berkow geheiratet, einen reichen ältlichen Mann. Natürlich eine Vernunftheirat; dieses Pack hatte ja keine Spur von echtem Idealismus!"

Hingegen wußte Söllenhoff der Zehnte besseren Rat:

„Du mußt nun bei der Litteratur bleiben und Journalist werden, Kritiker. Das ist ja der einzige Beruf, für den Du einiges Wissen mitbringst. Am besten wendest Du Dich gleich in eine große Stadt!"

Und er gab ihm Empfehlungen nach Frankfurt mit. „Da muß es Dir glücken!"

Aber es glückte ihm doch nicht, dem armen Manne, der nichts Gründliches gelernt hatte, nicht einmal ernsthaft zu arbeiten. Ein Posten wollte sich nicht finden; das Honorar der wenigen Notizen, die er unterbrachte, genügte nicht, ihn vor Hunger und Kälte zu bewahren. Vergeblich bewarb er sich um Korrespondenzen für auswärtige Blätter, um eine Anstellung bei einem kleinen Blatte. Es ging abwärts mit dem armen Opfer eigenen und fremden Wahns, immer tiefer abwärts. Nur mit Schaudern konnte er dieser Zeit gedenken — wie hatte er den Proletarier beneidet, der sich nicht vor dem Schneeschaufeln scheut, dem Betteln ...

Da bot sich ihm plötzlich, urplötzlich die helfende Hand; der Eigentümer der „X'er-Zeitung" fragte an, ob Herr Dr. Georg Münzer geneigt sei, seine schätzbare Kraft u. s. w. Ach! ob er geneigt war! ...

Es klopfte an die Thüre.

„Herein!" sagte Münzer mit fast versagender Stimme; er wußte, wer da kam, aber was er brachte? ...

In der That, es war Herr Franz Xaver Senftinger, das rote, gutmütige Antlitz noch viel röter als sonst und offenbar sehr befangen. Aber das war ja kein gutes Zeichen bei dem gutmütigen Manne ...

„Guten Abend!" begann er und wischte sich die schweren Schweißtropfen von der Stirn.

Digitized by Google

„Was das für ein schwüler Abend ist, wie im Sommer!“

„Wie im Sommer!“ wiederholte Münzer tonlos.

Dann richtete er sich auf; was da drohte, war nicht mehr abzuwenden, es sollte wenigstens rasch kommen, rasch und klar.

„Sie haben mir Wichtiges zu sagen?“

„Hm! allerdings!“

Wieder kam das Taschentuch in lebhafte Thätigkeit.

„Es fällt mir freilich schwer ... Eigentlich hätte ich es schon früher thun sollen, aber, offen gesagt, für solche Geschäfte tauge ich schlecht ... Ach ja!“

Er seufzte tief auf ... „Nun muß es sein!“

„Sprechen Sie!“

Wieder ein tiefer Seufzer. Dann wurde der gute dicke Mann fast zornig.

„Sie haben gut reden: „Sprechen Sie!“... Als ob das so leicht wäre! Wenn man ein Geheimnis so lange mit sich herumträgt, zwölf Jahre, Herr Doktor, und nun soll es plötzlich heraus ... Man ist ja kein Unmensch, so zu sagen, man hat Herz, man hat Gemüt, es geht Einem selber nahe. Ich müßte ja ein Stein sein, wenn es mir nicht nahe ginge.“

Münzer erbleichte; es war doch, wie der alte Becker befürchtet.

„Soll ich Ihnen helfen?“ fragte er bitter.

„Ja wie denn? Wissen Sie es denn, ahnen Sie es? Nichts ahnen Sie! Habe ich Ihnen denn während der zwölf Jahre nur eine Silbe verraten? Ich habe geschwiegen wie das Grab, obwohl es mir schwer fiel. Denn sehen Sie, man ist ja nur eine kleine Zeitung, man lebt so eng beisammen, eine kleine Zeitung sollte keine solchen Geheimnisse haben! Das drückt, das macht befangen! Wie oft hat mir so eine kleine Anspielung auf der Zunge gelegen, aber ich habe sie unterdrückt wie ein Mann! Ist das nicht richtig?“

„Wahrscheinlich! Aber nun zur Sache!“

„Was Sie nur so ungeduldig sind, Herr Doktor! Also, sehen Sie, während dieser zwölf Jahre sprachen wir nur Geschäftliches oder sonst nur ganz gleichgiltiges Zeug. Habe ich Ihnen aber je meine Meinung ... nämlich wie ich wirklich über Sie dachte .... nein! Davon sprach ich nichts. Jetzt muß es sein, ich muß Ihnen also sagen ...“

Er stockte wieder.

„Daß Sie mit mir nicht zufrieden sind!“ ergänzte Münzer mit zitternder Stimme. „Daß Sie mir kündigen müssen! .... Nun sind Sie der Mühe überhoben.“

„O! du meine Güte!“ Der dicke Mann schnellte empor.

„Was schwatzen Sie da? Kündigen — im Gegenteil! Wie kommen Sie auf solchen Unsinn?“

Der Doktor atmete erleichtert auf.

„Aber was ist es sonst?“ fragte er.

„Ja, was sonst? Als ob es mit drei Worten zu sagen wäre! ... Also! Es betrifft Sie, Herr Doktor! Also, Sie sind ein stiller Mann, ein trauriger Mann! Ihnen fehlt was! Sollte es — verzeihen Sie — Liebeskummer sein? Nämlich, ich meine nur so, Sie kennen eine Dame hiesiger Stadt und lieben sie, aber die Verhältnisse — die Eltern sind dagegen, das Gehalt ist zu klein“ —

Münzer mußte lächeln.

„Nein, Herr Senftinger,“ beteuerte er.

„Ihr Ehrenwort, Doktor?“

„Mein Ehrenwort!“

Der dicke Mann nickte äußerst befriedigt.

„Aber was nicht ist, kann ja werden, nicht wahr? Wenn sich nun Eine fände, jung, hübsch, gute Familie, etwas Vermögen“ ...

„Herr Senftinger!“ rief Münzer, „Sie wollen mich doch nicht verheiraten?“

„Nun, das wäre ja keine Sünde!“

Er lächelte etwas verlegen. Dann faßte er die Hand des Redakteurs. „Ich meine es gut mit Ihnen, Doktor, ich will Sie glücklich sehen“ ...

Es klang so gut, so ehrlich und in allem Ungeschick so rührend. Der Doktor fühlte etwas wie ein Brennen der Lider.

„Daraus kann nichts werden!“ sagte er bewegt. „Ich danke Ihnen herzlich, aber nun und nimmer!“

„Und warum nicht?“

„Es thut mir weh', davon zu sprechen, aber Ihnen bin ich die Wahrheit schuldig. Ich habe dieses Glück verspielt und verscherzt für immer. Ich war ein Thor, ein Wahnsinniger, ein Verbrecher! Ich habe die Liebe eines Mädchens besessen, des edelsten, trefflichsten Mädchens, und sie von mir gestoßen. Das ist aus und vorbei für immer. Aber wer

Digitized by Google

Eine geliebt, wie sie war, liebt keine Andere mehr!"

Er sagte es im Tone tiefsten Schmerzes, seine Stimme zitterte von verhaltenen Thränen.

Herr Senftinger aber — war das noch derselbe gute, dicke Mann oder ein hartherziger, schadenfroher Barbar? — Herr Senftinger strahlte vor Glück und unterdrückte mit Mühe einen Jubelruf.

„Also — also — diese Selbige lieben Sie noch immer und können darum keine Andere nehmen?!"

Münzer übersah, in seinem Schmerz versunken, die seltsame Lustigkeit seines Gegenüber.

„Ja!" erwiderte er tonlos.

„Hurrah!"

Der dicke Mann begann mit den Füßen zu stampfen und hieb auf die Tischplatte, daß es dröhnte.

„Und Hurrah! und noch mal Hurrah! Lassen Sie sich umarmen, Doktor! — Es ist zu schön! Und nun kommen Sie, — kommen Sie!"

„Wohin?" stammelte Münzer erstaunt, fast entsetzt. „Was haben Sie nur?"

„Was ich habe?" schrie der dicke Mann und stemmte die Arme unternehmend in die Hüften. „Dieser Doktor Münzer fragt, was ich habe?! Verschiedenes habe ich! Zum Beispiel eine Schwester Caroline unten in Y., dem gelehrten Nest, woher ich selbst bin! Caroline Frieder, geb. Senftinger, Gattin des Stadtbaumeisters Gotthelf Frieder. Und eine Nichte habe ich, Minna, geborene Frieder, verwittwete Gerbermeister Berkow!"

„Minna Ihre Nichte?!"

„Ja, das ist sie seit ihrer Geburt, aber Wittwe erst seit zwei Jahren! Ahnen Sie noch immer nichts von dem Geheimnis der „X'er Zeitung", einem großen Geheimnis, obwohl es nur eine kleine Zeitung ist? Da muß man es Ihnen sagen, kurz und gut! Wie bin ich denn plötzlich vor zwölf Jahren auf den Einfall gekommen, Sie mir hierher in die Redaktion zu setzen? Wie?! Ihren Namen kannte ich freilich, ich wußte, daß es der Name des Mannes war, der an meiner Nichte — nun, ich will Ihnen nichts hartes sagen, Sie haben es voll abgebüßt! Also wie?! Weil ich eines Tages einen Brief bekam von meiner Nichte, Minna Berkow, und von meinem Neffen, Friedrich Berkow, worin sie mich baten: „Versuch' es mit dem Mann, thu' es uns zu Liebe!" Und warum schrieb diese Minna Berkow so an ihren Onkel? Weil sie edel und gut ist, ein richtiger Engel, wie im Grunde jedes richtige Frauenzimmer, weil sie zwar ihrem Gatten ein treues, braves Weib war und die Freude seines Lebens, aber doch zugleich Pietät hatte für ihre erste, beste Liebe! Und warum schrieb dieser Friedrich Berkow so an mich? Weil er zwar nur ein Gerbermeister war und keine Gedichte las, geschweige denn fabrizirte, aber doch ein Prachtmensch, welcher so dachte: „Der Mann, den dieses mein herrliches Weib geliebt hat, soll nicht im Elend verkommen, denn er ist geheiligt durch diese Liebe! . . ." Nun denn, so probirte ich's mit Ihnen, und es ist ja gegangen, was ich auch jährlich einmal zu Weihnachten getreulich nach Y. vermeldete. Vor zwei Jahren ist Friedrich Berkow gestorben. Und was that dieser Mann, als es mit ihm zu Ende ging, obwohl er nur ein Gerbermeister war? Da faßte er die Hand seines weinenden Weibes und sagte: „Ich danke Dir für alles, was Du mir gewesen bist, Du Edle, Du Gute! Du hast es mich nie fühlen lassen, daß Dein Herz mir nur Achtung, Treue und Innigkeit zu schenken vermochte! Deine Liebe, die wird jenem Andern gehören bis zu Deinem letzten Atemzuge. Und darum bitte ich Dich so heiß, wie ein Sterbender flehen kann: werde sein Weib, wenn er, durch das Leid geläutert, Deiner wieder wert geworden ist!" Ja, so sagte er . . . ."

Herr Senftinger wischte sich die Augen.

„Nun aber — kommen Sie! Nämlich in meine Wohnung! Sie finden da nur ganz kleine Gesellschaft. Meine Frau und meine Nichte Minna!"

* * *

. . . Als der kluge, freundliche Sonnenstrahl am nächsten Tage um die Mittagsstunde wieder in die enge Hofstube schlüpfen wollte, fand er den Vorhang noch immer herabgelassen und dachte betrübt: „Da sitzt der arme Mann noch immer im Düster!"

Aber als er sich nun in das erste Stockwerk erhob, in die Privatwohnung des Herrn Senftinger, wurde er seines Irrtums inne

Digitized by Google

und hätte gewiß aufgejauchzt, wenn ihm der liebe Gott die Stimme dazu beschеert hätte, denn da stand der Mann, den er gesucht, aber mit einem ganz anderen Gesicht als sonst; sanfte Röte auf den Wangen und Glanz der Seligkeit in den Augen. Und wem dieses Leuchten zu danken war, konnte der Sonnenstrahl gleich dicht daneben sehen; im Lehnstuhl, vor dem der Doktor stand, saß eine hübsche kleine Dame mit klaren, braunen Augen in einem feinen Antlitz.

Es war nicht mehr ganz jung, dieses Antlitz, und hatte doch einen Ausdruck, als ob es nie welk und grämlich werden könnte.

Das aber wies sich jetzt besonders ganz deutlich, als der Doktor sprach:

„Nein! Geliebte! — mich quält nichts mehr! Das Glück, welches seit gestern über mich gekommen, ist so groß, so unermeßlich, daß ich nun nicht mehr elend sein kann, gleichviel, welches Schicksal mir jetzt beschieden wäre. Diesem echten Glück gegenüber müßte selbst jedes wirkliche, tiefe Weh verstummen, geschweige denn die eingebildeten, die falschen Schmerzen. Ich will nicht höher steigen, als meine Schwingen mich tragen, keinen anderen Platz anstreben, als ich mit eigener Kraft behaupten kann. Ich bleibe der Feuilleton-Redakteur der „X'er Zeitung", aber mit lichteren Empfindungen im Herzen und vielleicht auch mit größerem Können. Denn warum sollte ich nicht endlich diesen Beruf lieben lernen, der dem Gestrandeten einen sicheren Hafen geboten, diesen ehrlichen, nützlichen Beruf! ... Und wer seinen Beruf liebt, den liebt dieser wieder — auch hier will die Gegenliebe durch Liebe erworben sein! Und dann — die Dankbarkeit! — die Dankbarkeit für die „X'er Zeitung", die kleine Zeitung mit den großen Geheimnissen! ..."

Die kleine Frau erwiderte nichts, aber sie stand auf und hob ihr Antlitz zu dem seinen empor und — und der Sonnenstrahl hat den Beiden noch lange zugesehen, aber wir wollen nicht so neugierig sein und sie allein lassen, allein mit ihrem Glück.

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Das Schlachtfeld von Groß-Beeren.

Von Theodor Fontane.

Es ist schwer, die erste Liebe festzustellen; hat man sie, oder glaubt man sie zu haben, so findet sich in der Regel, daß es noch eine allererste gab. Ein verstorbener Freund von mir war denn auch wirklich bei dieser retrospektiven Untersuchung bis an sein viertes Lebensjahr zurückgerathen.

Mit der ersten litterarischen Arbeit verhält es sich ähnlich. Wenn man eben seinen Erstgebornen in einem auf liniirten Papier geschriebenen Geburtstagsgarmen entdeckt zu haben glaubt, ergiebt sich plötzlich, daß man schon anderthalb Jahre vorher zu einer Wilhelm Tell-Puppentheater-Vorstellung einen Prolog gedichtet hat, drin, unter mehr oder weniger deutlichen Anspielungen auf Klassenlehrer, Tyrannenmord als einziges Rettungsmittel gepredigt wird. Wirklich, es ist schwer, seinen ersten litterarischen Sündenfall ein präcises Datum zu geben. Ich laß es aber darauf ankommen und bemächtige mich ohne Weiteres eines Sonnabend-Nachmittags, an dem ich, als Unter-Tertianer, eine Fußpartie nach dem mir durch Familienbeziehungen bekannten und befreundeten Dorfe Löwenbruch hin unternahm, um mich daselbst, einen Tag lang, all meiner Schulsorgen, unter denen ein „Deutscher Aufsatz nach selbstgewähltem Thema" voranstand, zu entschlagen.

Löwenbruch liegt drei Meilen südlich von Berlin und ist eines jener vielen Teltowplateau-Dörfer, durch die König Friedrich Wilhelm I. eine prächtige Doppel-Allee von Kastanien und Linden ziehen ließ, um, wenn er von Potsdam aus nach dem Duberow-Walde bei Königs-Wusterhausen fuhr, immer einen grünen Schirm zur Seite zu haben. Er kam freilich, was seine Person angeht, nicht recht in die Lage sich dieser schönen Anlage zu freun, (es dauert eben lange bevor Bäume sich dankbar erweisen) jetzt aber, nach anderthalb Jahrhunderten, spenden die damals gepflanzten

Digitized by Google

Kastanien und Linden uns Nachgeborenen einen reichen Schatten und jeder der in heißen Sommertagen diese Dörferreihe passiert, wird des grünen Schirmes froh und seguet den König, unbeschadet der Thatsache, daß man sich bei seinen Lebzeiten vor ihm fürchtete.

Nach diesem schattigen Löwenbruch hin also richteten sich meine Schritte, dessen prächtige Bäume sammt saurer Milch und gelben Pflaumen — eine Zusammenstellung, vor der ich keinen Augenblick erschrak — mein Leben wieder froh machen sollten.

Es war ein scharfer Nachmittags-Marsch. Etwa gegen 3 war ich am Halleschen Thor, dem zu jener Zeit noch zwei griechisch angekränkelte Thorhäuser als architektonische Zierde dienten und passirte gleich den trägen Nebenlauf der Spree, der damals, statt der späteren Bezeichnung „Kanal", noch den anspruchslosereu Namen „Schafgraben" führte. Dahinter kamen Kreuzberg und Tempelhof, auch noch andre Dörfer, bis ich, angesichts von Groß-Beeren, auf einem zusammengeharkten Haufen kleiner Chausseesteine Rast machte. Neben mir erhob sich eine Pappel, dran ich, zu größerer Bequemlichkeit, mich anlehnte. Die Sonne war eben im Untergehen und über den schon wieder umgepflügten Acker, der in voller Breite vor mir lag, zogen dünne Nebel und bewegten sich langsam auf die leis ansteigende Großbeerner Kirchhofshöhe zu. Die Kirche selbst, von der scheidenden Sonne beschienen, stand im letzten Tagesschimmer.

Über eben dies Feld hin, waren zwanzig Jahre früher (es stimmte fast auf den Tag) unsre preußischen Bataillone, meist Landwehr, unter strömendem Regen angerückt, auch auf jene Großbeerener Kirche zu, denselben Weg, den jetzt die Nebel zogen.

Es war nicht viel, was ich von der Schlacht als solcher wußte, nur das Eine, daß der König von Schweden bis hinter die Spree zurückgewollt, General von Bülow aber ihm geantwortet hatte: „er würde vorziehn, die Gebeine seiner Landwehrmänner *vor* als *hinter* Berlin bleichen zu sehn." Auch das wußte' ich, daß da, mehr nach rechts hin, ein Prinz von Hessen-Homburg — ganz wie sein Ahnherr bei Fehrbellin — an der Entscheidung teilgenommen und den Hügel, auf dem sich jetzt die Windmühle drehte, mit ein paar havelländischen Bataillonen genommen hatte. Dazu kamen noch ein paar Namen: Gagern, Thümen, Borstell. Mehr aber als all dies auf die Schlacht selbst Bezügliche, war mir, aus frühesten Kindheitserzählungen her, ein kleiner Vorgang in Erinnerung geblieben, den meine Mutter, am Tage nach der Großbeeren Affaire, persönlich erlebt hatte. Die war damals, noch halb ein Kind, mit auf das Schlachtfeld hinaus gefahren, um den Verwundeten Hilfe zu leisten, und der erste, dessen sie gewahr geworden, war ein blutjunger Franzose gewesen, der — kaum noch einen Athemzug in der Brust — sich, als er sich plötzlich in seiner Sprache angeredet hörte, wie verklärt aufgerichtet hatte. Dann mit der einen Hand den Becher Wein, mit der andern die Hand meiner Mutter haltend, war er, eh er trinken konnte, gestorben.

Als ich bei Dunkelwerden in Löwenbruch ankam und eine Stunde danach mich behaglich in meinem Bette streckte, kam mir die Frage: „wäre das nicht ein Stoff?"

Und kaum in meine Berliner Pensionsöde zurückgekehrt, schrieb ich den unter meinen Schulsorgen obenanstehenden „Deutschen Aufsatz nach selbstgewähltem Thema" im Fluge nieder, ein phantastisches Skriptum, dem es, die Wahrheit zu gestehn, an Anklängen an die Zedlitz'sche „Nächtliche Heerschau" nicht fehlte. Der Tambour ging in einem fort wirbelnd um und die Knochenhände streckten, mehr als nöthig, die langen Schwerter empor. Denn Cavallerie war kaum zur Aktion gekommen.

Nach acht Tagen erhielt ich aus den Händen Philipp Wackernagels, meines hochverehrten Lehrers, meinen Aufsatz zurück und wer beschreibt mein Entzücken, als ich, der ich bis dahin über ein „vidi W." nie hinausgekommen war, jetzt zum ersten und leider auch einzigen Male las: „Recht gut. W."

Daß meine „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" auf dieses „Recht gut" zurückzuführen seien, will ich nicht gerade behaupten, aber daß der Aufsatz, der den forschen Titel: „Auf dem Schlachtfelde von Groß-Beeren" führte, meine erste Wanderung durch die Mark Brandenburg gewesen ist, das ist richtig.

Digitized by Google

Mahnung.

Den steilen Wanderpfad des Erdenlebens —
O klimm ihn nicht voll Ungestüm empor,
Die Rose duftet dir am Weg vergebens,
Das Lied des Glücks verhallt an deinem Ohr.

Wirst du dereinst von jenen Bergesgipfeln,
Die heute noch geheimnisvoll dir blaun,
In deines Wanderpfades Waldeswipfeln,
Ein müder Pilger, rastend niederschaun:

Wer weiß, ob nicht zu einer fernen Stunde
Erinnerung dich voll tiefer Wehmut führt,
Da du der Quelle Ton im Wiesengrunde,
Des Ziels vergessen, träumerisch verspürt;

Da du im kühlen Schatten einer Tanne
Nach Waldesblüten ländelnd dich gebückt —
Und hold für eines Sommertages Spanne
Den Wanderhut vergänglich dir geschmückt.

Anna Klie.

Der häßliche Klang.

Wenn der Klang nur nicht wäre,
Der häßliche Klang!

Unvergeßlich wird mir der Abend sein,
Da ich als Knabe
Einsam und träumend über die Haide schritt.
Kein Leben war rings.
Still lag die Haide, grabesstill.
Jeder Halm schien mir rot in der Glut des Abendlichts,
Und ich starrte stets auf die Stelle hin,
Die am rötesten leuchtete,
Die Stelle, wo die Sonne versunken war,
Die große, runde, glühende Abendsonne.
Und da war es dem Knaben zu Mut
Als sollte er weinen.
Plötzlich vernahm ich, getragen vom Abendhauch,
Von fern her, wo hoch eine einsame Linde stand,
Den Klang einer Geige.
Da stand ich still und lauschte.
Und die herrlichen Töne
Kamen dahergeschwebt über die Haide.
Mir war's, mir war's, als klinge das Abendrot
Ewige Klänge,
Sinnberückend, wehmuthdurchtränkt.
Und so lauschte ich atemlos —
Eine lange, seelige Zeit.

Plötzlich — was war das?
War eine Saite gesprungen?
Gott, welch häßlicher Klang! — —
Und Stille lag wieder über der Haide,
Denn das Lied erklang nicht mehr.
Niemals hört' ich es wieder!
Und auch verglommen war lang schon die Abendglut.
Nur noch ein fahler gelblicher Dämmerschein
Lagerte über dem Kaude der Haide.
Nie vergeß' ich den Klang,
Der mir zerstörte das schöne Lied!

Jahre kamen und Jahre gingen,
Und viel Lieder hörte ich wieder.
Liebeslieder und Freundschaftslieder,
Frühlingslieder und Lieder beim Becherklang —
Und Lieder lebte ich selber.
Ach, es ist ja des Menschen Leben
Nichts als ein großes vergängliches Lied!
Aber fast alle endeten anders,
Als ich ersehnte und als ich erträumte,
Und, wie das Geigenspiel einst auf der Haide,
Endeten alle die seligen Lieder
Häßlichen Klangs —
Als sei eine Saite gesprungen.

Wenn der Klang nur nicht wäre,
Der häßliche Klang!

Heinrich Hege (Daniel Allerheim.)

Morgenbild.

Was ist denn das? Ein Sonnenkind,
Ein Lichtstrahl tanzt auf meinem Bette?
Am Fenster schreit ein Spatz? — Geschwind!
Der Tag ist bei der Frühtoilette!

Der Meister Schneider drüben näht
Und bügelt schon in alter Weise,
Und über ihm der Kentner späht
Im Zeitungsblatt nach Geistesspeise.

Des Nachbars blondes Linchen bohrt
Die Augen in die Uebergasse,

Wo böttchernd ein Gesell rumort
Und manchmal aufblickt von dem Faße.

Hoch aus dem Dache, fuchtelnd, fuhr
Ein Mann, zu jagen seine Tauben —
Es ist das einz'ge Stück Natur,
Das man ihm noch nicht konnte rauben...

An alle Fenster wirft sein Gold
Mit hoher Hand der junge Morgen —
Und leise, leise wieder grollt
Das Lied der neuerwachten Sorgen.

Max Hoffmann.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Preußens erster König.

Schauspiel in fünf Akten

von

Friedrich Roeber.

(Fortsetzung.)

Fünfter Akt.

Erste Scene.

Im Hause Danckelmann's.

Frau von Danckelmann. Ludolf.

Frau v. Danckelmann. Wenn Dich Dein Vater sah, Ludolf, der Dich
Im Bett noch glaubt, an schwerem Fieber liegend.

Ludolf. Ich hab' zu einer Lustfahrt zugesagt
Mit mehreren Damen.

Frau v. Danckelmann. Dein Vater ist verstimmt.
Der Kurfürst war ungnädig gegen ihn,
Verhaftet ist der Hauptmann du Roset
Ich fürchte mich vor dem, was kommen wird.
— Du hast kein Ohr —

(Danckelmann tritt auf.)

Danckelmann. Ist das Dein Fieber, Bursch,
Daß Du im Spiegel Dich begaffst? Du bist
Im Spiegel grad so ehrlos, wie davor.
Herunter mit den Bändern, Bursch! Herunter
Mit der Perrücke, Deiner Junkerehre!
Mir aus den Augen!

Ludolf. Mein Herr Vater!

Frau v. Danckelmann. Still nur,
Hier nimm die Bänder, die Perrücke nimm,
Ich sprech mit ihm.

(Ludolf ab.)

Frau v. Danckelmann. Dein Sohn und meiner ist er;
Was Dir mißfällt, es ist von uns das Erbteil.

Danckelmann. Kahlköpfiger Held im Kreise feiler Weiber
Und unter Männern ein Verschnittener
An seiner Ehr, an Muth, an allem was
Ausmacht den Edelmann.
Ich selbst bin lächerlich durch ihn geworden,
Das Schreckgespenst aus einem Puppenspiel!

(ein Diener die Thür öffnend).

Diener. Der englische Gesandte, Graf von Stepney.

Danckelmann. Willkommen, Excellenz.

Stepney. Ich werde Euch
Nicht lang in Anspruch nehmen, teurer Herr,
Ihr wollt verreisen, seh ich; Euer Wagen
Ist schon bespannt. Ihr habt prachtvolle Pferde,
Herr Ober-Präsident, wie schöne ich
Im königlichen Marstall nicht gesehn,
Von edler Zucht, voll Feuer, stolzem Muth.
Das Herz erfreut sich, wie sie ungeduldig
Mit ihren Füßen scharrn, die Köpfe schütteln!
Wollt Ihr auf längere Zeit dem stanbigen
Berlin den Rücken kehren?

Danckelmann. Nein, Excellenz,
Nur wenige Tage.

Stepney. Ich hielt's auch nicht für gut,
Weil Eure Feinde hier am Hofe, die Ihr
So lange nieder hieltet, jetzt auf einmal
Voll Zuversicht empor die Köpfe strecken.

Danckelmann. Solch großes Kapital steht eingetragen
Von mir auf Seiner Durchlaucht Leben, daß er
Es nie zurück kann zahlen. Meine Feinde
Sind nicht im Stande, mich in Furcht zu setzen.

Stepney. Doch weiß bestimmt ich, daß Gefahr Euch droht.
Darum hält Seine Majestät von England
Für gut, daß bei dem nächsten Anlaß Ihr,
Eh' schlimm'res kommt, Eure Entlassung gebt
Und ohne Zögern Euch nach England einschifft.
Die Dienste, die dem König Ihr geleistet,
Schätzt er so hoch und so hält an der alten
Oranischen Zuneigung er fest, daß sicher
Große Beförderung Euch erwarten wird.

Danckelmann. Er schreibt das alles mir schon selbst, Herr Graf,
Und warnt mich dringend.

Stepney. Thut nach seinem Rat
Und lenket Euer Schiff aus stürmischer See
In ruhigen Hafen. Habet gute Reise!
Euer Gespann, fürwahr, ist sehenswert,
Bringt es nach England mit.

(ab).

Frau v. Danckelmann. Laßt mich Euch rathen,
Setzt Eure Reise aus, — noch besser, reis't.
Doch reis't sofort zum Könige nach England.

Danckelmann. Soll ich verstohlen mich, bei Nacht und Nebel
Fortschleichen, wie ein Dieb, den man verfolgt,

Digitized by Google

Bevor ich sie gedemütigt, die jetzt
Die Zähne blecken gegen mich? Leb wohl!

Frau v. Danckelmann. Leb wohl! Ich seh Dir mit Besorgnis nach.

(Liese tritt auf).

Ist meine Tochter ruhiger geworden?

Liese. Nein, gnädige Frau! Bald springt vom Bett sie auf,
Geht unruhig herum, spricht zu sich selbst,
Heißt mich die Koffer packen; — sie will verreisen
Nach Frankreich, nach Italien; dann erschöpft,
Sinkt wieder auf das Lager sie zurück.
Ich fürcht, daß es mit einer Krisis endet.

Frau v. Danckelmann. Wär' es die einzige! Unmütterlich
Klingt dieser Wunsch und dennoch heg' ich ihn.
Ich selbst hab' das Gefühl von schwerer Krankheit,
Die mich bedroht. — Doch, was uns treffen soll
War uns von Anfang vorbestimmt; mir sagt es
Mein reformierter Glaube, und nicht Wunsch
Noch Wille sind vermögend, es zu ändern.
Wer leitet meiner Tochter jetzt Gesellschaft?

Liese. Renate, gnädigste Herrin, und die Rieke.

Frau v. Danckelmann. Reich meine Arbeit mir, die Stickerei
Mich zu zerstreuen. Hörtest Du nichts weiteres
Ueber den du Rosel?

Liese. Nein, Excellenz,
Man thut geheim.

Frau v. Danckelmann. Ich weiß es jetzt, es ist
Ein Schlag, gerichtet gegen meinen Mann
Die gift'gen Nattern kriechen aus den Löchern.
Wo bleibt der Wenne nur? — Ich athme schwer,
Was macht das Wetter draußen?

Liese. Wie es scheint
Zieht ein Gewitter auf.

Frau v. Danckelmann. So liegt es daran.
Das Kleinste wird man zum Verbrechen stempeln:
Daß von dem Goldstrom, der vom Land zum Hof,
Vom Hof in alle Welt kreist, unabläßig,
Er für die eignen Mühlen einen Bach
Sich abgrub. Reichtum ist der feste Grund
Darauf der Staatsmann stehn muß, unabhängig
Von Gnade oder Ungnad'. — — Mir ist nicht wohl.
Ich mache jeden Stich verkehrt. Trag nur
Den Rahmen wieder weg. Die Unruh wächst
In meinem Blut. Vielleicht daß mich Lektüre
Auf andere Gedanken bringt. Reich mir
Ein Buch.

Liese. Was für eins?

Frau v. Danckelmann. Irgend eines.
Wo bleibt der Wenne? Längst vorüber ist
Die Stunde, daß er hier erscheinen mußte.
Er läßt mich warten.

Liese (ein Buch reichend) Ist Euch dies genehm?

Frau v. Danckelmann. Die Kreatur nur meines Manns und läßt
Mich warten!

Liese. Aus dem Schranke nahm ich's
Geschloßnen Augs.

Frau v. Danckelmann (das Buch aufschlagend). Ich kann nicht lesen, — nein!

(Giebt das Buch zurück).

Warum hat ihnen nicht die gift'gen Zähne
Mein Mann schon eher ausgebrochen? Wo bleibt
Der Wenne nur? Auf meinen Diener, Liese.

Liese (an der Thüre rufend). Haus Pommer!

(Diener tritt ein).

Frau v. Danckelmann. Geh zum Herrn von Wenne, sag' ihm
Ich wäre ungehalten, daß er mich
So lange ohne Nachricht ließ.

Diener. Er ist mir
Begegnet mit dem Grafen Dohna.

Frau v. Danckelmann (auffahrend). Dohna? — Wie? Dem Grafen Dohna? Ah, — ganz recht, — gut, gut.
Die Schwüle hier, — es war mir ganz entgangen,
Daß selbst ich an den Dohna ihn gewiesen.
Er wird schon kommen, — es ist gut so, — geh!
Sieh, was es drunten giebt?

(Diener ab)

Welch Schrein und Lärmen!
Wer stürmt da sporenklirr'nd herauf die Treppe?

(Dohna tritt ein).

Ihr, Dohna? Ist es Sitte hier, Herr Graf,
So ohne weiteres, unangemeldet,
Bei Damen einzudringen?

Dohna. Ihr wollet mich
Entschuldigen, Excellenz.

Frau v. Danckelmann. Was sucht Ihr hier?
Seht Ihr jetzt, daß Ihr einen Fehler machtet,
Als unsern Freund, den Herrn von Wenne, Ihr
Beschimpftet und die Hand meines Gemahls
Hochmütig abwies't? Seid Ihr nun gekommen,
Uns Eure Dienste selber anzubieten?
Wo ist die Bürgschaft, daß die Kurfürstin
Euch nicht gesandt, Spionendienst zu thun?

Dohna. Habt die Gewogenheit mich anzuhören.
Ich stehe hier auf des Kurfürsten Durchlaucht
Ausdrücklichem Befehl.

Frau v. Danckelmann. Der Durchlaucht, Graf?

Dohna. Mein allergnädigster Herr, der Kurfürst selbst,
Wünscht Einsicht in des Ober-Präsidenten
Geheimen Briefverkehr zu nehmen. Darum
Bitt ich gehorsamst, Excellenz, mir diese
Papiere auszuliefern.

Frau v. Danckelmann. Welch Begehren
Und welche Zumuthung! Geht, — Ihr betrügt mich!
Niemals, Graf Dohna! Nicht der Kurfürst hat
Euch hergesandt: die Kurfürstin! — Eine plumpe
Weiber-Intrigue mit der Pöllnitz! Ihr seht
Ich steh allein hier, wehrlos, eine Frau.
Mein Mann ist eben erst verreis't; so wartet
Die Rückkunft ab. Ihr werdet mich nicht täuschen!
Geht, Graf, und nehmet meine
Verachtung mit Euch.

Dohna. Eure Excellenz
Befindet sich im Irrthum. Sehet hier.
Meine Ermächtigung, von seiner Durchlaucht
Mit eigner Hand gezeichnet.

Frau v. Danckelmann. Saget mir
Um Christi Gnade willen, Dohna, was

Digitized by Google

Bedeutet dies? Was will der Kurfürst
Mit der Korrespondenz? sie ist vertraulich,
Der Kurfürst hat kein Recht darauf; es handelt
Sich um private Angelegenheiten,
Die Seine Durchlaucht nicht berühren. Bringt
Ihm den Bescheid. Wir werden niemals sie
Ausliefern, Graf, nicht ich, noch mein Gemahl.

Dohna. Ich habe die Befehle zu vollziehen
Die mir erteilt sind. Excellenz, laßt mich
Gewalt nicht brauchen. Wie mir Herr von Wenne
Erläuterte, so öffnet diese Thür
Den Zugang zu des Ober-Präsidenten
Privat-Gemach.

Frau v. Danckelmann. (sich vor die Thüre stellend)
Zurück von dieser Thüre!
Spracht ihr vom Wenne, um ihn zu verläumden?

Dohna. Das waren Eure Leute, Excellenz,
Die Wenne, die Rosel's! Ihr brauchtet sie,
Um alles auszuschnüffeln, auszuhorchen,
Von hinten leise sich heran zu schleichen,
Sahn in vertrauter Unterredung sie
Zwei Leute stehn; — Arglose zu betrügen
Mit ehrlicher Mien'; — die Diener zu bestechen,
Die Knechte, Mägde, daß nicht Mann und Frau
In ihrem Schlafgemache sicher waren
Vor ihren Ohren. Wissen mußtet ihr,
Begann Euer Schiff zu sinken, was ihr selbst
Von ihnen zu erwarten hättet. Gebt
Die Thüre frei!

Frau v. Danckelmann. Niemals! weg von der Thüre!
Lauf, Liese, ruf die Dienerschaft! sie sollen
Mit Degen und Pistolen sich bewaffnen!
In meinem eignen Zimmer hier laß ich
Euch niederschießen, Dohna!

Dohna. Mit dem Wortstreit
Komm ich nicht weiter. — Grenadiere vor!
(Bewaffnete Grenadiere treten ein. **Wenne** folgt)

Frau v. Danckelmann. Ah, Wenne, — ihr?
o hübischer Verräter!

Wenne. Ich wurde mit dem Tod bedroht, wenn ich
Die Dienste verweigerte.

Dohna. Ihr wißt es, Wenne,
Wo sich die Briefe finden.

Wenne. In dem Schreibtisch.
Ich zeig's Euch, ein verborgenes Gefach.

Frau v. Danckelmann. O schurkischer Verräter!

Dohna (zu den Grenadieren) Brecht
Die Thüre auf!

Frau v. Danckelmann. Wir sind verloren, Liese,
Wir sind verloren!

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem protestantischen Friedhof in Rom.

Weitumher farblosser Steine
Staub'ge Lager. Kahl gebuckelt
Hier der Hügel, dort kaum sichtbar.
Wie durch eigne Wucht versunken,
Grau die alte Pyramide.
Fern, verstreuten Lämmerheerden
Ähnlich, schlummern an den Bergen
Blaumundunkelt die Gehöfte.
Und hier mitten innen trauern
Des Cypressenwalds umstorte
Totenwächter reglos, dunkel.
Streifig über Gräber webt die
Sonne ihre goldnen Maschen,
Und der Himmel lugt herunter.

Nirgends senkt sich süße Schwermut
Grüner Büsche auf den Marmor
Eines Aschenkruges, nirgends
Rauscht aus eines Waldbaums Krone
In die Träume jener Schläfer
Goldnen Lebens liebes Märchen.
Wachsgleich hängen die Kamelien
Weiß und schön und seelenlos.

Alles fremd umher. — Nur eine
Blume blickt vertraut mich an:
Ringsum hat das kleine Veilchen
Diese Gräber überspunnen,
Und nun schaut es aus dem Blattwerk
Mit den tiefen blauen Augen,
Und nun hat sein süßes Düften
Rings die ganze Luft erfüllt.

Aus dem schwarzen, feuchten Grundreich,
Aus den modernden Gebeinen
Geht ein ruhlos Aufwärtsringen,
Und es neigen stumm sich alle,
Die man grub in fremde Erde,
Sich umarmend, sich verschwisternd,
Labung trinkend in die Veilchen.

Immer stärker, mein ich, duftet's,
Wie wenn Tau die Kelche netzte,
Und mir ist's, als schwebte um mich
Aller dieser Nordlandskinder
Stumme Sehnsucht nach der Heimat.

Julius Havemann.

Geduld!

Senkt sich die düstere Nacht herab,
Schau nicht zulang' ihr ins Angesicht,
Wehre den gaukelnden Träumen nicht,
Lachende Blumen sind am Grab!

Schließe die Augen und Ohren zu:
Lausch nicht der Stunden schleichender Zahl,
Spähen im Finstern schafft Thränen und Qual,
Aber der Schlummer bringt Trost und Ruh!

Gieb dich zufrieden und schlafe ein,
Wie auch der Sturm durch die Kronen segt,
Hat sich das Brausen des Wetters gelegt,
Siehe! dann weckt dich der Sonnenschein!

C. Mönckeberg.

Digitized by Google

Erzählende Gedichte.

Die Jagd im Ettrickforst.

Johu Douglas tritt in's düst're Schloß
Und hört seine Mutter klagen:
„Leer kam es heim, Sir William's Roß,
Sir William liegt erschlagen!“

Johu Douglas lacht: „So ist es gut —
Es war für Schottlands Ehre —
Und daß Ihr's wißt: Sir William's Blut,
Das klebt an meiner Wehre!“

Da schreit sie auf und faßt ihn an:
„So bist auch du verloren:
Dein Bruder war's, der beste Mann,
Den je ein Weib geboren!“

Doch er: „Als es in wilder Lust
Hinging durch's Morgengrauen,
Er oder ich, ich hab's gewußt,
Wird nie das Schloß mehr schauen!

„Hei, stob durch Busch und Tannrevier
Das rauhe Wild von dannen —
Er oder ich, ich sprach's zu mir,
Wird nie den Strang mehr spannen!

„Aufsprang ein Hirsch vom roten Grund
Und flog hinab den Hügel —
Da lachte hell Sir William's Mund,
Er ließ dem Roß die Zügel.

„Und näher kam er, näher jetzt
Mit wurfbereitem Speere:
Da packt' es mich wie Angst: er hetzt
Zu Schanden Schottlands Ehre!

„Wohl rief ich ihm: Haltauf, haltauf,
Wirst nimmer Heil erwerben!
Er hemmte nicht des Hengstes Lauf
Und jauchzt': der Hirsch muß sterben!

„Da gab ich meinem Roß die Sporn
Und flog ihm nach in's Weite,
Wohl hinter ihm durch Stein und Dorn,
Bis ich ihm ritt zur Seite.

„Ein kurzer Ruck — Sir William lag
Im dunklen Moos am Grunde:
Sein Hengst jagt weiter durch den Hag
Und vor ihm her die Hunde.

„Er sprang empor und zornentbrannt
Griff er zum breiten Schwerte:
Sir William, sprach ich, dieses Land
Ist deine Heimaterde!

„Sir William, sprach ich, dieses Land
Hat dich ernährt, erzogen —
Du hast's mit mörderischer Hand
Verraten und betrogen!

„Die Douglas waren treu und gut,
So heißt's aus alten Tagen:
Doch flöhnt zum Himmel Kainsmal's Blut,
Den du so feig erschlagen!

„Die Douglas waren Schirm und Wehr
Dem väterlichen Grunde —
Du hast geschändet Schottland's Ehr'
Mit Engelland im Bunde.

„Hei, Schottland ist ein edel Wild,
Und will's ein Bube schänden,
Dann hebt ein Douglas seinen Schild
Und schirmt's vor Mörderhänden!

„Sir William lacht': Bei Gott, bei Gott,
Brauchst länger nicht zu prahlen,
Bist wohl mein Bruder, doch den Spott
Soll mir dein Blut bezahlen!

„Bei'm ersten Schlage, den ich that,
Griff mir's an's Herz wie Beben,
Beim zweiten Schlage, den ich that,
Traf ich Sir William's Leben.

„Ach, Mutter, fluchet nicht der Hand,
Die Euch den Sohn erschlagen —
Ertragen hat im ganzen Land
Kein Mann, was ich ertragen.

„Die Sünde, die ein Douglas that,
Kann nur ein Douglas sühnen —
Und immer soll auf Weg und Pfad
Die Distel weitergrünen!“

Georg Edward.

La sala de los muertos.

„Und dies, Herr, ist das Refektorium,
Die Leute nennen es den Saal der Toten.“
Der Führer sprach es, wie gelehrt auf Noten,
Ich hörte ihn und fragte nicht warum.

Denn, wie ich eintrat, blieb mein Blick gebannt
Von einem Freskobild in lichten Farben:
„Herr Jesus segnet auf dem Feld die Garben —“
Es deckte breit des ganzen Saales Wand.

Digitized by Google

Die Schnitter lagern, andre flehn um ihn,
Den Herrn, gereiht, der strahlt im hellsten Scheine,
Den Saum des Mantels küßt der Frauen eine,
Die andern, Kränze in den Haaren, knien.

Die Luft an Arbeit und am Leben lag
Auf jedem Angesicht. Der Führer nickte:
„Da blieb noch jeder stehn, der das erblickte,
Der Meister unbekannt, altspanischer Schlag!"

„Und seht, in diesem Saal — Napoleon
War in das Land gewaltsam eingedrungen:
Verzweifelt ward um unser Recht gerungen,
Selbst Heldenmädchen — nun, das wißt ihr schon."

„Erobert ward auch diese Stadt. Der Feind
Nahm Rast im Kloster, drin die Jesuiten
Zwar mit dem blanken Schwert nicht mitgestritten,
Doch heiß fürs Land gebetet und geweint."

„Der Orden grüßt des Kaisers General,
Wie's Unterlegnen ziemt, und eifrig rüstet,
Da es den Sieger nach Erfrischung lüstet,
Im Kloster man das überreiche Mal."

„Doch der Franzose: Kuft den Prior mir!
Schön Dank! Doch würzt dem Feinde man die Speisen
Vielleicht zu stark! Wollt ihr euch gastlich weisen,
So speist mit uns der ganze Orden hier!"

„Des Klosters Brüder setzen sich zum Tisch.
Und festlich wird das Gastmal aufgetragen:
Die Gäste alle lassen sich's behagen,
Und Weine fließen und der Mut wird frisch."

„Sie scherzen: Ei, man lebt hier gut im Stift!
Da steht der Prior auf, steht herzengrade:
Ihr Herrn! Empfehlen wir uns Gottes Gnade!
Wir aßen mit euch ... in dem Mal war Gift!" —

Der Führer pries der Mönche Todesmut —
Mich aber faßte tief ein wilder Schauer,
Und jenes Bild des Friedens an der Mauer
Erschien mir einmal mir getaucht in Blut.

Ihr Blick hing brechend an dem Angesicht
Des Heilands, der das Brod in Milde segnet —
Und bang, als wär' dem Tode ich begegnet,
Kloh ich hinaus ins freie Sonnenlicht.

Friedrich Adler.

Barbara Frietchie.

Mitten in wogendem Kehrenfeld,
Von der Septembersonne erhellt
Liegt die Stadt Frederick, weithin umspannt
Von den Bergen von Marnland.
Bäume von Kepfeln und Pfirsichen schwer
Sah der Rebellen darbendes Heer
Kingsum, ein irdisches Paradies,
Das ihm ersehnte Labe verhieß. —
Über die Berge der Strom sich ergoß,
Conföderirte zu Fuß und zu Roß
Und in der Morgensonne Schein
Zogen sie in die Stadt Frederich ein.
Vierzig Fahnen bezeichnen die Bahn,
Wehen zum Kampf mit dem Norden voran,
Vierzig Fahnen, vom Windhauch entrollt,
Flattern umstrahlt von der Sonne Gold. —
Barbara Frietchie, der siebenzig Jahr
Furchten die Wange, bleichten das Haar,
Treu der Union mit Herz und mit Hand
Pflanzts Sternenbanner an Fensterstrand.
Hoch und stolz die Unionsflagge wallt,
Durch die Straße Rebellentritt hallt
Und des Südens bewährtester Mann
Stonewell Jackson reitet voran;
Unter dem Schlapphut sein Blick rings späht,
Trotzig die Fahne dort oben weht,
Durch die Colonnen tönt donnerndes „Halt!" —
„Feuer!" — die flammende Salve knallt.
Kasselnd das Fenster in Stücke ging,
An der zerschossenen Stange hing

Flatternd das Banner, zerrissen, zerfetzt,
Barbara Frietchie erfaßte es jetzt; —
Lehnend weit über den Fensterrand
Schwingt sie das Fahnentuch in der Hand,
„Spart eurer Flagge solche Schmach,
Mich trefft an ihrer Statt", sie sprach. —
Wehmut wars, gepaart mit Scham,
Die den Führer überkam,
Durch die kühne That entfacht
War sein bessres Selbst erwacht. —
„Wer das graue Haupt verletzt
Ist des Todes. — Marsch!" tönt's jetzt,
Tausendfältiger Schritte Klang
Dröhnte Fredericks Straßen entlang. —
Kosend und fächelnd und wiegend spielt lind
Um die verwundete Fahne der Wind
Und die Rebellen mußten sie sehn
Hoch zu Häupten im Windhauche wehn,
Mit ihrem warmen, goldenen Schein
Hüllte die sinkende Sonne sie ein. —
Barbara Frietchie's Werk ist vollbracht,
Nicht mehr droht der Rebellen Macht.
Ehre sei ihr! Laßt mit ihr im Verein
Stonewell Jackson gepriesen sein.
Barbara Frietchies Grabesgier
Sei ihr geliebtes Unionspanier!
Für und für solls in Frederich wehn,
Sollen die ewigen Sterne es sehn,
Niederstrahlend vom Himmelszelt
Auf sein sternendesätes Feld!*)

Aus dem Englischen des **John Greenleaf Whittier** von **Gustav Hartwig.**

*) Die Flagge der nordamerikanischen Union führt auf weißem Felde „Sterne" und Streifen.

Digitized by Google

Ernst Schulze und Adelheid Tychsen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulze's.

III.

Die Handlungsweise des Dichters, sagten wir in der Einleitung zum zweiten Artikel, werde nicht Jedermann sympathisch berühren; die Mittheilungen, die darauf folgten, waren sicherlich nicht geeignet, diesen Eindruck günstiger zu gestalten. Im Gegentheil, — der Brief an Bunsen ist geradezu häßlich und der Kern: die Versicherung, Adelheid behandle ihn wie ihren Verlobten oder gar das Wort: „Wir lieben uns, sie hat es mir selbst gestanden", wird durch die Umhüllung mit blasierten Redensarten nicht schöner. Erwägen wir, daß Bunsen Adelheid und Schulze's Liebe für sie kannte, so haben wir anscheinend nur zwischen zwei Urteilen über den Dichter zu wählen: entweder müssen wir ihn für einen Prahlhans halten, den die verletzte Eitelkeit zum gewissenlosen Lügner gemacht, oder für einen Menschen, der eben durch seine Eitelkeit zu einem unzurechnungsfähigen Narren geworden. Anscheinend, sagen wir, denn wer tiefer blickt und Verständnis für diese seltsame Individualität gewonnen hat, wird milder und darum gerechter urteilen. Gewiß war Ernst Schulze ungemein, wenn man will, unerhört eitel, aber neben der Eitelkeit verblendete ihn auch die dichterische Phantasie und das Betragen Adelheids. Er mag bewußt übertrieben haben, bewußt gelogen hat er nicht. Was er hoffte, glaubte er: das leiseste Zeichen freundlicher Gesinnung ließ ihn an Adelheids Liebe glauben, und daß diese mildeste Auffassung die richtigste ist, lehren die weiteren Aufzeichnungen Schulze's. Enthalten doch auch sie einmal geradezu den Ausdruck der Überzeugung, daß Adelheid ihn doch liebe! Und wie viel eitle Selbstbespiegelung auch im Tagebuche zu finden ist, zu jenen Naturen, die sich selbst und bewußt belügen, gehörte Schulze nicht.

Man lese die folgenden Blätter:

Am 9ten August 1813. Wir waren bey schönem Wetter nach der Landwehr und aßen dort zu Abend. Anfangs bestimmte es mich, daß Adelheit mir ihr Körbchen nicht zu tragen geben wollte, da sie sich fast nie weigerte, wenn ich sie darum bat. Ich trennte mich schnell von ihr und ging während des ganzen Weges mit der Superintendentin K. voran. Sie merkte meinen Mißmut und suchte mich nachher durch Freundlichkeit wieder zu versöhnen. Unsere Gesellschaft war noch durch den Generalsekretär Hasenbalg vermehrt, der seit seiner Ankunft unsern Cirkel gewählt hat. Er ist sehr artig und geniert mich nicht im mindesten.

Am 10ten August. Ich ging heute zu Adelheit, um ihr aus dem „Zauberring"*) vorzulesen und ihr das Gedicht zu geben, das ich in Münden an sie gemacht hatte. Sie wollte, als ich kam. Ich sagte, ich hätte auf meiner Reise auch gemalt, und warf das Papier in ihren Tuschkasten. Sie hatte es nicht bemerkt und sagte: Ihr Gemälde möchte ich doch einmahl sehen. — Dort liegt es schon, sagte ich, und sie nahm das Papier schnell und dankte freundlich. Das ist bey solchen Gelegenheiten gegen ihre Gewohnheit. Dann fing sie an über meine Briefe an die P. zu sprechen, und beklagte sich, daß ich die Göttinglichen Damen darin gar zu grausam behandelt habe. Ich entschuldigte mich damit, daß ich mit ihr damals noch nicht bekannt gewesen sey. Wirklich, fuhr sie fort, wenn ich die Briefe vor unserer Bekanntschaft gelesen hätte, so würde ich mich gefürchtet haben, mit Ihnen in Gesellschaft zusammenzutreffen. Jetzt aber habe ich schon eine zu gute Meinung von Ihnen, als daß ich Ihnen in Rücksicht meiner etwas Böses zutrauen sollte. Die Hofräthin kam dazu und schalt mich gleichfalls wegen meiner Neigung zur Satyre. Ob sie die Briefe auch wohl gelesen hat? Sie werden es noch bereuen, sagte sie, wenn Sie von hier fort sind und sich oft in die Gesellschaften zurückwünschen, die Sie vorher so unbarmherzig durchzogen. Ich versicherte ihr, wenn ich bey meiner Trennung von Göttingen jetzt nur das verlöhre, was ich vor zwei Jahren verlohren hätte, so würde ich jeden andern Ort vorziehen. Der Beweis dafür sey, daß ich mich von allen übrigen Gesellschaften zurückgezogen habe.

Am 12ten August. Adelheit beträgt sich, wenn wir allein sind, immer sehr liebenswürdig gegen mich. Ich lese ihr fast täglich vor und sie belohnt mich durch die freundlichsten Äußerungen. Aber öffentlich zieht sie sich von mir absichtlich zurück und erlaubt mir weniger als je. Nur selten giebt sie mir jetzt ihr Körbchen zu tragen, am wenigsten in der Stadt. Sonst schien sie das garnicht zu genieren. Woher kömmt diese Inkonsequenz? Wir waren heute

*) Der damals eben erschienene Ritterroman von Fouqué.

Digitized by Google

auf dem Garten. Beym Hingehen bat ich sie um das Körbchen und sie sagte: ich werde es ihnen nachher geben. Ich war dadurch ein wenig beleidigt und nahm mir vor, sie nachher nicht daran zu erinnern. Aber sie that es selbst, sobald wir vor dem Thore waren. Als wir zurückgingen, nahm ich es, ohne sie zu bitten, sobald wir aber in der Allee waren, forderte sie es mir wieder ab. Ich wollte ihr meine Empfindlichkeit zeigen und fragte: Habe ich Ihnen vielleicht einmahl etwas aus dem Körbchen verlohren? — Dann würde ich es Ihnen gar nicht geben, antwortete sie. — Nach Ihrem Benehmen muß ich doch so etwas schließen, sagte ich. — Vor einigen Tagen hatte ich eine ähnliche Scene. Sie hatte mir auch ihr Körbchen geweigert; ich ging deßhalb mit Karoline Mayer, die mit auf dem Garten gewesen war, voraus und unterhielt mich angelegentlich mit ihr, ohne mich nach Adelheit umzusehen. Als wir uns trennten, sagte ich zu ihr: Ich habe heute an Ihrer Stelle die Honneurs gemacht. — Da hätten Sie Ihre Dame auch nach Hause begleiten müssen, antwortete sie muthwillig. — Sie weiß wohl, daß ich mit ihr nicht lange zürnen kann, und trotzt zuweilen auf die Gewalt, die sie sich über mich erworben hat.

Am 13ten August. Tychsens hatten eine kleine Gesellschaft im Garten, Wunderlichs, Köhlers, Lichtenbergs, Kern, den Generalsekretair und mich. Leider kam Toelken auch noch dazu, und das verstimmte mich. Als wir Cafe getrunken hatten, gingen wir anfangs auf den Leineberg, und von da wollte man noch nach dem kleinen Hagen. Auch das war nicht nach meinem Sinn, und so artig Adelheit gegen mich war, so launisch betrug ich mich. Die Hofräthin, Adelheit, die Wunderlich und ich setzten uns an den Abhang des Berges, die Übrigen gingen noch weiter. Meine üble Laune verlor sich jetzt; aber ich ward wehmüthig, denn ich dachte an Vergangenheit und Zukunft. Adelheit wollte mich trösten, aber ich konnte doch nicht heiter werden. Endlich kamen die Andern zurück; wir nahmen eine kleine Collazion ein, und man war sehr fröhlig, mich ausgenommen. Sowohl die Hofräthin als auch Adelheit machten mir Vorwürfe, aber kann ich denn davor, wenn ich mein Unglück fühle? Toelkens wilde Lustigkeit, die mich von jeher beleidigt hat, war mir jetzt noch unangenehmer, weil sie gegen meine Stimmung so grell abstach. Mir war fast ebenso zu Muthe, wie am 9ten Junius; das sagte ich auch zu Adelheit. Sie will mir immer ausreden, an die Zukunft nicht zu denken; aber mag sie kalt dabey seyn, ich kann es nicht. Gegen Abend zog ein fürchterliches Gewitter auf, und wie die Wolken so schwer auf der Erde ruhten, und die Erde in so ängstlicher Erwartung zu zagen schien, da ward mir wohler, denn diese Situazion harmonirte mit mir. Aber die ersten Regentropfen, die mir in's Gesicht sprützten, gaben meiner Seele einen großen Theil ihrer Elastizität wieder. Wie wunderbar sind alle solche Zusammenhänge zwischen dem Menschen und der Natur um ihn her!

Am 15ten August. Heute habe ich einen sehr schönen Tag verlebt, so traurig auch anfangs meine Aussichten waren. Es war zwischen Wunderlichs, Tychsens und dem Generalsekretair eine Parthie nach den Gleichen verabredet. Der Entrepreneur war eigentlich der Pastor Stephan in Bischhausen, welcher die sämmtliche Gesellschaft eingeladen hatte, bey ihm zu essen und dann den übrigen Theil des Tages auf den Ruinen zuzubringen. Dieser Entschluß war insoweit abgeändert, daß der Pastor eigentlich den Wirth machen solle, die andern Familien aber auch etwas mitbringen, und Alle den ganzen Tag auf den Gleichen bleiben sollten. Da ich den Pastor nicht kenne, konnte ich natürlich nicht mit von der Parthie seyn und hatte also die angenehme Aussicht einen sehr vernünftigen Kaffe bey der Großmutter zu trinken und mich den übrigen Tag zu langweilen, auf welche Art ich wollte, während die übrigen das herrlichste Vergnügen mit einander genößen. Aber im Rathe der Götter war es anders beschlossen, denn es war heute den ganzen Morgen über ein so schiechtes Wetter, daß an gar keine Landparthie auf den ganzen Tag zu denken war. Man beschloß also am Nachmittage nach Ellershausen theils zu gehen theils zu fahren und dort das zubereitete zu verzehren. Jetzt wurden auch Wening und ich gebeten, und wir versahen uns mit Champagner, um auch unsern Theil zum allgemeinen Vergnügen beyzutragen. Doch auch diesen Plan vereitelte das Wetter, das sich auch am Nachmittage noch nicht aufhellen wollte und es wurde endlich bestimmt, bey Tychsens Thee zu trinken und zu soupiren. Anfangs war fast die ganze Gesellschaft verstimmt, weil es beynahe keinem Einzigen nach Wunsch gegangen war; nur Adelheit war sehr fröhlich, beinahe boshaft gestimmt, und ich und Wening dankten im Stillen dem lieben Gott, daß er so abscheuliches Wetter geschickt hatte, um uns beyden zu einer angenehmen Abendunterhaltung zu verhelfen. Vor Tische wurde etwas gesungen und musizirt: aber es wollte kein rechter Geist in die Gesellschaft kommen. Als sich aber der große, mit Speisen und besonders mit Weinflaschen reichlich besetzte Tisch zeigte, ging allen ein Licht auf und die Gesichter und die Herzen erheiterten sich sichtbarlich. Ich kam frevlich nicht an meinen rechten Platz zu sitzen, denn Adelheit wurde zwischen Wening und den Generalsekretair placirt und ich erhielt eine Stelle neben der Hofräthin, schräg gegen Adelheit über. Zum ersten Mahle war ich heute über die sonst so schöne Gewohnheit böse, den Tisch mit Blumen zu schmücken, denn ein sehr großer Blumenkorb versteckte mir Adelheits freundliches Gesicht. Dennoch war ich sehr lustig und sprach besonders dem vortrefflichen Mosler Wein zu, womit sich der Generalsekretair, der mir gegenüber saß, versehen hatte. Nach dem Essen sing man an, zu tanzen, und weil Adelheit die einzige junge Dame in der Gesellschaft war, mußten auch die älteren Frauenzimmer mit an den Reihen. Da man nur walzte und ich diesem Tanz ganz entsagt habe, sah ich zu und erfreute mich von Zeit zu Zeit

Digitized by Google

an Adelheits freundlichen Gesprächen, die sich immer, wenn sie den Tanz geendigt hatte, neben mich setzte und mir, wenn sie aufgefordert wurde, anstrug, ihr diesen Platz aufzubewahren. Zuweilen schlichen sich einige wehmüthige Erinnerungen in meine Seele, denn in diesem Saale tanzte ich beinahe zum letzten Mahle und das mit Cecilien bey Tuchsens Concert. Adelheit merkte meine Verstimmung und suchte mich zu erheitern und ich spielte mehrere Mahle auf mein Verhältniß zu ihr an. Sie hatte eine Rose und eine Reseda aus dem Blumenkorbe genommen und sie vor die Brust gesteckt. Geben Sie mir die Blume, sagte ich bittend und sie antwortete freundlich: Sie sollen sie haben. Nachher erinnerte ich sie an ihr Versprechen und sie sagte: Sie wissen, daß ich immer halte, was ich versprochen habe. Nachher wurde eine Ekossaise gespielt und Adelheit tanzte sie mit mir, obgleich sie sonst diesen Tanz immer überschlägt. Wir gingen erst sehr spät auseinander. Adelheit stand im Zimmer der Hofräthin an der Thür, nahm, als ich mich empfahl, die Blume von ihrer Brust und gab sie mir verstohlen. Ich dankte ihr mit einem langen Kuß auf ihre Hand und ging sehr fröhlich heim."

Im Tagebuche folgt nun unter dem Datum des 21. August zunächst der nachstehende Entwurf eines Schreibens an Adelheit:

„Ich war gestern so zerrüttet in meinem ganzen Innern, daß ich Ihnen keine vollkommene Erklärung über mein Betragen geben konnte. Lassen Sie es mich denn heute schriftlich thun; denn ich bedarf vielleicht nach Ihrer Ansicht der Sache einer Entschuldigung, wenn ich nach der meinigen freylich wohl die Äußerung meines Schmerzes, nicht aber meinen Schmerz selbst mißbilligen kann. Daß meine Stimmung jetzt überhaupt nicht heiter ist und sich jedem unangenehmen Eindrucke leichter öffnet, werden Sie selbst sehr verzeihlich finden, und ich verdiene deshalb die Vorwürfe nicht, die Sie mir zuweilen darüber machen. Wem sein Leben so zur Wüste geworden ist, wie mir, oder, was das Schrecklichste ist, bey seinem Blick in die Zukunft keiner einziger freundlicher Hoffnung begegnet, die ihm Muth und Kraft geben könnte, manches Schmerzliche in der Gegenwart zu ertragen, der thut wirklich schon genug, wenn er seinen Gram soviel als möglich zuverbergen sucht; eine affektierte Frohlichkeit würde ihn nur zur Karrikatur machen. Ich glaube seit dem 9ten Junius mich so viel als möglich bemüht zu haben Ihnen sowohl Kummer als Verlegenheiten zu ersparen; ich habe oft heiter geschienen und bin es zuweilen wirklich gewesen, weil mein eignes Gefühl und die Zartheit, womit Sie, liebe Adelheit, mich zu gewissen Zeiten behandelten, mich manches Mahl meine Lage vergessen ließen. Ich sagte die Zartheit, womit sie mich zu gewissen Zeiten behandelten, denn ich machte Ihnen gestern den Vorwurf, daß Sie mir in Gesellschaft mit mehr als verdienter Geringschätzung begegneten. Ich weiß nicht, ob ich mich selbst vielleicht darin nicht irre, denn ich kann Ihnen eigentlich keine Beweise für meine Beschuldigung führen, aber es gibt so viele Kleinigkeiten, die sich nur fühlen lassen, und die oft schmerzlicher verwunden, als offenbare Beleidigungen. Ich glaube bemerkt zu haben, daß Sie sich in Gesellschaft vorsätzlich von mir entfernen, daß Sie mir manches ganz Unschuldige versagen, was Sie andern verstatten, nicht gerade weil Sie diesen einen Vorzug einräumen, sondern weil Sie sich scheuen, es mir zu gestatten. Wenn ich mich hierin täuschen sollte, so bin ich zu entschuldigen, denn es liegt einmahl in dem Wesen der Liebe, daß sie mit zu großer Ängstlichkeit alle Handlungen des geliebten Gegenstandes beobachtet und aus den geringfügigsten Umständen böse Folgerungen für sich zieht. Irre ich mich aber nicht, so glaube ich auch den Grund Ihres Betragens zu errathen, der indeß aus einer vielleicht etwas zu weit getriebenen Delikatesse zu entspringen scheint. Sie hatten Recht, als Sie gestern behaupteten, daß ich durchaus keinen Vorzug vor Andern verlangen könne, und ich gestehe gern, daß ich die Freundlichkeit, womit Sie sich oft gegen mich betragen, Ihrer bloßen Güte zu verdanken habe, ohne eigentlich Anspruch darauf machen zu dürfen, ja ich darf mich nicht einmahl beklagen, wenn Sie mich Andern nachsetzen wollen, denn das Alles liegt ja vollkommen in Ihrer Willkühr. Aber daß es mich schmerzt, können Sie mir nicht verdenken. Sie werden mir vielleicht Eitelkeit vorwerfen, weil ich mich über Zurücksetzung in Gesellschaft beklage, da ich doch weiß, daß Sie mich im Grunde nicht verachten. Aber ist es nicht verzeihlich, wenn ich, da ich auf Ihre Meinung einen solchen Werth lege, daß ich das für gut halte, was Sie schätzen, mich betrübe, wenn Ihr Betragen Andere glauben macht, Sie achteten mich nicht? Dieser Gedanke war mir gestern so unerträglich, als Sie Wening den Arm gaben, nachdem Sie es mir abgeschlagen hatten; nicht die Sache selbst, denn Sie wissen, daß ich Wening wie mich selbst liebe, und nie, auch nur auf einen Augenblick, auf meinen Freund zürnen konnte, weil er die unschuldige Ursache meines Schmerzes war. Daß Sie mir den Tanz versagten, kränkte mich, ich gestehe es, weil ich au die Versicherung dachte, die Sie mir einst, freylich nur, um mich für den Augenblick zu trösten, gaben, Sie würden zuweilen selbst kleine Aufopferungen nicht scheuen, wenn Sie dadurch zu meiner Ruhe etwas beytragen könnten. Ich war bisher ein unthätiger Zuschauer des allgemeinen Vergnügens gewesen, jetzt glaubte ich, Sie würden sich vielleicht bewegen lassen auch zu meiner Erheiterung etwas beyzutragen. Ich hätte freylich walzen können, meinen Sie, und ich kann es Ihnen eigentlich nicht übel nehmen, daß Sie einer Kaprice von meiner Seite Ihre Gewohnheit nicht aufopfern wollten. Die Ursache, weswegen ich jenem Tanz durchaus entsagt habe, beruht zwar wohl nur auf einer Grille, die aber mit meinem Gefühl in so genauer Berührung steht, daß ich dieses beleidigen müßte, wenn ich jene verbannen wollte. Meine Art zu denken ist in dieser Rücksicht vielleicht zu individuell oder zu einseitig, und wenn Sie es nicht

Digitized by Google

verlangen, will ich Ihnen daher den Grund jener Grille nicht sagen, weil ich nicht weiß, ob ich Sie nicht, ohne es zu wollen, beleidigen würde. Daß Ihre Abneigung gegen die Ekossaisen aus einem ähnlichen Grunde entspringe, ist mir nicht wahrscheinlich; aber ich hätte Ihnen doch nicht zürnen dürfen, da Sie den meinigen nicht ahnen konnten. Überhaupt durfte ich meinen Schmerz nicht äußern, und hierüber habe ich Sie um Verzeihung zu bitten. Es sollte mir weh thun, wenn ich Sie durch meine Äußerungen vielleicht gekränkt habe, aber in meiner damahligen Stimmung, wo der Schmerz meinen Geist so krampfhaft umschlossen hielt, daß ich keiner Überlegung fähig seyn konnte, war eine Erklärung mir nothwendig. Ich hatte mich fest entschlossen, einen entscheidenden Schritt in meinem Leben zu thun, als mir einfiel, daß ich noch einer größern Gewißheit zu einem Entschluß bedürfe, dessen Ausführung mich wohl nicht unglücklicher machen würde, Ihnen aber vielleicht einige unangenehme Augenblicke verursachen könnte. Sie haben mir weder kalt noch bitter geantwortet, und Ihr späteres Betragen bewies keinen Zorn gegen mich; das hat mir meine Ruhe ziemlich wieder gegeben. Ich werde künftig keine Aufopferungen von Ihnen verlangen, denn ich sehe ein, daß Sie nicht dazu verpflichtet sind, und ich will mich bemühen, Sie künftig noch uneigennütziger zu lieben, als ich es bisher im Stande gewesen bin. E. Sch."

Dann fährt das Tagebuch fort:

„Dieser Brief, den ich heute Adelheit einhändigte, bezieht sich auf unsre gestrige Parthie nach Mariaspring, die sie und Nanny O. arrangiert hatten. Wir gingen schon früh am Morgen hinaus, das Wetter begünstigte uns aber nicht sehr, denn es wehte ein ziemlich kalter Wind, der meinen Geist nicht zur Gemüthlichkeit kommen ließ. Der Doktor Ekart hat sich dort in einem Felsen eine sehr reizende Einsiedeley erbaut, die wir zu besehen gingen. Beym Hinaufsteigen bot ich Adelheit meinen Arm, aber sie schlug ihn aus, obgleich sie sehr ermüdet war. Das mißfiel mir. Bey Tisch war ich indeß noch ziemlich heiter, denn ich saß gegen Wening, den Generalsekretair und Adelheit über, und diese trank von meinem Weine. Weil es ziemlich kalt war trank ich selbst viel, konnte es aber nicht einmahl zur Erwärmung, viel weniger zu dem kleinsten Rausche bringen, der mich etwas mehr erheitert hätte. Nach dem Essen wurde getanzt, und ich sah zu, weil man nur walzte. Ich bat Adelheit um eine Ekossaise und sie schlug sie mir bestimmt ab. Das kränkte mich tief, und ich setzte mich zürnend an einen abgesonderten Platz und nahm ferner an der Gesellschaft keinen Theil mehr. Als der Tanz vorüber war, sang und spielte man auf der Guitarre. Auch meine Romanze, die Wening komponirt hat, wurde von Adelheit gesungen: aber um mein Gefühl hatte sich einmahl eine solche Eisrinde gezogen, daß auch dies mich nicht erheitern konnte. Dann stieg man noch einmahl zur Einsiedeley hinauf, und ich blieb zurück, ließ mich aber endlich noch von Wunderlich und dem Generalsekretair überreden, nachzugehen. Als wir oben ankamen, wollte man eben über die Höhe über dem Eremitenhäuschen steigen. Alles ging mit, ich blieb allein unter dem Felsen sitzen. Als die Gesellschaft um die Felsenecke ging, sah ich wie Adelheit Wening ihren Arm gab. Jetzt war meine Erbitterung vollkommen. Ich war dem Wahnsinn nahe und dachte alle meine Verhältnisse zu zerreißen und einen raschen Entschluß zu fassen. Das wollte ich Adelheit noch heute ankündigen. Als wir wieder unten waren, suchte ich lange umsonst eine Gelegenheit, mit ihr zu sprechen. Ich setzte mich neben sie und fragte sie endlich, als ihre Nachbarin sich auf einen Augenblick entfernt hatte: Haben Sie sich heute gut amusirt? — O ja, antwortete sie; aber Sie scheinen gerade nicht Ihre rosenfarbene Laune mitgebracht zu haben. — Nein, sagte ich hart; und ich habe auch keine Ursache dazu. Jetzt wurden wir unterbrochen. Nach einiger Zeit ging Adelheit allein über den Tanzplatz: ich nahte mich ihr schnell und sagte: Sie haben mich heute mit Verachtung behandelt; ich sehe, daß ich Ihnen Lebewohl sagen muß und Sie nicht wiedersehen darf. — Das ist nicht wahr, rief sie heftig, wie kommen Sie auf den falschen Gedanken? Ich wollte mich erklären, aber es kam schon wieder Jemand, der uns störte. Jetzt trieb Adelheit sehr zum Fortgehen und ging, da noch Alles mit Zurüstungen beschäftigt war, allein voraus, damit ich ihr folgen solle. Ich that es auch und hielt Wening, der mit mir ging, durch einen Wink, den er delikat genug war, zu verstehen, zurück. Als ich sie erreicht hatte, sagte sie: Also deßwegen sind Sie so aufgebracht auf mich, weil ich Ihnen einen Tanz verweigerte? — Das ist es nicht allein, sagte ich. Als wir nach der Einsiedeley gingen, bot ich Ihnen den Arm und Sie schlugen ihn aus, da Sie doch später den eines Andern nahmen. — Sie verbittern sich das Leben mit großen Kleinigkeiten, bey denen ich nicht einmahl etwas denke, antwortete sie. — Kleinigkeiten schmerzen oft mehr, als offenbare Beleidigungen, sagte ich. Überhaupt seyen Sie mich bey allen Gelegenheiten absichtlich zurück. — Diesen Vorwurf habe ich mir nie zu machen gehabt, antwortete sie. Ich weiß garnicht worüber Sie sich beklagen. Ihren Arm schlug ich am Morgen aus, weil ich noch nicht ermüdet war. Hätten Sie ihn mir am Nachmittage angeboten, so würde ich ihn angenommen haben. Und soll ich beym Tanz grade mit Ihnen eine Ausnahme machen, da ich überhaupt keine Ekossaise tanze und neulich gleichsam nur gezwungen wurde? — Nein, das kann ich von Ihnen nicht verlangen, sagte ich mit bitterem Schmerz. — Ich könnte ja ebenso gut fragen, fuhr sie fort, warum Sie nicht walzen? — Das beruht auf andern Gründen, sagte ich. Jetzt kam die übrige Gesellschaft zu uns, und wir gingen halbversöhnt neben einander her. Bald darauf sagte ich zu ihr: Wenn Sie auf dem Wege müde werden, wollen Sie mir dann Ihren Arm geben? Sie versprach es mir freundlich. Ich fühlte mich jetzt wieder ziemlich beruhigt, aber der Aufruhr in meinem Innern hatte mich so

Digitized by Google

abgespannt, daß ich nur wenig sprechen konnte. Meusing beschäftigte sich heute sehr viel mit Rannys Schwester, die den Spitznamen „der kleine Bär“ erhalten hat. Sehen Sie, sagte ich scherzend zu Adelheit, wie sich der um den Nordpol dreht, und wie ein irrender Schiffer seine Augen unverwandt nach dem kleinen Bären richtet. — Es ist ein schönes Gestirn, sagte sie, indem sie mich fixirte, denn es hat den herrlichen Vorzug der Unwandelbarkeit. — Eine schöne Tugend, antwortete ich, indem ich ihr die Spitze zurückgab. — Als wir nach der Papiermühle kamen, war es schon ziemlich dunkel, aber man wollte hier doch noch einige Erfrischungen einnehmen. Während Einige Schwärmer warfen, tranken und aßen die Andern. Adelheit wollte nicht mehr trinken, aber als ich sie bat, mit mir anzustoßen, ließ sie sich ihr Glas noch einmahl füllen. Das war der Becher der Versöhnung. Als wir fortgingen, gab sie mir den Arm. Ich hätte gerne noch mehreres mit ihr über unsre Sache gesprochen, aber Wunderlich drang ihr seinen andern Arm auf, um ihr bei ihrer Ermüdung größere Erleichterung zu verschaffen. Als wir uns Tychsens Hause nahten, kam uns ein Mädchen mit einer Leuchte daraus entgegen, das von der Hofräthin zu uns geschickt war. Adelheit schien mir noch eine verstohlene Gunst gewähren zu wollen, denn sie sagte: Lassen Sie uns dem fatalen Lichte aus dem Wege gehen, und bog auf die andre Seite der Straße hinüber. Aber das Mädchen bemerkte es und nahm denselben Weg. Beym Abschiede drückte ich ihr heftig die Hand und erhielt einen gleichen Druck dafür. Ich habe mich gestern unartig betragen: aber was läßt sich gegen die Leidenschaft machen, die uns unwillkürlich fortreißt. Angenehm ist es mir, daß der größte Theil der Gesellschaft den wahren Grund meines Unmuths nicht erriethe, sondern meine Stimmung dem Schmerz über Cecilliens Verlust zuschrieb.“

Am 24. August schreibt Schulze in das Tagebuch, ein Tags zuvor verfasstes Gedicht ein,*) und fährt dann fort:

„Dieses Gedicht schrieb ich vorgestern, als Adelheit mich am Morgen sehr freundlich behandelt hatte. Ich traf sie am Fortepiano, und sie bat mich, ihr zu sagen, was sie spielen und singen solle, um mich zu erfreuen. Ich wünschte unter andern das Geheimniß von Schiller, das sie einst am 24sten Juli 1812, an einem für mich sehr seligen Abend auf Cecilliens Geheiß spielte. Sie erzählte mir, Cecilie habe dieses Lied vorzüglich geliebt, und sie habe es ihr noch einmahl, in den letzten Zeiten ihrer Krankheit, obwohl ihr damahls fast jede Musik unangenehm gewesen sey, singen müssen. Heute kam ich herüber, um Adelheit das Gedicht zu geben. Sie saß wieder am Fortepiano. Ich nahm ein Gesangbuch, legte mein Gedicht hinein, und fing an wie zum Scherz den Anfang eines ganz abscheulichen Kirchenliedes vorzulesen. Sie verbot mir den Spott und wollte mir das Buch nehmen. Ich hielt ihr die Stelle hin, wo mein Gedicht lag und sagte: es sey eine vermehrte Auflage, worin auch ein Lied von mir stehe. Sie dankte mit einem sehr freundlichen und liebevollen Blick und verbarg das Gedicht in ihrem Busen.

Am 25sten August. Der Doktor Toelken hat comme à l'ordinaire eine gaucherie gemacht und uns dadurch einen fröhlichen Abend verschafft. Er hatte neulich bei der Partie nach Mariaspring keinen Wein mitgenommen, und war sehr verlegen, als er merkte, daß die übrigen Herren ihren Wein mitgebracht hatten. Um diesen faux pas wieder gut zu machen, that er noch einen größeren und schickte am andern Morgen der Hofräthin Tuchsen zwei Bouteillen Champagner. Tychsen's verbesserten seine Lächerlichkeit auf eine sehr feine Weise, indem sie alle Herren, die neulich mitgewesen waren, zu einer Nachlese der Partie auf heute einluden. Ich war schon anfangs gut gestimmt, und Gesang und Musik erheiterten mich noch mehr. Besonders ergötzte mich eine malerisch poetische Gruppe, die Adelheit, Wening und Reisinger während des Musizirens bildeten. Adelheit hatte ihr Russisches Costum an und saß vor einem kleinen runden Tisch, in sehr heller Beleuchtung, Wening mit der Guitarre ein klein wenig mehr im Schatten, sodaß der Arm, womit er die Guitarre hielt, fast Adelheits Nacken berührte. Reisinger mit der Flöte auf einem Taburet zu Adelheits Füßen. Die ganze Situation gab ein vollständiges Niederländisches Gemälde einer bande joyeuse. Bey Tisch saß ich an Adelheits Seite, und meine Fröhlichkeit sprudelte ganz ungewöhnlich auf. Nach dem Essen wurde gewalzt. Adelheit kam zu mir und sagte: wenn eine Etoffatie gespielt wird, will ich sie mit Ihnen tanzen. Schöner konnte sie mich den traurigen Sonnabend nicht vergessen machen. Ich tanzte mit ihr und setzte mich nachher wieder zu ihr. Als wir eine Weile mit einander gesprochen hatten, sagte ich: ich will Ihnen ein Räthsel aufgeben: Was ist fast so schwach wie ein Spinngewebe und doch stärker wie Diamantenketten? Sie konnte es nicht errathen, und ich zeigte ihr die Busenkette, die sie mir in Wernigerode gegeben hatte. Die Kette gehört Ihnen eigentlich nicht, sagte sie lächelnd, ohne Lust zu haben, ich möchte sie ihr wiedergeben. Einige Augenblicke darauf fuhr sie fort: Die Kette haben schon früher Mehrere gesehen. Wenn Sie sie so offenbar tragen — — — hier stockte sie, denn sie mußte merken, daß sie mir das nicht sagen durfte, was in dem angefangenen Satze hätte folgen müssen. Ich glaube doch noch, daß sie mich im Grunde liebt.

Am 29sten August. Es war ein sehr schöner Tag, und ich ging hinüber, um eine Partie nach Eilersbanjen zu veranlassen. Zum Unglück kam auch Toelken, und ich war himmelangst, daß man auch diesen einladen möchte. Ich kam indessen mit der bloßen Furcht ab, denn man unterließ es, mir und Wening zu Gefallen. Es wurde von mancherley gesprochen. Unter andern bemerkte die Hofräthin auch, daß ich seit einiger Zeit keine Ringe mehr trüge,

*) „O Phantasie, wie flatterst du so süß . . .“ Poetisches Tagebuch. Am 23. August 1813. In der Ausgabe von 1855 Band III, S. 17.

Digitized by Google

und sagte: wenn ich ein Mädchen wäre, würde ich Ihnen keine Locke zum Ringe schenken. — Der Sinn ändert sich, sagte ich gleichgültig, blickte aber Adelheit bedeutend an.*) Sie lächelte zurück und sagte: Der Doktor Schulze scheint sich in seine Auseinandersetzung der Gründe einlassen zu wollen. Endlich ging Toelken und der Doktor Ossander, und wir verabredeten mit Wening, der hinzugekommen war, die Parthie. Die Hofräthin bemerkte: Wir müssen doch eigentlich Toelken auch einladen, denn er spielte vorher darauf an, daß man heute einen Spazliergang machen müsse. Um Gotteswillen nicht, riefen Wening und ich aus einem Munde Da trat Toelken plötzlich von neuem herein, indem er den Generalsecretär, der sich in seiner Staatsuniform präsentiren wollte, unterwegs getroffen und zurückbegleitet hatte. Ich weiß nicht, ob er von unserer Unterredung etwas gehört hat, er wurde aber doch nicht gebeten. Die Parthie war sehr hübsch, denn wir waren einmahl recht unter uns: lauter Menschen, die einander gern sehen, obgleich der Assessor Kern und ich Nebenbuhler sind. Wir verlebten einen recht stillen freundlichen Nachmittag. Wening erzählte beim Kaffe eine Geschichte vom Professor Mittermayer in Landshut, der wegen unglücklicher Liebe den Versuch gemacht hatte sich zu vergiften. Es war nur eine Kriegslist von mir, daß ich mich jetzt sehr nachdenkend stellte, und ich hatte die Freude zu sehen, daß Adelheit es eben so sehr wurde und mich zuweilen mit theilnehmenden und besorgten Blicken ansah. Als wir zurückgingen, ergötzten wir uns an dem wunderbaren Spiel der Wolken und an der ganz einzigen fantastischen Beleuchtung, die über die schöne Landschaft ausgebreitet lag. Kurz vorher ehe wir uns trennten erinnerte mich Adelheit an die Fortsetzung meines Gedichts, von dem sie beynahe seit einem halben Jahre nichts gehört hat. Ich kann im Sommer nicht arbeiten und habe in vier Monaten nur einen einzigen Gesang gemacht, der überdem noch nicht einmahl ganz vollendet ist. Am Abend ging Wening noch mit zu mir. In der Mitte des Octobers muß er fort, und wir trennen uns alle sehr ungern von ihm, so wie auch er uns mit vieler Trauer verläßt. Unser Cirkel war so schön, so zutraulich und erheiternd; jetzt soll er schon so bald auf eine schmerzliche Art zerrissen werden. Wer weiß, ob ich den lieben Freund je in meinem Leben wiedersehe. Er will Adelheit noch einmahl mahlen, mit der Bedingung, daß sie ihm das frühere Portrait zurückgiebt, und das will er mir dann schenken. Einen schöneren Freundschaftsdienst kann er mir nie erweisen.

Am 1sten September. Gestern war ich wieder so grimmig gestimmt wie jemahls. Ich saß zwischen fünf und sechs Uhr Nachmittags Tychsens, Wunderlichs, den Generalsecretair und Kern vor meinem Fenster vorübergehen, wie ich gleich muthmaßen mußte, nach Ulrichs Garten. Es frappirte mich sehr, daß man mich nicht eingeladen hatte, da ich doch am Morgen dort gewesen war. Ich beschloß auch ihnen hinauszugehen, mich aber von ihnen entfernt zu halten, und, wenn sie mit mir zusammenträfen, ihnen meine Empfindlichkeit zu zeigen. Ich nahm ein Buch, setzte mich in eine entfernte Ecke des Gartens und ließ mir Thee geben. Man ward mich bald gewahr, und ich bemerkte, daß der Hofrath zu mir abgeschickt wurde: aber ich sah gar nicht von meinem Buche empor, und er ging vorbey. Je länger ich saß, je mehr Fröhlichkeit ich bei der Gesellschaft bemerkte, desto mehr wuchs auch mein Zorn. Besonders ärgerte es mich, daß auch der Cirkel der G. und Ch. dort war, der mich auch wahrscheinlich erkannte und mich der Situation nach für einen vollkommen unglücklichen Liebhaber halten mußte. Um 7 Uhr sah ich Tychsens sich entfernen. Ich glaubte sie wären fortgegangen und wollte mich jetzt auch heimlich fortschleichen, um nicht auf die andere Gesellschaft zu stoßen. Als ich hinter den Hecken herumging begegnete mir Wunderlich, der mir sagte: mein Gott, warum sind Sie nicht zu uns gekommen. Ich that, als ob ich gar nichts von ihrem Hiersein gemerkt hätte Jetzt mußte ich mit zu der Gesellschaft und wurde sehr frappirt, als ich auch Wening bey ihnen sah. Dieses mußte mich noch mehr aufbringen. Wir begrüßten uns alle sehr verlegen. Nur der Hofrath war unbefangen und sagte: wer wollte sich wohl so in einem Winkel setzen, und nicht einmahl vom Buch aufsehen, wenn Jemand in seine Nähe kömmt. Ich behauptete wieder meine Unwissenheit, und beobachtete ein beleidigtes Stillschweigen. Die ganze Gesellschaft befand sich in Verlegenheit und dieses war mir ein kleiner Trimmf. Adelheit nahte sich mir gutmüthig und wollte mir durch einige freundliche Aeußerungen zu verstehen geben, daß sie nicht Schuld an dem Verstoß gewesen sei, und daß sie mein Unmuth schmerze. Aber ich konnte nichts über meine böse Laune gewinnen. Als wir Abschied von einander nahmen sagte mir Adelheit noch ein liebreiches Wort und der Hofrath rief mir nach: künftig setzen Sie Sich nicht wieder so in den Winkel. Jetzt erfuhr ich von Wening, daß Wunderlich mich habe einladen sollen, daß aber dieser, da er erst um 6 Uhr nachgekommen war, es bis dahin versäumt hatte, wo ich schon fortgewesen war. Eigentlich war ich also nicht beleidigt, aber da man mir keine Erklärung gegeben, hatte ich noch das Recht es zu scheinen. Ich faßte den Entschluß, in acht Tagen nicht hinüberzugehen; aber Wening beredete mich doch schon heute zu einem Spazlergang nach dem Garten. Sobald ich Adelheit dort erblickte, war mein ganzer Zorn entschwunden, und als sie mir erlaubte sie künftigen Mittwoch in die Vorstellungen der Frau von Seckendorf zu führen, war ich selig. Adelheit war heute auch so milde und freundlich wie die lauen Lüfte und der blaue Himmel um mich und über uns. Ich war den ganzen Abend so verklärt, daß Wening sich durchaus nicht ausreden lassen wollte, sie habe mir eine besondere Gunst gewährt. Armes Gefühl, wie lassen sich deine Saiten durch das

*) Wie man sich erinnert, hatte er die Ringe ihr zu Liebe abgelegt.

Digitized by Google

schwächste Lüftchen umstimmen! Aber sie hat heute auch um meinetwillen geweint. Ich wollte sie quälen und fing an versteckter Weise davon zu reden, wie ich bey nächster Gelegenheit in den Krieg ziehen würde. Ich betrachtete sie dabey verstohlen und bemerkte, wie sie anfangs still wurde, wie sich dann ihre Wangen immer mehr rötheten und wie sie endlich eine heimliche Thräne zwischen den Wimpern zerdrückte.

Am 5ten September 13. Ich war gestern nach Ständlins zum Thee gebeten, ging aber früher etwas nach dem Garten. Tychsens wollten sich in zwey Gesellschaften vertheilen, weil sie sowohl nach Ständlins als auch nach Murrays eingeladen waren. Adelheit sollte mit dem Hofrath zu diesen gehen, die Hofräthin mit Adolf zu jenen. Alles schien schon ausgemacht, als ich sagte, ich gehe zu Ständlins. Jetzt fand Adelheit, daß es wohl schicklicher sey, wenn sie mit der Mutter gehe. Dieser Gewissensscrupel machte mir mehr Freude, als später die Gesellschaft selbst, denn wir langweilten uns alle zum Sterben, bis ein heftiges Feuer, das gegen neun Uhr ausbrach, die Gesellschaft freylich etwas ermunterte, aber zu nichts anderm, als zum Zuhausegehen. Ich blieb bis zwölf Uhr bey Tychsens, ging mit der Hofräthin und Adelheit noch auf den Wall, um den Brand anzusehen, und arbeitete dann bis um 5 Uhr Morgens unermüdet, oder vielmehr sehr ermüdet am Ende an den Sprützen. Es sind indeß nur einige Häuser niedergebrannt.

Am 7ten September. Ich las Adelheit etwas vor. Als es dunkel wurde accompagnirte sie Wening, der morgen eine Arie im Concert singen soll. Nachdem er fortgegangen war, geriethen wir in eine sehr ernste und zuletzt wehmüthige Unterhaltung, die mich in eine düstre Stimmung versetzte. Meine trostlose Lage stand wieder einmal recht deutlich vor meinem Geist, und ich saß in stiller Verzweiflung. Ich war im Begriff, von Adelheit mein Versprechen zurückzufordern, nie wegen unseres Verhältnisses einen raschen Schritt zu thun. Sie merkte meine Stimmung und schien sie mit mir zu theilen. Endlich kam Gesellschaft, die uns wenigstens zu äußerer Unbefangenheit zwang.

Am 8ten September. Ich führte Adelheit in's Conzert und in die mimischen Darstellungen der Frau v. Seckendorf.*) Das Publicum war sehr zahlreich versammelt. Adelheit kam in die Mitte einer Reihe zu sitzen. Zu der Verzweiflung wurde ich äußerst galant gegen alles, was mir in den Weg kam, sogar gegen die Mamsell T. Ich ging von Reihe zu Reihe, sagte jedem einige Artigkeiten oder Boshaftien, die als Artigkeiten aufgenommen wurden, kurz ich wiederholte die Rolle, die ich vor zwey Jahren zu spielen pflegte. Am ärgsten machte ich es mit der Madame Ch., die ganz entzückt von mir war, und sich mit Freuden Sottisen von mir sagen ließ, bloß um die Ehre einer geistreichen Unterhaltung, wie sie glaubte, zu genießen. Einige der Herren, die neben uns standen, schienen mich wegen der Albernheiten und Fadaisen, die ich im Moderton vorbrachte, zu bewundern und zu beneiden. Wahrhaftig, Göthe hat Recht:

— Der Mensch wie der Hund ist ein erbärmlicher Schuft.

Endlich in der Pause drang ich wieder bis zu Adelheit durch und gerieth durch sie in eine Unterhaltung mit der Mamsell B., mit der ich früher nie gesprochen habe. Sie war äußerst engageant und auch ich strengte meinen Witz nicht wenig an, um sie im Fluge einzunehmen. Wenn es mir so nicht gelingt, gelingt es mir bei solchen Frauenzimmern wenigstens selten, weil die ewig wechselnde Laune über meinen Geist eine zu große Gewalt ausübt, und ich in einer halben Stunde aus einem schimmernden Schmetterling eine farb- und regungslose Puppe werden kann. Besonders amüsirte mich auch die Insolenz, womit Blumenbagen,*) der heut deklamirte, von dem Ch.'schen und G.'schen Cirkel vergöttert wurde. Er tritt in O.'s**) Fußstapfen, wirft überall unter die schmelzenden und verhimmelnden Damen Sentenzen von Göthe und Schiller aus, wie ein Narr Pfennige unter die Bettler, liest ihnen seine Gedichte mit unerträglichem Pathos und wellenförmiger Gesticklazion vor und läßt sich im stillen Gefühl seiner Größe ohne Widerrede anbeten. Für den Preis könnte ich auch dazu gelangen, aber diese Vergötterung ist mir zu wohlfeil.

Am 11ten September. Wir waren nach der Stegmühle, Tychsens, die Wunderlich, Osianders, Wening, Mensing, Toelken und ich. Toelken war wie gewöhnlich unsein. Er rieb sich immer an Wening und wollte endlich, um sich zu zeigen, mit ihm ringen. Wening warf ihn aber so kräftig zur Erde, daß sein Backen wie eine Faust dick anschwoll, und er eine höchst pitoyable Figur machte. Uns alle amüsirte die Begebenheit im Stillen. Adelheit rieth ihm Wasser auf den Geschwulst zu bringen. Er mochte diesen gutmüthigen Rath vielleicht für das Zeichen einer ganz besondern Theilnahme halten, die zu größerer Vertraulichkeit berechtigte, und sagte daher ganz im Tone der Tröstung: O nein liebe Adelheit, es wird nicht nöthig seyn! Fast keiner konnte in diesem Augenblick das Lachen zurückhalten. Außerdem ist mir in diesen Tagen eine wunderbare Geschichte passirt. Vater schreibt mir gestern, daß Frau von P. unter Surveillance gesetzt und alle ihre Papiere in Celle versiegelt worden sind. Wie werden die Commissairs sich an meinen Briefen amüsiren?***)

*) Gattin des bereits einmal erwähnten Gustav Anton Freiherrn von Seckendorf („Patrick-Peale"). Sie war Amerikanerin.

*) Vermuthlich nicht der bekannte Novellist Wilhelm B., sondern sein Bruder Karl Julius (1789—1870), der viele lyrische Gedichte schrieb und als Beamter in Minden bei Göttingen lebte.

**) Jener einstige Freund Schulze's, den wir im Tagebuche bereits oft und stets mit gleich unfreundlicher Gesinnung genannt gefunden.

***) Die oft im Tagebuch erwähnte verheirathete

Am 15ten September. Gestern ist Wening fortgereist, und ich stehe jetzt wieder ganz allein. Es war mir ein sehr schmerzlicher Augenblick, als ich ihn zum letzten Male nach Tychsens begleitete, wie er Abschied nehmen wollte. War er doch der Einzige, der mein Verhältnis mit Adelheit genau kannte, der den wärmsten Antheil an meinem Schicksal nahm. Als Adelheit gestern ins Zimmer trat, ward ich so wehmüthig, daß ich eine Thräne nicht zurückhalten konnte. Sie merkte es und wurde gleichfalls sehr traurig. Als wir von Tychsens weggegangen waren beschlossen wir nach Ellershausen zu gehen und die Post mit ihnt zu erwarten. Die Begleitung bestand aus dem Doktor Erb, dem Assessor Brinkmann, Reisinger, Mensing, Adolf Tychsen und mir. Dort gelang es uns recht fröhlich zu sein. Man sang noch einmahl alle dreistimmigen Lieder von Call, die so oft auf Wenings Zimmer beim Caffe gesungen wurden. Erst nach 1 Uhr in der Nacht kam die Post, und wir kamen nur zwey Uhr wieder hier an.

Am 16. September. Sie hat mich heute mit unbeschreiblicher Milde behandelt: aber was hilft mir diese Milde, wenn sie nichts weiter ist als Trost? Sie erkundigte sich sehr besorgt nach meiner Reise, wann ich zurückkommen würde, und ob ich allein reisen wolle. Ich bejahte das letztere und fügte hinzu: Ich bin ja doch ganz allein seit Wening fort ist. — Wenings Abreise hat mich auch um Ihretwillen sehr geschmerzt, sagte sie: Sie müssen sich erheitern. Seyn Sie doch ja recht vergnügt in Celle. — Das werde ich wohl nicht seyn können, antwortete ich. — Sie müssen nur den ernsten Entschluß fassen. — So etwas hängt vom Entschlusse nicht ab. — Der Vorsatz hilft doch mehr, als man glaubt, antwortete sie. Ich selbst empfinde das ja täglich, fügte sie leiser hinzu. Sie muß einen stillen Gram haben, der an den Keimen ihres Lebens nagt, das habe ich schon lange gefühlt und es ihr auch einst schon gesagt. Aber ihr großes und herrliches Gemüth hat mehr Kraft als das meinige. Sie lächelt, während sie sich verzehrt, und es ist nicht das hingebende Lächeln des trostlosen Schmerzes, es ist das heitre Lächeln der unbefangenen Freude. Wir werden Beyde wohl immer unglücklich seyn, und Jeder noch unglücklicher durch den Gram des andern. — Nachher sprachen wir von Cecilien und von ihrem Tode. Sehr selten berührt sie diesen Punkt, um ihrer Mutter keinen Schmerz zu machen, und gerade durch ihre scheinbare Gleichgültigkeit leidet sie fürchterlich in ihrem Innern. Diese Unterhaltung wurde für uns beyde auf gleiche Weise erschütternd. Wir weinten heiße Thränen und fühlten uns durch die Mittheilung des Schmerzes inniger zu einander hingezogen. Mit meinem Glück ist es vorbey im Leben; wenn ich wenigstens nur sie tröste, nur sie glücklich sehen könnte. Doch der Wunsch wird mir wohl auch nicht erfüllt werden. Wie reich scheinst du manchem, armes, armes Leben!"

Dame, mit der Schulze unmittelbar vor seiner Einführung in's Tychsen'sche Haus in intimen Beziehungen gestanden war.

Ehe der Dichter seinen gewohnten Ferien-Aufenthalt in Celle antrat, richtete er — 17. September 1813 — an Adelheid einen Brief, dessen Entwurf sich im Tagebuche findet:

„Ich reise in einigen Tagen, und weiß nicht, ob ich Sie wiedersehen werde, liebe Adelheit. Freylich gab ich Ihnen einst mein Wort, mich nie von einem sogenannten raschen Entschlusse hinreißen zu lassen: aber wußte ich damahls, was ich versprach? Konnte ich schon damahls berechnen, was ich für einen Kampf zu kämpfen haben würde, wenn ich meiner Zusage treu bleiben wollte? Ich habe gethan, was ich vermochte, ich vermag vielleicht noch mehr: aber ich kann nicht mehr mit Sicherheit für mich einstehen. Es giebt Stunden im Leben wo der beste Wille von dem vernichtenden Gefühle des Augenblicks überwältigt wird, wo Erinnerung und Hoffnung, die sonst so mächtig das Leben beherrschen, nicht mehr erscheinen als sie wirklich sind, leere Schattengestalten, während das einzige Wahre im Leben, die Gegenwart, düster und betäubend vor uns hintritt und unsern Entschluß bestimmt. Schon oft habe ich die Eindrücke solcher Stunden besiegt: aber ich könnte einst schwächer seyn, als ich es sonst war. Ich möchte in Ihren Augen nicht gern wortbrüchig erscheinen, darum hatte ich mir schon lange vorgenommen, Sie um die Erlassung meines Versprechens zu bitten. Es ist deshalb noch nicht ausgemacht, daß ich mich meiner Freiheit bedienen werde. Nein es verklären sich noch oft schöne und heilige Augenblicke in meinem Leben, worin ich fühle, daß der Mensch größer seyn kann als das Schicksal, das höhnisch mit ihm spielt, daß er dulden kann, ohne erdrückt zu werden und entsagen ohne zu verzweifeln: aber nicht jede Stunde hat ihren rettenden Engel. Ich bitte Sie, Adelheit, bedenken Sie, was Sie von mir verlangen, und ob der Zweck, den Sie durch Ihr Verlangen zu erreichen hoffen, das endlose und kraftödtende Schwanken zwischen entgegengesetzen Beschlüssen belohnt, womit seine Erreichung verbunden ist. Sie wollen, ich soll ruhig in meinen jetzigen Verhältnissen fortleben. Heißt das nicht, ich soll kalt werden gegen das, was der innigste Wunsch meines Herzens war, ich soll mein Gefühl verlangnen, das ich mit so vieler Anstrengung aus den Strudeln der Oberflächlichkeit und des Egoismus errettet habe? Sie bannen mich in eine öde, dunkle Wüste, wo der Boden in ewiger, grauer Dürre schmachtet, der Himmel in ewiger trüber Stille ruht; wo alles, wenn es auch die äußere Form des Lebens nachahmt, ewig unbewegt und lautlos schlummert. Den Gott es ist besser, wenn anstatt dieses todtenähnlichen Schlafs ein rascher Blitz herniederfährt, der doch wenigstens augenblickliches Leben dem Bilde giebt, wenn er es auch oft zerschmettert. Was habe ich von der Zukunft zu hoffen? Wollte Gott, es wäre nur ein recht wilder und zerreißender Schmerz bey dem sich doch die Seele ihrer Kraft freuen kann, eben weil sie eines solchen Schmerzes fähig ist. Aber es ist nichts, als ein stummer, erschlaffender Gram, der langsam verzehrt und allmählich erstarrt,

Digitized by Google

wenn er jeden Funken des Gefühls getödtet hat. Glauben Sie denn, daß die Besiegung meiner selbst mir je Freude machen wird, da das Ziel, dem ich entsagen muß, nie aufhören kann mir wünschenswerth, mir unaussprechlich beglückend zu erscheinen? Müßte ich mich nicht selbst verachten, wenn ich Ihre unendliche Liebenswürdigkeit fühlen könnte, ohne Sie zu lieben, ohne bey dem Gedanken, von Ihnen nicht geliebt zu seyn, in den trostlosesten Schmerz zu versinken? Dieses Wort soll kein Vorwurf für Sie seyn. Ich würde Ihren Besitz nie wünschen, wenn ich nicht zugleich Ihrer Liebe versichert wäre; ich würde Kraft genug haben, der Freund des Glücklichern zu seyn, der sich Ihre Liebe vielleicht erränge. Dieses könnte ich nicht, wenn ich Sie nicht mehr als mich selbst liebte. Warum verlangen Sie noch ausserdem, daß ich an der verschlossnen Quelle meines Erdenglücks in ungestillter Sehnsucht verschmachten soll? Warum verbieten Sie mir durchaus durch eine rasche Umwälzung meines ganzen Schicksals mein Gefühl zu betäuben und durch neue, ins tiefste Gemüth eingreifende, gewaltsam erschütternde Eindrücke ein verjüngtes, wenn auch nur erkünsteltes Leben in mir hervorzurufen? Geben Sie mir mein Wort zurück, liebe Adelheit. Wie kann es Ihnen Schmerz und Besorgniß verursachen, wenn Sie mich glücklicher wissen; wie kann es Sie beunruhigen, mich in ewigem trostlosen Gram hinschwinden zu sehen? Sie haben mir Ihre Freundschaft angeboten. Das ist unaussprechlich viel, aber sagen Sie sich selbst aufrichtig, kann Sie mir das ersetzen, was ich mit meinen getäuschten Hoffnungen verlohr? Dient sie nicht vielmehr dazu, meinem Unglück eine mildere Benennung zu geben, ohne mich trösten zu können? Ich scheine Ihnen vielleicht zu freveln, daß ich von einer der köstlichsten Gaben so geringschätzig rede: aber es ist nicht Verschmähung des Geschenks, es ist nur das Gefühl der Unmöglichkeit, es so je zu geniessen, wie ich es müßte, wenn es mir vergönnt sollte, was ich entbehre. O, ich fühle es ganz, was mir Ihre Freundschaft gewähren würde, wenn ich Sie nicht mit allen Kräften meiner Seele liebte. Aber wenn der unwiderstehliche Zauber Ihrer Liebenswürdigkeit und Ihr reines und herrliches Wesen meine ganze Seele erfüllt, wenn ich denke, es wäre doch möglich gewesen, daß das Alles dir einst angehört hätte, kann mich dann etwas retten von der verwüstenden Gewalt des Gedankens, es sey nicht so? Ach Adelheit, in diesem Augenblick, wo Sie so strahlend in Ihrem Reitz vor meinen Geist hintreten, fühle ich es deutlich, daß ich Sie nie verlassen kann, daß es mir unerträglich sein wird, Ihren Anblick, Ihre milde und freundliche Nähe zu entbehren, wenn ich diese Gunst auch mit ewigem Schmerz erkaufen soll. Und doch, ich bitte Sie, geben Sie mir mein Wort zurück, denn nicht jeder Augenblik gleicht dem andern. O Gott es ist fürchterlich, wenn man von zwey einzig möglichen Entschlüssen keinen auswählen kann ohne unglücklich zu werden! Und was erreichen Sie dadurch, wenn Sie mich in meinem jetzigen Verhältnissen zurückhalten? Sie wollen mich aus Leben festhalten. Aber an was für ein Leben? Glauben Sie denn es würde diesem kraftberaubten und erstorbenen Geiste, dessen Zustand Sie täglich selbst empfinden müssen, noch möglich seyn, irgend etwas Grosses und Fruchtbringendes für das Leben zu wirken? Ich stehe ganz einsam in der Welt; auch mein einziger Freund, der bisher mein Schutzgeist war, ist jetzt von mir geschieden. Alles ist mir fremd und kein Ton in der Disharmonie der gewöhnlichen Verhältnisse spricht mich an: was für ein Band soll mich denn jetzt an die Umgebungen ketten, die mir gleichgültig sind? Es giebt freylich eine allgemeine Pflicht des Menschen gegen den Menschen: aber wen das Leben selbst unfähig gemacht hat jene Pflicht zu erfüllen, wie kann das Leben von dem noch Etwas verlangen? Und thue ich doch nicht noch genug, wenn ich mein Blut dafür zu vergiessen bereit bin? Es bleibt doch immer noch ein schöner Zweck, wofür ich mich bestimme. Sie sollten mir nicht den einzigen Weg verbieten, auf den ich wirklich noch etwas seyn und thun könnte. Ich würde nie aufhören Sie zu lieben; Alles was ich unternähme, würde ich für Sie und für die Erinnerung an Cecilien unternehmen. Geben Sie mir ein Pfand Ihrer Huld, eine Locke von Ihrem Haar; ich habe auch eine von Cecilien. Beyde sollen mir ein Talisman seyn, der mich zum Ruhm oder zum ehrenvollen Tode leite. Sie haben gethan was Sie vermochten, nun mich zu beruhigen, Sie haben mich wie ein Engel behandelt und dürfen sich keine Vorwürfe machen, wenn ein stärkeres Schicksal mich fortreißt. Und doch, wenn ich Ihnen vielleicht Schmerz mache durch meine Forderung, wenn ich Ihnen durch diesen Brief wehthue — — o Gott, was kann ich beginnen in diesem Gedränge von Widersprüchen! Betrüben darf ich Sie nicht, und doch kann ich nicht mehr für mich bürgen. Aber es giebt ja eine göttliche Kraft in dem Menschen, die dem tödtenden Schmerze lebendig widersteht, und den Geist muthig und frey erhält mitten im Sturm der Widerwärtigkeit. In solchen Augenblicken, wie der jetzige, steht der Glaube an die Unsterblichkeit mit leuchtender Klarheit vor meinem Geiste, und ich mag dies heilige Gefühl nicht mehr durch den Gedanken entweihen, daß ich einst schwächer sein könne. Geben Sie mir mein Wort zurück, liebe Adelheit, damit eine plötzliche Betäubung mich nicht zu etwas Unwürdigem verleite; ich verspreche Ihnen dafür zu thun was ich kann, und ich glaube in diesem Augenblick, daß ich sehr viel können werde: Ich will dulden: seyn Sie ruhig. Nur lassen Sie mir den einzigen Trost, Sie glücklich zu sehen. Mein Leben ist mit Ihrem Glück verkettet; Ich will gern unglücklich seyn, wenn Sie es wollen, aber ich muß sterben, wenn ich Sie unglücklich weiß. Geben Sie Ihren Entschluß auf, verknüpfen Sie sich enger mit dem Leben, benehmen Sie mir die Furcht, die mich Ihretwegen beunruhigt; ich will meinen Schmerz lächelnd tragen. Leben Sie wohl. Ich kann nicht eher schreiben, bis Sie sich über diesen Brief äussern.

E. Sch."

Am 19. September trägt er in das Tagebuch das

Digitized by Google

Gedicht „O Leben, laß von dir hinweg mich scheiden“*) ein und läßt die folgenden Bemerkungen folgen:

„Gestern hatte ich Adelheit meinen Brief vom 17ten gegeben. Heute Nachmittag kam ich zu Mensing. Er hatte am Morgen mit ihr gesungen und sagte mir, sie sähe sehr elend aus und schiene die Nacht nicht geschlafen zu haben. War es nicht etwas Selbstsucht, daß ich mich heimlich über ihre Unruhe freute, oder war es vielleicht Hoffnung, daß mein Brief große Wirkung gethan und ihren Entschluß erschüttert habe? Um vier Uhr ging ich nach Tychsens. Sie erschien aufgeräumt nicht, und es blieb, sie schreibe. Endlich kam sie, sehr blaß, aber innendlich zerissen Wir sprachen wenig miteinander, denn wir waren Beyde zu bewegt und zu sehr mit unsern Gedanken beschäftigt. Wir gingen auf den Saal und sie spielte auf dem Flügel, das stimmte mich aber noch schwermüthiger. Als wir wieder ins Zimmer der Großmutter kamen, war ich so zerrüttet, daß ich mich nicht fähig fand, auch nur ein Wort in die Unterhaltung der Andern zu mischen. Ich beobachtete Adelheit sehr genau, weil ich wissen wollte, ob sie sich mir heute noch erklären werde. Sie schien sehr ängstlich über meinen Zustand und ich bemerkte außerdem noch eine große Unruhe an ihr, die nicht bloß aus jener Aengstlichkeit entsprang. Sie holte ihren Arbeitskorb von ihrem Zimmer, kramte darin und setzte ihn in das entfernteste Fenster. Alle Augenblicke stand sie auf um von neuem danach zu sehen, und ich hörte, daß ein Papier darin seyn müsse. Wenn sich Jemand dem Fenster nahte, verfolgte sie ihn besorgt mit ihren Blicken, als hütete sie ein Geheimniß, das dort verborgen sey. Zeyst suchte sie den letzten Theil des „Zauberringes“, der noch im Hause war, um ihn mir zurückzugeben. Adolf hatte ihn und er mußte ihn herunterholen. Zeyt vermuthete, sie wollte ihre Antwort hineinlegen: aber sie schien ein Hinderniß dabey zu finden Jetzt nahm ich das Buch und stand auf, als wolle ich mich entfernen, ging aber noch zweifelnd im Zimmer auf und nieder. Da bat sie mich, eine Scheere aus ihrem Korbe zu holen. Als ich ihn öffnete, fand ich ein zusammengefaltetes Papier, daß einem Briefe glich. Ich zweifelte, ob ich es nehmen solle, aber alle Umstände sprachen zu deutlich dafür, daß es an mich gerichtet sey. Ich nahm es und ging. Der Brief enthielt Tröstungen aber keine Hoffnung. Sie gab mir mein Wort nicht zurück, hatte aber eine Locke von ihren Haaren beygelegt. Jetzt erfuhr ich auch, daß ich mich nicht betrogen habe, als ich zu bemerken glaubte, sie verzehre sich in einem heimlichen Gram.**) Morgen Abend werde ich reisen.

Am 20sten September. Schon am Morgen war ich drüben, um Abschied zu nehmen und an Adelheit das Gedicht von gestern zu geben. Sie war anfangs nicht zu Hause und ich fand nachher keine Gelegenheit. Ich versprach am Nachmittag wiederzukommen, um auch den fünften Gesang meines Gedichts vorzulesen. Um 3 Uhr ging ich nach Ceciliens Grabe. Ich weiß nicht, ob ich es wiedersehen werde, darum wollte ich auch von ihm Abschied nehmen. Dort beschloß ich stark zu seyn und mich männlich zu bewachen vor jedem raschen Entschluß. Ich pflückte einen Rosenzweig von dem Hügel, um ihn an Adelheit als ein Zeichen meines Schwurs zu geben. Als ich zur Hofräthin kam, war Adelheit noch unten. Ich rief sie herauf und auf der Treppe legte ich das Gedicht in ihren Korb Sie verbarg es eilig in ihrem Busen. Ich wurde sehr bewegt beym Vorlesen; denn die Episode des fünften Gesangs enthält meine und Adelheits Geschichte, wie ich mir einst ihren Ausgang geträumt hatte.*) Das Schicksal hat den süßen Traum nicht wahr machen wollen. Als ich geendet hatte, fand ich die Hofräthin in Thränen. Adelheid in heftiger aber stummer Bewegung. Wir sprachen nur noch wenige Worte miteinander. Ich legte den Rosenzweig auf ihren Korb. Die Hofräthin sah es und schien über meine Absicht nachzusinnen. Adelheit war einen Augenblick fortgegangen, jetzt wollte sie ihre Arbeit wieder in die Hand nehmen. Sie fand den Zweig und konnte sich auch den Grund nicht entrathseln, fühlte aber zart genug ihn sorgfältig in den Korb zu legen. Noch standen wir eine Zeitlang schweigend, dann sagte ich: Der Zweig ist von Ceciliens Grabe. Ich wollte Ihnen ein Geschenk damit machen. Jetzt brachen ihre Thränen hell und häufig hervor, und sie sagte: ich danke Ihnen. Ich konnte mein eigenes Herz nicht mehr bezwingen. Ich empfahl mich mit wenigen Worten und ging. Ob ich sie je wiedersehen werde?“

Kein Leser wird anders als bejahend antworten. Gewiß, Schulze wird die Geliebte wiedersehen, er wird auch diesmal aus Celle nach Göttingen wiederkehren und sein Wunsch, sich durch eine Aenderung seiner Verhältnisse aus diesen Banden zu befreien, ist so wenig ernst, als etwa die Bitte an Adelheid, ihm das Wort zurückzugeben, sich „nie von einem solchen raschen Entschluß hinreissen zu lassen.“ Wollte er dies überhaupt, dann bedurfte er dieser Entbindung von dem Versprechen nicht, denn daß ein Mann, der nichts zu hoffen hat, nach so langer Verbezeit sich endlich ermannt und, des fruchtlosen Flehens müde, sich anderswohin wendet, kann nicht eben als „rascher Entschluß“ erscheinen. Aber der Brief ist nur eben, was die früheren Briefe, Gedichte und Andenken gewesen: ein neuer Versuch, Adelheids Sinn zu ändern. Auch dies legt ein hartes Urtheil nahe, noch mehr manches andere Detail Es ist ihm angenehm, wenn seine Verstimmung über Adelheids Kälte von der Gesellschaft als Trauer um Cäciliens Tod gedeutet wird; als jemand von einem Selbstmord aus Liebe erzählt, gebraucht er die Kriegslist, nachdenklich zu werden, damit Adelheid für ihn zittere, aus dunkelm Grunde spricht er vom Krieg .... Man wäre versucht, sich

*) „Poetisches Tagebuch. Am 19. September 1813.“ In der Ausgabe von 1855 Band III. S. 19.

**) Der Brief hat sich leider nicht vorgefunden. Er scheint zu jenen Schriftstücken zu gehören, die später durch Bouterweck's Vermittlung an die Familie Tychsen zurückgelangten.

*) Die Vereinigung Adelheids mit Bierko.

Digitized by Google

nach einem Wort umzusehen, das „Kokette“ in's Männliche übersetzt. . . . Und dennoch, wird Jemand an der Hauptsache, der Echtheit seiner Liebe zweifeln?! Und wie vieles stimmt uns zu seinen Gunsten! Er leidet ja wirklich! Und dann: wie naiv, wie blindgläubig ist dieser vierundzwanzigjährige Mann, der bereits ein Dutzend zärtlicher Beziehungen hinter sich hat, hier, wo er wirklich liebt! Er weiß noch immer nicht, daß Adelheids Verhalten gegen ihn sich auf die einfachste Weise von der Welt erklärt: sie liebt einen Anderen. Vielleicht wüßte er schon, wenn dieser Andere nicht sein „bester Freund“ wäre, den er liebt, „wie sich selbst“, der einzige Vertraute seines Lebenskummers, Herr von Wening!

Das wird gewiß keinen Leser dieser Zeilen überraschen: die Thatsache steht zu zwischen den Zeilen, die der Ahnungslose niedergeschrieben, deutlich genug zu lesen! Zudem ist sie durch Briefe seines Freundes, Dr. Karl von Reck, die uns vorliegen, voll beglaubigt. So regt sich für den armen Betrogenen unwillkürlich unser Mitgefühl und wir sind geneigt, uns für ihn und gegen das Liebespaar zu entscheiden.

Aber auch dies wäre vorläufig nicht ganz gerecht. Selbst Wenings Verhalten läßt sich noch immer zwar gewiß nicht entschuldigen, aber doch verstehen. Zwischen dem jungen, katholischen Juristen, der sich erst seine Stellung im Leben erringen muß und der verwöhnten, aber armen Tochter des protestantischen Hofrats liegt eine tiefe Kluft; ob er sie heimführen kann, weiß er nicht; er muß gegen jedermann das Geheimnis seines Herzens hüten. Freilich brauchte er deshalb nicht Schulze's Vertrauter zu werden, aber auch dies ist immerhin erklärlich. Wening weiß, daß ihn Adelheid liebt, aber er geht und Schulze bleibt: die Freundschaft soll bestehen, schon damit er dann von Schulze erfährt, was in Göttingen vorgeht. Diesen Zweck hat der schlaue Bauer denn auch erreicht.

Und Adelheid? Sie hat Schulze auf seine Werbung klaren Bescheid gegeben, ihm sogar ihren „Gram“ nicht verschwiegen. Auch sonst verdient sie den Vorwurf, Schulze durch „raffinirte Koketterie“, wie Reck und Andere sagen, festgehalten zu haben, nicht. Sie brauchte ihn wahrlich nicht erst festzuhalten und die Günstbezeigungen, von denen das Tagebuch erzählt, wird Niemand überschätzen. Freilich ist in solchen Situationen auch das Geringste zu viel, und es muß uns nachdenklich stimmen, wenn wir lesen, daß sie den Verliebten unter vier Augen freundlicher behandelt, als in Anderer Gegenwart; hätte sie ihn ernstlich heilen wollen, so wäre das Gegentheil am Platze gewesen. Auch ist es angesichts dieser Thatsache gewiß nicht leicht zu glauben, daß Adelheid lediglich aus Mitleid oder aus Rücksicht für den Dichter der „Cäcilie“ so gehandelt. Sie hatte auch andere Motive und sie treten in den folgenden Aufzeichnungen klarer hervor, als bisher. Darum sei hier eine Ansicht über die Handlungsweise des Mädchens zunächst auch nicht ausgesprochen.

(Ein vierter Artikel folgt.)

Zur Erinnerung an Graf Schack.

Am 14. April hat Adolf Friedrich Graf von Schack in Rom sein edles, der Dichtkunst, wie der Förderung alles Guten und Schönen geweihtes Leben beschlossen. Was er als Dichter bedeutete, hat diese Zeitschrift wiederholt und freudig gewürdigt; schon im I. Bande der „Deutschen Dichtung“ (S. 231 ff.) war ihm ein eingehender Essay aus berufener, mit seinem Schaffen genau vertrauter Feder gewidmet: ein Aufsatz im XIII. Band (S. 249) ergänzte das Gesammtbild durch eine Betrachtung seines Schaffens als Dramatiker. So bleibt uns nun, da er die Augen geschlossen, nichts darüber zu sagen übrig, was er für die Litteratur der Gegenwart bedeutete; dieser Pflicht haben wir schon zu seinen Lebzeiten genügt. Wäre es aber noch nothwendig, daran zu erinnern, so vermöchten wir es doch in dieser Stunde nicht, wo uns die Kunde seines Hinscheidens ereilt. Denn er war nicht allein dieser Zeitschrift, sondern auch ihrem Herausgeber ein treuer, bewährter Freund und sein Tod bedeutet uns einen Verlust, den wir tief im Herzen empfinden.

Welche Gaben ihm diese Zeitschrift verdankt, wissen ihre Leser und haben ihn, gleich uns, stets ihren wertvollsten Mitarbeitern beigezählt. Schack gab an Zeitungen fast nie, an Zeitschriften sehr selten Beiträge; die „Deutsche Dichtung“ hat sie nie vergeblich von ihm erbeten. Er war der erste Dichter, der dem Herausgeber auf die Kunde von ihrer Begründung schrieb: „Sie dürfen jederzeit auf mich zählen“ — und wie er sein Wort einhielt, erweist der Inhalt der 15 Bände, die nun vorliegen. Schon der I. Band brachte neben seinem Portrait und Autograph (S. 209 u. 217) die beiden epischen Dichtungen „Rose und Nachtigall“ und „Medusa“, daran reihten sich das große Epos „Mysterien der Seele“ und die kleineren poetischen Erzählungen: „Drei Freunde“ und „Aus der Chronik des Klosters Ganderoheim“, die den vorliegen Band eröffnete. Auch der Dramatiker Schack hat einmal die Leser dieser Zeitschrift erfreut; sein historisches Lustspiel „Willy“ erschien im IV. Bande. Ab und zu sandte er uns auch ein Lied; ebenso war er einer der ersten der seinen Beitrag zur „Geschichte des Erstlingswerks“ einsandte; er ist S. 171 des X. Bandes erschienen. Auf diesen Beitrag bezog sich der letzte Brief aus Rom, 25. März, den wir von ihm erhielten; er überaudte uns darin jenen Aufsatz in der Form, in der er ihn in der bevorstehenden Buchausgabe abgedruckt wünschte. Den Schluß hatte Schack neu beigefügt und da diese Stelle ungedruckt und für seine vornehme Gesinnung als Poet bezeichnend ist, so sei sie hier mitgeteilt. Der Aufsatz beschäftigt sich bekanntlich mit der Entstehungsgeschichte seines Epos: „Lothar“; daran knüpfte nun der greise Dichter die folgenden Mitteilungen:

„Der Umstand, daß ich den „Lothar“ und vieles andere lange in meinem Pulte zurücklegt, zeigt schon, daß mir an einem Erfolge desselben beim großen Publikum wenig gelegen war. Ein geistvoller Schriftsteller, der die deutsche Literatur der letzten fünfzig Jahre genau verfolgt hat, hat gesagt: die beliebtesten

Digitized by Google

Dichtungen dieser Zeit seien gerade die wertlosesten gewesen. Ich selbst, der ich von früh an meinen Geist mit den ausgezeichnetsten Schöpfungen aller Völker genährt, dabei keineswegs eine blinde Vorliebe für das Alte hatte, sondern manche gute Dichtungen der Neuzeit hochschätzte, mußte solche Erzeugnisse verachten, wenn sie auch gerade die am meisten gepriesenen waren. Wie konnte ich daher wünschen, meine Werke gleich ihnen gefeiert zu sehen? Es hat Fälle gegeben, wo Ausgezeichnetes sich alsbald Anerkennung errang; besonders fand dies in den Anfangsperioden der Literaturen statt, wie zum Beispiel in dem vorigen Jahrhundert bei uns, wo Schiller und Goethe ihre Vorgänger so unermeßlich überragten, daß diese neben ihnen kaum in Betracht kommen konnten. Dennoch wurden noch lange Zeit nach dem Auftreten der Genannten Klopstock und Wieland als größer gepriesen. Aber wie viele Jahrzehnte sind vergangen, bis dem großen Heinrich von Kleist der Lorbeerkranz gespendet wurde, und vielen anderen, die ihn verdienten, wird er auch jetzt nur zögernd gereicht. Auch der prächtige Aussatz Schopenhauers über Beifall, Ruhm und so weiter wirkte in dieser Richtung bei mir. In demselben wird mit außerordentlicher Kenntnis der Thatsachen dargelegt, daß beständig nach Ablauf einer Periode von ungefähr fünfundzwanzig Jahren der Geschmack des Publikums vollständig Bankrott mache, und daß dieses die bisher Vergötterten verächtlich beiseite werfe, um neue, auf ebenso thönernen Füßen stehende Götzen anzubeten. Erst langsam und mit Mühe rängen sich dann Autoren, auf die bisher nur wenig geachtet worden, empor, um hinfort als Standsäulen dazustehen, während diejenigen, die vorher sich ihren Platz angemaßt, von der Flut verschlungen würden. Ich könnte weitere Belege für die Behauptung unseres großen Philosophen anführen, die dieser noch nicht kannte. Wie sind zum Beispiel in England so viele lange hochgefeierte Dichter beinahe völlig in Vergessenheit zurückgesunken, während einige andere auch längst verstorbene, entweder verhöhnte oder kaum beachtete ihre Stelle eingenommen haben! Ich muß hinzufügen, daß mir die Urteilskraft des heutigen Geschlechts noch weit geringer zu sein schien, als die des vorhergehenden, denn neben den bei ihm beliebten Autoren standen mir ein Ernst Schulze und Tiedge als wahrhaft achtbar da. Meine Geringschätzung des äußeren Erfolges wurde dadurch verstärkt, daß ich erkannte, auf welche Art oft die zahllosen Auflagen zu stande kamen, die so manche Tagesprodukte hatten.

Der Titel „zweite Auflage“ und so weiter dürfte nur dem Neudruck eines Werkes, das schon mindestens in sechshundert Exemplaren gedruckt ist und nun wieder in ebensovielen ausgegeben wird, vorgesetzt werden; denn nur dann kann es an die Hauptbuchhandlungen versandt werden. Aber eine beträchtliche Anzahl von Exemplaren verzeichnen und dann, wie dies geschehen soll, — das erste Hundert als erste Auflage, das zweite als zweite zu bezeichnen, ist eine Täuschung des Publikums. Ebenso gut könnte auch das zehnte bis zwanzigste Exemplar zweite Auflage heißen. Für Autoren haben wirkliche Neuauflagen nur deshalb Bedeutung, weil sie ihnen die Gelegenheit bieten, manche Aenderung an den früheren zu machen. Für den Wert eines Buches, wie Unwissende annehmen mögen, beweisen sie nicht das mindeste. Übrigens will ich recht gern glauben, daß manchmal hundert Auflagen wirklich neu gedruckt sind, aber daß die Werke deshalb auch viel gelesen werden, steht noch sehr in Frage. Diese Modedichtungen sind gegenwärtig ziemlich dasselbe, was früher die alljährlich erscheinenden Almanache waren. Schön in Goldschnitt gebunden und mit Bildern geschmückt, zieren sie den Weihnachts- und Geburtstagstisch. Aber daß solche Marzipanwaren nur eine sehr vorübergehende Existenz haben, läßt sich nicht bezweifeln. Unstreitig finden sich unter diesen literarischen Konfekt auch einige gute Produkte, denen mit Recht die Gunst des Publikums zu teil geworden, im Grunde werden sie aber durch die Gesellschaft, in der sie sich präsentieren, oft auch durch die elenden Illustrationen, die das Auge jedes Mannes von Geschmack beleidigen, entwertet. Auch die beliebten illustrierten Ausgaben von Shakespeare, Goethe, Schiller und so weiter sind eine wahre Entweihung dieser großen Meister, deren Werke dabei nur als ein Apendix zu den meist höchst geschmacklosen Bildern erscheinen.

Eine Frage, über die sich ganze Bände schreiben ließen, die ich aber hier nur flüchtig berühren kann, ist die nach dem für eine Produktion aus den verschiedenen Fächern der Poesie passenden Umfang. Die herrschende Meinung neigt sich wohl jetzt dahin, daß Epen von der Länge der altindischen, ja nur der homerischen, des rasenden Roland und so weiter für unsere Zeit der Telegraphen und Eisenbahnen zu langschweifig seien. Dennoch hat ein vierbändiges Gedicht von Robert Browning: „Der Ring und das Buch“, dessen Umfang so groß ist, wie der von „Ilias“ und „Odyssee“ zusammengenommen, in England enthusiastische Aufnahme gefunden. Richardsons und Rousseaus Romane, obgleich reich an Schönheiten, finden wegen ihrer Länge kaum noch Leser, und doch sind bis zu neun Bänden ausgedehnte Romane, wie diejenigen Gutzkows, vielfach gelesen worden. Vom Drama sage ich hier nur, daß es wohl unbedingt eine möglichst knappe Fassung verlangt, wenn es sich nicht um seine Wirkung bringen soll, daß es aber doch Unsinn ist, wie es oft geschieht, drei Stunden für das Zeitmaß der Darstellung festzustellen, da sich das nach dem größeren oder geringeren Reichtum an Handlung in einem jeden Stücke richtet und z. B Hamlet nun ein Drittel länger ist als Macbeth. Für lyrische Gedichte wird jetzt von manchen die größte Knappheit verlangt; es ist aber sicher Unverstand, Balladen, die nicht halb so lang sind, wie die „Braut von Korinth“, Elegien, die nicht den dritten Teil des Umfangs von Goethes herrlicher „Euphrosyne“ haben, Hymnen, die dreimal kürzer sind als manche Pindarsche, wegen ihrer Länge zu verschreien. Um nun auf mich selbst zurück zu kommen, so habe ich mich überall bei meinen Dichtungen der größtmöglichsten Kürze befliſſen, vielleicht dadurch einigen derselben sogar geschadet, indem ich manches strich, was besser stehen geblieben wäre. Die längste meiner Balladen ist kaum ein Drittel so lang

Digitized by Google

wie Bürgers „Leonore“, und selbst der so knappe Uhland hat weit längere. — Um nun endlich noch von „Lothar“ zu sprechen, so hat er wie alle meine größeren erzählenden Dichtungen nur etwa so viel Umfang, wie ein halber Band eines gewöhnlichen dreibändigen Romans, ist also nur den sechsten Teil so lang wie ein solcher. Bei der Fülle der darin vorkommenden Begebenheiten konnte ich mich unmöglich kürzer fassen.

Wenn ich geraume Zeit hindurch sehr sorglos wegen des Schicksals meiner Schriften gewesen war, so kam doch zuletzt ein Moment, wo mich Trübsinn befiel, weil ich zu bemerken glaubte, daß so manche um mich her nicht einmal von ihrer Existenz wußten. Ich rede nicht von den vielen, die einzig Zeitungen oder höchstens hie und da einen Roman lesen, sondern von solchen, denen ich Sinn für Poesie zutraute und von denen ich wußte, daß sie wenigstens mit den Dichtern der vergangenen Periode vertraut waren. Aber ernüchtigt, wurde ich wieder, als mir kund ward, daß in verschiedenen Städten Kreise bestanden, in welchen Herren und Damen gemeinsam meine Werke lasen, andere, in welchen Vorträge über dieselben gehalten wurden. Briefe von mir völlig Unbekannten, aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands nicht nur, sondern auch aus England, Spanien, Italien, Holland und Amerika, deren Verfasser dem Eindruck, welchen meine Werke auf sie gemacht, beredten Ausdruck liehen, mehrten sich von Jahr zu Jahr. Ich glaube, daß dies hoch anzuschlagen ist, denn wenn eine bedeutende Anzahl von Lesern sich entschließt, ihren Beifall dem Verfasser brieflich kund zu geben, so läßt dies noch auf eine viel größere Menge solcher schließen, welche über ihre Empfindung dem Autor keine Kunde geben. Ich selbst habe seit meiner Jugend für verschiedene deutsche und fremdländische Autoren geschwärmt, hatte aber doch nur selten das Herz, ihnen das brieflich auszusprechen. Schließlich zeigten auch die wiederholten Auflagen meiner Dichtungen, daß ich mich nicht beklagen dürfte. Meine Hoffnung ist, daß meine Werke, ungleich denen mancher anderer, die während deren Lebzeiten mehr gelesen wurden, nach meinem Tode sich in demselben Maße verbreiten, wie die der andern in Vergessenheit geraten werden. Für den Fall aber, daß diese Hoffnung sich nicht erfüllt, will ich mich mit dem Gedanken trösten, daß bessere Werke als die meinen spurlos untergegangen sind, und daß ich lieber, wie so viele kaum dem Namen nach bekannte Dichter der Griechen, verschollen, als mit X und Y) unsterblich sein möchte.“

Es ist dieselbe stolze und edle Anschauung, der er einst in den folgenden Versen Ausdruck verliehen:

„Was ist der Ruhm, wenn Mode oder Blinder
Zufall den Kranz erteilt? Ein Lustgebilde,
Ein eitler Tand, ein Spielwerk nur für Kinder.
Doch können Menschen nicht, noch Engelzungen
Genug ihn preisen, wenn er Würd'ge schmückend
Kundgiebt, daß sie vergebens nicht gerungen.“

Auch Schack hat nicht vergebens gerungen. Doch seien diese Zeilen nicht mit einem Preis des Dichters geschlossen, den Alle kannten, sondern des Menschen, von dessen Güte nie viel öffentlich die Rede gewesen. Wie hilfreich Schack den Bedrängten und namentlich armen Künstlern war, ist nicht genug zu rühmen. Mit dem ersten Beitrag, den er vor nun zehn Jahren dem Herausgeber dieser Zeitschrift für ein damals in Wien von ihm redigiertes Blatt sandte, kam die Bitte, ihm Auskunft über einen jungen österreichischen Lyriker zu geben, der sich an ihn gewendet, und der letzte, der uns zugekommen, schließt mit der Mitteilung, daß ein anderer Schützling, für den er auch unsere Verwendung erbeten, nun endlich einen sicheren Hafen gefunden. In einem Briefe aus dem Jahre 1887 heißt es: „Sie haben an A. für X geschrieben — warum nicht an mich?“ Er, der hundertfach in Anspruch Genommene, war ordentlich gekränkt, daß wir für ein junges Talent die Hülfe eines Andern und nicht die seine in Anspruch genommen! Den Armen und Ringenden unter den deutschen Dichtern der Gegenwart ist der Tod dieses Edlen und Guten ein schwerer Verlust.

Ehre seinem Andenken!

Litterarische Notizen.

— Der Ausweg. Eine Erzählung von Clara von Sydow. (Berlin. Wilhelm Herz. 1893.) Clara von Sydow sieht sich in diesem Buche ihr Ziel sehr hoch; es soll zur Lösung der sozialen Frage beitragen. Die Mittel, die sie angiebt, um eine Versöhnung der verschiedenen Stände untereinander herbeizuführen, dürften wohl kaum die richtigen, der Roman einer Frau wohl überhaupt nicht dazu geeignet sein, die Lösung dieser wichtigsten aller Fragen herbeizuführen. Ihr Progamm kann in die Worte des vornehmen Mannes zusammengefaßt werden, den sie zum Träger ihrer Ideen im „Ausweg“ gemacht hat. „Möchten wir alle besser werden, dann werden wir es auch besser haben.“ Nicht eine neue Ordnung will er angebahnt sehen, nur eine neue Gesinnung möchte er verbreitet wissen und diese bezeichnet er mit dem wilden Wort des Heilands: „Liebet eure Brüder!“. Gewiß, durch diese Mittel wird die soziale Frage nicht gelöst werden, aber Clara von Sydow macht es alle Ehre, daß sie sie versucht und wie sie sie versucht. Sie hat ernsthaft studiert, bevor sie an ihr Werk gegangen ist und schließt sich als Frucht dieser Studien an das Programm des Vereins für Sozialpolitik an — vielleicht fällt doch aus ihrem Buche ein Samenkorn auf fruchtbaren Boden, nicht in das Herz eines Arbeitnehmers, aber in das von Arbeitgebern, denn diesen predigt sie in ebenso beredter Weise Milde und Einsicht wie sie den Anderen Genügsamkeit empfiehlt. Es giebt nicht höhere und niedrigere Stände, sagt sie — Alle stehen gleich, nicht in dem Sinn, wie jene es haben möchten, die die irdischen Güter gleichmäßig zwischen die Menschen verteilt wissen wollen, sondern in dem, daß Jeder in seinem Kreise das Beste will und schafft. Und, meint sie, verdankt nicht der Handarbeiter dem geistig Schaffenden die vornehmsten Genüsse des Lebens, da muß er es ihm doch auch ermöglicht sein lassen, daß er unter Verhältnissen lebe, in denen er Geistesarbeit verrichten kann. Man sieht, was Clara von Sydow sagt, ist edel gedacht und doch wäre es zu wünschen, sie wendete sich in ihren künftigen Arbeiten rein künstlerischen Stoffen zu, sie kann da Abgerundeteres und Vollendeteres schaffen. Es ist kaum ein Roman zu nennen, was sie im „Ausweg“ bietet, denn die Personen dienen so ausschließlich der Illustration ihrer Ideen, daß sie nicht als Wesen von Fleisch und Blut erscheinen, sondern als Kleiderständer, denn die Autorin ihre Demonstrationen als Mäntelchen umhängt. Darum wäre es besser, sie schiede scharf zwischen den Resultaten ihrer Anschauungen über soziale Fragen und den Werken ihrer Phantasie — beide könnten dabei besser fort. F. D.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von J. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Wie ich anfing und wie ich in die Litteratur kam.

Von Hans Hopfen.

Der Herausgeber der „Deutschen Dichtung“ hat an etliche Schriftsteller die Einladung ergehen lassen, die Geschichte der Entstehung und der Schicksale ihres Erstlingswerkes zu erzählen.

Es ist mir offengesagt nicht leicht geworden, dieser liebenswürdigen Aufforderung zu folgen, denn ich hege eine tiefe Abneigung gegen alle autobiographischen Expektorationen von Künstlern und Gelehrten, wenn nicht ein besonderer anekdotischer Gehalt oder psychologischer Wert solche Veröffentlichungen unter allen Umständen empfiehlt und sie empföhle, wäre der Erlebende dieser Schicksale auch nicht in stiller Werkstatt, mit der Feder, dem Pinsel oder dem Meißel in der Hand, berühmt geworden! Ein Goethe, ein Benvenuto Cellini mag die Denkwürdigkeiten seines Lebens, der Mit- und Nachwelt zum Gewinn, veröffentlichen. Auch einem armen Mann im Tockenburg, der als Ziegenhirt in der Bergeinsamkeit über Shakespeare denken lernte, oder einem Theodor von Bernhardi, der mit allen treibenden Gestalten der neuesten Geschichte in Berührung kam, wird man dankbar für ihre Mitteilungen sein. Als ich aber umlängst auf zweihundert und mehr Seiten die theatralisch aufgeputzten Kinderspiele mitspielen mußte, mit denen ein frühreifer Balladendichter in seiner Knabenzeit die freien Stunden quasi heldenhaft totgeschlagen zu haben versicherte, als ich in einem anderen dicken Wälzer eine unendliche Gallerie der langweiligsten Kathedermenschen des Genaueren kennen zu lernen und immer und immer wieder die Beteuerung entgegenzunehmen gewürdigt ward, daß der gewissenhafte Gelehrte in seinem vierjährigen Studentenleben auch nicht ein einziges Collegium, und wär's das überflüssigste und einschläferndste gewesen, geschwänzt hat, so reute mich nur die verlorene Zeit, die des Knaben, wie die des Studenten, die des Lesers, wie erst recht die des begabten Autors, der uns leicht etwas Besseres hätte schaffen können.

Le moi est odieux, und wir Künstler sind ein eitles Volk. Sowie sich einer vor den Spiegel stellt, um sich in ganzer Figur zu betrachten, wird er schon verdächtig, eine Pose anzunehmen. Ein nach dem Spiegel gemaltes Bild wird selten dem Vorwurf entgehen, daß der Künstler sich mit liebenden Blicken voreingenommen betrachtet habe. Jeder kennt seine Vorzüge so gut und weiß seine Fehler zu schattieren. Aber ohne Spiegel geht's nun einmal nicht. Wer möchte darum die Selbstportraits der berühmten Maler von Raphael und Michel Angelo bis auf Böcklin missen! Sie haben die Ehrlichkeit des Kunstwerks. Und weil sie vollendete Kunstwerke sind, gelten sie und werden bleiben. Wessen Leben aber an sich nicht schon hohen Reiz für jeden begabten Erzähler und wer nicht selber so viel Talent als Erzähler hat, daß er sein Leben wie einen fesselnden Zchroman niederschreiben kann, der lasse die Hand von einer Selbstbiographie. In jedes Dichters Werken ist so viel Selbsterlebtes verarbeitet, daß ihn nur selten die Lust anwandeln wird, aus den mit seiner Erfahrung verquickten und zusammengewachsenen Phantasiegestalten, die quellenmäßige pragmatische Empirie seines Erdenwallens, zur Belehrung des verehrten Publikums, noch einmal herauszuschälen und zurückzudestilliren. Das beste, was du wissen kannst,

Digitized by Google

darfst Du auch in diesem Falle den Jungen doch nicht sagen. Und aufs Fabuliren kommt's auch hier an. Aber dann ist der Spiegel mit seinen schönfärbenden Lichtern schon wieder da. Wer möchte für eine nüchterne gewissenhafte vollständige Autobiographie des köstlichen Boz seinen David Copperfield darangeben? Wahrheit und Dichtung . . . Der größte und der menschlichste unter den deutschen Menschen hat mit diesen Worten auch den autobiographischen Nagel auf den Kopf getroffen.

Wie dem nun sei, es hat zu allen Zeiten gute Selbstbiographien gegeben, allein eine Geschichte des Erstlingswerks erschien mir als eine Neuigkeit, und ich konnte mich lange nicht damit befreunden.

Denn was ist das Erstlingswerk?

Ihr mögt daran tifteln und deuteln, so viel Ihr wollt, nach meiner festen Überzeugung ist es eben doch nimmer etwas anderes als eben das allererste Werk oder Werkchen, das eine Poetennatur fix und fertig aus sich herausgebiert.*)

Weil aber dies Ereignis sich fast bei jedem in früher Jugend, aus mangelnder Erfahrung und geringer Künstlerschaft zeitigt, so wird es ein unbrauchbares, lebensunfähiges Machwerk sein, eine Mißgeburt, der der Erzeuger selbst je eher desto besser den Kragen umdreht und sie ins Feuer wirft.

Er will nichts weiter von ihr wissen, er erinnert sich später kaum mehr dieses Stammelns. Unterhaltend mag dessen Geschichte ja zuweilen sein. Wem aber soll sie nützen?

Den ästhetisch Naseweisen etwa, die sich einbilden, wenn sie derlei Selbstgeständnisse unverfälscht und wahrheitsgetreu kennten, dann wüßten sie auch, wie's gemacht würde, ein Schriftsteller oder ein Künstler zu werden?

Die Armen im Geiste! Sie erinnern mich an jene Sorte Schwiegermütter, die, weil sie einmal geboren haben, nun einen Schatz von Erfahrung zu besitzen glauben, mit dem sie jeden Arzt und jede Hebeamme in schimpfliche Flucht zu jagen vermöchten.

Alle Production ist individuell verschieden.

Nichts ist individueller als geistige Arbeit. Jeder schafft in anderer Weise. Ja, ich möchte behaupten, selbst der Einzelne schafft nicht Alles in der gleichen. Jedes Werk reift im Empfänger auch die eigentümliche Art seiner Hervorbringung. Und weißt Du, Fremdling, wie's einmal geschehen ist, so weißt Du noch lange nicht, wie's weiter geschehen wird.

Wenn der große Schiller die Geschichte der Entstehung seines „Studenten von Nassau" erzählt hätte, wir wären vielleicht um eine Anekdote reicher — um einen Beitrag zur spekulativen Ästhetik kaum.

Oho, sagt dieser und jener, Schillers Erstling sind „Die Räuber". Ich sage nein. Nicht was einer mit gereifter, wenn auch noch so früh gereifter Kraft nach zahlreichen Versuchen endlich als vollkommenes Werk hinstellt ist sein Erstling, sondern sein allererstes Werk ist es.

Nicht dasjenige, das er zuerst hat drucken lassen, noch viel weniger das, was ihm zuerst einen Namen gemacht hat; der Erstling ist eben der erste und kein Anderer. Der Sinn des Wortes giebt keiner anderen Deutung Raum.

Daß nicht viel dabei herauskommt, wenn man dessen Geschichte schreibt, kann ich nicht besser beweisen, als indem ich die meines Erstlings hier preisgebe.

Ich erinnerte mich heute wahrscheinlich dieses Erstlings ganz und gar nicht, wenn ich nicht unlängst meines unvergeßlichen Lehrers Heinrich von Sybels „Begründung des deutschen Reichs unter Wilhelm I." gelesen hätte. Ich weiß nicht, hat das treffliche Werk den Verdunpreis nicht bekommen, weil es so populär geworden ist, oder ist es so populär geworden, weil es den Verdunpreis nicht bekommen hat; aber ich freue mich seiner großartigen Verbreitung, seiner allgemeinen Anerkennung. Es gehört zu den größten geistigen Genüssen, die mir seit Jahren gewor-

*) Mit Verlaub, verehrter Dichter, aber sollt' es nicht gerade umgekehrt sein, das heißt: Kann man zu der Definition, die Sie geben, nicht eben nur durch allzu viel „Tifteln und Deuteln" kommen? Die Frage geht ja nach dem „Erstlingswerk" und nicht nach dem ersten Reim oder Aufsatz; ich glaube nicht, daß gar so Viele, gleich Ihnen, darunter die Reime des dreizehnjährigen Knaben verstehen werden. Zudem ging meine Frage aus- und nachdrücklich nach dem „ersten größeren Wert", dem Eintritt in die Litteratur, und daß sie auch so ihren Sinn hat, beweisen Sie ja am besten selber, indem Sie ihrer Beantwortung den weitaus größten Raum widmen. Aber dies Alles nur zur Klarstellung. Im Uebrigen bin ich, und mit mir sicherlich jeder Leser, Ihnen nur aufrichtig dafür dankbar, daß Sie zuerst auch erzählen, wie Sie anfingen, und wenn Mißverständnisse nur immer so erquickliche Folgen hätten, wie Ihren Aufsatz, so wär's eine ungemischte Freude, Herausgeber einer Zeitschrift zu sein.

K. E. F.

Digitized by Google

den sind, in einer Zeit, die sich des Bewußtseins ihrer schicksalvollen, schwierigen Entwickelung am liebsten entschlagen möchte, den ganzen Werdegang unseres heutigen staatlichen und politischen Zustandes in Einem Gusse, mit klarer Folge aller wichtigen Momente, in sich aufzunehmen, zu überschauen und zu würdigen, das große Walten der Geschichte in großen zusammenhängenden Zügen sich an Meisterhand zu vergegenwärtigen. Möge sich's jeder gönnen, der die Zeit in der er lebt, auch verstehen will.

Wen Anekdotenkram ergötzt, der mag mit mir darüber lachen, daß, als ich in jenem Werke den Namen des Fürsten Windischgrätz las, mir einfiel, wie es dieser damals argverlästerte Heerführer gewesen ist, der mich zu meinen ersten Versen begeistert hat, und daß demnach diese meine erste, gutgemeinte, nichtswürdig durchgeführte Kunstleistung Ende Oktober oder Anfang November 1848 entstanden sein muß.

Ich glaube nicht, daß die Feststellung dieser Thatsache ein Gewinn für die neueste Litteraturgeschichte sei, aber sie gehört nun einmal zur Historie des Erstlingswerkes.

Ich war also dreizehn Jahr alt, in den ersten Wochen Tertianer und wie es sich für ein solches Alter, solche politische Erfahrung und die damalige Zeitstimmung nicht anders schickte, von der einzigen Vortrefflichkeit republikanischer Staatsform durchdrungen. Gegen einen absolutistischen Pacifikator der in heller Empörung niederbrechenden Hauptstadt Wien, der die Abgesandten der deutschen Nationalversammlung standrechtlich in der Brigittenau erschießen ließ, erfüllte mich flammende Entrüstung.

Ich weiß nicht, ob diese patriotische Glut sich ohne ein persönlich betrübendes Privatereignis künstlerisch entbunden hätte. Da mich die Götter einmal zum Poeten bestimmt hatten und wahrscheinlich auf die erste überraschende Äußerung meiner ahnungsvoll bebenden Muse nicht länger warten wollten, so sorgten sie auch für den erschütternden Anlaß im individuellen Leben, der mir Herz und Stimme für das allgemeine Wohl und Wehe klingend lösen sollte.

Das kam so. Je jünger ich war, desto mehr rühmten die Mitmenschen an mir eine fröhliche Lust mich anderen mitzuteilen, was man so bei gemeineren Naturen Unterhaltungsgabe nennt. Mit den Jahren verliert sich das, was, wie ich fürchte, der gütige Leser aus dieser Geschichte des Erstlingswerkes nur allzubald ersehen wird.

Damals aber am Ende unserer Revolutionsepoche und im Beginn meiner Untertertia war ich ein leidlich belustigender Zeitgenosse und liebte es durchaus nicht, mein Licht unter den Scheffel zu stellen, weniger aus republikanischer Unabhängigkeitsüberzeugung als aus mangelnder Selbstbeherrschung.

Das Unabhängigkeitsgefühl des freien Bürgers ward überhaupt von unseren damaligen Lehrern — ein paar rote Wochen im seligen März etwa ausgenommen — nichts weniger als geachtet. Vollends jetzt, da die Reaktion auf allen Gebieten mit verstärkter Macht und gedoppelter Wut siegesüppig zurückkehrte, schien jeder Sinn für Duldung, Fortschritt und Nachsicht verbraucht zu sein. Man verlangte genau die vordem gewohnte Hochachtung für die ach so veralteten Klassiker, wie in den finstersten Schulzeiten vor 48, man dachte nicht daran, den langweiligen Julius Cäsar und den noch langweiligeren Xenophon durch leichter faßliche, unterhaltendere moderne Reisebeschreibungen zu ersetzen, man überwachte nach Möglichkeit die häusliche Lektüre, das spanische Rohr war noch für ein Jahr — bis zum Uebertritt ins eigentliche Gymnasium — in leichtfaßlicher Uebung, man duzte uns auch bis dahin noch wie Rekruten und, hielt es einer der schwarzen Herren für angemessen, so befahl er dem halbwüchsigen citoyen aus der Bank zu kommen und den Rest der Stunde stehend oder gar auf den Knieen zuzubringen ... Und das nannte man das Jahr 48!

Dieser Zustände vollbewußt, mit heiligem Respekt vor Herrn Pater Benedict, unserm Ordinarius, spitzten wir in der Klasse unsere Ohren; allein die wundersame Elastizität der Jugend sorgte dafür, daß diese Spitze doch nicht immer nach dem Munde des Lehrers gerichtet war.

Ach, durchaus nicht. Und ich mit meinem Wetterfahnenkopf schon gar! Ich war — vor meinem Spiegel sei's gestanden — ein nichtsnutziger Schulbube.

Mein Nachbar in der Bank — es war die erste keineswegs — war ein artiger Junge. Ich meine, da ich mich seiner erinnere, ich

Digitized by Google

seh' ihn neben mir sitzen mit seinem Borstorfer Apfelgesichtchen über dem breiten, steifgestärkten schloweißen Umschlagkragen. Er hatte eine einschmeichelnde, aufmunternde Art, mit seinen blitzenden Augen einen anzusehen und war ein guter Zuhörer — besonders für mich.

Ich erinnere mich, er trug den reinlichen Namen Sauber, was wir in unserer bübischen Nichtswürdigkeit dadurch, daß wir die beiden Silben niemals ohne empfindlichen Trennungsstrich aussprachen, consequent in's höhnische Gegenteil verkehrten.

Ich saß also in meiner Sünden Maienblüthe neben besagtem Sauber und, da mich, was ich gestern Abend heimlich für mich gelesen hatte, weit mehr beschäftigte, als was der schwarze Pater, langsam zwischen den Bänken auf und niederwandelnd, vor etwa vierzig unfreiwilligen Zuhörern wiederholt versicherte, so ließ ich meinen Nachbar an meiner Freude teilnehmen und plapperte mit aller Vorsicht mezza voce drauf los, daß jener sich immer besser unterhielt.

Leider beherrschte nun Kamerad Sauber seine Lachmuskeln so wenig, wie ich meine Sprechwerkzeuge, und nach einigen Versuchen, die aufsteigende Heiterkeit zu verschlucken, platzte der Unselige zischend los und hielt sich wiehernd die Seiten.

Das strafende Verhängnis hatte uns in der nächsten Minute beim Wickel. Mein Nachbar konnte sich sein jämmerlich aus aller Schuld herausreden. Er hatte ja nur unwillkürlich darüber lachen müssen, was ich eigenmächtig vorgetragen hatte. Und so entlud sich Pater Benedicts gerechter Zorn auf mich. Zum allgemeinen Gaudium — denn Schadenfreude ist ein wonnig Labsal für kindliche Gemüter — mußte ich, der die Schulbank mit profanem Geschwätz entweiht hatte, „herauskniee[n]". Das Weitere werde sich nach dem Unterricht finden.

Ich weiß heute nicht mehr, worin „das Weitere" bestand. Ich weiß nur, daß ich die nächsten dreiviertel Stunden auf den Knieen lag ... auf den Knieen vor meiner Muse.

Ich war's mir gar nicht gleich bewußt. Daß ich, also hart gemaßregelt, nicht daran dachte, dem Unterricht eines Lehrers zu folgen, der einen im glorreichen Jahre der Revolution also despotisch mißhandelte, verstand sich von selbst. Ich drückte die nassen Augen und die glühenden Wangen in meine flachen Hände und die Hände auf mein Büchlein, das auf dem Bankfitz lag, und wie ich also Schmerz und Scham und Wut verbiß, kamen mir Verse ...

Verse gegen jenen fürstlichen Generalissimus, dem sie in Prag Weib und Kind durchs Fenster erschossen hatten und der nun, ein schmerzgepanzerter Tyrann, die schöne Wienerstadt mit Blut und Schmach und Thränen füllte, wie ich's in den Zeitungen gelesen hatte. Wutschnaubende freiheitsdurstige Zeilen, wie sie meiner augenblicklichen Stimmung entsprachen.

Ich nahm die Feder und schrieb und schrieb, Vers auf Vers und Reim auf Reim. Ungleiche holperige hinkende Verse und falsche Reime, unsinnige Vorwürfe und Gelöbnisse ebenso unmöglicher wie ungerechter Rache ... blankes Blech.

Aber mein Erstling war geboren.

Er sollte kein langes Leben fristen.

Pater Benedictus, der mehr als einmal, ohne es zu wissen, auf meine litterarische Laufbahn im Beginn heilsamen Einfluß geübt hat, wunderte sich wohl schon eine Weile darüber, was ich über meinem Xenophon so eifrig mit der Feder zu kritzeln hatte, er mochte jedoch in pädagogischer Klugheit nicht gleich wieder Strafe auf Strafe folgen lassen. Je näher aber die Lektion ihrem Ende zuneigte, desto schärfer faßte der schwarze Mann aus Katheberferne mich in's Auge.

Ich kannte den Blick, wenn der Herr Professor so gewiß die Stirn senkte und kaum merklich die Brauen über den weitaussehenden Pupillen zusammenzog. Ich fühlte, wie einen elektrischen Funken, das Bewußtsein von ihm zu mir durch die lange Klasse herüberspringen: nun gilt es wieder einmal dir. Ich duckte mein verbrecherisch Haupt hinter das Pult vor meiner Bank, das die Rückenlehne der vorderen abgab, und zerriß mein opus Eins, da es zum Teil noch feuchter Tinte war, in kleine Fetzen. Den einen Teil warf ich mit der rechten Hand unter die Füße meiner Vordermänner, den anderen steckt' ich mit der linken in meine Hosentasche, den dritten und kleinsten zerkaut ich und verschluckt' ich, dem Drang gebieterischer Keuschheit des Gedankens

Digitized by Google

folgend. Kein Menschenauge sollte meine ersten Verse sehen, kein pfäffischer Schulmeister sie censiren, keine Bande roher Schulbuben über sie lachen.

Als der Lehrer, sowie die Stunde schlug, zu mir trat und mich fragte, was ich geschrieben hätte, fand er davon nichts mehr und schalt ohne rechte Veranlassung in's Blaue hinein, während ich meine vernichteten Verse im Gedächtnis wiederholte, um sie auch ohne Niederschrift nicht zu vergessen.

Einige davon weiß ich noch heute. Sie sind niederträchtig und nicht weiter der Rede wert.

Aber während ich mir ihre Entstehungsart aus meiner Knabenzeit jetzt mit der Feder in der Hand wieder einmal vergegenwärtige, fiel mir auf, daß die äußere Pose des Menschen, in der meine ersten Reime niedergeschrieben worden waren, unbewußt auch in späteren Jahren manchmal angenommen wurde. Ich habe unter verschiedensten Umständen meine Verse ausgesonnen, die meisten unter Gottes freiem Himmel, nicht wenige im Sattel auf Rosses Rücken. Aber oft, wenn in stiller Stube der Ansturm ungefüger Gedanken sich nicht glätten und geben wollte, bin ich wie in brünstigem Gebet auf die Kniee gesunken, habe das Gesicht in die flachen Hände und die Hände auf einen Stuhlsitz gedrückt und also mit der Muse gerungen, bis Sinn und Melodie in Eines fließend sich festigen ließen von bildender Hand.

Ich habe nie darauf geachtet. Heute aber, da ich dies niederschreibe, mutet's mich wunderlich an, weil ich finde, daß es dieselbe Stellung gewesen ist, in der ich meine allerersten Verse verbrochen habe.

Wenn nun der gütige Leser dieser Geschichte mich auf's Gewissen fragt, ob ich mich denn damals schon für einen Dichter gehalten habe, so antworte ich mit vernehmlicher Stimme: Nein.

Ein Dichter ward ich erst etwa dritthalb Jahr später.

Wie das gekommen ist?

Wer kann's beschreiben. Wie den Vögeln die Stimme und den Männlein der erste Flaum auf die Wangen wächst. Er kommt eben und dann ist er da. Müßte ein merkwürdiger Kauz sein, der genau entwickeln könnte, wie. Ich war 16 Jahr alt und . . .

Früh hat Gott von seinem goldnen Bogen
Den Pfeil geschnellt, der ruhig Blut verändert;
Ein Knabe war ich, der zur Schule schlendert
Im Frühling, als die ersten Schwalben flogen.

Da, wie wir um die Straßenecke bogen,
Stand sie vor mir, das Hütchen reich bebändert,
Auf kleinen Ueberschuhen, rot gerändert,
Und sah mich an, als wär sie mir gewogen . . .

Tags darauf war ich ein Dichter. Ich glaubt' es wenigstens und glaub' es noch heute.

Ich glaubt' es; aber ich behielt nach einigen kurzen Versuchen jugendlicher Mitteilsamkeit meinen Glauben für mich. Ich hatte die klare Ueberzeugung, daß man reif geworden sein müßte, um mit seiner Kunst vor's Publikum zu treten, und das instinktive gebieterische Gefühl, daß dies Heranreifen durch Anderer Zugucken nur beirrt werde, und daß, was aus dem Allerinnersten sich entwickeln solle, in seinem Werdegang nicht immer wieder aufgezeigt werden dürfe. So schwieg ich über das, was mich vor Allem bewegte, ziemlich zehn Jahre lang. Als ich mich aber dann reif fühlte, wollt' ich in die Litteratur auch mit wünschenswerter Entschiedenheit treten.

Ob und wie einem das gelingt, ist aber keine Gymnasiastenschnurre, sondern ernsteste Lebensfrage, und es zu erzählen verlangt einen ernsthaften Ton, denn der Weg in die deutsche Litteratur ist ein dorniger Pfad, darauf so Mancher, von dessen Leben und Streben das Publikum nichts erfährt, mit wunden Füßen liegen bleibt, ohne das gelobte Land zu sehen; zahlreiche Marodeure machen die Straßen unsicher, und neben den schmalen, zielsicheren, aber oft bis zur Unkenntlichkeit verwachsenen Pfaden laufen breite Holzwege in Menge hin, auf denen man, weiß Gott, wohin kommt, nur nicht in die eigentliche Litteratur.

Da ist denn ein braver Mann, der Einem zur rechten Zeit die Richtung weist und zuverlässige Reiseratschläge gönnt, ein kostbarer Schatz, ein wahres Stück Schicksal, maßgebend fürs ganze spätere Leben, und solch einen Mann zu finden ist an sich schon ein Zeichen von Glück oder Talent. Denn nicht Jeder, der etwas leisten kann, versteht auch zu unterweisen, nicht Jeder, den die Sonne der großen Öffentlichkeit bescheint, ist auch ein berufener Führer ruhmeslüsterner Epigonen, nicht Jeder, der die allgemeine Anerkennung in

Digitized by Google

vollen Zügen genießt, bemüht sich hilfreich, um nachwachsende Bestrebungen auf dem von ihm selbst angebauten Felde. Manch Einer berühmte sich gern seiner Schüler und zieht sich nur lästige Nachahmer groß, manch Einer erzöge sich gern einen mit ihm fühlenden, Alles begreifenden Freund, und er bringt's nur zu scheuen Bewunderern. Ohne daß er's weiß, liegt die Schuld, daß dem so ist, doch nur an ihm. Denn wenn er Alles hätte, aber die Liebe nicht, so blieb' er doch nur tönendes Erz und klingende Schelle. Die Liebe zur Kunst nicht nur, auch die Liebe zu den Menschen.

Der, den ich mir zum Führer erkor, Jahre vorher, eh' ich meinen Entschluß thatsächlich ausführte, er war voll Kunst und Kunstverstand und er war voll edelster Menschenliebe. Nun verstünde mich aber grundfalsch, wer da glaubte, man nähme sich einen magister artium, wie man sich einen Schwimm- oder Tanzlehrer oder eine französische Gouvernante nimmt, und man könnte dichten von einem Andern lernen. Nein, in keiner Kunst kommt so wie in der Poesie das Wahrwort zur Geltung: Talent haben, heißt, daß Einer das eigentlich schon von Natur aus kann, was er nachher ordentlich lernt.

Wer nicht weiß, was er will, dem wird kein Meister frommen, und wer nicht schon zeigt, daß er etwas kann, dem wird kein Meister Teilnahme beweisen.

Ich hatte Jura absolvirt und bereitete mich in üblicher Gerichtspraxis auf meine zweite Staatsprüfung (Assessorenexamen nennt man's in Preußen) vor. Dabei arbeitete ich unter Heinrich v. Sybel in dessen historischem Seminar, in der ernsten Absicht, mich für eine akademische Lehrkanzel auszubilden. Ich suchte durch dieses Doppelstudium gleichsam instinktiv den poetischen Schaffensdrang in mir auf andere, bürgerliche Wege zu bringen, will sagen, zu ertöten, denn ich hatte mir die heilige Überzeugung erworben, daß in einer hochgebildeten Nation, wie der deutschen, nur derjenige im Recht sei, sich als Dichter zu fühlen, und zu geben, der, was er zu sagen habe, mit der vollen Originalität einer eigenartigen Persönlichkeit vorbringen könne. Ob eine solche Persönlichkeit von origineller Begabung in mir steckte, die zum öffentlichen Auftreten vor einem Volke von so außerordentlicher litterarischer Vergangenheit berechtigt wäre, das wagte ich selber mir, trotz frühen Dranges und jahrelanger stiller Übung, nicht allein zu bestätigen.

Die Kunst war mir ein Heiligtum, ihr ganz zu leben, galt mir der erhabenste Beruf, und mich dünkte, nur durch einen allgemein anerkannten Hohenpriester war die Weihe zu empfangen. Wenn dieser mich nicht vollauf würdig sprach, dann lieber in Ewigkeit schweigen von dem, was mich vor Allem beseelte, und in anderen Berufen, sei's als praktischer Jurist oder Historiker, mit einer gewissen Haltung über die Vorhöfe dahinschreiten, ohne nach dem Allerheiligsten zu schielen.

Ich hatte seit Jahren mit keinem Menschen mehr über meine künstlerischen Absichten gesprochen. Auf dem Gymnasium hatte sich wohl aus einer nutzlosen größeren Vereinigung ästhetisch bewegter Jünglinge eine kleine Gemeinschaft vermeintlicher Dichter abgegliedert, die allwöchentlich einmal sich ihre Verse vorlasen. Jedoch der Sturm und Drang des bald darauf beginnenden akademischen Lebens hatte diesen Miniaturhaindund schon in den ersten Wochen über den Haufen geblasen. Ich sah mich unter meinen studentischen Commilitonen um, schätzte ihren Wert, auch ihren erziehlichen, für mich durchaus nicht gering, aber ich nahm, angesichts dieser thatlustigen, spottfrohen Naturen, wohlweislich das Goethe'sche Wort: „Es bildet ein Talent sich in der Stille", zur unverbrüchlichen Richtschnur. Und das war gut.

Es ging wohl so etwas wie ein unsicheres Vermuten durch die Gesellschaft, daß ich den Musen ergeben wäre und mit einer oder der anderen dieser himmlischen Töchter geheimen Verkehr triebe, allein, da ich mich Keinem anvertraute und Niemand mit meinen unfertigen Versen plagte, ward auch ich nicht gestört und, wenn ich anders ein Talent hatte, in der Stille seiner Entwicklung nie gehindert.

Später hatte ich, um gleichsam meine Fühler auszustrecken, erst unter fremdem, dann unter eigenem Namen eine Handvoll Verse veröffentlicht und war, um mir die Feder glatt zu schreiben, Correspondent einiger Zeitungen geworden. Aber ich arbeitete dabei emsig weiter als Jurist und Historiker.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Pfingstmontag.

Von Curt Hacker.

In Knospen standen Flur und Hain,
Die Kinder tanzten Ringelreih'n
Und warfen Ball im Freien;
Die Felder ruhten friedevoll,
Ein Läuten übers Land erscholl,
Und durch die Luft des Maien
Wieder
Nieder
Klang der hohe, gnadenfrohe Gruß der Pfingsten
Zu den Größten und Geringsten.

Und ob es schon Pfingstmontag war,
Aus Stadt und Dörfern kam die Schaar
Von festgeschmücktem Volke
Des Kirchleins Turm weit sichtbar stand,
Auf jedem Wege rings im Land
Zog eine Menschenwolke:
„Leben,
Streben
Schlägt uns Wunden; wie gesunden wir vom Bösen?
Durch den Geist will er uns lösen."

An seiner Tochter Seite geht
Der greise Pfarrherr, ein Prophet,
Ein Mann des alten Schlages;
Er dankt den Grüßen ernst und schweigt,
Zuletzt er nach den Gräbern zeigt:
„Die wird erst jenes Tages
Tönen,
Dröhnen
Wieder regen; so zum Segen wie zum Schrecken
Wird sie dann der Geist erwecken."

So tritt er in des Kirchleins Chor,
Die Tochter aber weilt davor,
Hat mit dem Volk zu schaffen.
Der reicht die Hand, der beugt das Knie
Und jener fleht: „Behüte sie,
Die du für uns geschaffen,
Eine
Keine
Maienblüte, voller Güte, voller Milde,
Wie ein süßes Traumgebilde!"

Das Mädchen sieht die Welt in Flor:
„Ach, daß ich meinen Lenz verlor,
Es will das Herz mir sprengen.
Für euch zu wirken war mein Trieb,
Doch unter aller Fülle blieb
Der Sehnsucht stätes Drängen.
Läute
Heute,
Liebe Glocke, und frohlocke mit den Frommen,
Kannst mir nicht ans Herze kommen." —

Des Ortes jüngrer Pfarrer starb;
Der um das Amt des Toten warb,
Wird heute Andacht halten.
Wählt ihn das Volk? — Das Städtchen will
Nur wie der Greis; der betet still:
„O daß er gleich uns Alten
Deine
Keine
Kirchenlehre gläubig ehre, an dem alten,
Ew'gen Worte laß ihn halten!"

Zur Kanzel stieg der blasse Mann,
Hub etwas scheu zu sprechen an:
„Wir kommen, Herr, getreten —
Dies Wort mach heut uns lebensvoll:
‚Wer zu dem Vater betet, soll
In Geist und Wahrheit beten.'
Lehr uns!
Wehr uns
Die Gedanken, die dem Schwanken möchten rauben
Durch das Wort des Geistes Glauben!"

„Betrachten wir des Textes Wort",
So fuhr er leicht errötend fort,
„Es spricht zu unsern Tagen:
Was treiben wir mit Namen Spott:
‚Gott-Mensch! Person! Dreieinger Gott!'
In heuchelndem Behagen? —
Jeden
Reden
In begegnen, die nicht segnen, die nicht weihen,
Diese Macht will es verleihen."

Gar trübe niedersah der Greis,
Das Mädchen aber sagte leis:
„Du träumst, mein Herz, erwache! —
Glänzt jenem Haupt und Angesicht? —
Er sah dich niemals, und er spricht
Zu dir in deiner Sprache.
Vater,
Vater,
Gott, auf einen glimmend kleinen Funken blicke,
Daß er nicht im Rauch erstücke!" —

„Der Bruder bat um einen Fisch,
Wir reichten ihm vom Liebestisch
Die Schlange! Worte! Schalle!
Da wand' er sich der Hohnes voll,
Und unterm wunden Herzen schwoll
Des Unmuts bittre Galle.
Diesen
Riesen,
Wird's gelingen, zu bezwingen, zu zertreten,
Wenn wir wieder Wahrheit beten." —

Digitized by Google

„Hat den der süße Wein bethört?“
Sprach wohl ein Bürger. „Unerhört!
Er lästert Kirch' und Städtchen.“
Der Alte stützte schwer das Haupt,
Ihm war des Tages Lust geraubt;
Doch neben ihm das Mädchen
Zagend,
Fragend
Voller Demut, in der Wemut leisen Schmerzen
Saß, die Hand auf ihrem Herzen.

„Als du umbrauſteſt jene Schaar,
Da spürte ſie: dem Tode war
Der Meiſter nicht gebeugt.
Uns allen laß ihn auferſteh'n:
Denn der Begrab'ne lebt für den,
Aus deſſen Geiſt er zeugt.
Leben
Geben,
Jugendkräfte zum Geſchäfte, welches not iſt,
Kannſt nur Du der Bruſt, die tot iſt.

Hilf uns denn los vom Wort, das schallt! —
Daß Herz um Herz mit Lenzgewalt
Die Knospenhülle sprenge,
Und, wie der Schlehdorn heut im Haag,
Entgegen seinem Maientag
Sich in die Blüte dränge! —
Komme!
Komme
Heut auch denen, die in Sehnen hierher kamen! —
Lehr' im Geiſt uns beten! — Amen.“

Sie ſtand, ſie ging. — Die Orgel klang,
Es ſtimmte an der Chorgeſang
Die alte ſchlichte Weiſe.
Sie blieb, die Bruſt von Weh gedehnt,
An ihrer Mutter Kreuz gelehnt.
Die Amſel übte leiſe.
„Läute
Heute,
Liebe Glocke, und frohlocke mit den Frommen;
Denn es iſt der Geiſt gekommen!“

Aus einem Seitenthürchen trat
Der junge Pfarrer, im Ornat,
Umleuchtet noch vom Worte.
Dem Mädchen bebten Herz und Fuß.
Vorüber mit verleg'nem Gruß,
So ging er zu der Pforte.
Lange
Bange
Sah in Leiden ſie ihn ſcheiden, ſah ihn ſchwinden
In des Gäßchens grünen Linden.

Und aus dem Thor die Menge ſchwoll.
Manch Auge ſah gedankenvoll. —
„Er ſoll ſie nicht bethören,“
Begann der Greis, „mein Kind, komm fort!
Er hat kein feſt prophetiſch Wort,
Kann nicht den Geiſt beſchwören.
Draußen
Brauſen
Viele Stürme; wie ſichs türme dort im Treiben,
Unter uns ſoll's ſtille bleiben!“

Das Mädchen ſah den Vater an,
Und ſeufzte leiſe, ſenkte dann
Die heißen Augenlider:
„Vergiß denn, Herz, was dich gelabt!
Du haſt nun deine Zeit gehabt.
Mit ſegnendem Gefieder
Kam es,
Nahm es,
Hielt es glänzend, Licht kredenzend, dich umfangen; —
Es iſt ſchnell vorübergangen.“

Zwei Wanderer.

Weggeſelle, wilder Bach,
Sag' mir nicht von himmen;
Komm, hier unterm Ahorndach
Woll'n wir uns beſinnen.

Durch des Schickſals harte Klamm
Hat mich's auch getrieben,
Stürzend über'n Felſendamm
Muß' ich auch zerſtieben.

Mit der Ferne Wolkengold
Hat mich's auch bethöret,
Und wo ſegnen ich gewollt,
Hab' ich auch zerſtöret.

Aber Du, Du hörſt nicht mehr,
Rauſcheſt, wirbelſt wieder:
Ich zieh' müde ſchon zum Meer,
Still und leiſe nieder.

Franz Herold.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Preußens erster König.

Schauspiel in fünf Akten

von

Friedrich Roeber.

(Fortsetzung.)

Zweite Scene.

Im kurfürstlichen Schlosse.

Der Kurfürst steht an einem Tische, auf dem ein Pack Papier liegt.

Kurfürst. O dieses Studium! Hier aufgetürmt
Sind die Beweise seiner Schuld. Was war
Sein Endziel? Wie muß jetzt ich selber
Mich vor Gericht ziehn, daß ich seinen Hochmut
Nahm für den Ausdruck seiner Redlichkeit,
Für tieferes Wissen; daß die warnende Stimme,
Die sich in mir erhob, gewaltsam ich
Stets unterdrückte und in seine Hand
Das Regiment des Staates gab
(Kornmesser kommt)
Stieß dir
Ein Unglück zu, Kornmesser?

Kornmesser. Gnädigster Herr,
Die sterbenskranke junge Baronesse —
Hier kommt sie schon.
(Juliette tritt auf. Kornmesser ab).

Kurfürst. Juliette, teures Kind!
O Juliette! Wie kommst Du hierher?
Was trieb Dich aus dem Zimmer, aus dem Hause?
Wer führte Dich? Wie heiß ist Deine Hand!
Wie fliegt Dein Atem! — Sprich nicht, liebes Kind!
Erhol zuerst Dich hier auf diesem Sessel.
(führt sie auf einen Sessel und setzt sich ihr zur Seite.)
Zwei Tage schon sah ich Dein liebes Antlitz
Nicht mehr am Fenster. — Könnt ich allem Dich
Entreißen, daß Du nichts mehr sähst, nichts hörtest,
Und fremd Dir blieb, was nun sich unheilvoll
Drängt an das Licht.

Juliette (vom Sessel gleitend und kniend). Zu Euren Füßen laßt
Mich knieen, hoher Herr. Hier ist mein Platz
Laßt Eure Hand mich küssen voller Inbrunst!
O unaussprechlich Glück, das schauernd jetzt
Mich überkommt, das ich herbei gesehnt
Mit aller Kraft der müden, kranken Seele
Und das mir nun die letzte Stunde giebt.
Vom sterbenden Munde lösen sich die Siegel.
Hat Euch mein Vater nicht geliebt, ich liebte Euch
Von meiner Kindheit an und gab den Flammen,
Wie Phädra einst, mich hin! Zürnt mir nicht, Herr,
All meine Gedanken rankten sich um Euch!
Wenn ich ermattet lag, daß ich den Finger
Nicht kaum' erheben, machte Phantasie
Zur kühnen Jägerin mich an Eurer Seite;
Und hatte mich ein schlimmer Husten ganz
Beraubt der Stimme, sang ich Euch zur Laute
Die glühende Liebes-Arie der Armida!
Zürnt mir nicht, Herr!

Kurfürst. Du armes, liebes Kind!
Wie sollte ich Dir zürnen? Hab' ich Dich
Nicht selbst geliebt? Warst Du nicht immer mir
Wie eine junge Schwester? War Dein Gruß
Nicht stets mir wie ein warmer Sonnenstrahl
Am Nebelmorgen? Armes, armes Kind!
Ach, Du bist krank, sehr krank! O, warum hat
Dein Vater so viel Leid mir zugefügt?

Juliette. Das schlimmste wißt Ihr nicht, doch müßt Ihr's wissen!
Weh mir! Es macht mich zur Verräterin,
Die Lieb zu Euch, an meinem eignen Vater!
Nicht er beging die Schuld, doch trieb ihn sein
Oranisch Blut, daß er sie billigte;
Im Blute lag's, das ihm Natur gegeben;
Macht ihn nicht, macht sein Blut verantwortlich
(Kurfürstin und Fräulein von Pöllnitz treten auf. Unbemerkt.)
So steh ich hier, in ausgebrannter Brust
Die letzten Funken nutzend, eh ich ganz
Versink' in Asche, Gnade zu erflehen
Für meinen Vater! Gnade, Gnade, Herr!

Kurfürst. Was soll ich jetzt noch hören? Sprich, Juliette!
Ist das nicht schlimm genug, was aufgespeichert
Hier vor mir liegt? Kann es noch Schlimmres geben?

Juliette. Ihr seid beraubt um ganz Oranien!
Es hat der König Wilhelm Euch enterbt!

Kurfürst. Es kann nicht sein! Das durft er nicht, Juliette!

Juliette. Hier ist die Abschrift von dem Testament.
Zugleich in dieser Zeitung, daß Graf Fristo
Von Nassau der alleinige Erbe ist.
(stürzt auf die Kniee)

Digitized by Google

Gnade, Gnade!
Laßt mich vergebens nicht um Gnade bitten!

Kurfürst. So ungeheuerlich ist dies, daß alles
Wie Tand dagegen schwindet!
Laß erst mich selber sehen, Juliette,
Wie ich das Ungeheure verwinde.

Kurfürstin (vortretend). Mein liebes Fräulein!

Juliette. Gnädigste Fürstin!

Kurfürstin. Ihr seid mir teuer! Wie besamm't ich Euch!
Führ sie in's Nebenzimmer, liebe Pöllnitz,
Damit sie ungestört dort ruhen kann.
Wer gibt hier Rechenschaft, daß unverschuldet
Das Schicksal hat auf dieses arme Wesen
Gehäuft die Zentnerlast furchtbaren Elends?

(Fräulein von Pöllnitz ab mit Julietten.)

Kurfürstin. Ist's möglich, mein Gemahl? Hat wirklich Euch
Enterbt der König gegen Recht und Pflicht?

Kurfürst. O ganz unglaublich! Les't die kurzen Zeilen,
Die mich betrügen um ein Fürstentum!
Enterbt von allem, was oranisch ist,
Vom schönen Herzogtum Orange in Frankreich,
Der Grafschaft Neuenburg mit Valengin,
Den Grafschaften und Herzogtümern hier,
Im deutschen Reich und in den Niederlanden,
Vom baren Schatz, von den Juwelen, — enterbt
Von allem Hab und Gut! Zeigt mir das Datum!
An welchem Tage hat das Testament
Im Haag er in die Hände der Regenten
Nieder gelegt?

Kurfürstin. Am achtzehnten Oktober
Im Jahre sechszehn hundert fünf und neunzig.

Kurfürst. So lang schon her und jetzt erst druckt man es?
Laßt sehen, — fünf und neunzig im Oktober,
Am achtzehnten

(blättert in einem Taschenbuche)

Ich hatte es notirt.
Seht hier, hier steht's! Es war am sechszehnten,
Daß zwischen ihm und unserm Vetter Nassau
In einem Streit ich Friedensstifter war,
Und beide dann, mit überströmenden Worten,
Dankten es mir und beide hatten schon
Im Herzen fest beschlossen, daß sie mich
Berauben wollten des rechtmäßigen Erbes,
Und daß, als ungerechtes Erbe, alles,
Grafschaften, Fürstentümer, Gold, Juwelen,
Zufallen sollte meinem Vetter Nassau!
Sie drückten mir die Hand, sie küßten mich,
Sie priesen meine Weisheit, sie verglichen
Glattzüngig mich dem König Salomo
Und waren Judasse in ihrem Innern!

(Dohna tritt auf.)

Ah, Dohna, lies dies Testament und sag mir,
Ob solch ein Raub und solcher Bruch des Rechtes
Je ward erlebt.

Kurfürstin. Wollt ihr, o mein Gemahl,
Zu allen Kränkungen auch dies von ihm
Ruhig hinnehmen?

Kurfürst. Nein, fürwahr nicht, Liebden!
Man soll nicht harren auf des Nächsten Tod:
Nun pflanzt er selbst in mir den sünd'gen Wunsch!
Eh sich die Gruft schließt über seinen Leichnam,
Leg ich die Hand auf das oranische Erbe,
Nach meinem Recht und sehen wird die Welt
Das höchst schmachvolle Schauspiel eines Krieges
Von deutschen Fürsten gegen deutsche Fürsten!

Dohna. Läs ich es nicht, ich würd es nimmer glauben

Kurfürst. Wer glaubte es? wer glaubte an die Schuld
Die eingeschrieben steht auf diesen Blättern?
Daß, um so mehr du Ehr und Würden häufest
Auf eines Dieners Haupt, er um so fester
Die Schlingen des Verrates um dich zieht!
Daß man, zum Danke für ein Königreich,
Einbricht bei dem, mit dessen Waffen es
Erobert wurde, gleich den nächt'gen Dieben,
Und ihn beraubt und plündert bis auf's Hemde!
Wie waren Meister der Verstellung Beide!
Wie war dem jetzigen Könige ich vordem
Sein starkes Schwert und Schild, sein teuerster Vetter!
Wie war er im Versprechen groß! Wie wollt er
Mit seiner ganzen Macht mir künftig beistehn,
Die Opfer doppelt mir erstatten, die ich
Für ihn gebracht, in sein Gebet mich schließen
Morgens und Abends! O, wie ist so schwach
Geworden sein Gedächtnis, daß ihm nichts
Blieb in Erinnerung! Daß selbst er des
Großväterlichen Testaments vergaß
Das zum alleinigen Erben mich ernennt!
Und nicht einmal zum bloßen Angedenken
Gönnt er den kleinsten silbernen Löffel mir!
Was ist das Unrecht, das der Kaiser hat
Die Jahre her an Brandenburg verübt,
Gehalten gegen das, was diese beiden
An mir gethan! denn jenes traf den Fürsten,
Dem zur Vergeltung ist das Schwert gegeben,
Doch diese beiden pflanzt ich in mein Herz
Und hab' mit meinem Herzblut ihre Wurzeln
Genährt: — nun sind sie kerngesund und die Fäulnis
Ist von dem Stamm zur letzten Wurzelfaser
Hinabgedrungen!

(die Thür wird geöffnet; man sieht wie **Kornmesser Danckelmann** zurück zu halten sucht.)

Kornmesser. Seine Durchlaucht
Erteilt dem Grafen Dohna Audienz;
Ich geh Euch anzumelden.

Danckelmann (ihn zurückstoßend). Geh zum Teufel!
Der Ober-Präsident braucht keiner Meldung.

(tritt ein. **Kornmesser** ab.)

Kurfürst. In welchem Aufzug tretet, Danckelmann,
Ihr vor mich hin?

Danckelmann. Wie ich im Augenblick
Hier ankomm, Durchlaucht, noch im Reiserock
Ohne Perrücke und den märkischen Schlamm
An meinen Stiefeln; schnurstracks so hierher
Von meinem Hause, um von Euch zu hören
An welchem Galgen Ihr den Dohna hättet
Aufknüpfen lassen wegen schweren Einbruchs,
Bedrohung mit dem Tod und frechen Diebstahls;
Und hier noch seh ich frank und frei ihn stehn,
Nicht in der Sträflingsjacke eines Räubers,
Zum Strang verurteilt, — nein, im Galarock

Digitized by Google

Mit gold'nen Tressen und an seiner Seite
Den Gala-Degen.

Dohna. Kurfürstliche Durchlaucht!

Kurfürst (ihn unterbrechend). Geh, Dohna, geh, laß Uns mit ihm allein.

(Dohna ab.)

Danckelmann. Wie soll ich das verstehn?

Kurfürst. Daß Ihr ein Majestäts-Verbrecher seid,
Ein Hoch- und Staatsverräter, Danckelmann!
Eu'r Hochmut ließ Euch die Medaille schlagen,
Die vor dem ganzen Lande mich herabsetzt!

Danckelmann. Wer gab sie Euch? Nicht kam ein einzig Stück
Aus meiner Hand. Die Inschrift lest', Durchlaucht!

Kurfürst. Des Apothekers Zucker ist die Inschrift,
Damit die Pille bittrer Aloë
Geh leichter durch den Hals! Warum hab ich
Jemals auf Euch gehört? Als Schöning, mein
Feldmarschall seinen Abschied nahm vor Bonn,
Da wußtet Ihr, durch Rühmen ohne Ende,
Mich zu bestimmen an die Spitze meiner
Armee den alten Baron Spaan zu stellen,
Weil er der Oheim war von Eurer Frau.
Das Alter hatte kindisch ihn gemacht
Und durch unsinnige Züge, kreuz und quer,
Zum Spotte der Soldaten, bracht er alles
In unauflöslichen Wirrwar. Ihr darauf
— O, daß ich solche Macht an Euch gegeben! —
Verzetteltet mein ganzes Heer, — hierhin
Den einen Haufen, andre dahin, dorthin,
So daß ich waffenlos in Ryswyk dastand,
Vom Kaiser mißgeachtet und von England,
Von allen Fürsten! So ward mir gelohnt,
Daß meiner Unterthanen Gut und Blut
Ich hab geopfert! Drei Millionen Thaler
Auf meinen Kopf! Für vier Millionen Thaler
Sind mir die Staaten schuldig an Subsidien,
Und nicht die Hand habt Ihr dafür geregt:
Durch Euch sah ich mich nun gezwungen, meine
Domänen zu verpfänden und Anleihen
Zu wucherischen Zinsen aufzunehmen!
Ihr aber habt die Taschen Euch gefüllt:
Bestochen durch den Klang holländischer Gulden,
Gabt Ihr das reiche Maaßgebiet an Holland
Zur Einquartierung und ließt ohne Scheu
Kleve, mein eigenes Herzogtum, brandschatzen
Und ganz verwüsten durch die eignen Truppen!
Die Lente waren hier und die Erzählung
Von ihren Leiden ging mir durch das Herz.

Danckelmann (für sich). Will er mir an den Kopf?

Kurfürst. Zu viel galt Euch
Nicht für genug. In dem Erbfolgestreit
Von Güstrow war der Herzog Friedrich Wilhelm
Bereit, Euch selbst bis obenhin den Hals
Zu spicken; doch Ihr forderter dazu
Für Eures Sohnes Hals die Komturei
Von Nemerow und zeugtet so, Ihr selbst,
Mit Mecklenburg den schlimmen Hader; Ihr auch
Habt das, mir alt verbündete Dänemark
Zu meinem offenen Feinde umgewandelt,
Indem Ihr an den Herzog Holstein-Gottorp
Und seinen schuftigen Agenten, den
Dücroß, verrätrisch und gewissenlos,
Verkauftet meine Staats-Geheimnisse!

Danckelmann (für sich). Ich seh, es gilt den Kopf! Er will den Kopf!
Verwünscht sei, daß ich sorglich aufbewahrte,
Was jetzt aus den verborgenen Gefächern
Aufsteigt als Kläger gegen mich und Zeuge!

Kurfürst. Noch schlimmer war's, daß meinem Marschall Fleming
Ihr Eure Kreatur, den du Rosel,
Nachsandet mit der Ordre, ohne Zögern
Vom Rhein zurück zu kehren. Hätte nicht
Der Marschall seinen eignen Kopf gewagt,
Es wär mein Nam' und meine Fürstenehre
Auf ewige Zeit besudelt und beschimpft!
Der ganze Rhein lag offen dann für Frankreich!
Was trieb Euch zu solch höllischem Verrat?
War es französisches Gold? War't Ihr vom Marschall
Von Luxemburg bestochen, Danckelmann?

Danckelmann (für sich). Soll ich den Nacken beugen?
Mich niederwerfen, daß ich zum Gespött
Der hündischen Meute werde? Die Kurfürstin
Schieft Dolche auf mich mit den Feueraugen:
Sie soll nicht sehen, daß ich im Staube liege.

Kurfürst. Zur Schau trugt Ihr des ehrlichen Mannes Miene
Und habt damit getäuscht mich und die Welt.
Hier, vor mir aufgehäuft, liegt Eure Schuld,
Wie Herrschbegierde und der Durst nach Gold
An Euch so schmachvoll zu Verführern wurden,
Daß berghoch Untreu Ihr gehäuft auf Untreu,
Täuschung auf Täuschung, auf Betrug Betrug,
Auf Mißbrauch Eures Amts erneuten Mißbrauch,
Daß Ihr mit meinem fürstlichen Vertrauen
Ein schändlich Spiel getrieben!

Danckelmann. Wenn ich es
Verloren, so entlaßt mich aus dem Dienst.

Kurfürst. Glaubt Ihr, das wär der Sühne genug? Es kostet
Den Kopf Euch! Euer Kopf steht drauf!

Danckelmann. Den Kopf?
Ihn will die Kurfürstin! Ich wußt es gleich!
Die Pöllnitz soll auf goldnem Teller ihn
Herttragen, gleich der Tochter des Herodias!

Kurfürst. So sehr ein rechter Judas war't Ihr mir,
Der seinen Herrn verriet, der ungetreueste
Und schlimmste Diener, daß Ihr zugestimmt
Dem Testamente meines Vetters Wilhelm
Das meinen Ahnherrn schändet in der Gruft
Und meiner Mutter Recht schmachvoll erdrückt,
Dem Testament, das mich von meinem Erbe
Gänzlich enterbt!

Danckelmann (für sich). Aus welchem Höllenpfuhl
Taucht auf das Testament an's Licht des Tages?
(laut) Von welchem Testamente redet Ihr?
Ich weiß von keinem Testament! Bin ich
Vertrauter Eures Vetters und sein Rat?
Fragt den Lord Portland!

(Juliette erscheint in der Thüre. **Danckelmann** fährt zurück.)

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ernst Schulze und Adelheid Tychsen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulze's.

IV.

Schon zwei Tage nach seiner Ankunft in Celle begann der Dichter folgenden Brief an das geliebte Mädchen, den er zunächst in sein Tagebuch eintrug:

Celle, am 22. September 1818. Sie waren vielleicht meinetwegen noch nicht ganz beruhigt, als ich Sie verließ, meine liebe Adelheit, und ich war es noch weniger, da ich den ganzen zerrütteten Zustand meines Innern fühlte und die verführerische Gelegenheit, mich selbst zu betäuben, kannte, der ich jetzt entgegenging. Alles was ich thun konnte, um mich zu einem festen Entschlusse zu stärken, habe ich gethan. Ihr theurer Brief hatte mich nachdenkend gemacht, wenn er auch meinen Schmerz nicht lindern konnte. Die beyden Gründe, welche Sie mir aus Herz legen, Ihr Kummer und der meiner Altern, haben eine zu große Gewalt über mich, als daß sie mir nicht Kraft geben sollten, meinen eigenen, vielleicht egoistischen Schmerz geduldiger zu ertragen. Das mir ewig werthe Zeichen Ihrer Huld, das ich von Ihnen kaum zu hoffen wagte, giebt mir das süße Gefühl, daß es nicht eine leere Beruhigung war, als Sie sich zu Aufopferungen für mich erboten, und erweckte den festen Vorsatz in mir, nicht schwächer zu sein als Sie, um Ihrer nicht unwürdig zu werden. Ach, liebe Adelheit, da ich Sie nie besitzen soll, giebt es keinen andern Trost für mich als den, daß ich es verdiene, Sie zu besitzen. Schon dieser Gedanke muß mich zu den schmerzlichsten Entsagungen stark genug machen. Um mich noch fester zu binden, ging ich zu Ceciliens Grabe und schwur dort, über mich selbst zu wachen, um Ihnen keinen Kummer zu bereiten. Sie waren der Entschlafenen so unendlich theuer; ich konnte keinen stärker festelnden Zeugen meines Schwurs anrufen. Das Pfand meines Eides liegt in Ihrer Hand. Es soll Ihnen ein ewiges Zeichen meines Unwerths und zugleich eine Beruhigung Ihrer selbst seyn, wenn ich mein Versprechen nicht halte. Denn welch einen Grund haben Sie dann noch, sich über mein Schicksal zu betrüben, wenn Sie mich so tief gesunken sehen, daß ich mit dem Heiligsten leichtsinnig spielen konnte. Jetzt gönnen Sie mir auch noch das letzte Mittel, mir meinen Entschluß immer gegenwärtig zu erhalten: lassen Sie mich täglich mit Ihnen reden und mich in Ihre freundliche Nähe träumen. Sie sollen als ein schützender Engel an meiner Seite stehen und mich retten vor jeder raschen Übereilung des Augenblicks. Ich habe es immer gefühlt, so lange ich Sie sah, konnte mich nie die Verzweiflung übermannen. Schmerz und Trost waren in Ihnen so wunderbar vereinigt, daß nur das zarte und linderude Gefühl der Wehmuth Raum in mir fand, nie die Erstarrung der Trostlosigkeit. Ihnen gehört mein Tagebuch, so lange ich hier verweile. Keine Regung meines Herzens soll Ihnen verborgen bleiben, jede soll durch Sie einen edlen Zweck gewinnen. Ich kann Ihnen heute nur diese wenigen Worte sagen, denn ich bin von zwey durchwachten Nächten so matt, daß nur der Gedanke an Sie meinen Geist bis jetzt munter erhalten hat. Gute Nacht.

Am 23. Septbr. Sie waren kurz vor meiner Abreise so gütig mich zu bitten, ich möchte mich bemühen, hier recht vergnügt zu seyn. Ich glaube nicht, daß ich diese Forderung erfüllen kann: aber das fühle ich, daß so viele neue Eindrücke, die sich mir hier aufdrängen, fähig sein werden, meiner niedergeschlagenen Stimmung einen lebhafteren Schwung zu geben und meinen Schmerz, freylich nur auf Augenblicke, zu dämpfen. Ach Adelheit, Sie glauben das Leben sey zu lang als daß ein einziges Gefühl es ganz ausfüllen könnte? Glauben Sie das nicht. Es giebt große Leidenschaften, die nur mit dem Leben endigen, wenn auch die Gewalt der äußeren Verhältnisse sie zuweilen auf kurze Zeit zurückdrängt. Widmeten nicht Dante seiner Beatrice und Petrarcha seiner Laura alle höhere Kräfte ihres Geistes, wenn auch jenem der Tod und diesem die Welt schon früh die schwächste Hoffnung des Besitzes geraubt hatte? In mir hat sich das Schicksal Beyder vereinigt, und ich weiß, daß ich Tiefe der Empfindung genug in mir habe, um Beyden in dieser Rücksicht gleich zu seyn. Ich werde manches entbehren müssen, was man zu den schönsten Freuden des Lebens rechnet, einsam werde ich dastehen, nie die zarte Sorgfalt einer liebenden Gattin genießen, nie aller der übrigen schönen Verhältnisse mich erfreuen, welche die Vereinigung des äußeren Lebens mit dem Gefühl darbietet; aber die stille und ewige Liebe wird einen tröstenden Schein über mein dunkles Daseyn verbreiten, und mich für jeden andern Genuß entschädigen. Ohne Liebe kann ich nie eine engere Verbindung mit einem weiblichen Wesen eingehen

Digitized by Google

und mit Liebe kann ich es jetzt auch nicht mehr. Sie können mir keinen Vorwurf machen, denn ich folge nur Ihrem Beyspiel. Und widersprachen Sie Sich nicht selbst, als Sie behaupteten, das Leben sey zu lang für ein einziges Gefühl? Auch Sie opfern Ihre Bestimmung, Ihr ganzes Leben einem einzigen Schmerz auf, wenn Sie ihn auch nur verstohlen nähren; warum wollen Sie mir weniger Festigkeit des Entschlusses erlauben als Sich selbst? Sie haben eine unglaubliche Kraft des Geistes, liebe Adelheit, denn Sie lächeln bey Ihrem Kummer und es ist nicht das kalte resignirte Lächeln der Verzweiflung, sondern die unbefangene Heiterkeit des natürlichen Frohsinnes: aber ich will nicht schwächer seyn als Sie; ich liebe Sie zu sehr, als daß ich nicht streben sollte, mir Alles anzueignen, was Sie über Ihr Geschlecht und auch über das meinige erhebt. Ich habe Ihnen noch manche andre Einwürfe auf Ihren Brief zu machen, die Sie aber nicht beunruhigen sollen, als suche ich dadurch Ihr Verhältniß gegen mich zu ändern, oder eine Wortbrüchigkeit von meiner Seite vorzubereiten. Glauben Sie, daß Liebe zu Freundschaft werden könne? Dann könnte ja auch das ewige Licht der Sonne sich in den geborgten Schein des Mondes verwandeln. Nein, meine theure Adelheit, Liebe muß nie eine Veränderung erleiden, sonst ist sie keine wahre Liebe, sonst ist sie nur ein plötzliches Aufwallen des Gefühls, ein Spielwerk der tändelnden Fantasie, eine Täuschung der Eitelkeit, eine äußerlich glänzende Frucht der Verhältnisse, oder eine geschminkte Maske der geselligen Bedürfnisse. In meinen zärtlichsten Augenblicken mit der Frau v. W. gaben wir Beyde doch einander lachend zu, daß an eine ewige Liebe gar nicht zu denken sey. Als ich Cecilien sah, fühlte ich, daß ich nie einer andern Empfindung Raum geben könne. Da haben Sie den Unterschied zwischen wahrer Liebe und einer andern, die nur auf Selbsttäuschung beruht. Die eine ist Fantasie, die andere Gefühl. Die Fantasie schwärmt unruhig in der Außenwelt umher, ergreift mit Hastigkeit jeden Gegenstand, der sich ihr darbietet, verläßt ihn ebenso schnell wieder und verlangt äußere Nahrung, um zu leben. Das Gefühl wohnt still und häuslich im tiefsten Herzen, nährt sich von sich selbst und verzehrt sich nie. Und warum wollen Sie mir dies Gefühl rauben, das mein einziges Glück ist? Wenn ich nur Freundschaft für Sie empfände, so würde ich wohl weniger Schmerz haben, aber auch weniger glücklich seyn. Nein, für alle Lust der Welt möchte ich meinen Schmerz nicht aufopfern, wenn ich zugleich meiner Liebe entsagen sollte. Giebt denn ein starkes, allmächtiges Gefühl, das ins innerste Leben kräftig eingreift, nicht schon an und für sich Genuß? Alles, was den Menschen über den Druck der Verhältnisse erhebt, was das Bewußtseyn seiner Kraft in ihm erweckt, muß ihm als ein heiliger Beweis seiner höhern Natur theuer seyn. Und welch ein Gefühl wäre wohl fähiger, ein so schönes Selbstbewußtseyn hervorzurufen, als die reine und uneigennützige Liebe, die das Glück des Andern nur deswegen sucht, weil sie Liebe, nicht weil sie Verlangen ist. Fast jede andere Kraft ist mehr oder weniger selbstsüchtig, denn sie äußert sich durch Handeln und befriedigt die Eitelkeit des Handelnden schon dadurch, daß sie sich zeigt. Die Liebe allein begnügt sich mit verschwiegenem Dulden und wird dadurch größer und herrlicher, daß sie kaum Ansprüche auf äußere Bewunderung macht.

Am 24. September. Es ist ein recht lustiges und betäubendes Leben hier. Am Montag, als gerade Jahrmarkt gehalten wurde, überfielen die Westfalen einen Trupp Alliirter, die sich etwas zu gütlich gethan hatten und an allen Ecken umher schliefen. Das Gefecht in den Straßen dauerte einige Stunden mit gegenseitigem Verlust, bis endlich die Alliirten aus der Stadt gejagt wurden. Am andern Tage zogen die Westfalen ab und die Englischen Truppen kommen jetzt täglich in kleinen Haufen von zehn bis zwölf Mann in die Stadt, um verdächtige Personen aufzuheben oder auch bloß um ihre Verwandte und Bekannte zu besuchen, denn sehr viele sind aus Celle selbst. Dann streift wieder ein feindlicher Zug vorbey und man ist oft am Morgen Französisch, am Abend Englisch. Dieser Wechsel erstreckt sich sogar auf den Schattenspielmann, der vom Markte hier noch zurückgeblieben ist. Bald zeigt er mit vielem Pathos in der Erklärung den Eintritt der Königin von Preußen ins Elysium, wie sie von ihren Ahnen und den großen Feldherrn ihrer Nation empfangen wird und ihnen den wiederauflebenden Ruhm des preußischen Volkes und den Sturz Frankreich prophezeiht, bald läßt er mit ebenso vieler Beredsamkeit den König von Preußen wegen seiner Bundbrüchigkeit zur Hölle fahren und auf eine sehr appetitliche Weise in einem großen Schmortopf von den Küchenteufeln zur Mahlzeit Satans appretirt werden. Bald liegt der Adler in der Gosse, bald wird das GR*) mit Füßen getreten. Indessen hofft man auf eine Entscheidung, weil einige Tausend Mann verbündeter Truppen hier erwartet werden. Uebrigens machen alle diese Umstände wenigstens in dem hiesigen Leben keine unangenehme Veränderung. Man geht nach wie vor in die Thee's, und besucht die Belustigungsörter vor der Stadt, als wenn ein allgemeiner Friede im Lande wäre. Doch ist es dann ein sehr lustiger Anblick, wenn sich eine plötzliche Nachricht von der Erscheinung feindlicher oder freundlicher Truppen verbreitet, oder wenn man gar in der Nähe einige Schüsse vernimmt. Dann sieht man große Heerden von Damen und Herrn gleich den Kranichen mit langgestreckten Beinen und wehenden Kleidern über die große Allerbrücke ins Thor ziehen und überall schnarrt einem das mißharmonische Gekrächz der durcheinander Fragenden und Rufenden in's Ohr. An allen Enden wird politisirt, aus allen Wirthshäusern schallt das Geschrey betrunkener Patrioten, die sich ihrem König zu Ehren unter Tischen und Bänken umherwälzen, die geschäftigen Müßiggänger rennen von Thor zu Thor, von Straße zu Straße, und die gaffenden Tagediebe

*) GR = Georg Rex.

Digitized by Google

finden am Markte auf der Rathhaustreppe ihr pays de Cocagne. Besonders ist unser Haus ein wahrer Taubenschlag, in das die ganze Bürgerschaft täglich ein- und ausgeht, um Rath und Befehle zu holen oder Nachrichten zu bringen und Anerbietungen zu thun.*) Einige können sich dann in ihrer Freude bey einer guten Nachricht nicht enthalten meinem Vater um den Hals zu fallen und ihn mit patriotischen Küssen und Händedrücken aus einer Ecke in die andere zu treiben. Andere, die nichts zu berichten wissen und gierig nach Neuigkeiten schnappen, schleichen mit langem Halse und lauernden Blicken ums Haus her und fahren auf jeden, der heraustritt, wie der Tieger auf seine Beute. Auch hat hier das Zeitalter der Poesie und Beredsamkeit nie so sehr geblüht als jetzt. Jeder Einzelne wird zum Dichter und sucht die uninteressirte Wahrheit durch ein idealisches Gewand zu verschönern. Freylich schütteln einige alte Freunde der ungeschminkten Natur bey solchen poetischen Ausschmückungen bedenklich den Kopf und sagen: Alles Dichten und Trachten der Menschen ist böse von Jugend auf, aber die Mehrzahl ruft, wenn von fünfzig Mann die Rede ist, indem sie sich gleichfalls auf die Bibel beziehet: Setze dich flugs und schreibe fünftausend. Nicht so allgemein, aber mit größerem Krastaufwande des Genies und der Lunge wird die Beredsamkeit getrieben. In jeder Schenke wird der zum Volksredner, der sich durch seine Posaunenstimme und besonders vermöge seiner kräftigen Fäuste das Recht zu unwiderleglichen Demonstrazionen erworben hat. Häufig eignen sich aber auch die Wirthe selbst dieses Amt zu, weil es ausgemacht ist, daß der Redner die Herzen der Zuhörer lenken kann wie er will und sich oft eine Gelegenheit darbietet, in der Beschreibung kriegerischer Szenen einen feinen Uebergang zu einem allgemeinen Ehrentrunk auf das Wohl des Vaterlandes zu machen. Ich hatte gestern das Vergnügen, einer solchen Versammlung von fern beyzuwohnen. Der Redner, ein vierschrötiger dickbäuchigter, rothnasigter Branntweinbrenner, hatte sich den Tisch zur Tribüne erwählt. In der einen Hand hielt er das Glas, in der andern das Zeitungsblatt und einen Privatbrief, der die neuesten Nachrichten von der Elbe enthielt. Um ihn her saß eine Menge halbbetrunkenen Gesindels, das mit einem unaufhörlichen wüsten Gelärm Stille gebot. Als aber der Demosthenes auf dem Tische mit einer wahren Löwenstimme anfing: „Hört, meine Herren! Etwas Extraneus," da schwieg Alles wie bei einem plötzlich dahertollenden Donner. Jetzt las er die Neuigkeiten vor, begleitete jede wichtige Stelle mit weitläuftigen Digressionen über den Stand der Armeen, mit politischen und historischen Bemerkungen und mit Kernsprüchen aus der Bibel und unterbrach seine Rede alle Augenblicke mit dem Ausrufe: „Jetzt ein Glas für unsern allergnädigsten König, jetzt eins für unsere braven Landsleute, jetzt eins für unsern Herrn Maire." Dann klopfte er an die große Flasche, die neben ihm auf dem Tisch stand und fuhr nicht eher fort, bis alles Volk mit einem lauten Vivat die Mützen in die Höhe warf und dem Vaterlande und seinem Kellervorrathe den geziemenden Tribut zahlte. Endlich schloß er seine Rede mit den Worten: „Drum haltet einträchtig zusammen, so wird euch der Teufel nichts anhaben"; gerieth aber gleich darauf mit einem seiner Zuhörer wegen eines unbezahlten Groschens in einen so handgreiflichen Hader, daß ich mich in der größten Eile entfernte.

Am 25sten Septbr. Gestern Abend war ich bey der schönen Helene.*) Ich freute mich sehr, sie nach so langer Zeit wiederzusehen, und fand, daß sie nichts von ihrem Reiz verlohren hatte. Mein Freund ist sehr glücklich, eine so liebenswürdige Gattin zu haben, und er verdient es auch, denn er ist einer der vortrefflichsten und geistreichsten Menschen, die ich je gekannt habe. Ich bedaure, daß seine Geschäfte ihm nicht erlauben, sich fleißiger mit der Poesie zu beschäftigen, denn selten wird man so viel Fantasie mit einer so reinen und tiefen Bildung vereinigt finden. Er würde ein ganz origineller Dichter seyn. Sie kennen ihn nicht, und es kann Sie daher nicht interessiren, besonders etwas von ihm zu hören: aber mir ist es oft Bedürfniß, von meinen Freunden zu reden. Diese Neigung vergütet vielleicht die Unart, die Sie an mir kennen, daß ich die nicht zu schonen pflege, die mir verhaßt sind. Sie werfen mir vielleicht vor, daß ich zu leicht hasse, und besonders, daß mir solche Charaktere zuwider sind, denen der meinige früher vielleicht mehr oder weniger ähnlich war. Aber Sie haben sich immer zu rein von jeder Art von Verderbniß erhalten, als daß Ihnen nicht eher die guten Seiten an einem Menschen auffallen sollten als die bösen, und Sie sind in den Künsten des Scheins zu wenig erfahren, um trotz Ihrem hellen Geiste aus den vielerley Gestalten, worin sich ein solcher Charakter verwandelt, die wahre herauszufinden. Ich habe diese ganze erbärmliche Schule durchgemacht, und wenigstens das dadurch gewonnen, daß ich mich nicht leicht in einer solchen Beurtheilung täusche und daß ich die kleinliche Nichtigkeit des Gemüths um desto bitterer hasse, weil ich alle ihre verderblichen Seiten kenne. Manches scheint eine Thorheit und hat doch schlimmere Folgen auf das Herz als ein Verbrechen. Daher kommt mein Widerwille gegen viele Personen, an denen nach der gewöhnlichen Ansicht des geselligen Lebens nichts zu tadeln, ja vielmehr Alles zu loben ist, daher auch meine Abneigung gegen den Grafen Schulenburg, die Sie vielleicht einer andern Ursache zugeschrieben haben. Es schmerzt mich, daß ich in diesem Fall mit mehreren Menschen, die ich achte, auch mit Ihnen selbst vielleicht in Widerspruch stehen muß. Aber ich kann hierin durchaus nicht nachgeben. Schulenburg ist artig, gefällig und unterhaltend: er mag selbst edel seyn können, wenn seine Eigenliebe nicht mit ins Spiel kommt, aber er ist

*) Des Dichters Vater war bekanntlich Bürgermeister von Celle.

*) Helene Bergmann, geb. Jungblut, die Gattin des Arztes Dr. Bergmann, von dessen intimer Freundschaft mit Schulze wir bereits unterrichtet sind.

Digitized by Google

aus Schein, Eitelkeit und übelversteckter Stolz zusammengesetzt. Er hat mich einst durch eine Aeußerung des fühllosesten Egoismus an den tiefsten Keimen meiner Empfindung beleidigt. Die Aeußerung bezog sich durchaus nicht auf mich, er ahnte nicht einmahl, daß er mir dadurch wehe thun könne, und ich würde ihm auch den Vorfall, mich zu kränken leicht verzeihen, die Aeußerung selbst kann ich ihm nicht verzeihen. Ich mußte mit Ihnen hierüber einmahl reden, weil ich von Ihnen in dieser Rücksicht verkannt zu werden fürchtete. Es giebt Gründe des Hasses, die mir verächtlich scheinen, und gerade einen solchen konnten Sie, durch die Verhältnisse berechtigt, bey mir muthmaßen. Mir ist jeder Haß zuwider, der aus einer eigennützigen Regung entsteht: aber mancher Haß ist mir ebenso heilig, als die Liebe zum Guten. Doch ist es nicht wunderbar, daß ich von der sanften friedlichen Helene auf den Haß gekommen bin, und obendrein in einem Briefe an Sie, meine milde, freundliche Adelheit, die Sie so sehr der herrlichen Margarethe gleichen, deren Geschichte ich Ihnen einst in den glücklichsten und unglücklichsten Tagen meines Lebens vorlas? Ihre Seele ist zu schön für den Haß, aber ich freue mich, daß ich dafür das Gefühl der Verachtung zuweilen bey Ihnen wahrgenommen habe, ohne welches sich der Mensch nicht selbst achten kann. Aber ich wollte Ihnen von Helenen erzählen, die mir noch immer sehr theuer ist, weil sie meinen Freund so glücklich macht. Ich glaubte eine zweijährige Trennung und meine Verbindung mit der Frau v. P. die mich damahls hier sehr berüchtigt machte, würde in unser Verhältniß etwas Fremdes und Kaltes gebracht haben, aber ich betrog mich. Sie kam mir mit einer so liebenswürdigen Offenheit entgegen und zeigte mir so viel freundschaftliche Theilnahme, daß ich mich schnell wieder in den Ton der alten Vertraulichkeit fand. Ich mußte ihr von Cecilien erzählen, die sie aus meinen Gedichten kennt, und es that mir so wohl, von der Reinen und Heiligen zu einem ebenso reinen Wesen sprechen zu können. Andre, die mich über diesen Punkt ausforschen wollten, wies ich mit höflicher Kälte zurück, denn auch den heiligen Namen mir in Gegenwart werthloser Menschen auszusprechen schelnt mir schon Entweihung. Aber sie, die allen Zauber der Jungfräulichkeit sich jetzt noch zu bewahren gewußt hat und die ihre schöne Seele immer in ihren Augen trägt, sie ist fähig mit mir zu fühlen und verdient es Cecilien zu verstehen. Ach Adelheit, so oft sie die großen blauen Augen so vertraulich und doch so unschuldig zu mir erhob, glaubte ich Sie zu sehen und dachte: Dir ist es auf immer versagt, daß Dich ein solches reines Wesen mit Blicken der zartesten Zuneigung ansieht und mit der freyesten Hingebung ihres ganzen Herzens zu Dir sagt: ich liebe Dich. Es ist wohl billig, daß ich für meinen früheren Leichtsinn büße und die Liebe, mit deren Schein ich sonst so unverzeihlich spielte, jetzt vergebens suche. So will ich mich denn an dem Glück meiner Freunde weiden. Auch Wenling ist so unendlich glücklich. Ihn und Helenens Gatten liebe ich von allen meinen Bekannten am meisten und Beyde haben alle ihre Wünsche, oder wenigstens die schönsten ihres Herzens erreicht. Das soll auch mir Trost geben . . .

Am 27sten Septbr. Gestern wurde mir der ganze schöne Tag geraubt durch Visiten, die ich zu geben und zu erdulden hatte und durch die überlästige Bemühung der Leute, die mir Vergnügen zu machen suchen. Sie schleppen mich aus einem Club in den andern, aus einer lästigen Gesellschaft in eine eben so lästige und glauben alle Gesetze der gastfreundlichen Höflichkeit erfüllt zu haben, wenn sie mir auf die verschiedenste Art, die ihnen möglich ist, Langeweile verursachen. Ich bin es von jeher so sehr gewohnt gewesen, wenigstens eine Stunde im Tage als ganz mein eigen zu betrachten, daß ich mich immer mit dem peinlichen Gefühl eines unvollendeten Geschäfts zu Bette lege, wenn ich den ganzen Tag Andern angehört habe. Gestern ertrug ich alle Artigkeiten, die mir erwiesen wurden, mit einer stillen Erbitterung, und es war mir eine Art von Triumf, als ich allen den Leuten, die mich mit ihrer Höflichkeit so sehr marterten, im Spiele ihr Geld abgewann Ich bin überhaupt jetzt noch für alle Gesellschaft verlohren, denn das meiste, was mir sonst Vergnügen machte, läßt mich jetzt kalt, weil ich kein theilnehmendes Herz mitbringe. Ein einziges Gefühl kann uns so ganz einnehmen, daß wir außer ihm nichts zu fühlen vermögen. O Sie glauben es nicht, meine geliebte Adelheit, wie unendlich viele Berührungspunkte der Erinnerung an Sie sich mir in jedem Augenblick darbieten. Außer Ihnen kann und mag ich nichts denken; jeder Moment, den ich Ihnen entziehe, scheint mir ein Verrath an meinem Herzen, an meinem Glück. Ich habe hier sehr viele äußerliche Zerstreuungen und doch lebe ich eigentlich in der tiefsten Einsamkeit mit mir selbst. Man hat sich über meine auffallende Verschlossenheit und über mein stilles und unthellnehmendes Wesen gewundert, ja man hat sich sogar dadurch beleidigt gefunden: aber wie können die Menschen verlangen, ich solle ihrer Gesellschaft die Unterhaltung mit Ihnen, meine holde Freundin, aufopfern? Wenn ich glücklich wäre, so könnte vielleicht meine Heiterkeit den Schimmer geselliger Freude annehmen und Frohsinn, denn ich meinem Herzen verdanke, aus meinen Umgebungen zu entspringen scheinen: Der Unglückliche thut schon genug wenn er nur schweigt und nicht noch überdem seine düstere Stimmung auf die Gesellschaft zu übertragen sucht.

Am 28sten Septbr. (Nach der Erzählung einiger „Omina", die sich für ihn an die, von Frau v. P. erhaltenen Andenken knüpften.) Aber wenn auch solche Zufälle kein Zwang oder keine Andeutung des Schicksals sind, so dienen sie doch häufig dazu den eignen Willen zu bestimmen. Sie haben vielleicht nicht bemerkt daß einst in demselben Augenblicke, als Sie mir ewige Freundschaft versprochen hatten und hinzusetzten: Glauben Sie, Sie werden noch glücklich seyn im Leben, ein plötzlicher Sonnenstrahl durch den bewölkten Himmel in Ihr Zimmer drang.

Digitized by Google

Das war Zufall: aber das Gefühl spielt so gern mit Bildern, daß ich mich willig der süßen Täuschung hingab, und die natürliche Erscheinung für einen Wink des Himmels ansah, der mich stärkte und erheiterte. Ueberhaupt läßt sich ja die Empfindung ganz von der Fantasie regieren. Der Zustand der ewigen starren Verzweiflung wird sich nur bey den Menschen einfinden, die am wenigsten Fantasie besitzen, wenn die Fantasie auch auf Augenblicke eine noch dunklere Nacht über den Geist verbreiten kann. Sie meinen, solche Augenblicke gingen vorüber, und es wäre daher nichts von ihnen zu befürchten, aber bedenken Sie nicht, daß solche Augenblicke auch zugleich entscheidend seyn können?! Fast jede rasche Handlung entspringt aus dem Gefühl des Augenblicks, worin sie vollführt wird, und nur zu oft werden die beyden retlenden Engel des Menschen, Zukunft und Vergangenheit von der plötzlichen Gewitterwolke der Gegenwart verdunkelt. Aber seyn Sie unbesorgt, meine geliebte Freundin. Ich habe bei Cecilliens Grabe und bey Ihrem Glück geschworen. Beydes ist mir zu heilig, als daß ich nicht durch den Gedanken daran das heftigste Gefühl zu bändigen vermöchte. Ich habe es selbst schon oft erfahren, wie mächtig eine solche Erinnerung zur Beruhigung des empörten Gemüths beytragen kann. Wenn ich während dieses Sommers zuweilen in dem trostlosesten Zustande war und von den wildesten Kämpfen im Innern zerrüttet, keine Zuflucht vor mir sah, worin ich Frieden oder wenigstens eine wehmüthige Stille des Herzens finden konnte, — o ich habe fürchterliche Stunden der Art gehabt — dann nahm ich Cecileus Locke oder ein Blümchen, das sie mir einst an einem der schönsten Abende meines Lebens, es war am 28 sten März, von ihrem Busen schenkte. Je länger ich das theure Pfand betrachtete, desto stiller ward es mir im Herzen. Ich dachte eigentlich nichts dabey, denn eine solche geistige Zerstörung läßt keine Gedanken zu, aber es war, als ob aus den süßen Reliquien der Geliebten ihr seliger und friedlicher Geist zu mir herüber wehte. Dann begannen sich die Bilder jener heiligen Stunden allmählich in zarter, wehmüthiger Verschleyerung vor meinem Geiste zu erheben; endlich fühlte ich, daß ich damahls ihrer würdiger gewesen sey, und daß die reine und schöne Seele in der jetzigen Verwilderung meines Gemüths mich nicht hätte lieben können. So ging der Sturm vorüber und ich war zu allem Guten aufs Neue gestärkt. Ach Adelheit, fühlen Sie nicht selbst deutlich, daß ich Sie lieben muß, und daß meine Liebe zu Ihnen ewig seyn wird? Jeder Gedanke an Sie ist auch ein Gedanke an Cecilie; jeder Gedanke an Cecilien ein Gedanke an Sie. Cecilieus Bild beruhigte mich, wenn mich das Gefühl, Ihnen entsagen zu müssen, in die hoffnungsloseste Verzweiflung gestürzt hatte; es waren gerade die Tage der wehmüthigsten Erinnerung an Cecilien, als ich Ihnen meine Liebe gestand. Ich kann niemahls an jene Zeit denken, ohne die schmerzliche Lust zu empfinden, womit man auf den verschwundenen Frühling oder in das verschlossene Paradies der Kindheit zurückblickt. Mein erstorbenes Herz begann damahls zuerst wieder anzuklopfen. Der Frühling stimmte mich wohl nicht zur Freude; aber ich fing an, meinen Schmerz zu lieben, und in ihm selbst Trost zu finden. Jetzt durfte ich zuerst mir Cecilieus Bild in allen seinen Einzelheiten ausmalen; vorher ließ der Gedanke an ihren Verlust mich nur auf einen einzigen dunkeln, ungeheuren Schmerz hinblicken, für den ich keine Beruhigung zu finden wußte, weil ich sie nicht zu suchen wagte. Je klarer mir aber jetzt Cecilieus Gestalt vor der Seele stand, desto mehr fühlte ich mich zu Ihnen hingezogen; es war, als ob Cecilie mir lange verlohren gewesen wäre und mir jetzt plötzlich in Ihnen wiedererschiene. Mein Herz war wunderbar bewegt von Wehmuth, Ahnung, Hoffnung und Zweifel. Meine Stimmung glich dem Frühling, wenn das junge Leben nach dem kalten und dunklen Winter kräftig erwacht, aber Alles noch auf eine schönere Zukunft hindeutet und im unruhigen Verlangen nach Vollendung emporstrebend das Bild einer schmerzlich süßen Sehnsucht darbietet. Wie genau betrachtete ich alle Ihre Aeußerungen und Handlungen, wie reichte die geringste Kleinigkeit hin, mich glücklich oder unglücklich zu machen. Oft wollte ich mich Ihnen entdecken. Früher wurde mir nichts leichter als das, aber weil ich sie liebte, wagte ich es nicht. Erinnern Sie Sich wohl noch eines Abends, als wir zusammen im Garten waren? Ich gab Ihnen ein Marienblümchen und bat Sie das Orakel für mich zu befragen. Sie thaten es, nachdem Sie von mir gefordert hatten, ich sollte Ihnen nachher meine Frage entdecken. Die Antwort war günstig, und weil Sie mich jetzt nicht mehr an Ihre Forderung und mein Versprechen erinnerten, glaubte ich, Sie hätten mich errathen. Das machte mich sehr glücklich. Es waren nichts als schöne Träume, aber eben weil sie schön waren, erlauben Sie mir zuweilen davon zu reden. Ich habe sie mit einem traurigen Erwachen büßen müssen, und die Erinnerung an sie ist der einzige Genuß der mir aus jener Zeit des Glückes zurückgeblieben ist.

Am 29sten Septbr. (Nach einer Erzählung über sein Wiedersehen mit Frau von P. und einer Entschuldigung für den medisanten Inhalt seiner Briefe an diese Dame) . . . „Meine Aeußerungen über Göttingen nehme ich indeß nicht zurück — Die Ausnahmen, die ich in späteren Zeiten bemerkte, kennen Sie — und es wäre mir einerley gewesen, ob sie bekannt geworden oder nicht. Ich achte alle jene Zirkel viel zu wenig, als daß ich selbst ihrem Haß auszuweichen mir die geringste Mühe geben möchte. Cecilie und Sie, meine liebe Adelheit, sind mir außer Ihren andern Vorzügen auch dadurch noch besonders schätzbar geworden, daß Sie Beyde Sich in jener ungefunden Atmosphäre, die fast lauter verkrüppelte und kraftlose Menschen zeugt, eine so freye und herrliche Bildung des Geistes und des Charakters bewahrt haben. Nichts ist mir verhaßter als ein Weib ohne Weiblichkeit, und nichts ist unweiblicher als die öffent-

Digitized by Google

liche Ausstellung thörichter Schwachheiten. Manche entschuldigen sich mit ihrem tiefen regsamen Gefühl oder mit der natürlichen Biegsamkeit des weiblichen Geistes: aber es ist nichts als ein zerrüttetes Nervensystem oder als eine abgeschmackte Genußsucht. Je mehr solche Frauenzimmer sich dem allgemeinen Charakter ihres Geschlechts anzuschmiegen glauben, desto mehr verkennen sie ihn, denn der Stolz ist die höchste Tugend des Weibes. Wenn Sie selbst richtig zu fühlen und zu handeln glauben, liebe Adelheit, so werden Sie auch mir in meiner Behauptung Recht geben. Aus dem Stolz entspringt das heilige Gefühl der Schamhaftigkeit, ohne welches keine Anmuth möglich ist. Zwar hat man oft eine gewisse leichte und gefällige Beweglichkeit des Geistes oder eine durch Kunst und Studium gewonnene Grazie für Anmuth angesehen: aber nach meiner Ansicht kann man nur die natürliche Unbefangenheit eines schönen und schlichten Gemüths, die reizende Zwanglosigkeit, die auf dem Vertrauen auf die Reinheit des eigenen Gefühls entsteht, mit diesem Namen belegen. Der Stolz zeigt dem Weibe die Gränzen, die es nicht überschreiten darf, und eben weil ihm jetzt in seinem eigenen Herzen eine sichere Regel gegeben ist, wonach es jede seiner Handlungen einrichten kann, ist es ihm möglich, sich mit liebenswürdiger Ungezwungenheit seinen Empfindungen und den Eindrücken der Außenwelt hinzugeben. Verzeihen Sie mir, daß ich so sehr in den didaktischen Ton verfalle und Sie mit Sachen unterhalte, die Ihnen längst bekannt sind. Ich wollte Ihnen nur meinen Dank bezeugen über die vielen schönen Aufschlüsse, die Sie selbst durch Ihr Betragen mir über die Würde Ihres Geschlechts gegeben haben. Täglich lerne ich viel von Ihnen, warum soll ich es nicht bekennen?

Am 30sten Septbr. Das schöne Herbstwetter lockte mich heute in einen öffentlichen Garten, den ich seit meinem Hiersein noch nicht besucht hatte, obgleich er mir wegen vieler Erinnerungen aus früherer Zeit sehr interessant ist. Ich scheute mich eigentlich hinzugehen, weil ich wußte, daß manches verändert seyn, was mir nicht lieb war. Es ist ein Park, der von mehreren Wiesen durchschnitten wird. Rund um sie her zog sich Laubholz mit vielen Gängen und Ruhesitzen; auf einer kleinen Anhöhe die mit dichtem Gebüsch bekleidet war, erhob sich eine Warte mit klösterlichen, buntbemalten Fenstern, und in einer Vertiefung am Ende des Gartens fand man unerwartet im schattigsten Dickigt einen Teich, an dessen Rande es sich besonders friedlich und einsam verweilte. Das Haus, das an die größte Wiese stieß und von hohen Ulmen beschattet wurde, war sehr elegant, beynahe prächtig eingerichtet. In der Mitte befand sich ein großer reichdekorirter Saal mit weiten Flügelthüren nach dem Garten zu. An den Saal stießen zu beiden Seiten zwey helle, geräumige Zimmer und an jedes derselben schloß sich ein geschmackvolles, wohnliches Kabinet. Dieses Wesen, das anfangs einem Prinzen von Mecklenburg, der in Celle wohnte, zum Landsitz diente, war jetzt einem sehr prosaischen Caffeewirth in die Hände gefallen, der auf Kartoffeln und Bitsbohnen einen größeren Werth legt als auf schöne Aussichten und Ruheplätzchen, wovon man nicht satt wird. Das Gehölz war überall sehr gelichtet, der sonst so einsame Teich hatte sich in einen lebhaft bevölkerten Sumpf verwandelt. Von der Warte war keine Spur mehr zu finden: aber zum Ersatz fand ich einen luftigen Taubenschlag und einen eleganten, massiven Kuhstall. Die Gänge, die früher sehr reinlich und eben gehalten wurden, glichen jetzt den guten Vorsätzen der Menschen. Etwa hundert Schritt weit vom Hause liefen sie gebahnt und wohlerhalten hinweg; weiter hin waren sie immer mehr mit Gras und Unkraut bewachsen; endlich verlohr man jede Spur und that am Besten wieder umzukehren. Auch das Haus, das sonst beym ersten Anblick das Bild von dem stillen und heitern Genuß eines sorgenfreyen Lebens herbeyrief, hatte sich in mancher Rücksicht verändert. Der Saal war vom Tobaksdampf geschwärzt, in dem einen Nebenzimmer fand ich einen Tisch zum Roulette, in dem andern ein Billard und in den freundlichen Kabinettern saßen einige sehr grämliche Herrn am Whistitsch. Jetzt wollte ich mich unter die große Ulme flüchten, die sonst den ganzen Raum vor dem Hause beschattet, fand aber den Platz schon durch eine zahlreiche Gesellschaft besetzt. Auch meine übrigen Lieblingsörter waren mit nichtssagenden Menschengesichtern angefüllt. Die alten Herrn lasen die Berliner Zeitungen, die jungen machten mit selbstgefälligem Anstande ihrer eignen Person die Cour, indem sie ihre Zudaisen von den mitanbirenden Damen bewundern ließen. Halb ergrimmt, halb traurig setzte ich mich in eine entfernte Ecke. Einige Frauenzimmer hatten mich bemerkt und schickten einen ihrer Anbeter zu mir, um mich auf morgen in einen ästhetischen Thee einzuladen. Er fügte hinzu, man hätte gehört, ich arbeite an einem großen poetischen Werke und hoffe, daß ich die Gesellschaft durch eine Vorlesung ergötzen werde. Das machte mich grimmig. Ich antwortete, ich hätte jetzt blode Augen, die mich am Lesen hinderten, und einen stumpfen Geist, der mich eines solchen Cirkels unwürdig machte. Als der überlästige Gast sich noch nicht sogleich entfernen wollte, zog ich einen kleinen Anakreon hervor, den ich bei mir führte und fing an darin zu blättern, und der Herr verließ mich, wahrscheinlich sehr verwundert, daß die Griechische Schrift für blode Augen zuträglicher sey als die Deutsche. Ich legte das Buch bald wieder zur Seite, denn die lachenden Bilder des Griechischen Dichters sprachen meine düstre Stimmung durchaus nicht an. Die Herbstluft wehte recht kühl um mich her, und die falben Blätter rauschten auf der Wiese. In meinem Unmuth verglich ich die jetzige Situation mit meinem Leben. Einst, dachte ich, war dir die Welt ein schöner stiller Garten voll von schattigen Gebüschen, von duftenden Wiesen und von traulichen Lauben. Scherz und Schwärmerey, Hoffnung und Genuß begegneten dir auf den bunten Pfaden der Fantasie und zeigten dir bald ernste bald fröhliche Bilder.

Digitized by Google

Jetzt ist die ganze blühende Schöpfung verwüstet. Du erkennst jetzt zwar einen Zweck im Daseyn: aber es ist nicht der schöne und große, den du dir sonst zuweilen träumtest, sondern der kleinliche und erbärmliche des Eigennutzes und der ängstlichen Sorgen für eine kümmerliche Existenz. Das alltägliche Leben drängt sich kalt und verächtlich mit seiner lächerlichen Verzerrung und mit seiner langweiligen Einförmigkeit um dich her, und um dein Gefühl weht der herbstliche Hauch der Erstarrung und spielt spottend mit den verwelkten Blüthen deiner früheren Träume. Ich hatte mich in diesem Augenblick zu sehr den unangenehmen Eindrücken hingegeben, als daß mir Ihr Bild, meine holde Freundin, in seiner reinen Schönheit hätte erscheinen können, sonst würde ich auch den ganz blauen Himmel, der still und heiter über mir ruhte, bemerkt haben und den hellen Sonnenschein, der das scheidende Leben zum freundlichen Abschiedsgruß mit seinem reinsten Lichte verklärte. Solche Augenblicke der Vergessenheit gehören zu denen, die entscheidend werden können, denn sie lassen einem das Leben so geringfügig erscheinen, daß man keinen Schritt darum thun möchte, wenn man es dadurch von einem drohenden Verderben, erretten könnte. Aber Sie haben Recht, es sind nur Augenblicke, denn als jetzt Helene und mein lieber Freund zu mir kamen, erwachte ich aus meiner traurigen Erschlaffung. Die holde zutrauliche Frau erregte in mir durch ihr zartes Wesen den Gedanken an Sie, meine milde Adelheit, und die heitre Unterhaltung, welche jetzt begann, stimmte mich so um, daß ich nur die schöne Seite meines Verhältnisses mit Ihnen erblickte, und die schmerzliche mir von der freundlichen Laune meines sanfterwärmten Geistes leise verschleyert wurde. Das Treiben der Menschen um mich her, das mir noch vor einer Viertelstunde abgeschmackt und verächtlich vorgekommen war, schien mir jetzt unterhaltend und der schönste Stoff zur lachenden Satire. Wir alle ergötzten uns herzlich an den ernsthaften und wichtigen Mienen der Neuigkeitskrämer und an den süffisanten, empfindelnden, affectirten, kokettirenden und schöngeisterischen Carrikaturen, die um uns herfaßen. Wahrhaftig es ist nichts richtiger als der Gedanke Schillers:

— — der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.

Am 1ten Oktober. Ich höre, daß es in Ihrer Gegend unruhiger wird. Zwar weiß ich bis jetzt nur von bloßen Truppendurchzügen und sehe ein daß Sie keine Unannehmlichkeiten davon zu befürchten haben, aber doch machen mich solche Nachrichten besorgt, weil man nicht jeden Zufall voraussehen kann. Sollten sich die Alliirten gegen Kaßel wenden, so wäre es möglich, daß auch in oder bey Göttingen blutige Auftritte vorfielen. Meine Besorgniß läßt mich immer das Schrecklichste denken. Gott, wenn Ihnen oder Ihrem Hause etwas Trauriges zustieße! Sobald ich von wirklichen Unruhen höre, reise ich hinüber, denn jeder Augenblick, den ich dann noch hier verweilte, würde mir zur Marter werden. Ich weiß, daß ich Ihnen nicht viel helfen könnte: aber ich hätte dann doch gethan, was ich vermöchte und könnte wenigstens mit Ihnen leiden. Ach Adelheit, wäre es mir doch nur vergönnt, für Sie zu sterben! Sie lächeln vielleicht bey diesen Worten, denn sie gehören zu den gewöhnlichen Redensarten, die nicht mehr zu bedeuten pflegen als: ich verharre mit vorzüglicher Hochachtung, oder, ich bin Ihr gehorsamer Diener. Aber Sie wissen, daß ich mit Ihnen in solcher Rücksicht nicht zu scherzen pflege. Auch wäre ja eine solche Aufopferung in der That nicht so groß, als man sie vielleicht betrachten könnte. Ich würde mit dem eigennützigen Gedanken sterben, von Ihnen betrauert zu werden, mir nach meinem Tode vielleicht Ihre Liebe zu erringen. Und glauben Sie denn wirklich nicht, daß man für solch einen Gewinn ein freudenleeres Daseyn hingeben könne? Als Cecilieus Krankheit immer gefährlicher wurde und sich mir täglich immer mehr die schmerzliche Gewißheit ihres nahen Todes aufdrängte, dachte ich oft: wäre es nicht möglich, daß das Schicksal für sie ein andres Opfer annähme? Ich sah ein, daß dies eine fruchtlose Schwärmerey war, und doch hing ich mit einer abergläubischen Ueberzeugung an diesem Gedanken. Ich setzte mich jeder Art von Erkältung aus, vernachlässigte meine Gesundheit auf alle Weise und machte mich wirklich krank. Das Alles that ich für eine bloße Täuschung der Fantasie, warum sollte ich nicht eben soviel thun, wenn ich Ihnen wirklich dadurch nützen könnte? Ihre Freundschaft und Ihre Theilnahme ist fast das einzige, was ich auf der Welt noch zu verliehren habe, und dieser Verlust wäre dann gerade das einzige, was ich nicht zu befürchten hätte."

Hier sei die Mittheilung des Tagebuch-Briefs — der Dichter schrieb ihn zugleich aus dem Tagebuch als Brief ab, um ihn bei seiner Wiederkehr nach Göttingen der Geliebten zu überreichen — unterbrochen; den Schluß soll der nächste Aufsatz bringen. Unsere Bemerkungen können wir kurz fassen, denn — sagten wir schon einmal — man soll nicht aussprechen wollen, was jeder Leser selbst denkt.

Um der Mittheilung willen wird uns gewiß Niemand schelten; der Brief gehört in der Form zu den schönsten und im Inhalt zu den interessantesten Dokumenten dieses Liebeshandels. Die Schilderungen vom Tage haben historischen Werth, die Stellen, die sich mit Adelheid beschäftigen, lassen uns tiefer, als vorher, in des Dichters Herz blicken. Hat irgend ein Leser früher an der Echtheit seiner Liebe gezweifelt, nun gewiß nicht mehr. Auch über die Art, wie ihn die Leidenschaft umgarnt, die seltsame Doppelliebe zu der Todten und der Lebenden erhalten wir nun die klarsten Aufschlüsse. Aber nun wissen wir auch, wie Adelheid ihm gegenüber die Ablehnung seiner Werbung begründet hat — die Eintragung vom 23 September läßt keinen Zweifel darüber zu. Sie hat ihm gesagt, sie habe einen Anderen geliebt und seine Gegenliebe nicht gefunden, oder aus äußeren Gründen auf ihn verzichten müssen, und darum wolle sie für immer

Digitized by Google

ledig bleiben. Es war nicht die Wahrheit; sie liebte Wening noch immer, glaubte sich von ihm geliebt und hoffte auf eine Vereinigung mit dem Geliebten.

So hoffte sie wenigstens, ehe Schulze nach Celle gegangen. Ob auch noch einige Tage später, während er an sie schrieb, wissen wir nicht. Wening hatte, ehe er als junger Doktor nach Göttingen ging, um sich zur Universitäts-Karriere vorzubereiten, in Passau, seiner Heimathstadt, um die Hand einer jungen Dame geworben und sie zugesichert erhalten. Offiziell war das Verlöbnis noch nicht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er nicht bloß dem Freunde, sondern auch Adelheid gegenüber von der jungen Dame sprach, zunächst ganz unbefangen, dann, je mehr seine Neigung für Adelheid wuchs und er ihrer Gegenliebe gewiß war, in einer Art, die wir nur vermuthen, nicht feststellen können. Vermuthlich also schwärmte er dem Freunde gegenüber nach wie vor für seine Amalie, während er Adelheid sagte: „Nun erst hat mein Herz gesprochen und ich will mich von ihr losreißen, das heimliche Verhältnis lösen, sobald ich wieder daheim bin.“ Ob er dies ehrlich gemeint, mag dahin gestellt sein; unsere Quellen fließen zu dürftig, um sich von Wenings Charakter ein klares Bild zu machen. Nehmen wir an, er habe den Bruch mit Amalie beabsichtigt. Aber schon nach seiner Heimkunft war entschieden, daß er diese Absicht nicht verwirklichen werde, er schrieb an Schulze, wie selig ihn das Wiedersehen mit der Geliebten gemacht, und wir haben keinen Grund anzunehmen, daß dies eine Lüge war. Auf diese seine Mittheilung bezieht sich Schulze's Aeußerung: „Auch Wening ist so unendlich glücklich“ — daß Adelheid einen ähnlichen Brief erhalten, bezweifelt er nicht. Wir aber werden über die Frage, wie sich Wening nun zu Adelheid gestellt, erst aus späteren Mittheilungen einige Klarheit gewinnen. Was er ihr im September geschrieben, ist jedoch überhaupt nicht zu erkunden.

Man sieht, von den drei Menschen, unter denen sich diese sonderbare Herzensgeschichte abspielte, ist Schulze trotz seiner Schwächen die sympathischste Gestalt, ja sogar die einzige sympathische. Was Adelheid betrifft, so ist sie immerhin unseres Mitgefühls sicher: wenn sie fehlt, so büßt sie auch — denn wie mag das Mädchen schon bisher unter diesen schiefen Verhältnissen gelitten haben — und wie sehr werden wir sie noch in der Folge leiden sehen! Wening aber — braucht noch ausdrücklich ausgesprochen zu werden, wofür wir ihn nun halten müssen?!

Aber er interessirt uns ja weiter nicht, wohl aber Ernst Schulze. Wie es möglich war, daß er so ahnungslos blieb, begreifen wir kaum — er, der sonst trotz seiner Jugend die Frauen so genau kannte! — Es bleibt nur die Erklärung übrig, daß ihn gerade diese echte und tiefe Liebe blind machte und daß Wening ihm gegenüber die Komödie trefflich gespielt. Sein Verdacht kehrte sich gegen einen andern: den Grafen von der Schulenburg; auch dies steht zwischen den Zeilen des Briefes deutlich genug geschrieben.

Wir sagten, die nüchternen Schilderungen von Tage, die Schulze giebt, hätten einen gewissen historischen Werth. Sie beweisen besser, als jede Ausführung eines Geschichtschreibers vermöchte, wie es damals um den deutschen Patriotismus im Hannöver'schen stand. „Man ist oft am Morgen französisch, am Abend englisch“ — aber deutsch war man nie. Und aus dieser Athmosphäre, in der der Dichter lebte, erklärt es sich auch, daß ihm wohl der Gedanke kam, wie schön es wäre, für Adelheid zu sterben, aber nicht, wie dies Theodor Körner wenige Wochen zuvor gethan, für das Vaterland! (Ein fünfter Artikel folgt.)

Otto Roquette.

II.

In seiner Bromberger Zeit begegnete dem Dichter viel Gutes und Schlimmes. Zum Guten gehörte die erste Bekanntschaft mit bedeutenden Menschen. Der nachmalige Berliner Aesthetiker H. Th. Rötscher war sein Professor am Gymnasium, Bogumil Goltz verkehrte viel im Hause. „Er wurde durch seinen Bruder, den Rechtsanwalt Goltz, mit meinen Eltern bekannt gemacht. Dieser Rechtsanwalt war nicht minder ein starkes Original. Er war einst als Rittmeister von der militärischen Laufbahn ab und auf die Universität gegangen. Humorist in barocker Weise, spielte er gern den Kunstkenner. Da sich in Bromberg kein Kunstwerk fand, welches zur Betrachtung eingeladen hatte, beschloß er, eine Gemäldegallerie für sich und seine Freunde anzulegen. So setzte er die hausirenden Juden als Unterhändler in Bewegung, die ihm alte Oelgemälde, meist in verarmten polnischen Adelshäusern auf dem Lande aufspüren und besorgen mußten. Es durfte aber keins über fünf Thaler kosten. Er bekam wirklich eine Menge zusammen, und da bald alle seine Wände bedeckt waren, ging er an das Taufen seiner Gemälde. Da waren bald die Meister der Malerschulen aller Nationen beisammen und es machte ihm einen königlichen Spaß, für ein Quadrat, welches eigentlich wie ein getünchertes Brett aussah, einen uralten italienischen Namen auszusinnen. Fand sich gar keiner mehr, so nannte er es byzantinisch. Und das war bei ihm nichts als Posse, denn er wußte selbst recht wohl, was er an seinen Nymphen von Rubens, seinen Tittians und Murillos für Schätze besaß. Die größte Freude hatte er, wenn er einen ganz Unkundigen vor eins seiner Gemälde führen konnte, um ihm mit der ganzen Phraseologie des Kunstkennens in scheinbar vollem Ernst, und zur Belustigung der Wissenden, die Vorzüge des Meisterwerkes auseinander zu setzen. Gab er sich nun gern und mehr freiwillig für einen sehr verrückten Menschen, so war seine Art noch ernst und gehalten zu nennen gegen die originelle Verrücktheit seines Bruders Bogumil Goltz. Wiewohl ein Mann von schon gesetzten Jahren, war er noch ohne litterarischen Namen, stand aber

Digitized by Google

bereits im Rufe eines argen Querkopfes. Schon das Gebrüll, mit dem er seine Gegenwart ankündigte, donnerte durch seine Wucht Alles um sich her nieder. Auch behielt er das Wort von seinem Eintreten bis zu seinem Abschied. War zu gern kam er auf Erzählungen aus seiner Jugend, durch die er in einer Weise zu wirken wußte, daß die Gesellschaft vor Lachen schwach wurde. Wollte ihm Jemand einwenden, daß so viel Unsinn und Tollheit, so viel unbeutsame Streiche, die Bekanntschaft mit so viel halb und ganz verrückten Leuten, nicht durch ein einziges Jugendleben gegangen sein könne, so überschrie er den Einwurf, und steigerte seine Mitteilungen ins Außerordentliche. Ja er fabulirte auf Ungezogenheiten um alle in seine eigene Jugend zu verpflanzen. Doch galt seine Unterhaltung meist dem Hader um den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen auf engerem und engstem Gebiet: der Polemik gegen Erziehung, Hauswesen, Verkehrsmittel, der Charakteristik von Gebrechen im bürgerlichen Kleinleben, von Menschengattungen und Menschentypen; dem ganzen Material, das er später in seinen zahlreichen Schriften verarbeitete. Er konnte sich in seinen Monologen alles Ernstes in eine solche Wut hineinreden, daß man einen leidenschaftlichen Bußprediger zu hören glaubte. Da er immer ein Lobredner der Vergangenheit war, alles Neue fanatisch haderud anfocht, und eigentlich von sehr beschränkten Gesichtspunkten ausging, so mußte er sich gefallen lassen, daß sein Zuhörerkreis ihm mit Gelächter entgegnete, auch wenn er nicht im Scherze gesprochen hatte. Womit er denn auch zufrieden war, da es ihm genügte, überhaupt eine Wirkung hervorgerufen zu haben. Er war in jener Zeit noch Gutsbesitzer, wirtschaftete aber schlecht, mußte von Glück sagen, seinen Besitz noch verkaufen zu können, und ließ sich in Thorn nieder. Hier lebte er ziemlich zurückgezogen, um dann ab und zu seine Besuche, größere und kleinere Reisen zu machen, und dabei seine Gastrollen zu geben. Die Nöte des Erwerbens waren leider in vorgerückten Jahren der erste Entstehungsgrund seiner Schriften, so wie seiner öffentlichen Vorträge und Vorlesungen auf Reisen. Humoristisch, reich an Lebensbeobachtung, voll von Ideen, Einfällen, merkwürdigen Gegensätzen seines Inneren blieb er immer, und seine im Alter nicht mehr beabsichtigte, aber stark ausgeprägte Formlosigkeit machte ihn zu einer der merkwürdigsten Sondergestalten." —

Auch an Anregung durch Reisen, Lektüre, Ausbildung in fremden Sprachen fehlte es nicht. Hingegen war das Gymnasium erbärmlich, die zumeist polnischen Lehrer roh, unwissend und erschrecklich unsittlich; Roquette wurde schon deshalb mißhandelt, weil sein Vater ein Deutscher, zudem wohlhabend war und dennoch keinem dieser erbärmlichen Polaken was in die Hand drückte. Endlich ertrug er's nicht länger und wurde zu den Großeltern, nach Frankfurt a. O. gethan. Aber schon in Bromberg reifte ihm der Plan, ein Künstler zu werden, und zwar nicht etwa Dichter, wohin seine ersten Versuche gezielt, sondern Maler. „So ganz unvorbereitet war das freilich nicht. In der Schule hatte ich durch mein Zeichnen stets Lob geerntet — das einzige Lob, das mir in der Schule nicht entzogen werden konnte. Dann sah ich bei einem erwachsenen Schüler einmal den ganzen zur Malerei gehörigen Apparat, da er eine Kunst betrieb, die damals Lithochromie genannt wurde. Die Praxis dieser Kunst war so leicht wie das Anmalen von Bilderbogen, und wenn ich mein Taschengeld zu Rate hielt, konnte ich mit meinen künstlerischen Leistungen die schönsten Geburtstagsgeschenke machen. Mir aber genügte diese Art von Malerei schon nicht mehr. Ohne alle Anleitung, und ohne Malerleinwand auftreiben zu können, bespannte ich einen Rahmen mit stark geöltem, auch wohl auf der Kehrseite nur mit Leim bestrichenem Zeichenpapier, entwarf darauf mit Bleistift eine Skizze, meist landschaftlicher Art, und ging nun mit Pinsel und Farben auf eigene Manier zu Wege. Die Eltern lächelten dazu, ließen es aber gehen. Da kam nun eines Tages ein Freund des Vaters aus Berlin zum Besuch, der mich bei der Staffelei ertappte. Auf mein Werk warf er nur einen flüchtigen Blick, mich selbst aber nahm er bei den Schultern, und indem er mich dem Lichte zuwendete, rief er: „Merkwürdig! Rafael Mengs, wie er leibt und lebt!" Die Eltern verstanden sofort, daß er nicht meine Kunst meinte, sondern die persönliche Ähnlichkeit mit dem jugendlichen Mengs. So erhielt ich nun scherzweise den Namen Mengs, mit dem mich Bekannte des Hauses eine Zeitlang riefen, indem sie ihn mit meinen Bestrebungen auf geöltem und geleimtem Papier in Verbindung brachten. Daß ich nun aber den Wunsch aussprach, Maler zu werden, kam meinen Eltern sehr ungelegen. Was einen künstlerischen Lebenslauf in ihren Augen fast undenkbar machte, war meine Bestimmung zur Theologie. Ich selbst war eigentlich nicht darum gefragt worden. In meinem mehr innerlichen und zurückgezogenen Wesen glaubte die Mutter eine Richtung auf die Theologie zu erkennen. Da mir aber das Malen nicht zugleich verboten wurde, verwandte ich noch einige Zeit Farben und geleimtes Papier, bis ich eines Tages, ärgerlich über ein Mißlingen, die ganze Schmiererei bei Seite warf. Meine musikalischen, so wie die Bestrebungen um die Malerei, waren doch nur der Ausdruck des noch unverstandenen Dranges nach Aussprache einer Begabung, die sich früh regte und nach Entwickelung rang. Und sobald diese endlich zu Worte kam, wurden die anderen übertriebenen Seitenschößlinge zurückgedrängt. Wenn die Natur ein Talent verleiht, giebt sie es selten in ganz bestimmt abgeschlossener Richtung, sondern schafft es so, daß es mancherlei Entwickelungsformen nehmen kann, die auch wohl wie Gegensätze erscheinen. Oft sieht es aus, als ob künstlerische Talente von dieser oder jener Kunst noch etwas mitbekommen hätten. Der moderne Mensch, bei dem eben Alles entwickelt werden soll, vielfach auch das, was gar nicht in ihm liegt, kommt dabei wohl in der Lage, daß seine eigentlichen Gaben unberücksichtigt bleiben, oder eine Zeitlang zurückgedrängt werden, weil gesellschaftliche Neigung und Mode grade etwas Anderes begünstigen und bevorzugen. Dieser Mißbrauch wird mit der Musik betrieben, in welcher man es, auch ohne

Digitized by Google

musikalisches Talent, durch dauernde Uebung zu einer gewissen Fertigkeit bringen kann. Mit der Malerei wäre das auch anzurichten. Der eigentliche geistige Schaffenstrieb hat sich oft nützlam hervorzuarbeiten, und selten wird ihm gleich die Gunst der Pflege oder auch nur die Duldung zu teil. Das was werden will, wird meist beanstandet oder verworfen, nur das Gewordene erregt Aufmerksamkeit und Anerkennung.

„Mit fünfzehn Jahren fühlte ich den dichterischen Quell in mir gelöst, abgesehen von den Stücken, die ich früher für das Puppentheater gemacht hatte. Lyrische Gedichte entstanden mit Einemmal in Menge, und ich kann nicht sagen, was die Veranlassung dazu gewesen. Sie waren aber plötzlich da. Sie trugen meist einen melancholischen Charakter, in Hölty'scher Richtung, und von frühem Sterben war viel darin die Rede. Auch spielte eine leidenschaftliche Freundschaft, welche nicht erwidert wurde, darin eine Rolle. Mein innerlich zurückgezogenes Leben, das zu dem lebhaften Treiben im Hause eigentlich in Gegensatz stand, sprach sich zum erstenmale aus. Aber ich hätte es nicht über mich gebracht, den Eltern oder sonst jemand etwas davon zu verraten. Mein Klavierspielen mochte man loben oder tadeln, mein malerisches Dilettieren auslachen; das erste dichterische Bewußtsein war scheu und zurückhaltend. Ein Spott gegen diese ersten Lebensregungen wäre nur sehr bitter gewesen. Darum hielt ich diese innere Welt verschlossen, und niemand ahnte, was sich unter dem Druck meiner Entwickelungsjahre anbahnte. Dieser Druck und das Gefühl meiner Vereinsamung hatte noch einige sehr wesentliche Ursachen. Vor allem die häufigen Krankheiten. Der Hausarzt sagte einmal: Es ist erstaunlich, daß der Junge immer die seltensten und gelehrtesten Krankheiten bekommt, gegen die man an ihm selbst erst die Studien zu machen hat! — Das förderte dann die Heilung und Genesung nicht.“ Das Schlimmste war ein nervöser Kopfschmerz.

Endlich erfand, wie bereits bemerkt, der heranreifende Jüngling die Qualen nicht mehr, die ihm seine wüsten polnischen Peiniger anthaten — man mag im Buche nachlesen, was damals in einer Lehranstalt der königlich preußischen Provinz Posen möglich war! — und kam zu den Großeltern nach Frankfurt a. O., um dort das Gymnasium zu besuchen. Der Großpapa war ein wackerer, verständiger Mann, der sich auch als Pfarrer vom Muckertum fern hielt, aber seine Söhne waren beide Pietisten und namentlich der Aeltere, selbst Theolog, der ist des Vaters Hause wohnte, begann sofort seine Arbeit, dem Teufel diese junge Seele abspenstig zu machen. „Zunächst kündete mein Hüter mir an, daß ich jeden Morgen um sechs Uhr in dem von uns gemeinsam bewohnten Zimmer den Ofen zu heizen hatte. Ich hatte das nie versucht, aber die Neuheit des Geschäftes hatte etwas Anziehendes für mich. Ich betrieb das Einheizen bald mit einer Art von Leidenschaft, und meine Kunst wurde mit der Zeit anerkannt, ja in solchem Grade, daß man mich auch für die übrigen Oefen des Hauses gelegentlich zu Rate zog. Die Vorliebe für dieses Geschäft ist mir geblieben. Und da ich in meinem Leben den Wohnort öfter zu wechseln hatte, und damit eine Uebersicht über alle Feuerungsarten und Zündmittel erlangte, und sie mir dienstbar zu machen wußte, so kann ich mich rühmen, wenn nichts besseres, doch einer der besten Ofenheizer geworden zu sein. Bald sah mein Kandidat, daß weder durch das Einheizen noch durch andre Probemittel eine rechte Wirkung bei mir zu Tage treten wollte. Und da sich nun nichts bot, worauf mit starken Mitteln zu wirken gewesen wäre, so gab mein Kandidat das Beobachten auf und ließ mich ungehudert. Nur in einem Stücke hatte er seine Hand fester auf mich gelegt, und dieses Festhalten galt dem künftigen Theologen. So begann sein Unterricht jeden Sonntag nach einer bestimmten Regel ein paar Stunden lang, vom Aufstehen bis zum Gange zur Kirche. Nachdem ich Feuer gemacht, hatte ich ein geistliches Lied vorzulesen. Daran knüpfte sich dann wohl ein Gespräch über die verschiedenen Gattungen des Kirchenliedes. Darauf las ich das Evangelium und die Epistel des Sonntags, und nach Beendigung der Perikopen vertieften wir uns in eine gedruckte Predigt. Das Lesen wurde häufig durch Gespräche unterbrochen, denn es galt mich auf einem bestimmten Pfade zu behalten. So habe ich alle Mundarten der Kanzelberedsamkeit früh kennen gelernt. Auch in die „christliche Hymnologie“, wie man die Litteratur der Kirchenliederdichtung nennt, sollte ich bei Zeiten eingeführt werden. Es ist dies eine sehr umfangreiche und zugleich langweilige Litteratur, mit welcher ich mich eine Weile herumschlug. Einmal aber traf ich darin auf eine Stelle, die mir ein dauernder Besitz für das Leben geblieben ist. Es war in einem Liede von Gabriel Schwarze, welches „bei Hinrichtungen zu singen“ war, und lautet:

„Selige Canaillen,
Die ihr noch am Galgen
Gottes Gnade spürt.“

Als ich diese Stelle meinem Kandidaten vorwies, stimmte denn auch er in mein Gelächter ein.“

Erquicklicher war der Einfluß, den das Leben der alten, stattlichen Stadt auf ihn übte, vor Allem aber jener der Schule, den Roquette nicht genug rühmen kann. Auch im Pfarrhaus hatte er's nun besser, seit der zelotische Kandidat auswärts eine Pfarre erhalten. „Dieses jahrelange, selten unterbrochene Frankfurter Stillleben habe ich als eine unschätzbare Gunst des Geschickes zu preisen. Im graden Gegensatz zu dem doch sehr zerstreuenden Treiben im elterlichen Hause, konnte ich hier ungestreut meinen Weg verfolgen, und was wunderlich bunt gemischt in meinem Wesen lag, ruhig abklären und entwickeln. Was ich früher noch nicht gekannt, althergebrachte, dauernde, unverrückbare Verhältnisse, gaben meiner vagen Natur einen Halt, und der Zwang, der von mir gefordert wurde, und welchen ich endlich selbst von mir forderte, erweckten meine innere Selbständigkeit vielleicht kräftiger, als es unter mehr willkürlichen Lebensformen hätte geschehen können. Es war ein unbewußtes, andauernd neues Anfassen in Ruhe auf wandellos feststehendem Boden. Daß ich, in diesen Boden verpflanzt, meine Kräfte zu rühren hatte, erhielt meine geistigen Gaben frisch und rege. Zu diesen wohlthätigen Einwirkungen rechne ich

Digitized by Google

auch die ersten ernsteren und tieferen Beziehungen zu Schulfreunden." Aus ihrer Zahl schildert Roquette den nachmaligen Juristen Bardeleben und Aubert, den Anatomen, mit besonderer Liebe. Gern verkehrte er auch im Hause Peterſen, deſſen Tochter, Marie, ſpäter als Verfaſſerin der Märchen „Prinzeſſin Fiſe" und „Die Irrlichter" eine der geleſenſten deutſchen Schriftſtellerinnen werden ſollte.

So war die Zeit herangekommen, wo er ſich als Abiturient für einen beſtimmten Beruf entſcheiden mußte. „Meines Gegenſatzes zur Theologie war ich mir inzwiſchen längſt bewußt. In theologiſchen Umgebungen, bei theologiſchen Geſprächen, unter vorwiegend theologiſchen Intereſſen, hatte ich mehrere Jahre verlebt, und einen Einblick gewonnen in einen Beruf und in Verhältniſſe, die mir nicht zuſagten. Die Theologie war mir durch die Theologen ausgetrieben worden; oder vielmehr, ſie hätte mir ausgetrieben werden müſſen, wenn überhaupt eine Neigung dafür in mir geweſen wäre. Mir ſchwebte ſchon damals ein Studium der Geſchichte und Litteratur vor, mit einem akademiſchen Katheder als Zielpunkt. Dagegen aber ſprachen mir einige zu den Ferien heimgekehrte Kameraden bedenklich drein: Litteratur werde offiziell eigentlich nirgends vorgetragen, ſondern nur ſo nebenbei von den Hiſtorikern oder Philoſophen übernommen. Man rät mir ſehr zur Jurisprudenz, der die meiſten anhingen, und verſprach mir von der Rechtsgeſchichte und andern Zweigen dieſer Wiſſenſchaft vollkommenen Erſatz, wobei ich etwaige litterarhiſtoriſche Betrebungen keineswegs ganz aufzugeben brauchte." Der Vater willigte ſofort ein, auch der Schriftſteller in der Familie, der kluge Onkel Spieker, der Verfaſſer vortrefflicher Jugendſchriften, widerrieth nicht, prophezeite aber: „Juriſt wirſt du niemals werden — das kann ich dich verſichern. Du biſt eine wunderliche Poetennatur — na, leugne nur nicht! An der Naſe ſehe ich es dir an! Die haſt du von deinen Eltern — nämlich beides, die Naſe und die Poetennatur. Die letztere wird dir im Leben vielleicht noch manche Schwierigkeiten bereiten. Das iſt mit ſo einem Erbteil nicht anders. Aber trotzdem, daß du unter die Juriſten nicht gehörſt, laß dich nur vorläufig bei ihnen einzeichnen, und ſieh dir unterdeſſen an, wie du zur Geſchichte und Litteratur gelangen kannſt." Zunächſt freilich gelangte er gleich direct zur Poeſie. Noch in den Ferien entſtand ſein erſtes Drama: „Heinrich IV." Wie die erſten Verſuche des Knaben, ſo gelten nun die erſten ernſten Anläufe des Jünglings dieſer Kunſtform. Das iſt ungemein lehrreich, in welchem Sinn, ſoll ſpäter geſagt ſein.

Das Manuſkript dieſes Erſtlingswerks in der Taſche wanderte Roquette nach Berlin und ließ ſich an der juriſtiſchen Fakultät inſcribiren. „Ich hörte die erſten juriſtiſchen Kollegia, ſchrieb eifrig nach, las es aber bald bleiben. Denn was ich hörte, konnte meine Teilnahme ſo wenig feſſeln, daß ich früher ſtutzig wurde, als ich erwartet hatte. Aber das Pflichtgefühl hielt mich dennoch feſt, und ich verſprach mir, nicht zu raſch abtrünnig zu werden. Nicht viel beſſer ging es mir in den philoſophiſchen Hörſälen. Dagegen zogen hiſtoriſche Kollegia, in welche ich zu Gaſt ging, ſchon mehr an, ſo wie einige naturhiſtoriſche. Es war ein lebhafter Trieb in mir erwacht, überall hin zu horchen und zu prüfen, was wohl meine Teilnahme am meiſten erregen könnte. Und ſo wanderte ich aus einem Hörſaal in den andern. Ich ſaß mit Aubert unter den Medizinern, ging zu den Philologen, wußte mich ſogar in die Kunſtakademie einzuſchleichen, um hin und wieder ein Vortrag von Franz Kugler zu hören. Hier wäre ich am liebſten gleich feſt geblieben. Trotzdem verharrte ich noch mit Ausdauer auf meinem Platze unter den Juriſten, um die Inſtitutionen täglich langweiliger zu finden. Und da nun über Litteratur gar nichts geleſen wurde, ſo mußte ich mir ſelbſt zu helfen ſuchen. Die königliche Bibliothek bot mir die erſten Hilfsmittel. Ich wollte fürs erſte nur ſehen. Ueberſichten haben. Bücher kennen lernen. Endlich wurde einer der Cuſtoden auf mich aufmerkſam. Nach wiederholten Geſprächen ſchlug er mir vor, mich auf die deutſche Litteratur zu beſchränken, und zwar mit dem achtzehnten Jahrhundert zu beginnen. Und da nun mit Bodmer und Breitinger der Anfang gemacht werden ſollte, ſo blieb nichts übrig, als auf die Werke der Schweizer und Niederſachſen zurückzugreifen. So brachte ich meine Tage in Hörſälen und in der Bibliothek zu, aus welcher dann immer noch eine Anzahl von Büchern zum häuslichen Leſen mitgenommen wurde. Meine Abende brachte ich häufiger zu Hauſe zu, als die Freunde für einen Studenten im erſten Semeſter ſchicklich fanden. Aubert allein wußte, wie eifrig ich an meiner Tragödie arbeitete. Mit ihm beſuchte ich meiſt die Theater. Es verſtand ſich, daß wir dann in ein Wirtshaus gingen, ſo unbehaglich uns von Anfang an die Berliner Bierkneipen mit ihrer aufgenötigten weiblichen Bedienung waren. Als mir aber einmal eine dieſer Nymphen ſchäkernd mit der Hand durch das Haar gefahren war, ergriff mich eine ſolche Angſt vor dieſen Weibern, daß ich in ſolch ein Lokal nicht mehr zu bringen war. Dagegen koſtete es den Freund keine Ueberredung, dem ein Philiſter war ich auch nicht) ihm in eine Weinſtube zu folgen, wo wir uns edleren Genüſſen hingaben. Bei einer ſolchen Sitzung wurde ausgemacht, daß ich meine Tragödie Julian Schmidt zur Begutachtung vorlegen ſollte. Sein dickes Buch, „die Geſchichte der Romantik" war ſchon erſchienen. Als er mir in einem Nachmittagskonzerte gezeigt wurde, beſchloß ich, ihn auf ſein Wort hin anzuſprechen. Er ſchien angenehm berührt, von einem Studenten etwas darüber zu hören, und ließ ſich in ein Geſpräch mit mir ein. Im nächſten Konzerte begrüßte er mich zuerſt, und das Geſpräch wurde wieder aufgenommen. So war er der einzige Schriftſteller in der Nähe, den ich perſönlich kannte, und ich durfte ein gewiſſes Wohlwollen bei ihm vorausſetzen, wenn ich die Schärfe ſeines Urteils auch bereits kennen gelernt hatte. Es war doch mit großer Befangenheit, als ich ihm den erſten Beſuch machte, und mein Anliegen, zugleich mit meinem Manuſkripte, hervorbrachte. Ich atmete auf, als er das Heft gelaſſen hinnahm, mit dem Verſprechen, es zu leſen. Nach einigen Wochen lud er mich zu einer beſtimmten Stunde ein. Ich fand ihn unter

Digitized by Google

seinen eignen Manuskripten in einer unbehaglichen Junggesellenstube. Er kam bald auf die Arbeit zu sprechen, begann aber in einer Weise, die mich in Verwunderung versetzte. Ich müsse ja selbst wissen, fing er an, welche Stücke von Shakespeare ich vor Augen gehabt und welche Scenen ich nachgeahmt hätte. So sackte er mir eine Art von Beichte ab, und wies darauf hin, wie das Alles im König Lear und in den Königsdramen doch viel besser sei, und so, ohne ein Urteil zu fällen, gab er mir zu verstehen, was er von meinem Machwerk hielt. Mir war nicht wohl zu Mute, als ich mit meinem Manuskripte abzog. Daß er Recht hatte, mich auf die Unzulänglichkeit meines Versuches hinzuweisen, stand bereits fest bei mir. Zu mir war aber um diese Zeit ein Zug bereits entwickelt, der mir im ferneren Verlauf ebensoviel genützt als mich beunruhigt hat. Jedes kritische Wort nämlich, das nur halbwegs an das Richtige streifte, gab mir sofort die Ueberzeugung meiner Mängel, und bewog mich an eine Umgestaltung zu gehen, oder nach einiger Ueberlegung das Geschaffene zu vernichten. Ich habe zahlreiche Manuskripte, kleine und große, in Flammen aufgehen lassen. Schlimmer war es, wenn Zweifel, oder Ueberzeugung, daß das Ziel verfehlt sei, erst eintraten, wenn die Arbeit schon gedruckt vorlag. Dann hatte ich unglückliche Stunden, und das Werk, selbst wenn es andern gefiel, wurde mir widerwärtig. Der Fall trat bei sehr vielen meiner Arbeiten ein. Meine erste Tragödie, die ich von Stund' an zu hassen begann, trieb sich noch lange Zeit bei mir umher, um dann mit allen Vorarbeiten in den Ofen zu wandern. Jene kritische Stunde hatte aber meine Beschämung nur gegen dies eine Werk gerichtet, nicht gegen meine dichterischen Bestrebungen überhaupt. Ich griff sehr bald zu etwas Neuem. Mochte auch Alles was ich damals trieb, nur dramatische Schularbeit sein, die mit der Zeit vernichtet wurde, die Beschäftigung damit hielt mich doch fern von so Vielem, was der Müßiggang, noch dazu in einer so großen Stadt bei der Jugend hervorruft und begünstigt. Doch erinnere ich mich nicht, daß ich in dieser Zeit etwas Lyrisches hervorgebracht hätte. Ich war nur mit meinem poetischen Drange ganz auf das Drama gerichtet, und weder der Verkehr mit Menschen noch innere Empfindung gaben mir das Bedürfnis nach lyrischer Aussprache."

Dazu kam es erst, als der Student bei einem Ferien-Aufenthalt in das behagliche und gemütliche Leben im Elternhause zurückgeriet. Ein Zufall ließ seine Versuche entdecken. „Ich muß sagen, die Freude meiner Mutter war nach dem ersten Lesen eine fast kindische. Auch der Vater nickte mir zu, machte mich aber auf einige nicht passende Vergleiche, schlechte Reime und metrische Verstöße aufmerksam. Bald aber wurde die Freude der Mutter durch Beängstigungen beeinträchtigt, die Furcht, ihr Sohn könnte durch mangelhafte dichterische Arbeiten der Welt lächerlich erscheinen." Unser Dichter erblickt darin die Bestätigung der „Erfahrung „daß fast durch alle Familien eine Unterschätzung der dichterischen Begabung geht, der erst werdende Poet aber, sei er noch so bescheiden, der Lächerlichkeit ausgesetzt ist. Wer sich im Zeichnen und Malen hervorthut, wird mit Genugthuung vorgeführt, wer aber in der Musik etwas leistet, mit dem wird Staat gemacht. Aber es gilt für eine Art von Unglück, wenn jemand in der Jugend die Neigung zum Reimen zeigt. Der Dann aber, der auf dem frühen Versemachen liegt, beruht nur auf der Oberflächlichkeit des gefällten Urtheils." Doch wohl nicht darauf allein, möchten wir beifügen, sondern auch auf der ganz vernünftigen Erkenntnis, daß es sich hier um Produzieren handelt, das leicht, wenn mit allzu großem Eifer und unzulänglicher Kraft geübt, von ernsthaften Studien abhält.

Nach Berlin zurückgekehrt, nahm Roquette seine litterar-historischen Studien in der gewohnten Weise wieder auf: er las die Hauptwerke, von Bodmer angefangen bis sachte an Wieland heran. Junge Litterar-Historiker wird diese Methode sehr verkehrt bedünken, denn die Werke selbst zu lesen, ist ihnen selten zugemuthet worden; kein Wunder, daß Roquette bei den günstigen Herren als Mann der Wissenschaft auch heute noch als nicht ganz voll gilt. Sogar die Messiade hat er damals von Anfang bis zu Ende durchgelesen, und später noch einmal! — es mag als vollgültiger Beweis gelten, welchen Eindruck unbeschreiber Wahrheitsliebe das Buch macht, daß uns diese Mitteilung wohl Mitgefühl, aber keinen Zweifel erweckt hat. Daneben gingen poetische Versuche. „Da ich damals am liebsten wo möglich die ganze deutsche Kaiserzeit dramatisch bearbeitet hätte, und mir, wie es bei erfahrungslosen Anfängern gewöhnlich, das Bedeutende auch dramatisch vorkam, so trieb meine Phantasie ihr Spiel mit dem großen Salierkaiser Heinrich dem Ersten. Das wenige Sagenhafte, was an ihm haftet, trat dabei nur in den Vordergrund, und Frau Elise, die schöne Nixe, spielte eine Hauptrolle. Manches daran wurde schon ausgeführt, verschwand aber später. Der Plan des Dramas mag, so viel ich mich entsinne, ziemlich so gewesen sein, wie ich ihn mehrere Jahre später dem kleinen erzählenden Gedichte „Herr Heinrich" zu Grunde gelegt habe. Ein anderer Stoff bot sich mir verlockender und beschäftigte mich noch mehr. Es war das Märchen vom „Gevatter Tod." Mehrere Scenen schrieb ich in dieser Zeit schon nieder. Der jugendliche Schüler des düsteren Gevatters trug damals noch einen andern Namen, und von dem Entwurf ist wenig, von der ersten Ausführung nicht mehr als ein paar Dialoge übrig geblieben. Doch tauchte der Plan im Laufe der Zeit immer wieder auf, wurde stückweise ausgeführt, wieder vernichtet, aufgegeben und doch immer wieder in Angriff genommen. Weiter gefördert als diese beiden Versuche wurde eine Arbeit in Prosa, eine Novelle, welche den Titel „Otkon" erhielt. Ich dachte wer weiß was Alles hinein zu legen, und begann sie unter den verschiedensten Einflüssen. Der Mangel an tieferer Lebenskenntnis mußte sich hier, wo das Leben selbst geschildert werden sollte, an der Darstellung der Charaktere rächen. Mir schwebte dabei ganz Ungewöhnliches vor, ich lehnte die Gattung der Novelle ab, und schrieb schon damals auf den Titel „Ein Phantasiestück". Vollendet wurde auch diese Arbeit noch lange nicht."

Digitized by Google

Von Berlin wandte sich Roquette nach Heidelberg, um da unter Gervinus, Häusser und Schlosser ernsthaft Geschichte zu studieren. Der Aufenthalt sollte für ihn in anderm Sinn bedeutungsvoll werden — und der klang schon in der ersten Stunde an: „Kaum daß wir im Gasthofe zum Ritter uns ein Zimmer gesichert und unsere Koffer untergebracht hatten, eilten wir, Aubert und ich, nach dem Schlosse hinauf, und bald standen wir auf dem mächtigen Altane, die Stadt und den Neckar unter uns, ein bezauberndes Bild von Bergen, mit dem Fernblick in die Rheinebene, um uns her. Ich fühlte mich überwältigt von diesem Anblick. Aber es war mehr eine Stimmung zum höchsten Lebensjubel, zur Freude, daß ich dieses Stück Schönheit der Welt nun für lange Zeit so gut wie mein eigen nennen sollte, um darin glücklich zu sein. Tausende haben vor und nach mir auf diesem Platze gestanden, Tausende knüpfen daran eine köstliche Erinnerung an ihre akademischen Jahre; für mich war diese Stunde der Anfang einer neuen Lebensepoche. Ich kann sagen, daß meine Jünglingszeit nun erst erwachte, daß Alles was an Lebensgefühl, reiner Glücksfähigkeit, dichterischer Anlage, in mir war, sich in dieser Zeit erst entwickelte. Meine Knabenjahre waren durch manche Verworrenheit getrübt worden, die ich schwerer nahm, als es nötig gewesen wäre; mein Selbstgefühl war wenig entwickelt, trotzdem ich mich vielfach selbständig halten mußte zur Abwehr gegen Widerstrebendes. Ich fühlte mich meist mit meinem Denken, Empfinden und Wünschen in mich zurückgedrängt, sogar verschüchtert. Wer mich nicht näher kannte, mochte zweifeln, ob ich überhaupt jugendlich fühlen und handeln könnte. In dieser Zeit aber sprangen gleichsam die Hülsen meines Wesens ab, und, als gälte es, allen versäumten Uebermut nachzuholen, überkam mich eine Lebhaftigkeit, in der ich meinen Umgebungen zeitweise als einer der verrücktesten jungen Menschen erscheinen mochte."

Die erste und erquicklichste Frucht dieser „Verrücktheit" hieß — „Waldmeisters Brautfahrt".

(Ein dritter Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— Von der Presse fast unbeachtet, spinnt sich in Berlin eine Angelegenheit ab, welche die Beachtung der weitesten Kreise verdient. Vor einiger Zeit hat ein in Berlin lebender Schriftsteller, Herr Professor Lic. Dr. Friedrich Kirchner ein Buch unter dem Titel „Gründeutschland. Ein Streifzug durch die jüngste deutsche Dichtung" veröffentlicht. Wir kennen das Buch nicht, müssen uns also jedes eigenen Urteils darüber enthalten. Als Thatsache aber müssen wir auf Grund mehrerer, in verschiedenen Blättern erschienener Auszüge aus dem Buche verzeichnen, daß dasselbe sehr scharfe, und zwar nicht blos im Inhalte, sondern auch in der Form sehr scharfe Urteile enthält, u. A. auch über die Werke eines Dichters dieser Richtung, Herrn Dr. Cäsar Flaischlen. Herr Dr. Flaischlen aber hat im August 1893 im „Magazin für Litteratur" unter dem Titel „Auch Einer" eine Kritik von „Gründeutschland" veröffentlicht, die uns vorliegt und von der wir genau dasselbe sagen müssen: auch dieses Urteil ist in Inhalt und Form sehr scharf, der Tonart scheint, soweit es sich aus Proben irgend beurteilen läßt, dieselbe, wie sie Herr Dr. Kirchner in seinem Buch angeschlagen hat. Soweit ist der Fall ein alltäglicher: auf einen überaus heftigen Angriff gegen eine bestimmte Richtung folgt ein ebenso heftiger Gegenangriff — kurz, eine unerquickliche Fehde, bei der nicht viel herauskommt. Hier aber ist etwas Sonderbares herausgekommen; die Sache hat nun, nach sieben Monaten ein überraschendes Nachspiel gehabt, das von ganz anderer Bedeutung ist, als sie der Polemik zwischen den beiden Herren beizumessen war. In Berlin besteht ein „Wissenschaftlicher Zentralverein", von dem ein wohlaccreditiertes Institut für populär-wissenschaftliche Vorträge, die „Humboldt-Akademie" sejoutiert; Vorsitzender des Vereinskörpers der Humboldt-Akademie ist Herr Professor Lic. Dr. Friedrich Kirchner; Herr Dr. Cäsar Flaischlen wirkt als Dozent an der Akademie. Herr Dr. Flaischlen veröffentlicht nun in der letzten Nummer des „Magazin" ein an ihn gerichtetes, ihm am 18. März d. J. zugegangenes Schreiben des Generalsekretärs des „Wissenschaftlichen Zentral-Vereins", Herrn Dr. Hirsch, worin ihm dieser mitteilt, daß sich sowohl der Vorstand des genannten Vereins, als auch die Dozentenschaft der Humboldt-Akademie „in mehreren Sitzungen" mit dem Artikel „Auch Einer" beschäftigt habe, und fortfährt: „In beiden Körperschaften wurde, bei voller Aufrechterhaltung des Rechtes freier sachlichen Kritik auch gegenüber Kollegen, einmütig Ton und Ausdrucksweise Ihres Artikels schon an sich, namentlich aber gegen einen Mitdozenten auf's tiefste bedauert und verurteilt. Beide Körperschaften kamen zu dem Ergebnis, daß nach diesem Vorgange ein kollegialisches Verhältnis und gedeihliches Wirken Ihrerseits an unserer Akademie nicht mehr möglich sei. Der Vorstand giebt Ihnen demzufolge anheim, durch freiwilligen Austritt aus der Dozentenschaft ihn der peinlichen Pflicht, dem § 24 des Statuts nachzukommen, zu entheben." Wir sind überzeugt, Niemand wird diesen, nach „mehreren" Sitzungen gefaßten Beschluß richtig finden können. War dem Professor Lic. Dr. Friedrich Kirchner eine so scharfe Kritik gestattet, ohne daß sich die beiden Körperschaften darum kümmerten, so dürfen sie auch den Dozenten Dr. Cäsar Flaischlen deshalb nicht zum Institut hinauszuzwängen wollen. Aber angenommen, daß Herrn Kirchners Studie die Werke des Herrn Flaischlens gar nicht erwähnt oder lobend hervorgehoben hätte, dieser hingegen gegen den Professor so geschrieben hätte, wie er's gethan hat, so hätte dennoch ein derartiger Beschluß nun und nimmer gefaßt werden dürfen. Fühlte sich Herr Kirchner durch die Kritik des Herrn Flaischlen herausgefordert, so konnte er darauf erwidern, aber daß der unbequeme Kritiker dafür zur Strafe nach sieben Monaten um's Brot gebracht wird, geht nicht an; darüber werden alle Leute von Rechtsgefühl, sie mögen welcher litterarischen Partei immer angehören, einig sein. Es ist aber auch eine Sache, die uns alle angeht, denn wohin kämen wir, wenn solche Maßregeln gegen die Kritik üblich würden?! Herr Dr. Cäsar Flaischlen hat erklärt, er trete nicht freiwillig aus; auf den Ausgang der Angelegenheit darf man aus dem eben entwickelten prinzipiellen Gesichtspunkte gespannt sein. Dieser Gesichtspunkt alleiu war es, der uns bestimmte, die Angelegenheit in der „Deutschen Dichtung" zur Sprache zu bringen, denn beide Herren stehen uns persönlich ganz fern und auch der Standpunkt jedes von ihnen ist dem unsrigen fremd; wir haben in unserem Herzen für Freytag und Heyse, für Fulda und Hauptmann Raum, er reicht sogar noch für einige Junge von gleichem Können — wenn sie nur bald kämen! —, ohne daß wir deshalb die Alten daraus zu verbannen brauchten!

Fr.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von J. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gregonne & Cie in Berlin.

Digitized by Google

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Wie ich anfing und wie ich in die Litteratur kam.

Von Hans Hopfen.

(Schluß.)

So war ich schließlich in einen recht eigentümlichen Zustand geraten. Nachdem ich mich jahrelang in der Überzeugung befestigt hatte, daß das Streben nach litterarischer Thätigkeit und dichterischem Ruhm nichts weiter als eitel Phantasma und aussichtslose Romantik, daß nur in einem amtlichen oder gelehrten Beruf mein Heil zu suchen wäre, und es, trotz inneren Widerwillens, an theoretischer Vorbereitung und praktischer Uebung dafür nicht hatte fehlen lassen, mußte ich auf einmal merken, daß mein innerer Mensch in keiner anderen Laufbahn Befriedigung finden werde als in der freien Bethätigung eines angeborenen Talents.

Durfte ich mich diesem Instinct hingeben? War die Begabung groß und stark genug, mein Schicksal zu tragen und mit Ehren im Wettkampf vor einer großen Nation zu bestehen?

Diese Fragen und Sorgen fingen an, mein Leben zu verbittern und mit der Unsicherheit des Willens den gewählten Studien den fruchtbaren Boden zu vergiften.

So trieb ich mich in Zweifeln und wechselnden Entschlüssen bis 1860 herum.

In diesem Jahre galt es, mein zweites juristisches Examen zu machen. War dies bestanden — und ich durfte hoffen, es gut zu bestehen — so mußte ich mich entscheiden, ob ich im Staatsdienste bleiben oder die akademische Carrière verfolgen oder — jenen dritten Weg in die freie Oeffentlichkeit der Männer von der Feder gehen wollte, an den ich mir zu denken so lang versagt hatte, und der doch immer gebieterischer sich vor meine Absichten stellte, je älter ich wurde. Es war höchste Zeit, zum Entschluß zu kommen. Die Jünglingsjahre lagen hinter mir. Mit Vollendung des ersten Vierteljahrhunderts stand ich vor dem Kreuzweg meines Lebens. Ich mußte meinen Pfad wählen. Und ich wollte es mit aller Entschiedenheit. Der Pfad, den ich einschlug, sollte, ohne Umsehen, auch verfolgt werden. Und darum sollte vorher eine Probe gemacht werden und diese den Ausschlag geben.

An meinem fünfundzwanzigsten Geburtstag, am 3. Januar 1860, packte ich ein Häuflein dort und da gedruckter und auch einiger geschriebener Poesien — nicht über ein Dutzend — zusammen, knöpfte meinen Rock darüber bis an den Hals zu und ging hinaus durch die Propyläen und weiter, wo Karls-, Dachauer- und Augustenstraße einen kleinen dreieckigen Platz bilden. Hier wohnte Emanuel Geibel.

Ich kann nicht behaupten, daß meinem in derberen Gewohnheiten und leichtlebigeren Anschauungen wurzelnden Wesen der zarte Troubadour frommer Minne vor allen andern Schriftstellern sympathisch gewesen wäre. War doch vor Kurzem die erste Sammlung der Gedichte Hermann Lingg's erschienen — ein Buch, das ich heute wie damals für eines der herrlichsten Denkmäler deutschen Dichtergeistes erachte — und es hatte die ganze Jugend im Sturm erobert. Wir schworen nicht höher. Den vollen Wert Geibel's habe ich, wie die meisten Männer meiner Zeit, erst in späteren Jahren, bei genauerer Betrachtung seines Werkes würdigen lernen.

Aber zweierlei wußte ich schon damals von ihm, und das verhieß die gewollte Sicherheit: er war ein großer Könner und Kenner, ein

Digitized by Google

Virtuos ersten Ranges auf seinem Instrumente, dem Kunst und Sprache ihre Geheimnisse erschlossen, aber so begeistert er im Schaffen, so klar und klug war er im Urtheil, und er war ein wahrheitsgetreuer, unbestechlicher, deutscher Mann, ein erhaben denkender, priesterlicher Mensch, der seine Kunst wie Gottesdienst verehrte und übte, und um keines Lebendigen Lob oder Leid bekümmert, in künstlerischen Angelegenheiten nur die reine unverblümte Wahrheit sprechen würde, die Wahrheit des guten Geschmacks — auch die unerfreuliche Wahrheit, diese vielleicht etwas schonend, aber dem Verständigen, der Wahrheit suchte, gewiß verständlich.

Ich kannte ihn lange. Nicht nur nach den bis dahin erschienenen Werken als Dichter, auch die äußerliche Erscheinung des strammen, mittelgroßen, behaglich marschirenden Mannes mit den großen, menschenfreundlichen, stahlblauen Augen, mit dem in eine martialische Locke gedrehten Knebelbart, mit dem weichen dunklen Sammtrock, halb Minstrel, halb Landsknecht, war mir vertraut und lieb.

Seine Berufung nach München war ein Ereigniß gewesen, und erst gar eines für uns damals noch grüne Strebenden.

Dann hatte er aus der alten Vaterstadt sich ein junges Weib ins neue Heim geholt, ein süßes Geschöpf mit einem Madonnengesichtchen und sanften Rehaugen, die Einen so treuherzig anblickten, so erstaunt über die neue Welt, so fromm im jungen Glück.

Wie oft bin ich in meiner wüsten Burschenherrlichkeit dem glücklichen Paar im Hofgarten, im englischen Garten, in der Briennerstraße begegnet und habe meine verstehenden Augen an diesem geweihten Doppelleben stumm ergötzt.

Es sollte nicht lang dauern, dies schöne Glück des frommen Sängers edler Frauenminne. Das erste Kind, das Frau Ada dem Gatten schenkte, kostete der Mutter Leben. Alles, was deutsche Verse liebte, fühlte mit dem grausam verwaisten Wittwer.

Wenn ich ihm nun einsam in den Straßen meiner Vaterstadt begegnete, hätt' ich ihm gern meinen Gruß entboten, den Gruß der Theilnahme und Verehrung. Aber das wagte der Jüngling nicht. Geibel kannte mich ja nicht. In das Collegium, das er noch in meinen ersten Semestern gelesen hatte, war ich nie gegangen. Ich hatt' es nicht gewollt. Ich hatte nicht, was Andere von ihm lernten, neben Jenen auf Einer Schulbank lernen wollen. Wars Jugendtrotz, war's Instinct, ich weiß es heut nicht mehr.

An jenem 3. Januar 1860 aber sollt' er mein Urtheil sprechen. Und ich klopfte an seine Thür, hinter der ich mein Schicksal suchte, ohne daß der Meister eine Ahnung davon hatte, daß ich auf der Welt wäre, ohne daß meine besten Freunde eine Ahnung davon hatten, was ich von Jenem wollte.

Am genannten Tage traf ich nun zwar den Herrn Professor nicht daheim, aber ich erfuhr die Zeit, in der er zu sprechen wäre, und ein paar Wochen später standen wir uns wirklich Aug in Auge gegenüber, ich, der nach Delphi gegangen war, den Priester des Apoll zu befragen, aller Erwartung voll, und er, der Mann des Orakels, voll Güte und Freundlichkeit, aber auch nicht ohne berechtigte Vorsicht und begreifliches Mißtrauen, denn er ward oft und zu viel überlaufen, belästigt und mißbraucht von sogenannten Berufsgenossen und solchen, die es werden wollten.

Da stand ich, das Wort des unbedingten Vertrauens auf den immerhin trotzigen Jünglingslippen, etliche Blatt Papier in der Hand, und er hörte mich an und sah mich an mit den großen, guten und doch so klugen Poetenaugen, ein wohlwollendes und doch auch schalkhaftes Lächeln in den Mundwinkeln, das sich unter dem mächtigen Schnauzbart schonend verstecken wollte.

Er nahm das Papier aus meiner Hand und bat, mich zu setzen. Ich sollt' ihm nochmals sagen, was ich denn von ihm wollte. Dann folgten einige höfliche Fragen nach Heimat, Studien und Absichten. „Man weiß doch gerne, wer der Andre ist." Ich antwortete bescheiden, aber bestimmt. Ich wollte nicht als hergelaufener Mensch angesehen werden, der, ohne anderweit Unterkunft zu finden, beim „verfehlten Beruf" ein Notdach sucht.

Und die großen Augen sahen mich immer freundlicher an.

Geibel hatte mich, meiner damaligen Sprechweise nach, für einen Norddeutschen gehalten. Es freute ihn umsomehr, zu hören, daß ich

Digitized by Google

ein Bayer, daß ich ein Münchener sei. Denn das gegenseitige Mißtrauen der von König Max nach München „Berufenen“ und der autochthonen Bujavaren (daran, nebenbei gesagt und später einmal ausführlich zu berichten, keiner der beiden Teile unschuldig war) stand noch in der Blüte, und nur langsam und selten spannen sich Beziehungen aus einem Lager ins andere.

Nach jenem Austausch gegenseitiger Höflichkeiten, die nicht verpflichteten, bat der Herr Professor um Erlaubnis, einen Blick in meine Verse zu werfen. Aber nach wenigen Minuten, während deren er die Blätter in seiner Hand entfaltet und gewendet hatte, während deren ein Unbeschreibliches in seinen Zügen vorging, das ich mir noch nicht zu deuten wagte, kehrten die lesenden Augen groß und strahlend in mein Gesicht zurück, und unter dem Schnurrbart tönte es hervor: „Ich sehe, ich habe es hier mit keinem Dilettanten zu thun. Diese Verse sind mit bewußter Kunst gemacht. Darüber kann ich Ihnen in dieser Raschheit nicht das gewünschte Urteil sprechen. Sie müssen mir die Zeit gönnen, was Sie mir vorlegten des Genaueren zu betrachten.“

Das that ich gern und wollte mich, durch das schöne Wort „bewußte Kunst“ nicht wenig gehoben, zum Gehen anschicken.

Emanuel Geibel aber — und würd' ich tausend Jahr alt, ich wollte Gesichtsausdruck und Tonfall des prächtigen Mannes nie vergessen — Emanuel sagte mit einer unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit, ordentlich schüchtern zu mir: „Kann ich Ihnen nicht sonst irgendwie dienen?“

Ich sah in des Menschenfreundes offenes Gesicht, ohne noch den Sinn seiner Worte recht zu verstehen. „Mit Ihrem Urteil, Herr Professor. Womit sonst!“ antwortete ich.

Da war's, als wollt' er mir mit den Augen Muth machen, indem er sein Angebot wiederholte, als wär's ihm Herzenssache, einem Bedürftigen seine Befangenheit zu entwinden: „Ich meine, wenn ich Ihnen noch anderweit nützlich sein kann ...“

Der Wohlthäter war es so gewohnt, von Alt und Jung um Hilfe angegangen zu werden, und der Fall, daß ein deutscher Dichter sich auf eitel Lyrik verlegte, ohne dabei Hunger zu leiden, war so selten, daß er in nimmermüder Herzensgüte seine allzeit bereite Hilfe dem Neuling ordentlich aufdrängte.

Da ging mir ein Licht auf, und lächelnd sagte ich: „Nein, Herr Professor, wirklich nicht. Ich befinde mich in ganz erträglichen Verhältnissen und erbitte von Ihnen in der That nichts Anderes als Ihr maßgebendes Urteil über diese Handvoll Verse.“

Und wie gezwungen, auch ja keinen Stachel an den Rosen seiner Menschenliebe zu lassen, die er mir eben mit so seltener Anmut geboten hatte, beeilte er sich, jenen treuherzigen Worten eine andere Deutung unterzuschieben, indem er hastig sagte:

„Ich habe nämlich eine sehr reichhaltige lyrische Bibliothek. Darunter allerhand, was sich nicht überall findet. Wenn ich Ihnen irgend mit meinen Büchern dienen kann, sie stehen Ihnen immer zu Gebote.“

Ich dankte heute auch dafür und ging entzückt über den Menschen und seinen Empfang davon.

Als ich am anderen Nachmittag aus dem Seminar heimkam, fand ich die Visitenkarte des allzeit höflichen Mannes und bedauerte sehr, dessen Gegenbesuch versäumt zu haben, obschon er sich, um sein Urteil auszusprechen, eine Frist von mehreren Tagen ausbedungen hatte.

Mit welcher Spannung ich, bei aller guten Hoffnung der Verkündigung seiner Meinung entgegenharrte, ist wohl überflüssig zu beschreiben. Doch sollte mir die Kunde des Erfolges, den meine kleinen Verse bei dem Meister errangen, aus anderem Munde früher werden als aus dem seinen.

Es ist bekannt, daß in den Fünfziger- und Sechziger Jahren der Münchener Dichterkreis, der sich um Emanuel Geibel und Hermann Lingg rundete allwöchentlich zu einer heiteren Nachmittagssitzung sich zusammenfand. Hier wurden neu entstandene Poesien vorgetragen und was in Kunst und Leben die Fremde interessierte in gemütlichen, manchmal auch in eifernden Gesprächen verhandelt.

Sank der Abend, so gingen die älteren und die verheirateten Mitglieder an den häuslichen Herd zurück, die ledigen und die dürftigeren suchten an einer sicheren Stätte besseres Getränke auf, als man am Orte der Vereinigung zu schänken pflegte, obwohl dieser im Herzen der

Digitized by Google

hierehrlichsten Stadt der Welt, am Marienplatz, dicht hinter dem „Ewigen Licht“ gelegen war.

Die Gesellschaft hieß „Das Krokodil“.

Einige meiner Freunde waren bereits glückliche Mitglieder des „Krokodils“. Ich hatte mit diesen und anderen für den Abend nach der Sitzung ein Stelldichein verabredet. Mit dem Glockenschlag Zehn erschien ich in der Schänke und ward mit Jubel empfangen.

Man erzählte mir, wie Geibel sich ausgebeten habe, die Gesellschaft mit einem homo novus bekanntzumachen, und wie er dann mit dem Vortrag der einzelnen Stücke in diesem Kreise großen Erfolg erzielt habe.

„Aber wie hat auch Geibel gelesen!“ fügte einer meiner guten Freunde hinzu, wahrscheinlich in Besorgnis, es könnte mich aus ungemischter Freude vielleicht der Schlag treffen. „Er kann ja das Vaterunser hersagen, daß Einem die Thränen über die Backen laufen.“

Wahrlich, der Meister verstand ein lyrisches Gedicht mit voller Wirkung vorzulesen. Doch weiß ich nicht, ob heutzutage diese seine Art trotz all ihrer trefflichen Vergeistigung des Inhalts allgemeinen Beifall finden würde.

Aber die Alten mochten ihre Lyrik wohl also oder ähnlich vorgetragen haben.

Geibel sprach die Verse nicht, er brachte für jedes Gedicht eine fertige Tonweise mit, die man beinahe eine Melodie nennen konnte, und demnach nicht mehr gesprochen, noch nicht gesungen, entsandte er es mit seinem mächtigen, modulationsfähigen Organ, jedes Wort durchdacht und abgewogen, an der Hörer Ohren und Herzen.

Mit den Jahren nahm diese Art oder Unart zu. Als ich den Alten das letztemal in seinem Lübeck vorlesen hörte, war's nur mehr Gesang. Und leider, ach, sein Schwanengesang.

Doch davon waren wir damals in München noch weit. Und ich horchte wonnevoll der Schilderung jener jungen Krokodile, die mich nun bald zu den Ihrigen zu zählen wünschten.

Sie wollten und konnten's nicht verhehlen, daß der mächtige Emanuel einen sie überraschenden Sieg mit mir erfochten hatte. Und mit einer unnachahmlichen Bonhomie in Ton und Angesicht fügte breitlachend mein bester Freund hinzu: „Den Geibel hast du ganz für dich gewonnen . . . Weißt du, Geibel übertreibt sogar schon.“

Trautes Wort, daß ich 33 Jahre still in meinem Busen gehegt habe wie ein litterarisches Amulet, echtes menschliches Dokument, das man nicht erfinden kann und nur, vom Freunde gesprochen, vollen Wert hat, wie hast du mich damals erquickt!

Nun hatt' ich Alles, was ich zur Richtschnur für mein weiteres Streben brauchte: die begeisternde Anerkennung des wohlüberlegenden Meisters und die unwillkürliche Handwerkseifersucht des tüchtigen Mitstrebenden. Nun war ich für die Litteratur gewonnen und an jenem Abend ein glücklicher Mensch.

Wie aber dann, wenn es anders gekommen wäre, wenn meine Pythia das Haupt geschüttelt und mir abgewunken hätte vom betretenen Wege, wär' ich umgekehrt, wär' ich nicht trotzdem weitergeschritten, vom Gott in meiner Brust getrieben, und wäre ein deutscher Schriftsteller geworden auch ohne des erwählten Richters Billigung?

Wahrscheinlich doch! . . . Aber ich danke meinem Schicksal, daß es, wie ich hier beschrieben habe, gekommen ist. Denn nichts hätte mir den nun jahrelangen intimen Verkehr mit dem weisen Meister, dem großen Künstler, dem priesterlichen Menschen ersetzen können, der nur im Ewigen und Ernsten lebte und webte und dem doch nichts Menschliches fremd war, auch nicht der ausgelassene Scherz und die Tollheit raschlebiger Jugend.

Ich ward nun selbst ein Krokodil, und ich habe der ernsten, unerbittlichen Kritik jenes schönen Kreises gleichgestimmter Strebenden Manches zu danken. Unendlich mehr aber dem Verkehr mit Geibel, wie er nun Tag für Tag auf mehrstündigen Spaziergängen und manchmal auch des Abends bei einer flachen Stengelschale seines geliebten Haute Sauterne gepflegt und bis zu seinem Abgang von München unterhalten wurde.

Was diesem Verkehr so außerordentlichen, so unersetzlichen Wert gab, das war nicht nur die hohe künstlerische Weisheit und die überzeugende Liebenswürdigkeit der Mitteilung — die hätten sich vereinzelt oder vereint auch bei anderen berühmten Zeitgenossen finden lassen — was seinem Urteil allemal Ueberzeugung und seinem Rat fast immer Fruchtbarkeit verlieh, das war die eminente Fähig-

Digitized by Google

keit, so festgefügt und eigenartig sein Geist war, sich mühelos und ehrlich in den Geist des Anderen zu versetzen, wenn dieser Andere auch von fremden Anschauungen ausging und nach ungewohnten Zielen strebte, wie nur irgend ein knorriges, eigensinniges Selbst.

Ich habe, bevor und nachdem mich Geibel in dem anderthalb Jahr später erschienenen „Münchener Dichterbuch“ glücklich in die Oeffentlichkeit eingeführt hat, die meisten lebendigen Größen unserer Litteratur persönlich kennen lernen und aus ihrem Umgang Gewinn gezogen für mein Streben und Schaffen. „Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge.“ Allein ich habe außer Geibel unter Allen nur noch Einen gefunden, der, ohne je die stark-profilierte Eigenart im Geringsten preiszugeben, sich doch mit voller Liebe und treuester Sorgfalt in Art und Kunst des Jüngeren finden mochte — und das war Friedrich Halm, der Reichsfreiherr Eligius von Münch-Bellinghausen. Friede seiner Asche, seinem Namen Ruhm!

Die Andern alle verharrten, wenn ihnen ein fremdes Werk gegenübergestellt wurde, mehr oder weniger einseitig auf dem Standpunkte: Wie würde ich das gemacht haben?

Das gereicht Niemand zum Vorwurf. Der Meister ist einseitig. Und soll es sein. Aber wer auch im Urteil einseitig bleibt, der kann eben nur Nachahmer ziehen. Und Nachahmer machen selten Ehre. Den jungen Künstler aber fördert nur, wer seine Eigenart erkennt und, wenn er sie schätzt, gewähren läßt, wo sie nicht etwa auf Abwege ausschwärmt und sich in Gefahr des Unschönen begiebt.

Denn was den Menschen zum Künstler macht, ist ja eben seine Eigenart, die ausdrucksfähige Besonderheit seiner Individualität, die ihn von Anderen im Guten und Schlimmen wesentlich unterscheidet und ihre eigenen Wege geht, auf denen sie wohl beraten, aber nicht geführt werden kann.

Wie Mancher, dessen Eigenart der Ruhm beglänzt, daß sie ihn selber blendet, hat für die Eigenart Anderer jedes Verständnis eingebüßt.

Wir „Münchener“ bildeten keine „Schule“. Unter Geibel's milder, aber gewissenhafter Führung behielt jede Eigentümlichkeit ihre Geltung: allzeit voran die beiden mächtigsten unter den Genossen: der gewaltige Hermann Lingg wie der köstliche Josef Victor Scheffel, der populärste von allen, mit der lächelnden Maske des weisen Mirza Schaffy, Friedrich Bodenstedt wie der verdüsterte viel zu wenig gekannte Lyriker Julius Grosse; der alternde Rieser Bauernerzähler Melchior Meyer, der den Ruhm, die ersten deutschen Dorfgeschichten geschrieben zu haben, für sich in Anspruch nehmen darf, wie der jungfrische nur höfischen, nur anglonormannischen und mittelhochdeutschen Mären zugewandte Wilhelm Hertz, dem Gottfried von Straßburg seinen honigsüßen Liedermund vererbt zu haben schien; mein hochbegabter melancholischer Landsmann und Schulkamerad Karl Heigel, den leider eines Königs Gunst für ein Jahrzehnt dem deutschen Büchermarkt entrückte, wie der frohgemute Mecklenburger Karl Lemcke, der plötzlich hinter den Folianten ernsthaften Professorentums als „Mamno“ zwei der lustigsten Geschichten vors Publikum brachte: „Ein süßer Knabe“ und „Beowulf“; der mit aller Bildung vollgesogene nervös feinfühlige Bühnendichter und spätere Burgtheaterdirektor Adolf Wilbrandt, wie der kernige Schnadahüpfelklassiker in Nagelschuhen und Lodenjoppe, Karl Stieler; der glänzende Versküstler voll bunter Anempfindung und darum vielleicht der beste deutsche Übersetzer in gebundener Rede, Heinrich Leuthold, auf den der ferner schleichende Wahnsinn zuweilen seinen Schatten voraus warf, wie der kernhafte Waldmensch, Forstmann, Landschaftsmaler, Artillerist und Poet, Heinrich Reder, und manches weniger bekannt gewordene Talent, das nur seinen gesunden Menschenverstand in eleganten Reimen auszuprägen liebte; ja nicht zu vergessen endlich, last not least, die beiden litterarischen Wunderkinder, mit 16 Jahren wie noch heute auf allen Tischen und in allen Händen: Paul Heyse und Felix Dahn.

Aber ein Gemeinsames haftet bei aller Verschiedenheit an dem Kreise: eine Vornehmheit der Richtung, die ein Segen und ein Halt für das deutsche Schrifttum ward. Und auch diese kam von ihm, dem priesterlichen Haupte.

Wer die Litteraturgeschichte der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts schreiben will, wird über diese Gruppe allerhand zu sagen

Digitized by Google

haben, was bislang noch nicht gesagt worden ist.

Ich aber preise meinen Stern, daß er mich in München hat jung sein lassen, und segne dankbar das Andenken meines Meisters Emanuel.

Vorfrühling.

Der letzte Schnee vom Bergeshange
Stürzt sich als wilder Bach zu Thal.
Die Knospen strecken sehnsuchtsbange
Entgegen sich dem Sonnenstrahl.

Bald öffnen sich die Blütensterne
Vom Regen einer warmen Nacht, —
O Frühling, Frühling in die Ferne
Lockst du mein Herz in wilder Macht

Es geht ein Locken und ein Sehnen
Berauschend durch die junge Welt.
Ich fühle meine Brust sich dehnen,
Von Hoffnung neuen Glücks geschwellt.

Es pocht mit ungestümen Wellen
Das Blut an meiner Adern Wand,
Und nach der Zukunft sonnenhellen
Gestirnen greift die kühne Hand.

Ob auch das Schicksal vieles raubte
Mir von des Lebens Duft und Glanz,
Noch winkt des Siegers stolzem Haupte
Verheißend mancher goldne Kranz.

Noch halten meiner Jugend Sterne
Getreu an meinem Himmel Wacht.
O Frühling, Frühling, in die Ferne
Lockst du mein Herz mit wilder Macht!

Otto Oppermann.

Gährung.

Und wieder hat ein weiches Frühlingswehen
Den Sinn gelöst in leis bewegte Wellen —
Gleich will ein Wort aus meinem Herzen gehn
Und heiß empor zu meinen Lippen schwellen —
Und kaum es Klang und Stimme sich gewonnen
Da galt es Dir, Du Glück, das längst verronnen.

Ich hab's verschwerzt. Was blüht, das muß verblühn.
Nicht jeder Blüte kann die Frucht gelingen.
Von mancher Frucht, die auch schon längst dahin,
Durft' ich den Geist in meine Kelter zwingen —
Und so bewahr' ich, nach vertrauschtem Feste,
Von jedem Glück den edlen Wein, das Beste

.. So tief geheim und dunkel ist die Nacht,
So heiß von feuchtem Werdehauch durchwittert —
.. Wer weiß, welch' unerhörter Blüte Pracht
Mir knospend schon auf hohem Stengel zittert ..
Es krachen auf der Zukunft goldne Thüren ..
Soll da der Wein sich nicht im Keller rühren?

Otto Sachs.

Ein Blatt im Wind.

In rosenrotem Scheine blüht im Garten
Der Aprikosenbaum,
Wie lange muß ich warten,
Bis sich erfüllet meines Glückes Traum?

Das fliegt so hoch; das fällt so tief; am Ende
Sinkt's in des Strudels Schaum.
Und will nicht, daß sich wende
Sein müder Lauf zurück zum grünen Baum.

Des Glückes, ach! so wenig ist beschieden
Dem armen Menschenkind.
Es findet keinen Frieden,
Kastlos hinirrend, wie das Blatt im Wind.

Hans M. Grüninger.

Hochwasser.

Vor meiner Thür ein Flieder steht,
Seine Blüten hat der Sturm verweht.

Der Strom hat sich zur Nacht befreit,
Seine hohen Wasser glänzen weit,

O Flut, die meinen Fuß umspült,
O Sturm, der mir mein Haar zerwühlt!

Ist meine Treu nicht silberhell,
Und doch trank er aus fremdem Quell?

Du trägst viel heimatloses Gut —
So nimm auch mich, du dunkle Flut.

Anna Klie.

Digitized by Google

Frühling.

I.

Aufkeimt's und sprießt's allum. — An jeder Stelle
Wo nur ein Samenkörnchen mit dem Winde
Auf's kleinste Kelchen Erde flog, — geschwinde
Drängt auch ein Blümchen schon zur Tageshelle.

Es regt sich in geheimnißvoller Zelle;
Ein Hälmchen Gras lugt sachte, wie's entwinde
Sich allen Mauerwerks zerrißner Rinde
Und grün wird des Palasts geschwärzte Schwelle

Kings mit des Daseins endlos mächtigem Wogen,
Von Werdelust und Sonnendurst erfüllt
Kommt's lebenathmend froh herangezogen.

Durch's Weltall weht ein starker Hauch der Liebe
Der Alles reinigt, zur Gestalt enthüllt,
Was neu beseelt vom ew'gen Schöpfungstriebe.

II.

In Düften schwelgend streift auf sonn'ger Bahn
Der Wind durch Pfirsichblütenflor. Den Schollen,
Gemischt mit Veilchenhauch und Thymian,
Ist frischer, kräft'ger Erdgeruch entquollen.

Ein Mädchen sonnt sich, lehnend am Altan
Es füllt ihr Herz ein unruhvolles Wollen.
Auf Flurengrün zum blauen Himmelsplan
Schickt sie den Blick, den sinnend sehnsuchtsvollen.

Ein Schwälbchen schießt heran und klammernd hält
Sich's an des Altans Brüstung — zwitschert leise
Dem Epheu das Geheimniß seiner Reise.

Das Mädchen lauscht. Es denkt der weiten Well,
Des Meers, der Wälder, die so ferne rauschen . . .
„Wär ich ein Vöglein . . . könnt' ich mit Dir tauschen."

Aus dem Italienischen der **Duchessa di Andria** von **August Kellner.**

Ihr Kind.

Jüngst in träumerischer Ruh
Sah ich ihrem Kinde zu.
Meine Muse stand daneben
Mir ein Liedchen einzugeben.

Geh mit Liedern, Muse, geh!
Bist du wirklich eine See.
Gieb ein schützend Angebinde,
Einen Talisman dem Kinde!

Rudolf Knuffert.

Vergeltung.

Du sollst dich nach mir sehnen,
Wie ich mich sehnte nach dir,
Nur Seufzer, Leid und Thränen
Brachte die Liebe mir.

Nun ich den Bund zerrissen,
Für immer gebrochen den Bann,
Was flüstert dein Mund von Küssen?
Was blickst du so zärtlich mich an?

Die Glut, die ich bezwungen,
Kufflammend dich umloht! —
Ich habe den Frieden errungen,
Du leide der Liebe Not!

Marie Stona.

Seitdem ich weiß . . .

Seitdem ich weiß, du schweigst in Wonnen,
In Liebeswonnen, heißem Glück —
Ist mir dein reines Bild zerronnen,
Und nichts mehr sehn' ich mir zurück . . .

Von all dem göttertrunknen Lieben,
Vertrauensvoller, treuer Pein
Ist mir jetzt ein Schmerz nur geblieben:
Warum ich rang um solchen Schein —

Warum ich Jahre wilder Qualen
Von meinem jungen Leben litt,
Vergrämt durch gold'ne Sonnenstrahlen,
Vorbei an jeder Freude schritt —

Warum mir Sang und Sinn vergangen,
Warum nur schal ward jeder Wert,
Und dieses brennende Verlangen
Die ganze Seele mir verzehrt' —

Warum ich lag in Todesstrauern,
Verstört vor Gramesübermacht — —
Indessen dir in Wonneschauern
Begann und ging die Liebesnacht?!

Hermann Hango.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Preußens erster König.

Schauspiel in fünf Akten

von

Friedrich Roeber.

(Fortsetzung.)

Danckelmann. Ah! — Juliette! — Du?
Als würd' ein Wetterstrahl, vom hohen Himmel
Herabgeschleudert auf dies schuld'ge Haupt,
Zerschmettert mich zu Boden! — Gnade! Gnade!
(stürzt auf die Kniee.)

Juliette (wirft sich neben ihm auf die Kniee).
Es ruft die Sterbende, gnädigster Herr,
Gnade für meinen Vater! Gnade, Gnade!

Kurfürst (zu Danckelmann). Bricht nun zusammen der hochfahrende Trotz?
In Eurem eignen Hause sagtet Ihr
Mir unlängst, daß den Tag Ihr kommen sähet,
Wo meine Gnade sich von Eurem Haupte
Abwenden würde: weit wies ich es von mir.
Nun hab' den Schlüssel ich; Ihr fühltet Euer
Gewissen an die Rippen schlagen; es war
Euer Gewissen, Danckelmann, das Euch
So sprechen ließ!
(zu Juliette)
Du armes Kind, steh auf
Sein Leben schenk ich ihm um Deinetwillen.
Der Staat verlangt sein Recht; was er an mir
Gesündigt hat, sei ihm verziehen.
(zu Danckelmann)
Lebt
In Reue fort: — wir sehen uns nicht wieder.

Kurfürstin (zu Danckelmann)
Ihr habt durch der Verleumdung Gift gesucht
Den eigenen Gemahl mir zu entfremden;
Ja, wär's nach Euch gegangen, hätt' er mich
Mit grauſ'gem Schimpf von seinem Hof verstoßen!
Wie wenig kanntet Seine Durchlaucht Ihr,
Obgleich ihr selber ihn erzogen habt,
Wie wenig mich; doch raubt dies nichts der Absicht
Von ihrer Häßlichkeit und nichts giebt es
Wie dies, so häßlich und verdammungswürdig:
Die Reinheit einer Frau mit gift'ger Zunge
In's Ohr des Ehegatten zu verläſtern!
Mög Euch der Himmel so verzeihn, wie ich,
Die Eure Schuld nicht schwerer machen will!
(Kurfürst und Kurfürstin ab. Man hört hinter der Scene die Stimme der Frau v. Danckelmann, die gleich darauf eintritt, in Begleitung der Liese.)

Frau v. Danckelmann. Gebt Raum mir! — Laßt mich durch! — Ah — Ihr seid hier!
(zu Juliette). Du durftest nicht von Deinem Lager aufstehn
Und hast gewaltsam Dich den Dienerinnen
Entrissen, o mein Kind! Was willst Du hier?
Was drängte Dich hierher? — O, Danckelmann,
Sprachst Du den Fürsten? — Hieß Befehl er geben,
Den Grafen Dohna zu verhaften? — Oder, — —
Gott steh mir bei, wie ist Dein Auge starr!

Danckelmann. Es bleibt der Kopf mir auf dem Halse stehen,
Das ist das ganze Facit dieser Rechnung.
Du siehst ein Trümmerfeld, wo einst ein Turm
War aufgerichtet: — gleich als hätten ihn
Ein Erdstoß aus dem Fundament gehoben
Und umgestürzt!
Zerbrochen ist der Arm hier und zerbrochen
Hier innen alles, umgewühlt, zerrissen!
Was soll der Kopf mir noch? — Juliette, — o!
Ihr dank ich ihn und sie hat mich verraten!

Juliette. Damit dem Fürsten ich die Treue wahrte,
Die Ihr ihm schuldig bliebt, mein teurer Vater!
O flucht mir nicht!
Schon sind die Pforten vor mir aufgethan
Des großen Tribunals, das uns wird richten,
Und meine Sache kommt zunächst.

Frau v. Danckelmann. Sie stirbt.

Juliette. Der Augenblick ist da, man ruft mich auf!

Frau v. Danckelmann. Komm, Liese, hilf mir!
(Frau v. Danckelmann, Juliette und Liese ab).

Danckelmann. Hab ich noch den Kopf?
Es wirbelt alles um mich her!
(Harrach tritt auf.)
(zu Harrach) Kommt Ihr im Namen Seiner Majestät
Des römischen Kaisers, für mich einzutreten,
Wie Ihr versprochen?

Harrach. Mögt Ihr mir verzeihn,
Ich darf Euch jetzt nicht kennen.

Danckelmann. Mich nicht kennen?
Himmel und Hölle, Harrach! Mich nicht kennen?

Digitized by Google

Nicht wissen, wer ich bin und was für Oestreich
Ich hab gethan? Trag ich noch einen Degen?
(zieht den Degen)
Kennt Ihr mich, Harrach, oder kennt Ihr mich nicht?

Harrach (zieht ebenfalls den Degen). Ich kenn' Euch nicht!
(**Danckelmann** dringt auf ihn ein, **Dohna**, **Barfuß**, **Besser** treten auf.)

Dohna. Trennt sie! — es giebt ein Unglück!
(**Hebenstein** tritt auf an der Spitze von **Grenadieren**.)
(zu Hebenstein) Ihr kommt im rechten Augenblick, Herr Leutnant!

Hebenstein. Im Namen Seiner Durchlaucht!
Gebt mir den Degen, Herr von Danckelmann,
Und folgt mir als Gefangener!

Danckelmann. O dies giebt mir
Den Rest! So tief herab gekommen schon,
Daß dieser Schurke wagt, mich zu verläugnen!
Nicht eine Zahl mehr, eine Null, verschwindend
In dem Gemenge und Geröll der Menschheit —
Ich folge Euch, Herr Leutnant.
(Graf **Stepney** kommt.)

Stepney. Halt, Herr Leutnant!
Laßt den Gefangenen frei!
Er tritt mit dieser Stunde in die Dienste
Von England und ich protestiere im Namen
Des Königs Wilhelm, meines gnädigsten Herrn.

Hebenstein. Ihr habt hier nichts zu protestieren, Herr!
Und nicht ein Jota hat in Brandenburg
England zu sagen.
(**Kornmesser** kommt)

Stepney (zu Kornmesser) Meldet mich, Herr Hofrat
Bei Seiner Durchlaucht.

Kornmesser. Habt die Güte, mir
Zu folgen.

Danckelmann (zu Stepney) Teurer Freund, es ist umsonst!
An meinem Schicksal ändert Ihr nichts mehr.

Stepney. Ich werd Euch reklamieren.
(zu Kornmesser) Kommt, Herr Hofrat.
(Beide ab nach der einen Seite, **Hebenstein** mit **Danckelmann** und den **Grenadieren** ab nach der andern.)

Besser. Welch ein Insolenz!

Barfuß. Der Danckelmann
Hat an die Insolenzen König Wilhelms
Und des Lord Portlands, seines ersten Rats.
Uns mehr noch als zu viel gewöhnt. Er hat uns
Zu Seiner englischen Majestät Schuhputzern
Gemacht. Jetzt ist's zu End, sein Stuhl ist leer.

Dohna. Ich habe keinen Grund, ihm Freund zu sein,
Noch irgend Zuneigung für ihn zu hegen,
Dennoch erschüttert mich sein jäher Sturz!
Er war wie Tantalus. Wen niederwerfen
Die Götter wollen und verderben, dem
Versagen sie im Glück die Mäßigung.
Ihr, Besser, seid Poet. Schreibt eine
Tragödie darüber und sie wird
Das Herz des Hörers, trotz der Schuld des Helden,
Erbeben machen.
(Sie treten in den Hintergrund, wo **Albrecht**, **Marie** und andere hinzukommen. — **Kurfürst** und **Kurfürstin** treten auf mit **Stepney**.)

Kurfürst. Seinen Kopf hat er
Verwirkt! — Damit habt ihr genug, Graf Stepney!

Stepney. Den Kopf, den Kopf? Wollt Ihr ihn richten lassen?
Bedenkt, er ist des Königs Freund!

Kurfürst. Zu sehr,
Zu sehr! und nicht der meine, wie er sollte.
Im brandenburgischen Recht giebt's keine Klausel
Für eines Königs Freundschaft.

Stepney. O es hat
Vorausgesehen Seine Majestät
Daß ihm die Freundschaft Unheil würde bringen.
Den Kopf, den Kopf?

Kurfürst. Ich hab sein Leben ihm
Geschenkt, doch bleibt er lebenslang in Haft
Und seine Güter werden eingezogen.
Bringt diese Antwort meinem Vetter England,
Und bittet ihn, nachts, wenn ihn keiner stört,
Sich hinzusetzen und in Soll und Haben
Die Rechnung aufzustellen zwischen uns,
Was ich ihm schuldig bin, was er mir schuldet.
Daß nichts vergessen wird, mag er zurück,
Bis zu dem Anfang seines Schuldbuchs, blättern,
Wo Brandenburg ihm gab den ersten Anstoß —
Denn nicht in seinem Haupt entsprang's zuerst —
Den englischen Königsthron sich zu erobern,
Und Brandenburg die Truppen dafür lieh.
Und findet er, am Schluß der ganzen Rechnung,
Wo Ryswyk steht als starker Debet-Posten,
Wie seine Schuldlast angewachsen ist,
Daß er sie nimmermehr wird tilgen können,
So mag in den Gestirnen er den Faden
Aufsuchen, der die Schuld des Danckelmann
Damit verknüpft. Sagt weiter Euerm Herrn,
Daß ich den Vorschlag, den ich jüngst gemacht,
Zurück muß ziehen, da der Markgraf Albrecht,
Mit meiner Zustimmung, aus eigner Neigung,
Mit meiner Nichte, der Prinzeß Marie
Von Kurland sich verlobt hat.
(**Albrecht** und **Marie** stürzen vor und knieen.)

Albrecht. Durchlauchtigster Fürst.
Mein teurer Bruder! Aus dem unerschöpflichen
Füllhorn Eurer Liebe schüttet Ihr
Das ganze Glück der Welt auf mich herab!
Schickt mich, wohin Ihr wollt! Leib, Leben, Alles
Für Euch und Brandenburg!

Marie. Gnädigster Fürst, — —
Ich kann nicht sprechen.

Kurfürst. Mehr als Worte sagt,
Liebwerte Nichte, Dein Verstummen mir.

Kurfürstin (zum Kurfürsten). Nie wird mein dankbar Herz
Euch dies vergessen!

Stepney. So wünsch ich Glück Euch mit zwiefält'gem Herzen,
Mit einem Aug, das lacht, einem, das weint,
Weil es hier sieht, wie England muß so weit
Zurückstehn hinter Kurland und der Wunsch
Des Königs und Verwandten nichts mehr gilt.
Abschied nun nehmend, prophezei' ich mir
Schlechten Empfang in London.
(im Abgehen für sich)
Wenn ich wüßte
Daß in Beschlag nicht nähm der Kurfürst selbst
Die Pferde Danckelmanns, erwürb ich sie
Zum Neide Portlands für den eignen Marstall.
(ab. **Kornmesser** kommt.)

Digitized by Google

Kornmesser. Graf Désaleurs.
Kurfürst (zur Kurfürstin). Empfangt ihn, Liebden, hier.
Der König Ludwig wünscht sofortige Antwort.
Auf Oestreich ist nicht Rechnung mehr zu machen.
So will noch einmal ich im Herzen prüfen,
Was mir zu thun der Vorteil Brandenburgs
Und meine Pflicht als deutscher Fürst gebieten.
(ab mit der **Kurfurstin**. Die übrigen, außer **Kornmesser**, verlieren sich in den Hintergrund.)

(Schluß folgt.)

Lady Rosabell.

Ballade von **Ernst Lehrend.**

„Zu Tisch, mein teurer Herr, zu Tisch!“
Rief lachend Lady Rosabell.
Sie war wie Lenzeshauch so frisch,
Wie Lenzeslicht ihr Aug' so hell.

Lord William küßte sein Gemahl,
Ihn hielt's im Erker festgebannt,
Sie aber zog ihn in den Saal
Mit ihrer weißen, weichen Hand.

Reich steht auf glänzendem Gedeck
Der Morgenimbiß aufgebaut:
Wildpret und Fisch und zarter Speck.
Der Thee in Kessel siedet laut.

Da pocht mit herrischer Gewalt
Ein Schwertknauf an des Schlosses Thor:
„Macht auf! Wir sind's — ein Macdonald,
Ein Murray und ein Macgregor!“

Sie stürmen in den Saal herein:
„Lord William, steige flink zu Roß
Und laß das süße Kosen sein,
Bis englisch Blut in Strömen floß!

Karl Edward — geb' ihm Gott viel Ehr!
Gedenkt noch heut in kühnem Strauß
Den Cumberland und all' sein Heer
Zu schlagen bei Culloden-Haus.

Lord William sprach: „Viel Dank, Ihr Herrn,
Für gute Mär! Ich bin bereit!
Leb' wohl, mein Weib! Karl Edwards Stern
Steigt auf zu Schottlands Herrlichkeit!“

Am Tisch stand Lady Rosabell,
Sie hielt sich in den Knieen kaum:
„O Not und Tod, kommt ihr so schnell?
Zerrinnt mein junges Glück wie Traum?“

Die Diener laufen hin und her,
Zu wappnen ihren tapfern Lord;
Der bringt das Schwert, den Harnisch der,
Die Kettenstiefel stehen dort.

Die Lady denkt in klugem Sinn:
„Ein Trugbild ist des Stuart Stern
Und das Verderben sein Gewinn.
Ich will mir retten meinen Herrn!

„Will halten ihn in holder Hut
Bis daß die Schlacht geschlagen ist —
Und weil mein Fleh'n es nimmer thut,
So helfe mir die fromme List!“

Jetzt hat Lord William eingezwängt
Die breite Brust in blanke Wehr,
Sein Schwert hat er sich umgehängt:
„Nun rasch die Kettenstiefel her!“

Er fährt hinein zum Lederschacht —
Und blitzesschnell fährt er heraus.
Ein Schrei aus voller Lungenmacht,
Sein Antlitz starrt vor Schmerz und Graus.

„Mein Fuß verbrannt! Mein Fuß verbrüht!
O weh! Nun kann ich nicht zu Roß!
Im Stiefelschacht die Hölle glüht —
Wer war's, der Feuer in ihn goß?“

Da fluchten wild der Macdonald,
Der Murray und der Macgregor,
Und wie mit Wirbelwinds Gewalt,
So stürmten sie hinaus zum Thor.

Die Lady sprach: „Herzliebster mein,
Nun schellet mich und — dann vergebt!
Ich schuf Euch diese kurze Pein,
Daß Ihr noch lang in Frieden lebt.

Wer zu dem Prätendenten hält,
Der ist verloren eh und je.
Mir hat mein Liebstes auf der Welt
Gerettet heut der heiße Thee.“

So sprach die Lady Rosabell.
Lord William stöhnt bis in die Nacht.
Da ruft es draußen laut und hell:
„Geschlagen ward Culloden Schlacht!

Geschlagen ist das Hochlandsheer,
Das Feld von schottischem Blute rot!
Karl Edward — geb' ihm Gott viel Ehr! —
Hat Flucht gewählt, anstatt den Tod!“ —

Lord William seufzt: „O schöner Stern,
Verblich dein Schimmer also schnell? —
Und ich muß leben, Dank dem Herrn
Und meiner Lady Rosabell!“

Digitized by Google

Ernst Schulze und Adelheid Tychsen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulze's.

V.

Zu der folgenden Aufzeichnung regt sich in unserem Dichter zum ersten Male die Erkenntniß, in welch großer Zeit er lebt, und welche Pflichten sie von dem Einzelnen fordert:

Am 21en Oktober. Gottlob, Kassel ist genommen, die westfälische Armee aufgelöst, der König entflohen und wir sind wieder Hannoveraner und freie Menschen. Überall hängen die Englischen Wappen, das Volk jubelt auf den Straßen, was sich begegnet, umarmt und küßt sich, und das herrliche Gefühl der Freyheit läßt für den Augenblick auch eine allgemeine Gleichheit unter den Menschen entstehen. Ach Adelheit, wenn jetzt Cecilie noch lebte, welch einen Eindruck würden diese frendigen Begebenheiten auf die hohe, herrliche Seele machen? Es ist mir immer, als ob ihr Schatten mir zürnen müsse, daß ich so träge zugesehen und keinen Schwertstreich für mein Vaterland gethan habe. Es sind so viele von meinen Freunden in diesem rühmlichen Kampfe gefallen, erst eben erhalte ich wieder diese Nachricht von zwey Menschen, die mir sehr lieb waren, andre streiten noch jetzt, und ich sitze unthätig und ruhmlos und wage es kaum, mich über die zerbrochenen Ketten zu freuen, weil ich die Wohlthat wie ein Almosen aus fremder Hand erhalte. Es muß ein schönes Gefühl seyn, für sein Vaterland zu fechten: ich würde außerdem noch für Cecilens Wünsche und für ihren Beyfall gefochten haben. Sie wundern Sich vielleicht, daß ich jetzt so lebhaft an den politischen Angelegenheiten Theil nehme, da ich mich vorher nie darum zu bekümmern schien. Aber ich verdiente ja nicht ein Mensch zu seyn, wenn mir das Schicksal der ganzen Menschheit gleichgültig gewesen wäre. Nie würde ich mich geweigert haben, meine ganze Existenz zum Opfer zu bringen, wenn ich der gerechten Sache dadurch hätte nützen können: aber es schien mir der Wichtigkeit des Gegenstandes zu wenig angemessen, mich zu den gewöhnlichen Politikern zu gesellen, die nach Art der Puppenspieler Kaiser und Könige auf einem sehr unsicheren Theater aus Zeitungspapier gegen einander auftreten lassen und sich bemühen, das dunkle, allgewaltige Schicksal an dem zerbrechlichen Zwirnsfaden ihrer kurzsichtigen Meinungen zu lenken. Auch hatte ich noch einen andern Grund, alle solche Unterhaltungen zu vermeiden. Es giebt zwey Dinge auf der Welt, die ich für die schrecklichsten und empörendsten halte; Unrecht dulden und Unrecht sehen. Warum sollte ich diese vernichtenden Gefühle täglich mit Vorsatz und doch zwecklos in mir zu erregen suchen? In einem Zeitalter, wo die Menschheit auf eine immer tiefere Stufe der Verächtlichkeit und Erniedrigung herabsinkt, wo es Mode wird, fremden Übermuth geduldig oder sogar lächelnd zu ertragen, wo man sich die Sklaverey gern gefallen läßt, wenn sie mehr zu verdienen giebt als die Freyheit, wo die schändlichsten Beyspiele der Tyranney, die zerreißendsten des Elends nur zur größeren Furcht, nicht zum kräftigen Widerstande reizen, ist es für jeden Einzelnen eine heilige Pflicht, das wenige Schöne, das sich aus der allgemeinen Zerstörung noch erretten läßt, sorgfältig in seinem Innern zu bewahren, um den Samen für künftige bessere Tage nicht ausgehen zu lassen. Nichts aber macht den Geist so feig und so schlecht, nichts untergräbt mehr die Wurzel aller heiligen und großen Gefühle als die Erbitterung gegen die Welt und der Hader mit dem Schicksale. Das weiß ich zu gut aus eigner Erfahrung, meine liebe Adelheit. Ich hatte zwey Gründe, mich diesen Empfindungen hinzugeben. Den einen konnte ich durch Vermeidung aller Unterhaltungen über die Zeitumstände mir selbst verbergen; den andern suchen Sie noch täglich durch Ihre Freundschaft und Milde zu heben. Wenn ich jemahls noch etwas Schönes hervorbringe, so ist es Ihr Werk. Hätten Sie mich stolz und kalt zurückgestoßen, hätten Sie jedes Verhältniß mit mir aufgehoben und mich mit Gleichgültigkeit oder gar mit Bitterkeit meinem Schicksale preisgegeben, so würde ich mit feindlichem Spott alles Gute und Schöne in mir selbst vertilgt haben und entweder ein schlechter Mensch oder ein flacher Thor geworden seyn.

Am 31en Oktober. Abends 11 Uhr. Es heißt, daß in dieser Nacht zweyhundert Douaniers kommen wollen, um die Allerbrücke, die kaum wiederhergestellt ist, von neuem abzubrennen. Ich hoffe, daß die Bürger sich zur Wehr setzen werden, denn man wird die Stadt wahrscheinlich als feindlich betrachten, da hier an allen Orten die Englischen Wappen aufgehängt und starke Englische Werbungen angestellt sind. Glauben Sie, daß ich zurückbleiben darf, wenn es meine Vaterstadt gilt? Ich glaube

Digitized by Google

es nicht, und Sie selbst werden es gewiß nicht als einen Bruch meines Versprechens ansehen, wenn ich in die Reihen der Kämpfenden trete. Es ist keine blinde Verzweiflung, die mich zu diesem Schritt leiten wird, es ist Eifer für das Wohl meiner Mitbürger, es ist Vaterlandsliebe. O meine geliebte, meine mir ewig theure Adelheit, diese Worte sind vielleicht die letzten, die ich Ihnen schreibe. Noch einmahl geht Ihr Bild in aller seiner Schönheit an meiner Seele vorüber, jedes Gefühl, das ich jemahls für Cecilien und für Sie hegte, erneut sich in diesem Augenblicke in meinem Herzen, ich halte Abrechnung mit mir selbst über mein ganzes Leben, und finde, daß ich erst seit zwey Jahren verdiene, den einer solchen Erwartung als die jetzige so ruhig zu seyn als ich es bin. Zürnen Sie mir nicht, wenn ich fallen sollte; machen Sie Sich selbst keine Vorwürfe; denn ich schwöre Ihnen heilig, daß mein Verhältniß zu Ihnen in diesem Falle keinen Antheil an meinem Entschlusse hat. Aber sagen Sie selbst, darf ich zurückbleiben? Nein, Sie und jeder Gute müßten mich verachten, wenn ich diesen feigen Vorsatz hegen könnte. Es kann ein blindes Gerücht seyn, das man morgen belacht, oder der Feind kann auch unvermuthet kommen und unvermuthet fortgehen, ohne daß ein Mensch sich regt: aber es kann auch von beydem das Gegentheil geschehen, und es ist besser für eine ungewisse Zukunft zu sorgen, als sich unbereitet von der plötzlichen Gegenwart überfallen zu lassen. Deshalb nehme ich jetzt Abschied von Ihnen, meine geliebte Adelheit, vielleicht nur bis Morgen, vielleicht auf immer. O könnte ich Ihnen doch jetzt noch einmahl ganz sagen wie ich Sie liebe. Doch das wissen Sie, und Sie werden sich meiner gewiß mit Freundschaft, ich wage zu sagen, mit Liebe, erinnern. Noch einmahl, leben Sie wohl! Ich hoffe es giebt ein Wiedersehn. Ich werde dafür sorgen, daß Ihnen dieser Brief und der fünfte Gesang meines Gedichts auf alle Fälle sicher überliefert werde. Auch lege ich für den schlimmsten Ausgang die Halskette mit bey, denn ich will nicht, daß sie nach mir einem Andern in die Hände fallen soll. Die Locke von Ihnen und die von Cecilien werde ich an meinem Herzen tragen, Beyde sind ohne Werth für die Raubgier, darum wird man sie mir wohl lassen. Wenn Sie jemahls Freundschaft für mich empfanden, meine liebe Adelheit, so sorgen Sie für mein Tagebuch, daß es in keine unheilige Hände gerathe. Ihnen vermache ich es, Sie finden es in meinem Schranke im obersten Fach rechts. Sie ruhen jetzt wohl schon im süßen Schlummer, um morgen heiter zu erwachen, ich werde vielleicht den künftigen Tag nicht sehen. Doch der Gedanke soll mich nicht traurig machen. Ich bin glücklich gewesen, denn ich habe Sie und Cecilien geliebt, und Sie Beyde haben meine Liebe geachtet. O wie viel möchte ich Ihnen noch sagen, was ich Ihnen morgen vielleicht nicht mehr sagen kann! Nur dies Einzige noch, seyn Sie glücklich, versuchen Sie wenigstens es zu seyn. Wenn ich diese Ueberzeugung hätte würde ich mich noch ruhiger fühlen. Ach Adelheit, ich habe ja nur Ihr Glück gewollt; werden Sie Ihrem Freunde seine einzige Bitte abschlagen? Leben Sie wohl. Ich habe die besten Hoffnungen. Es gilt für den väterlichen Heerd, für die gerechte Sache, für die kaum errungene Freyheit. Gott wird uns schützen.

Am 4ten Oktober. Die Feinde haben sich nicht bis zur Stadt gewagt. Nur in der Nähe sind einige Brücken abgebrannt, und Alles ist wieder ruhig. Heute kann ich Ihnen also mit dem Gefühl des erneuten Lebens einen guten Morgen bieten. Wirklich machen auch alle meine Umgebungen einen so heiteren Eindruck auf mich, daß es mir vorkommt, als träte ich heute zuerst in die frische blühende Welt hinaus. Ich schreibe in einem hübschen Cabinet und habe durch die offenen Thüren die Aussicht in zwey aneinanderstoßende Zimmer, die außer diesem, worin ich arbeite, mir zu Gesallen auch geheizt werden, da ich gern etwas geräumig wohne. Der Himmel ist ganz blau, die Sonne blickt freundlich in die Fenster und erhellt den Wald und die Landschaft, die in die Gobelins im Nebenzimmer gewirkt sind. Es scheint mir in diesem Augenblick Frühling zu seyn, Frühling um mich her und Frühling in meinem Herzen. Woher kommt diese mächtige und plötzliche Gewalt der Eindrücke? Ich habe dieselben Gründe, mich zu freuen und zu betrüben, wie sonst, und doch ist es mir jetzt, als sey die Summe meines Glückes verdoppelt, die meines Schmerzes ausgelöscht. Mir kommt es vor, als erwache erst eben meine früheste stille Liebe zu Ihnen Ich fühle die zarte Sehnsucht, die leise Unruhe jener Zeit, ja selbst alle jene süßen Hoffnungen, die mich damahls begeisterten, als ich Ihre Blicke und Worte belauschte und mir aus jeder freundlichen und vertraulichen Aeußerung einen nahen Himmel des Glücks vorhersagte. Selbst jetzt, indem ich Ihnen dieses schreibe und nothwendig fühlen muß, daß ich mich täusche, halte ich den lieblichen Traum fest und ergöhe mich mit seinen holden Bildern zu spielen. Ich sehe Sie mit Ihren heitersten Mienen, mit Ihrer ganzen sittlichen und doch so zwanglosen Grazie. Ach Adelheit, wie unendlich schön sind Sie ohne zu lieben, wie würde die Liebe Sie noch verschönern! Verzeihen Sie mir den Gedanken; er soll mir nicht zum Vorthell sprechen, denn ich habe ja längst aufgehört, Ihre Liebe zu hoffen. Aber ich will mir durch diese Erinnerungen die schöne Stunde nicht trüben. Und doch, wie lange wird diese Stimmung dauern? In wenigen Augenblicken verläßt die Sonne mein Zimmer und Alles ist wieder wie gewöhnlich. Es ist doch sonderbar, daß man unglücklich seyn kann, weil einem die Sonne nicht in's Fenster scheint.

Am 5ten Oktober. Ich bin in diesen Tagen zu zwey Bällen geladen. Ich weiß nicht, ob ich hingehe, doch thue ich es vielleicht um die hiesige schöne Welt einmahl ganz versammelt zu sehen. Tanzen werde ich nicht, denn ich hatte jedem Tanz entsagt, außer wenn Sie mich zuweilen noch mit einer Ecossaise beglücken wollen. Es war im Frühling des vorigen Jahres, als ich mit Cecilien zuletzt tanzte. Seit der Zeit habe ich nur mit Ihnen ge-

Digitized by Google

tanzt. Es fehlt hier an jungen Herrn, und man hat deshalb auf mich gerechnet: aber ich kann es nicht über mich gewinnen. Doch da man es jetzt einmahl hier darauf angelegt hat, mich für interessant zu halten, so wird man auch das interessant finden. Sie wissen am besten, was an der Sache ist, meine liebe Adelheit, denn Sie haben Gelegenheit gehabt, sich täglich an meiner Trockenheit und Hirnlosigkeit zu langweilen. Auch kennen Sie mich zum Glück zu gut, als daß Sie glauben sollten, ich sagte dies, um ein Compliment von Ihnen zu erhalten. Ich bin mir ja selbst genug mit meiner langweiligen Stimmung zur Last, und längne es auch gar nicht, daß ich vor Zeiten kurzweiliger oder wenigstens unterhaltender seyn konnte. Doch das Alles schadet meinem Ruf bey der hiesigen Welt nichts, und unsre Damen gleichen in dieser Rücksicht ganz den mir so werthen Göttingischen Cirkeln, die Allem, was nach ihrer Meinung einem schönen Geiste ähnlich sieht, wie einem Parforcehirsch nachjagen. Ob das meiner Eitelkeit schmeichelt? Ich glaube nicht, denn ich würde mich dadurch mit den Seiltänzern und Kunstreitern in eine Klasse setzen, die dasselbe Glück geniessen. Einen lächerlichen Scherz der Art, den ich heute Abend hatte, muß ich Ihnen doch erzählen. Zwey junge Damen, die für geistreich und belesen gelten, glaubten, es würde sehr interessant seyn, wenn ich Ihnen meine Gedichte vorlase. Da ich sie aber nur von fern in Gesellschaften gesehen hatte und in keiner genauern Verbindung mit ihrem Hause stand, war es schwierig die Sache einzuleiten. Sie beredeten ein Fräulein von P., deren Bruder ich genau kenne, mir durch diesen den Antrag thun zu lassen. Sie wollten dann zu ihr, ich sollte zu ihm kommen; und er sollte mich den Damen vorstellen. Ich lachte herzlich, als er mir den Plan eröffnete, vorzüglich, da er mir verrieth, die beiden Schönen hofften ein Wunderthier zu sehen, das sie den ganzen Abend entweder mit nichts als Sentiments, oder mit lauter Witzen unterhalten würde. Wäre ich in einer meiner trüben Stimmungen gewesen, so würde ich mit Bitterkeit geantwortet haben; aber ich hatte grade eine heitre Laune und nahm den Vorschlag lachend an. Die ganze Einführungsceremonie ging mit großem Ernst und vieler Gravität vor sich. Sie hatten sich auf ihre Rollen mit allem Fleiß präparirt und überschütteten mich zum Willkommen mit Sentenzen aus Schiller und Goethe, die ich pflichtschuldigst mit offnem Munde und stillschweigend admirirte und dann mit Bemerkungen über das Wetter und über die hier zu Lande wohlgerathene Buchweizenernte beantwortete. Jetzt ersuchten sie mich zu lesen und auf meine demüthige Frage, was man zu hören wünsche, baten sie mich das zu wählen, was ich für das Schönste und Passendste hielte. Ich las jetzt das „Lebewohl“ *) und zwang meine Stimme von Strofe zu Strofe zu immer schrecklichern Tönen, so daß sie bey der letzten wie die Violine eines tauben Musikanten klang, der in der Dunkelheit ein Ständchen bringt. Als ich geendet hatte, bedauerte ich, daß eine plötzliche Heiserkeit mir das Vergnügen raube, sie ferner auf die verlangte Art zu unterhalten und sprang dann, ohne ihre Antwort zu erwarten, auf die Berliner Zeitung über, die ich expreß zu diesem Entzweck heute gelesen hatte. Ich quälte sie jetzt eine halbe Stunde hindurch so sehr mit Märschen, Retiraden, Embüschaden, Kanonaden, Blokaden und Eskaladen, daß die Schwester meines Freundes, die von Anfang an die Comödie lächerlich gefunden hatte, mich endlich mit dem Arm anstieß und mir heimlich sagte: Seyn Sie doch nicht gar zu unbarmherzig. Um sie mich zu beleidigen hörte ich auf, entfernte mich aber sogleich, nachdem ich in einem sehr wohlgesetzten, mit vielen Antithesen angefüllten und lange vorher mit großer Mühe ausgesonnenen Compliment das Glück gepriesen hatte, das mir so unverdienter und unverbesserlicher Weise die Bekanntschaft der beyden schönsten und geistreichsten Damen in Celle verschaft habe. Sie, meine liebe Adelheit, werden mein Betragen vielleicht übermüthig oder wenigstens unartig nennen: aber ist es meine Schuld, wenn Ihr Umgang mich so sehr den wahren Reiz Ihres Geschlechts schätzen gelehrt hat, daß Alles, was der Affektazion, und der unzarten Verletzung der Schicklichkeit ähnlich sieht, mich erbittert und zur Rache für die beleidigte Grazie der Weiblichkeit auffordert? Vor einigen Jahren hätte ein solcher Antrag meiner Eitelkeit wahrscheinlich geschmeichelt, obgleich ich eben so gut wie jetzt seine Lächerlichkeit eingesehen haben würde. Sie werden mir vielleicht vorwerfen, daß ich freylich an Eitelkeit verlohren, doch dafür an Stolz zugenommen habe. Aber sagen Sie mir aufrichtig, liebe Adelheit, sind Sie selbst nicht auch ein wenig stolz auf Ihre Vorzüge? Es sollte mich schmerzen, wenn Sie es läugneten, denn Sie würden dadurch zu erkennen geben daß Sie nicht aus Vorsatz und mit Selbstbewußtseyn schön und gut fühlen und handeln, sondern ohne Freyheit des Willens. Aber ich kenne Sie zu genau, als daß ich Ihnen den Stolz absprechen sollte, der aus dem Gedanken entspringt: ich bin gut, weil ich gut seyn will, obgleich ich minder gut seyn könnte, wenn ich es wollte. Mit diesem Stolz lassen sich alle sanften Tugenden des schönsten Gemüths, Nachgiebigkeit, Demuth, Bescheidenheit und Geduld vereinigen, ja sie würden ohne jenes stille Gefühl des innern Werths keine Tugenden seyn. Und muß es einen Menschen, der nur ein wenig von jenem Gefühl besitzt, nicht empören, wenn man mit lächerlicher Affektazion und um sich selbst die Miene einer geistreichen Würdigung des Talents zu geben, Dinge an ihm erhebt und preist, die er gar nicht des Lobes werth hält, oder wozu er sich nicht einmahl fähig fühlt? Ich weiß, daß ich jetzt gar nicht im Stande bin das zu seyn, was man interessant nennt, warum will man mich denn mit aller Gewalt interessant finden? Ich bin einsylbig, mürrisch, ja unhöflich gewesen und alles das hat man interessant

*) „Lebe wohl, du stolze Schöne.“ In der Ausgabe von 1855 Band IV. S. 171.

Digitized by Google

genannt. Das ist ja wahrhaftig eben so lächerlich als die Nativität, womit mir einst Julie von L. von einem gewissen Herrn erzählte, der sich sehr interessant im Sopha zu räkeln verstehe. Ich habe Ihnen mein Tagebuch versprochen, meine liebe Adelheit, deshalb werden Sie mir diese ganze Auseinandersetzung verzeihen. Ich habe jetzt so mit Ihnen gesprochen, wie ich mit mir selbst zu sprechen pflege.

Am 7ten Oktober. Gestern konnte ich Ihnen nicht schreiben; rathen Sie einmahl weswegen. Ich wette mit Ihnen, daß Sie es nicht errathen, denn die Beschäftigung, welche mich hinderte, sieht meinen gewöhnlichen Beschäftigungen nicht im mindesten ähnlich, und Sie könnten mir eben so vieler Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß ich eine Ekossaise componirt, als daß ich eine Proklamazion an das Hannöverische Volk gemacht habe. Und wirklich verhält es sich doch so. Einer meiner Bekannten, ein Offizier unter den Kielmannsegaischen Jägern, bat mich einen allgemeinen Aufruf an die Einwohner Hannovers aufzusetzen um sie einzuladen die Waffen zu ergreifen und vorzüglich unter seinem Corps Dienste zu nehmen. Da er mir neulich, als er hier war, in der Eile nur wenige Worte darüber sagen konnte, glaubte ich, es sey nur eine zufällig hingeworfene Idee. Gestern erhielt ich aber einen Boten, der mich zur Eile ermunterte. Ich setzte mich daran und brachte ein wunderliches Stück zurecht, das jetzt nur noch auf eine Gelegenheit zur Absendung wartet. Nie habe ich geglaubt, daß ich jemahls in meinem Leben noch zum politischen Schriftsteller werden sollte. An prächtigen Fraken habe ich es nicht fehlen lassen und ich glaube, ich würde an Ende einen ganz erträglichen Zeitungsschreiber abgeben. Hochtönende Worte reizen die meisten Menschen mehr, als ein gediegener Sinn, deshalb finden auch manche mehr Geschmack an Matthisson oder an Auguste G. als an Göthe oder an Ihnen. Diese Zusammenstellung fiel mir eben nur zufällig ein: aber jetzt bemerke ich, daß sie sehr richtig ist und sich durch alle Punkte der Aehnlichkeit durchführen läßt. Auguste kokettirt ebenso sehr mit ihren Anbetern als Matthisson mit der Sprache, beyde sind preziös, affektirt, kalt, äußerlich mühsam geglättet, aber im Grunde nichts weiter als ein tönend Erz oder eine klingende Schelle, denn wenn man, durch das glänzende Gewand verführt, nach einem tiefen Sinne forscht, so findet man entweder gar nichts oder etwas höchst Gewöhnliches. Sie haben in der Form Ihres Lebens dieselbe natürliche Anmuth und Ungezwungenheit, aber auch dieselbe musterhafte Reinheit wie Göthe in seinen Werken; in Ihrem Wesen eben die Tiefe, die Innigkeit und Lebendigkeit, doch auch zugleich die Klarheit, Besonnenheit und ruhige Größe, wodurch Göthe zum ersten Dichter aller Regionen wird. Jemehr man Sie beyde kennen lernt, desto mehr versteht und schätzt man Sie: Jene glaubt man gleich anfangs zu verstehen: aber je tiefer man in sie eindringen will, desto weniger versteht man sie, weil an ihnen wegen ihrer Leerheit nichts zu verstehen ist. Doch jetzt, indem ich das Geschriebene noch einmahl überlese, bemerke ich erst, welch ein wunderlicher Gedankensprung es ist, von einer Proklamazion und den Zeitungen auf Sie, Auguste, Göthe und Matthisson zu gerathen. Doch ein Brief ist ja dazu bestimmt ein Quodlibet zu seyn, oder ein Schattenspiel, worin sich ein Bild ohne historische Verbindung an das andre reiht. Sie nehmen mir die letzte Vergleichung vielleicht übel, weil ich Sie dadurch zu einem leeren Schatten zu machen scheine. Aber Sie selbst wollen ja in meinem Leben nur eine Schattengestalt seyn, keine beglückende Wahrheit. Ach Adelheit, mein Leben war von jeher ein Traum. Fantastische Zusammensetzungen und thörichte Scenen zogen in einiger, bunter Abwechselung an mir vorüber; auch viele reizende Bilder erschienen, lächelten mir zu und verschwanden; andere stehen noch immer mit wunderbarem Liebreiz vor meiner Seele: aber schüchtern zerfließen sie, wenn ich mich sehnsüchtig nahe, sie zu ergreifen. Nur eine große und heilige Wahrheit finde ich in meinem Leben; das ist die stille und unvermeßliche Liebe zu Cecilien und zu Ihnen.

Am 9ten Oktbr. Eben komme ich von einem wunderbaren Menschen, der von nichts als von Tiefe redet. Freylich muß er sich wohl nach der Tiefe umsehen, denn er ist eine der längsten Gestalten, die ich kenne, und seine Gedichte sind leider noch länger. Er klagte mir daß ihn die hiesige Gesellschaft sehr langweile, weil es ihr an Tiefe mangle. Ich rieth ihm sich durch Lektüre zu entschädigen und schlug ihm den heitern Wieland vor. Ach, sagte er, der ist mir nicht tief genug. Jetzt fragte ich ihn um seinen Begriff von Tiefe, und er fing an mir ein Gedicht über die Tiefe des Gemüths vorzulesen, das ich eben so tief fand, als den tiefsten Morast in der Lüneburger Haide. Oben war klares Wasser, dann aber versank man in einen so dunklen und unergründlichen Schlamm, daß man nothwendig stecken bleiben mußte, und die Verse, die er seinen Gedanken vorgespannt hatte, waren äußerdem so widerspänstiger und hartmänliger Natur, daß sie trotz allen Anstrengungen des Wagenlenkers nicht von der Stelle wollten. Da das Gedicht gar kein Ende nahm, nahm ich mir die Erlaubniß, an etwas Anderes zu denken, und sagte mich dadurch stillschweigend von jedem Antheil an dem Schaden los, den der Vorleser an seiner Lunge nehmen konnte. Als er geendet hatte, lobte ich natürlich mit vollem Munde und sagte ihm, daß mir besonders der Schluß vorzüglich gefallen habe. Kein Lob konnte ungezwungener klingen als dieses, denn es war mir eine recht tröstliche und erquickende Empfindung, als ich endlich den poetischen Knüppeldamm zurückgelegt hatte, und mich jetzt wieder gemächlich auf dem ebnen und sichern Boden der Prosa bewegen konnte. Der Mensch ist recht gut von Herzen, besorgt seine Rechtsgeschäfte mit großem Eifer, versteht die Kunst einer weisen Sparsamkeit im höchsten Grade, und kann überhaupt zum Muster von Ordnung, Fleiß und Gewissenhaftigkeit dienen; sein einziger Fehler ist, daß er sich zu etwas Höherem berufen glaubt, als er wirklich ist. Er scheint sich indeß doch genug-

Digitized by Google

selbst zu kennen, um nicht zu fürchten, er werde auf der sonnigen Höhe einer freyen und fröhlichen Genialität gar zu sichtbare Blößen geben, deshalb hat er sich zur Tiefe gewendet, wo er ganz ungestört sein Wesen treiben kann, weil ihm niemand dahin nachfolgt. Diese Tiefe ist auch wirklich so tief, daß kein Mensch im Stande ist zu sehen, was eigentlich darin verborgen seyn mag. In dieser Rücksicht möchte ich ihn beinahe eigennützig schelten, denn er scheint wie ein neidischer Drache auf den vergrabenen Schätzen seines Geistes zu liegen. Noch nie ist es mir vergönnt gewesen, nur irgend einen schönen oder großen Gedanken von ihm zu erblicken, und mir anzueignen. Das Gefühl soll bey ihm die Stelle des Geistes ersetzen, aber ein ungebildetes und gedankenloses Gefühl, das sich nur durch Ach und O äußert und weder durch Geist noch durch Fantasie in eine schöne Form gekleidet wird, ist wenigstens, um nichts Schlimmeres zu sagen, höchst langweilig. Mag er denn in seiner Tiefe nisten und sich von der magern Kost seines innern Werths nähren, wie ein schwerfälliger Bär, der in seiner Höhle aus Mangel an besseren Nahrungsmitteln mürrisch seine Tatzen benagt, ich habe keine Lust, ihm Gesellschaft zu leisten. Aber im Ernst, meine liebe Freundin, haben Sie nicht schon oft bemerkt, daß Menschen, die Genialität affektiren, oder sich auch nur auf einem, über ihre armen Brüder erhöhtem Standpunkt zeigen wollen, ihren Zweck häufiger durch eine mondsüchtige Sentimentalität, als durch eine freye, heitre und lebendige Beweglichkeit des Geistes zu erreichen suchen? Es ist viel leichter, um Nichts zu jammern, als mit Nichts zu scherzen. Dieses ist oft ein Geschenk der Grazie, jenes gewöhnlich eine ängstliche Schnürbrust, worin sich der Geist zwängt, um seine Verkrüppelung zu verbergen, oder um seiner ohnmächtigen Schwäche aufzuhelfen. Ich hasse die weinerlichen Geschöpfe, die sich vornehmen, schwermüthig zu seyn, weil es hübsch kleidet, oder weil sie nichts besseres zu fühlen und zu thun wissen, die in alltäglichen Frazen, oder in auswendig gelernten, die sie nicht verstehen, über Gefühl, Leben und Schicksal sprechen, und, während sie selbst hohler und leerer sind, als eine wurmstichige Haselnuß, nie aufhören, über das hohle und leere Leben zu seufzen. Und doch würden sie es sich nicht vergeben, einen Ball oder eine Assemblee, wo sich doch jenes hohle Leben in seiner lächerlichsten Karrikatur zeigt, zu versäumen, und ich wette darauf, daß ein einziger Triumf, den ihre Eitelkeit dort feyert, im Stande seyn wird, das ganze Gebäude ihrer weinerlichen Filosofie über den Haufen zu werfen, und ihnen für den Augenblick das Leben in einem sehr reichen und schönen Gewande erscheinen zu lassen. Es ist leicht zu begreifen, daß ein Mensch, dem das Leben hart mitgespielt hat, die Welt mit Erbitterung und Verachtung ansehen kann; auch will ich es nicht leugnen, daß ein schönes Gemüth, das sich hier wirklich nicht ganz heimisch fühlt, oft eine plötzliche, ihm selbst nicht zu enträthselnde Wehmuth und Sehnsucht empfindet, aber bey jeder genauern Zergliederung seines Zustandes wird es fühlen, daß sein Schmerz aus seinem eignen Werth und aus dem Unwerth seiner Umgebungen entspringt. Schmerz ohne Grund giebt es nicht, oder er ist eine unnatürliche Verzerrung der Seele. Ein fallendes Blatt, eine verwelkende Blume, ein verhallender Ton können bey dem Einen die Ursache einer lächerlichen Empfindeley, bei dem Andern die Quelle einer hohen und heiligen Wehmut seyn. Jener denkt: Die Blume verwelkt und es ist hübsch, oder es ist Gebrauch, oder es ist überhaupt nothwendig, daß Du Dich darüber betrübst. Höchstens kommen dann noch einige sehr gewöhnliche Ideen von der Kürze des Lebens, von dem Entfliehen alles Schönen und was dergleichen Waidsprüche mehr sind, dazu, und das ist dann mehr als hinlänglich die Thränenschleusen zu öffnen. Der Andre leitet der Blume alle seine eignen Empfindungen; er giebt ihr Gefühl, Lust am Leben, Verlangen nach Freude und Mittheilung und seine Wehmut wird zum rein menschlichen Mitleide. Er frägt: was ist der Zweck dieser schonen, duftenden Erscheinung, die mit solcher Sehnsucht am Lichte hing und doch schon jetzt ohne Erfüllung dessen, was sie zu verlangen schien, ohne alle künftige Hoffnung auf immer verwelkt? Dann fühlt er, daß er sich sein eignes Daseyn eben so wenig enträthseln kann, und das schmerzliche Verlangen nach einer höheren und helleren Wahrheit versenkt ihn in eine Wehmut, wofür ihm im Leben kein Trost erscheint. Gute Nacht, meine liebe Adelheit. Ich weiß nicht ob ich Sie nicht durch meine ewigen Abhandlungen ermüde und langweile. Mein Brief kann Ihnen wenigstens beweisen, daß ich täglich an Sie denke, und zu diesem Zweck brauchen Sie nicht die Worte, sondern bloß das darüber geschriebene Datum zu lesen.

Am 10ten Oktober. Bald bin ich schon drei Wochen von Ihnen abwesend und noch werde ich einige Tage hier bleiben müssen. Wenn mich meine Ältern nicht so unaussprechlich lieb hätten und ich nicht die Pflicht fühlte, diese Liebe durch Nachgiebigkeit gegen ihre Wünsche zu verdienen, so sollte mich Nichts ferner zurückhalten. Sie können es nicht glauben, welch ein unbegwingliches Verlangen ich fühle, Sie wieder zusehen, wie mir jeder Ort, wo Sie nicht sind, traurig und geschmacklos vorkommt. Ich lebe hier unter den angenehmsten Verhältnissen, in der höchsten äußern Gemächlichkeit und in einem hübschen Kreise geistreicher und interessanter Menschen, die sich oft in unserm Hause versammeln, ich kann Zerstreuungen haben so viel ich will, und die Meinigen sind so gütig, sich ganz nach meinen Launen zu bequemen: aber das Alles kann mich nicht glücklich machen. Gern wollte ich für eine Stunde bey Ihnen alle meine hiesigen Vortheile aufopfern. Ach, ich kann durchaus an nichts denken als an Sie, jedes Gefühl, jeder äußere Eindruck leitet mich auf die Erinnerung an Sie zurück. Liebe Adelheit, das sieht doch noch keiner Verwandlung der Liebe in Freundschaft ähnlich. Ich habe versucht zu arbeiten, aber wozu sollte ich jetzt die Abstraktion dazu nehmen.

Digitized by Google

Auch die Poesie verläßt mich, weil es mir an Freyheit des Geistes fehlt. Meine süßeste Beschäftigung ist es, an Sie zu schreiben, denn dadurch nähere ich mich Ihnen noch am meisten. Lassen Sie mir diesen einzigen Trost, die holde Täuschung, die mir meine Entfernung von Ihnen verbirgt. Auch Ihr Brief dient mir zum Mittel, meine peinliche Unruhe zu besänftigen. Er ist wohl nicht sehr tröstlich für mich: aber er ist von Ihrer Hand und Sie sprechen darin mit mir. Ach wie lange haben Sie schon nicht mehr mit mir gesprochen! Ich glaube nicht, daß ich jemahls eine völlige Trennung von Ihnen ertragen könnte, denn ich fühle schon jetzt, das die Länge der Abwesenheit meine Sehnsucht nur heftiger macht, statt sie zu mildern. Je kürzere Zeit ich von Ihnen entfernt war, desto näher glaubte ich Ihnen noch zu seyn. Die Bilder der vergangenen Tage standen zu frisch vor meiner Seele; ich war wirklich bey Ihnen, da die Klarheit, womit der geringste Umstand mir erschien, die Täuschung der Wahrheit so nahe brachte. Jetzt fängt schon alles zufällige an, sich vor meinem Geiste mehr zu verdunkeln; ich sehe nur Sie allein, und weil die sinnlichen Bilder mich verlassen, muß ich es wohl merken, daß ich von Ihnen getrennt bin. Wie viel gäbe ich darum, wenn ich wüßte, womit Sie Sich in diesem Augenblicke beschäftigen! Ich will mir vorstellen, daß Sie in Ihrem Zimmer am Clavier sitzen, denn der Flügel wird wohl schon wieder fort seyn, und die chromatische Fantasie üben. Jetzt sehe ich Sie ganz deutlich, Ihre kleinsten Umgebungen wollte ich Ihnen herzählen: aber ich höre Sie nicht und das stört die Illusion schon wieder. Täglich dichte ich mir tausend Romane. Bald rette ich Sie aus Räuberhänden, bald aus einer andern drohenden Todesgefahr, bald finde ich Sie nach einem Schiffbruch plötzlich auf einer wüsten Insel, bald ziehe ich in den Krieg, befreye mein Vaterland und empfange aus Ihren Händen den Kranz des Sieges; alle diese Bilder kann ich mir so lebhaft ausmalen, daß ich sie oft kaum von der Wirklichkeit zu trennen vermag, und erst gestern warf ich meinen Arbeitstisch über den Haufen, weil ich Ihnen nachspringen wollte, wie Sie in einen Fluß fielen. Das ist lächerlich: aber es ist darum nicht minder Liebe, als Hero's Sturz vom Felsen bey Sestos. O warum kann ich nicht wirklich Etwas für Sie thun, da meine Seele immer so voll von Ihnen ist, daß ich Alles was ich thue nur für Sie thun möchte! Ich habe dabey garnicht nöthig, Beziehungen auf Sie zu suchen; nein, bey jeder Beschäftigung kommt mir der Gedanke an Sie unwillkührlich entgegen, und ich finde immer einen Berührungspunkt, um Ihr Bild mit jedem meiner Augenblicke zu verknüpfen. Es wird mir nicht möglich seyn mich zuweilen ganz von Ihnen loszureißen und dem Leben, das mich nicht anspricht, einen Theil meiner Kräfte zu weihen. Doch es ist ja auch gar nicht nothwendig, daß ich Ihnen deswegen entsage. Ich brauche ja nicht auf die Beschäftigung selbst, sondern nur auf den schönen Zweck zu sehen, den ich dadurch zu erreichen suche. In allem Schönen und Guten werde ich immer mit Ihnen zusammentreffen, ich werde für Sie arbeiten, wenn ich für das Schöne arbeite und weil ich für Sie zu arbeiten glaube, werde ich es mit größerer Anstrengung, mit erhöhter Begeisterung thun. Aber sehen muß ich Sie, ich muß Ihnen nahe seyn, ach, ich muß Sie glücklich wissen, wenn ich diese innere Kraft mir erhalten soll. Warum mußte mir auch das Schicksal mehr Kummer bereiten durch meine Besorgniß für Sie als durch mein eignes Unglück?

Am 11ten Oktober. Eben komme ich von einem Ball. Es ist schon über Uhr des Morgens: aber ich pflege mich nie zu Bette zu legen, wenn das Leben bis so spät in die Nacht mit seinen mannigfaltigsten Bildern und in seiner betäubendsten Verwirrung vor meinem Geiste vorübergegangen ist. Meine Fantasie ist dann zu aufgeregt, mein Geist zu uneinig mit sich selbst, und ich mag nur mit vollkommener Ruhe, mit völliger Klarheit über meine Gedanken und Empfindungen einschlafen. Auch scheint es mir eine Undankbarkeit gegen das genossene Vergnügen zu seyn, wenn man sich so gleich nachher in eine leblose Vergessenheit versenkt. Die Freude ist freylich nur eine reizende Blume, die flüchtig ergötzt und schnell verduftet. Sie spricht bloß das Gefühl an, indem sie alle Reflexion verbannt und belebrkt nur eine augenblickliche Spannung und Belebung des Geistes, ohne ihn für die Zukunft zu nähren und zu verschönen. Aber ihr folgt die süße und heilsame Frucht der Erinnerung, worin sich Gefühl und Reflexion vereinigen, um thätige Folgen für das innere und äußere Leben hervorzubringen. Die verworrenen Empfindungen der Fröhlichkeit, wovon sich das Herz fast bewußtlos zum raschen Genuß fortreißen ließ, werden durch die Erinnerung dem Geiste klar und erhalten dadurch erst Bedeutung und Wirksamkeit für die Bildung des Gemüths. Wenn es die höchste Sorge eines Jeden seyn muß, sich selbst ganz verstehen zu lernen so sind grade die Stunden der Erinnerung für einen Jeden die wichtigsten. Freylich sträubt sich das Gefühl gegen eine völlige Klarheit über sich selbst, und es würde allen Reiz und alle Wärme verlieren, wenn der Verstand wie ein neugieriger Thorschreiber dem leichten, veränderlichen Wesen alle Augenblicke den Schlagbaum vorzöge, um seine Equipage Stück vor Stück bedächtlich zu visitiren; aber es ist schon genug, wenn wir uns nur so weit kennen lernen, um zu wissen, was wir wollen und was wir vermögen; die ewige fantastische Regsamkeit der Empfindung, die wie ein aufsprudelnder Quell in demselben Augenblick mit tausend verschiedenen Wellen spielt, bleibt dennoch immer für uns ein süßes, ahnungsvolles Geheimniß. Ich war eigentlich nur Zuschauer des Vergnügens, denn ich habe nicht getanzt: aber ich hatte dafür auch manche Unterhaltung, die nur den Zuschauern beschieden ist. Ich setzte mich zu einer Madame St., einer jungen, sehr schönen und ganz originellen Frau, von der ich Ihnen nachher noch mehr erzählen werde. Sie tanzte nicht, und wir übten uns gegenseitig in der Kunst, fremde Lächerlichkeiten zu bemerken, welche

Digitized by Google

uns die Cellischen Damen und Herren reichlich darboten. So ergiebig aber auch dieses Feld der Unterhaltung besonders für meine Nachbarin war, so lenkte ich doch bald auf ernsthafte Gegenstände über, denn ich hatte einen ganz andern Plan, der auf ihre eignen Schwächen, nicht auf die der Gesellschaft gebaut war. Sie ist eine Frau von einer wilden, ungeregelten Fantasie und von einem glühenden, rastlos wechselnden Gefühl, das nur der geringsten Berührung bedarf, um mit ihrem Verstande fortzulaufen. Ohne eigentlich eitel oder kokett zu seyn, gilt sie doch bey den gewöhnlichen Menschen für gefallsüchtig und leichtsinnig im höchsten Grade, weil ihr romantischer und durchaus schwärmerischer Charakter immer über das alltägliche Leben hinausstrebt und sie zum Haschen nach Abenteuern verleitet, worin sie die Ideale, die sie sich selbst gebildet hat, zu finden hofft. Dieses Tiefe und Poetische, was in ihr liegt, würde sie bey einer regelmäßigeren Bildung ihres Geistes zu einem vortrefflichen und interessanten Weibe gemacht haben: jetzt aber, da es durch Verhältnisse und Erziehung eine verkehrte Richtung bekam, hat es nur dazu beygetragen, ihr Verachtung des öffentlichen Urtheils und den Schein einer unverzeihlichen Leichtfertigkeit zu geben. Sie wurde gezwungen, einen Mann zu heirathen, den sie durchaus nicht lieben konnte, einen trocknen, kalten Geschäftsmann, der weder Geist genug hat, sie zu anführen, noch Gefühl genug, sie zu begreifen, noch Anhänglichkeit genug, sich ihr achtungswürdig oder wenigstens erträglich zu machen. Da sie nie etwas für ihn empfand, ist sie ihm auch nie treu gewesen und hat seit ihrer Verheirathung manche Romane gespielt, ohne sich je befriedigt zu finden. Indeß sieht sie schon seit mehreren Jahren in Verhältnissen mit einem meiner Bekannten, der eben so trocken und womöglich noch flegmatischer ist als ihr hölzerner Ehegemahl. Aber die lange Gewohnheit und die bey seinem Charakter unbegreifliche Anhänglichkeit ihres Liebhabers haben sie an diese Verbindung gekettet, obgleich sie ihr durchaus nicht genügen kann, und sie sich unglücklich darin fühlt. Wir kennen uns schon aus früheren Zeiten ziemlich genau und ich wußte daher ihren Ton zu treffen, denn um mir für diesen Abend eine Unterhaltung zu verschaffen, hatte ich die Absicht, sie so vertraulich zu machen, daß sie selbst mir ihre Verhältnisse offenbaren und mich einen Blick in ihr Herz thun lassen sollte, welches bey ihr gewiß sehr interessant seyn mußte. Ich begann mit halb scherzhaften halb ernsten Betrachtungen über Leben und Liebe, ward allmählig immer gefühlvoller und am Ende pathetisch. Sie läßt sich von jedem Eindruck fortreißen und gab mir daher auch jetzt vollkommen Macht, sie zu lenken wie ich wollte. Sie ward immer weicher, wagte es dann auf ihre Lage verborgen anzuspielen und schüttete mir endlich, als ich sie merken ließ, daß ich ihre Winke verstehe, ihr ganzes Herz aus. Ein solches Gemälde der wunderbaren Verwirrungen und Verirrungen des Gefühls in einem weiblichen Herzen ist sehr anziehend, besonders wenn die Darstellung den Darsteller so genau angeht. Jetzt wollte ich doch auch sehen, wie weit man einen solchen Charakter in der kürzesten Zeit treiben könne, und beschloß, sie für diesen Abend ihrem Liebhaber abspenstig zu machen. Ueble Folgen für ihre Zufriedenheit hatte ich dabey nicht zu fürchten, denn ich wollte durchaus nicht, daß sie ihr Ideal in mir finden solle, und wußte, daß sie sich morgen eben so leicht zu einem entgegengesetzten Ziele würde hinreißen lassen. Ich sprach garnicht von Liebe mit ihr, denn ich habe allen Lügen dieser Art abgeschworen; aber ich führte einige ihrer Lieblingsideen mit vielem Feuer aus, berührte ihr Gefühl, wo ich es am empfänglichsten wußte, und riß ihre Fantasie so mit mir fort, daß sie anfing, mir mit vieler Theilnahme zuzuhören und sich mir mit immer größerer Vertraulichkeit hinzugeben. Als wir uns an den Tisch setzten, verabredete ich mit dem Entrepreneur, daß er sie an die Seite ihres Mannes, und mich mit dem flegmatischen Liebhaber ihr gegenüber placiren solle. Jetzt bildeten wir ein unterhaltendes Quartett; eine Frau, die dem Einen öffentlich, dem Andern heimlich angehört und schon zu wünschen anfängt, daß sie dem dritten angehören möge, ein Mann, dem seine Frau gleichgültig ist, der aber doch des Anstandes halber eifersüchtig scheinen muß, ein Liebhaber, der heimlich eifersüchtig ist und es sich nicht merken lassen darf, und ein Gleichgültiger, der sich bemüht, die Frau zu fesseln, ohne ihr selbst verliebt zu scheinen. Sie vernachlässigte ihren Mann wie gewöhnlich, ließ durch ungewöhnliche Vernachlässigung ihres Liebhabers ein näheres Verhältniß mit ihm argwöhnen und hatte nicht Besonnenheit genug, durch Vernachlässigung meiner sich selbst zu verbergen. Der Mann sprach häufig mit seinem Nachbarn über Geschäfte und Politik, um einen Vorwand zu haben, seine Frau nicht zu beobachten, der Liebhaber ließ sich Wein über Wein geben, zog grämliche und unbehagliche Gesichter, rückte mit dem Stuhl hin und her, zerrte am Tischtuch, drehte und zupfte seine Serviette in alle mögliche Formen und war stumm wie ein Fisch. Ich zeigte mich so beredt, als ich es vor zwey Jahren wohl seyn konnte, suchte alle Gemeinplätze der sentimentalen Unterhaltungen in ein glänzendes Gewand zu kleiden und suchte meine Gegnerin durch Kenntniß und geschickte Benutzung des Terrains, nicht durch wirkliche Angriffe zu bezwingen. Bald brachte ich es so weit, daß sie anfing, mir sehr bedeutende Blicke zuzuwerfen, die den Liebhaber so sehr ängstigten, daß er zur Stärkung noch eine Bouteille Champagner kommen ließ. Ich schlug ihm vor, sie mit ihm zu teilen, und da er mir dies nicht gut verweigern konnte, schenkte ich sogleich seiner Dame davon ein. Dies ergrimmte ihn noch mehr, denn er hatte es sich wahrscheinlich selbst vorbehalten. Die Dame wurde immer belebter und ließ mich zuletzt merken, daß sie mir zum Gefallen ihrem Vorsatz, heute nicht zu tanzen, entsagen wolle. Soweit wollte ich es aber nicht treiben. Ich nahm einen schicklichen Vorwand von meiner Gesundheit, den Tanz zu verbitten und

Digitized by Google

thn dem gequälten Liebhaber zuzuspielen, der dadurch etwas mit mir versöhnt wurde und endlich vollkommen befriedigt und gerächt schien, als ich mit ihm um die Bezahlung des Champagners wettete und die Wette verlohr.

Gleich nach Tisch empfahl ich mich Beyden und ging in ein Nebenzimmer, um mit einigen Bekannten noch eine Schale Punsch zu trinken.

Sie werden wegen dieser kleinen Episode doch nicht unwillig auf mich werden, meine liebe Adelheit? Schon dadurch daß ich sie Ihnen so aufrichtig erzähle, zeige ich daß ich keinen Vorwurf darüber zu verbienen glaube, als höchstens den eines kleinen sehr unschuldigen Muthwillens. Ich habe mir durchaus nicht den mindesten Betrug erlaubt, und Gelegenheit gehabt einige Nüancen des menschlichen Charakters kennen zu lernen, die mir vorher verborgen waren. Auch werden Sie diese Erzählung keiner Eitelkeit zuschreiben, denn wie könnte ich auf einen Vortheil eitel seyn, den ich nur durch die Schwäche des andern Theils erlangt habe und den der Herr von Ilsedom eben so leicht erlangen würde als ich?! Guten Morgen, meine liebe Freundin, denn gute Nacht kann ich nicht mehr sagen, da der Tag schon lange heraufgedämmert ist.

Am 13ten Oktober. Es fällt mir wahrhaftig auf Augenblicke schwer, Ihren Geboten Folge zu leisten, meine geliebte Adelheit, wenn ich den patriotischen Enthusiasmus bemerke, der hier alle Herzen beseelt. O es ist wirklich schön für sein Vaterland zu streiten; das fühlt auch der ungebildete Mensch, der selten Hoffnung hat, seine Anstrengungen nur bemerklich zu machen. Es ist ein recht kriegerisches Leben hier, und man fühlt sich trotz aller Besonnenheit von dem begeisternden Taumel fortgerissen. Täglich gehen große Haufen von Rekruten ab, frohliche, kraftvolle Menschen, die sich durch ihre Stimmung über ihren Stand erheben. Dieser Krieg ist heilig und herrlich, denn der Mensch kämpft hier für sich selbst, nicht für die Launen und Begierden seines Fürsten. Ein solches Bestreben hat von jeher Helden hervorgebracht. Der ist ein nichtsnützіger Mensch, der sich von der allgemeinen Begeisterung nicht mit erhoben fühlt und sich nicht der Kraft bewußt ist, Alles zu wagen, wenn ihm seine Lage auch nur einen sehr eingeschränkten Wirkungskreis bestimmt hat. Sehen Sie, ich könnte in diesem Augenblicke selbst sterben, ohne Sie wieder zu sehen, meine geliebte Adelheit, wenn ich dadurch meinem Vaterlande einen Vortheil verschaffen könnte. Und doch liebe ich Sie mit einer unaussprechlichen Liebe, mehr als Sie es Sich selbst vorstellen können. Aber alle schönen Gefühle sind verwandt mit einander, und es ist auch Liebe für Sie, was mich für mein Vaterland begeistert. Ach, es scheint mir, es müsse mir grade deswegen, weil ich Sie liebe, leichter seyn, mich für einen schönen Zweck aufzuopfern. Jetzt werde ich noch nichts unternehmen, denn erst gestern habe ich auch meinen Aeltern versprechen müssen, vors Erste zurückzubleiben. Aber wenn in der Folge, wie es zu erwarten ist, Alles aufgeboten wird, dann werden auch Sie, meine theure Freundin, mich nicht mehr zurückhalten wollen.

Am 14. Oktober. Eben nimmt wieder einer meiner besten Freunde Abschied von mir. Man nimmt jetzt nur Abschied auf Leben oder Tod, aber man trauert nicht bey der Trennung von denen, die man vielleicht nie wiedersieht. Die Zurückbleibenden könnten ja auch nur über sich selbst trauern, denn es ist eine schöne Bahn der Ehre, die sich vor Jenen eröffnet, während diese ruhmlos im dunkeln Kreise der Alltäglichkeit verweilen. Liebe Adelheit, werden Sie selbst mich künftig nicht weniger achten, wenn ich keinen Theil an der Befreyung meines Vaterlandes genommen habe? Das muß ich fürchten denn der Gedanke ist zu natürlich. Ach, ich habe alle Ansprüche auf Ihre Liebe aufgegeben und dürfte mich nicht beklagen, wenn sich einst Ihr Herz zu einem jener Tapfern neigte, aber doch würde mich der kummervolle Zweifel beunruhigen: hättest du nicht vielleicht eben so glücklich sein können, wenn du auf dasselbe Lob Anspruch machen dürftest als Jener? Aber hassen werde ich den Seligen nicht, o, gewiß, ich werde sein Freund seyn, wenn er es verdient Sie zu besitzen. Ich muß ja doch Alles lieben, was Ihnen theuer ist; in ihm werde ich Sie lieben, in ihm nur den sehen, der Sie glücklich macht. Ich will dann meine Tage einsam verleben und Ihr Glück soll meinen Schmerz erleichtern. Bey Ceciliens Grabe schwöre ich Ihnen, nie werde ich einem andern Mädchen meine Hand reichen, da Sie nicht die meine seyn können. Dieser Schwur ist unauflöslich, denn die, welche mich allein davon entbinden könnte, ist nicht mehr unter uns. Nennen Sie mich nicht übereilt. Seit dem 9ten Junius stand dieser Entschluß fest in meinem Herzen, und ich würde auch ohne jene heilige Betheurung nie eidbrüchig gegen mich selbst geworden seyn. Jene Stunde hat auf immer über mich entschieden. Sie hat mir unnennbaren Schmerz gegeben, aber auch die Gewißheit Ihrer Freundschaft. Dadurch ist sie mir unschätzbar geworden, wenn sie mir auch die Hoffnung auf ein andres, noch höheres Glück raubte. Sie können es nicht begreifen, wie viele einander widerstreitende Empfindungen an jenem Abend mein Herz bestürmten. Verzweiflung und Wehmuth, Schmerz und Trost, Entsagung und Genuß wechselten in mir und verwebten sich endlich zu einem so seltsamen Ganzen, daß ich allen Bemühungen, mein eignes Gefühl zu ergründen, entsagte. Das aber fühle ich, daß die Liebe, wenn sie auch nicht erwiedert, wenn sie nur erkannt wird, doch unendlich reich in sich selbst sey und keiner äußeren Nahrung bedürfe, um ewig fortzuleben, ja selbst nur glücklich zu machen. Freylich giebt es dann auch Zeiten, die ganz dem Schmerze gehören: aber ich werde es jawohl allmählig immer mehr lernen, meinen Schmerz zu lieben. Gewiß, ich hoffe einst meine Heiterkeit wieder zu erlangen. Dann kehrt auch vielleicht die Lebhaftigkeit des Geistes zurück, die sonst machte, daß man mich nicht ungern sah, und ich darf dann eher die Hoffnung hegen, Ihnen nicht lästig zu seyn. Haben Sie nur Geduld mit

Digitized by Google

mir. Ich weiß, daß Ihnen jetzt mein Umgang nicht angenehm seyn kann, denn ich bin geistlos und durchaus nicht unterhaltend: aber das wird sich ja wohl ändern. Ach, ich fürchte nichts so sehr, als Ihnen zu mißfallen, und doch habe ich jetzt durchaus keine Fähigkeit, Ihnen zu gefallen. Ich fühle, daß ich Sie oft durch meine Zudringlichkeit ermüden muß, daß Manches, wodurch ich Ihnen meine Liebe zeigen möchte, Ihnen lästig scheinen kann. Fassen Sie deshalb keinen Widerwillen gegen mich, ertragen Sie mich noch eine Zeit lang mit mildem Sinn. Ich bin ja noch immer krank, und einem Kranken verzeiht man so Manches. Ach Adelheit, warum habe ich nicht die Kraft, all deinen Schmerz liebenswürdig zu seyn, wie Sie bey dem Ihrigen?"

Weder dieses Flehen, das schwerlich irgend Jemandes Herz rühren wird, noch die anderen Eintragungen bedürfen einer Erklärung. Die Geliebte ist der Zielpunkt aller Gedanken, aller Empfindungen; ihr gilt jeder Einfall, jede Wallung im Gemüt und jede — Pose! Und gar so viel mehr als Pose sind auch die patriotischen Ausbrüche vom 2. und 8. Oktober nicht. „Diese Worte sind vielleicht die letzten, die ich Ihnen schreibe" — dann aber ist weiter gar nicht davon die Rede, als gäbe es keine Franzosen mehr auf der Welt. Die kriegerische Attitüde hat sich höchst gemacht, am nächsten Tage machte sich eine andere hübscher, und wer dies zu scharf findet, mag Schulze's eigene Erklärung acceptiren: „Bald rette ich Sie aus Räuberhänden, . . . bald ziehe ich in den Krieg, befreye mein Vaterland und empfange aus Ihren Händen den Kranz des Sieges." Eine solche Liebesleidenschaft, die alles andere Denken und Fühlen unterjocht, äußert sich nicht oft in Selbstbekenntnissen von Männern, sei es, daß sie an sich selten ist oder doch selten mit gleicher Offenheit geäußert wird. Aber so hochgespannte Gefühle erhalten sich auch selten in voller Macht und voller Reinheit. Diese alte Erfahrung werden wir auch hier sich bewähren sehen.

(Ein sechster Artikel folgt.)

Gottfried August Bürger und die deutsche Kunstballade.

Zum 100. Todestage des Dichters (8. Juni 1894).

Von **Berthold Hoenig.**

Mit dem Namen Gottfried August Bürger ist für immer die Schöpfung der deutschen Kunstballade verknüpft. Diese neue Dichtungsform, welche die Elemente des ursprünglichsten, der Natur wie dem Volke eigentümlichen Dichtens zur vollen Vereinigung und Entfaltung bringt, vermag die ganze innere und äußere Welt des Menschen in sich aufzunehmen. In ihr wurde die Größe, die Kraft und Leidenschaft der Vorfahren wieder lebendig, in ihrer Umhüllung kehrten des Volkes eigene Sagen, sein Fühlen und Glauben künstlerisch gestaltet zu ihm zurück. In diese Form kleideten unsere größten Dichter ihre hohen sittlichen Ideen und in der Balladenstimmung fand Goethe den Rückweg in die Dunst- und Nebelwelt des Faust.

Die Ballade geschaffen zu haben, ist also eine litterarische Tat, die für das geistige Leben unseres Volkes von großer Bedeutung wurde. Und darstellen, wie sie geworden, heißt Bürgers Leben erzählen bis zu jenem Zeitpunkt, wo die Ballade als Frucht seiner Entwicklung dem deutschen Volke entgegenreifte.

Denn es ist ein Irrtum zu glauben, daß die deutsche Kunstballade unter unmittelbarem Einfluß eines fremden Musters entstanden sei; gleichsam als hätte die Lektüre der englischen Balladen in dem Dichter den Plan gezeitigt etwas ähnliches zu schaffen. Sie ist auf deutschem Boden gebildet, eine nationale Schöpfung, entsprungen aus der Tiefe des Gemütes und der Begeisterung, die in einem oft burlesk behandelten Stoffe den wahren und tiefen menschlichen Gehalt ergriff und ans Licht zog. Die englischen Volksballaden hatten keinen größeren Teil an ihrer Entstehung als Homer, Shakespeare und Ossian, die Abgötter einer Zeit, die sich stürmisch dem Ursprung aller Dinge und seinem naiven Ausdruck in der Dichtung zu nähern suchte. Sie alle wirkten in gleicher Weise mit an der Bildung der dichterischen Individualität, die uns die Ballade schenkte. Diese wurde in Wahrheit mit Bürger geboren, wuchs mit ihm und wurde groß. In seinen ersten Vorstellungen und geistigen Erlebnissen lag ihr Keim; sie schwebte auf den einfachen und ergreifenden Tönen der Kirchenlieder einher, die der Knabe in seinem Heimatdorfe sang; sie blühte ihm entgegen in der Gemütsinnigkeit des Volksliedes, die ihn rührte und festhielt; sie füllte sich mit ernstem Gehalt in der Sphäre pietistischer Andacht, durch deren Schule er ging, und sie reifte in der Kraft und Leidenschaft, die den Dichter wie seine Zeit erfüllte. Ganz und gar war sie ein Geschenk der Phantasie des Volkes, die an die Wiege des Knaben herangetreten war und sagenbildende Macht ihm verliehen hatte.

Nicht nur mit dem Namen G. A. Bürger, sondern mit seinem innersten Wesen, mit der Entwicklung seiner dichterischen Natur ist die Entstehung der Ballade auf's engste verknüpft.

Jene Sehnsucht nach dem Wahren und Ursprünglichen, welche die Werke der großen Meister unserem Dichter eingeflößt hatten und in der er sich selbst wiederfand, ist die Seele der neuen Dichtungsart. In ihr liegt nicht blos Natur, sondern auch der bewußte Gegensatz zur Unnatur, zur konventionellen Dichtung, in der als unmittelbare Vorgängerin der ersten Ballade die burleske Romanze erscheint. Diese hatte in ihrer spanischen Heimat das ächte Volkslied verdrängt und ihr folgte in Deutschland die volkstümliche Ballade. Der Wechselbeziehung, die also zwischen beiden Arten besteht, liegt ein tieferer Zusammenhang zu Grunde. Die burleske Romanze erwuchs auf den

Digitized by Google

Boden einer Überkultur als Blüte, deren Duft nur verwöhnte und übersättigte Geister ergötzen konnte; die volkstümliche Ballade ist ein Gewinn der nach den Quellen der Poesie und des Lebens kindlich verlangenden Seele. Die vorgeschrittene Kultur hört einfache Naturlaute, die sie nicht mehr zu empfinden vermag, nur mit spöttischem Lächeln an, während eine Zeit, die der konventionellen Frivolität satt ist, sich nach natürlichen Empfindungen sehnt und sie ungekünstelt darstellt. Dort wendet man sich von der Natur zur Konvention, hier eilt man zur Natur zurück. Demselben Widerstreit entgegengesetzt wirkender Kräfte entsprang die eine wie die andere, und im Gegensatze zur burlesken Romanze entstand die deutsche Ballade. Sie war eine Frucht der großen Zeitbewegung, der Sehnsucht nach Natur, in der Bürger seines eigenen Wesens sich bewußt wurde.

Als die burleske Romanze in Spanien — durch Gongora — entstand, öffnete sich eine Kluft zwischen der großen Masse des Volkes und wenig Gebildeten; sie schloß sich wieder, als Bürger an Stelle der deutschen Nachahmung jener Dichtungsart seine Ballade setzte. Zwar hatte auch Gleim — im Gegensatze zu seinem spanischen Vorbild — die große Masse des Volkes für seine burlesken Romanzen zu gewinnen gesucht. In lehrhafter Tendenz eignet er sich die Form des Bänkelsanges an, um den Eindruck des rohen Stoffes durch die ironisirende Behandlung abzuschwächen oder gar zu veredeln. Allein sein Bänkelsänger war ein scheiterndes Wesen: indeß er dem naiven Volke seine merkwürdige Begebenheit zum Besten gab, blinzelte er den seitwärtsstehenden Gebildeten verständnißinnig zu. Die zwiespältige Wirkung ist das charakteristische Merkmal und die Tendenz der Gleimischen Romanze. Sie vermochte nicht ins Volk zu dringen, wurde vielmehr — wie in Spanien — ganz und gar Spiel der Gebildeten.

Unter den so scharf von einander getrennten Zuhörern des Romanzensängers gab es einen Gebildeten, der mitten im niederen Volke stand. Er hatte mit seiner Umgebung das starke Bedürfniß nach ehrlicher Wirkung, nach Erschütterung der inneren Seele, und sah sich durch die burleske Behandlung eines wenn auch noch so rohen doch ernsten Stoffes betrogen. Er allein aber konnte von seinem Standorte den Grund des Mißerfolges erkennen und das zweideutige Gebahren des Bänkelsängers durchschauen. Der ernste, menschlich wahre Gehalt des Stoffes traf mit Macht seine Phantasie und Empfindung und mit allen Kräften der Seele versuchte er ihn, so würdig und wahr als er ihn empfand, festzuhalten und dem ganzen ungetheilten Volke zu offenbaren. Er stürmte auf die Bühne, drängte den „rührmlichen Virtuosen mit dem Stabe“ zur Seite und sang. Bei den ersten Lauten verstummten die Lacher, das Volk horchte hoch auf, alle sammelten sich um ihn und lauschten ergriffen den Tönen voller und wahrer Empfindung. Auf dem Grunde der Seele liegt der Allen im Volke gemeinsame Besitz; aus ihren Tiefen quillt das allgemein Menschliche, daß sie vereint genießen. „Dem Urauell, woraus alle Poesie entspringt“, erklärt Bürger selbst, „wohnen alle Menschenkinder so nahe, daß sie daraus trinken können.“ In seinem Bestreben, diese inneren allgemeinen Zustände darzustellen, wie der Volksindividualität sie anschaut und empfindet, kam unserem Dichter die heimische Sage fördernd entgegen, die die ersten und ursprünglichen Aeußerungen des Volksgeistes bewahrt, und deren Wirkung Jahrhunderte hindurch immer aufs neue erprobt hatte. Ist die Sage auch nicht Allen bekannt, so leben doch ihre Voraussetzungen, jene Gefühle und Empfindungen, denen sie selbst ihre Entstehung dankt, in den Volksgenossen nach; der Dichter erregt sie in uns mit ursprünglicher Gewalt durch die Verknüpfung seines Stoffes mit der Sage, die ihm nur ein Mittel seiner populären Darstellung ist.

So gelang es denn Bürger das ganze Volk zum Genusse eines dichterischen Produktes im Zeichen der Wahrheit und der Natur zu einigen. Indem er nicht nur gemeinsame Gefühle traf, auch gewissermaßen den Gefühlston des deutschen Volkes anschlug, übte er eine einheitliche Wirkung, sprach er zur ganzen ungetheilten Nation. Er gewann für die deutsche Dichtung die Teilnahme großer Massen und erweiterte den Wirkungskreis der Litteraten.

Die naturwahre, einfache und doch gemütstiefe Weise des Volksgesangs war gleichsam von der Hand eines welterfahrenen, lebenssatten Meisters verzaubert. Als Kammermädchen, wie man sich im vorigen Jahrhundert wohl ausdrückte, mußte sie den Musen dienen und antichambrirende Herren durften sich manchen Scherz mit ihr erlauben. Sie konnte nur erlösen, wer von Natur aus auf den rechten Weg gewiesen ihr wahres Wesen sehnsuchtsvoll suchte, und die innere Kraft besaß, ihr treu zu bleiben. Als unser Prinz aus Genieland mit dem Zauberstabe der Poesie sie berührte, schlug sie die seelenvollen Augen auf und ihr Mund, noch eben zur traurig-komischen Grimasse verzogen, sprach Worte tiefer Empfindung; allein in ihrer reinen Schönheit ging sie nicht hervor, denn an ihrem Gewande hingen noch die bunten Flitter, die den Zusammenhang mit der früheren Gestalt deutlich verriethen. Die Entzauberung war nicht vollständig geglückt.

Bürger konnte die Volksballade nicht völlig erlösen, weil es ihm versagt blieb, sich selbst zu befreien. Ihm fehlte weder Mut noch Kraft, sie in heftigem Angriff den feindlichen Mächten der Konvention zu entreißen, aber die Ausdauer, die Energie mangelte ihm, sie auch festzuhalten, die Erhöhung seines inneren Daseins, die ihn ihr wahres Wesen finden ließ, dauernd gegen die Anfechtung der Alltäglichkeit zu behaupten. Die moralische Kraft, ihr unentwegt zu dienen, war, kaum daß er sie gefunden hatte, schon dahin; gebrochen durch die in langen Jahren sich in ihm gewurzelte Gewohnheit eines flüchtigen und gehaltlosen Lebens, in dem er nicht gelernt hatte, seinen Neigungen etwas zu versagen, sich selbst zu überwinden, in einer bestimmten Richtung, mit dem Ziele vor Augen, anhaltend zu arbeiten. Er konnte daher eines dauernden ruhigen Genusses der erhöhten Seelenlage sich nicht erfreuen. Nur sprungweise hob sich die Empfindung, die ihm den Blick in sein Inneres entschleierte, aus der angewöhnten

Digitized by Google

Alltagsnatur empor und mit ihr die dichterische Kraft, die Intuition, das innere Schauen. Dies sind in Wahrheit die Kennzeichen des Dichters, nicht die aus philosophischer Bildung hervorgegangene Reife und Vollkommenheit des Geistes, die Schiller erlangt und die wir nur dort vermissen, wo die ersteren fehlen. Bei Bürger versagt nun freilich die dichterische Kraft häufig, ja oft genug innerhalb ein und desselben Gedichtes: allein dieser Umstand erklärt sich nicht aus der Unreife des Geistes oder aus der Art des Talentes, sondern aus Lebensverhältnissen, die die sittlichen Grundlagen seines Charakters erschüttert haben.

Wie der Dichter selbst aus der erhöhten Stimmung in die niedrige Natur zurückfällt, in der Witz und Laune herrschen, und in der die Behandlung des ernsten schaurigen Gegenstandes vom Dichter unbemerkt burlesk gerät, so kommt im eilig zusammen gerafften Schlusse seiner ersten großen Ballade — der Lenore — die burleske Art deutlich zum Durchbruch. Der gerade hier unverkennbar zu Tage tretende Zusammenhang seiner Ballade mit der burlesken Romanze zeigt also nicht eine Etappe auf dem Wege zur Befreiung und Vollendung derselben, sondern bereits einen Rückfall, ein lässiges Weichen und Sichgehenlassen, das mit dem Versagen der dichterischen Kraft gleichbedeutend ist. Vergebens sucht Bürger durch Dämme von Theorien, indem er nach vorherbestimmten Grundsätzen dichtet, auf bequemere Weise festzuhalten, was in dichterisch erregter Empfindung ihn ganz erfüllte. Der Sturz von dem Höhepunkte seines Könnens auf den flachen Boden der Alltäglichkeit gerade in seiner ersten großen Dichtung — nicht aus Mangel an Talent doch an Kraft es zu brauchen — hat symbolische Bedeutung für sein ganzes Dichten und Leben. Daß Bürger in dem Feuer der Begeisterung, das zur Zeit der Lenoredichtung, durch gleichzeitige Werke Goethes und Herders mächtig genährt, in hellen Flammen aufschlug, seine sittliche Energie nicht zu läutern und zu stählen vermochte, ist der entscheidende Augenblick in seinem Leben und Dichten. Den Flug des Genius hemmt die körperliche Natur:

Ikarus! Ikarus!
Jammer genug!

Leben und Dichten umschlingt ein unauflösliches Band; das eine durchdringt, ergänzt und erklärt das andere. In beiden herrscht dasselbe Ideal, beide sind denselben Gewalten unterthan. Hier wie dort führt manchen frivolen Zug der schroffe Uebergang von dem erhöhten inneren Erleben zum alltäglichen Empfinden herbei. Der sittliche Mangel, der, wie wir sahen, die Ballade nicht zur Vollendung gelangen ließ, die moralische Unfähigkeit, die vom Körper abhängige Natur zu überwinden, stört die Entfaltung seines Dichtens und das Glück seines Lebens.

Die widerstreitenden Naturen seines Wesens schienen ihm in den beiden Frauengestalten, zwei Schwestern, verkörpert entgegenzutreten, zwischen denen er schwankte. Wie die gewöhnliche und die dichterisch erhöhte Stimmung standen sich in seinem Leben Ehe und Liebe feindlich gegenüber. Auch in seiner Liebe führte ihn wie in seiner Dichtung die Lust am Wahren und Naiven zur Höhe und in beiden ist die Abneigung gegen Konvention und Zwang die treibende Macht. Was ihn zur natürlichen und volkstümlichen Poesie drängte, eben das zog ihn zu seiner Molly, der „Tochter heiliger Natur". In ihr zu leben schien ihm Befriedigung seines bessern Teils, die Erfüllung seiner edleren Bestimmung, das Recht seiner höheren Natur. Denn die Leidenschaft seines Herzens, die in derselben Lust am Wirklichen und Ursprünglichen wurzelt, aus der die Dichtung sich erhob, bringt die erhöhte dichterische Empfindung mit sich und fällt sie aus. Balladendichtung und Liebeslyrik — sie beide fließen aus derselben Quelle; von Einem Geiste sind beide beseelt. In Sehnsucht nach der Geliebten und im Kampfe gegen die unüberwindlichen Schranken, die Gesetz und Sitte um sie aufgetürmt hatten, ja noch in der späten Erinnerung an die Entschwundene wacht die poetische Kraft von neuem und zu herrlichstem Leben auf. Nun, da er in einer wahren Leidenschaft zugleich die Erhöhung seines inneren Lebens gefunden hatte, wollte sein Schicksal, daß er mit unzerreißbaren Banden an die Alltagsnatur gekettet blieb. Aber in diesem tragischen Zug ruht auch seine Schuld: denn er selbst hat die Fesseln sich geschmiedet.

Man kann Bürger als das weithin sichtbarste Opfer seiner Zeit bezeichnen. Zwar gehört er zu jenen kleinen Geistern nicht, die von dem hereinbrechenden Strome neuer Gedanken und Gefühle mit fortgerissen und eine kleine Weile von der Flut getragen die Ursache dieser Bewegung in sich selbst suchten und Genies sich dünkten: sein bestimmtes ihm von Natur verliehenes Wesen hielt Stand, formte nach seinem Bedürfniß um, was ihm willkommen war und gedieh zu selbständig dichterischer Gestaltung. Allein das Ideal der Zeit, das wenigen nur ein Segen und vielen zum Fluche ward, das Ideal einer von jedem Zwang und allem Herkommen befreiten Persönlichkeit mußte ihm, dessen sittliche Schwäche wir als Grundzug seines Charakters zu beklagen hatten, doppelt gefährlich werden. Denn aus dem Ringen der Individualität nach Geltung und Freiheit, aus dem stürmischen Verlangen sich auszuleben nach freier Willkür, kein Gesetz über sich zu achten als das die innere Stimme, der Genius gibt, konnte mit gestählten Kräften nur hervorgehen, der Selbstzucht geübt und in dessen sittlichem Kern das Gefühl der Pflicht noch sicher ruhte. In herrlichem Bilde zeigt sich uns Goethe „treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege", am Steuer seines Lebensschiffes, das vom Sturm erfaßt auf wild empörten Wogen treibt.

Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er in die grimme Tiefe
Und vertraut laudend oder scheiternd
Seinen Göttern.

Wie anders erscheint uns Bürger in demselben Bilde. In Furcht vor sich selbst, vor den unbeherrschten Mächten seines Innern, aus dem die Ahnung des Verderbens emporsteigt, ruft er aus:

Ach! das Ende macht mich zittern,
Wie den Schiffer in der Nacht

Digitized by Google

Der Tumult von Ungewittern
Vor dem Abgrund zittern macht.

Er fragt in banger Ungewißheit:

Zu welchem Ziele
Schleudert mich ein solcher Sturm?

bis er endlich, resignirt und lebensmüde, den Kampf verloren giebt

Der Sturm mag in empörten Wellen
Mein Fahrzeug, wann er will, zerschellen! —

Das Ideal hatte sein Dichten wohl vom Zwange der Konvention befreit, aber der Erlöser wurde ein Tyrann, der mit dem Leben auch das Dichten in Fesseln schlug. Denn je mehr der Dichter der Verwirklichung desselben nachstrebte, desto schärfer wurden die Gegensätze in seinem inneren und äußeren Leben, desto greller wurde die Disharmonie seines Wesens. Bürger stieß sich zu Tode im allzuheftigen Aufflug gegen die leuchtenden Ideen der Freiheit, wie der übers Meer ziehende Vogel von der Flamme mächtig angezogen an den Scheiben des Leuchtturmes sein Leben läßt.

Welcher Beifall empfing den Dichter, als er jäh und glänzend aus der Flut der Namenlosen emporgetaucht war! Sein Name wurde neben dem Goethes bewundernd genannt; er klang wie ein Programm, an das die Zukunft der deutschen Poesie geknüpft schien. Aber schon damals — so muß dem blos ästhetisch prüfenden Betrachter ein Historiker entgegnen, der nicht allein dem äußeren Verlaufe des Lebens folgt, sondern auch in das ewig wechselnde und doch immer gleiche Getriebe der Innenwelt zu blicken bemüht ist — auf dem Gipfelpunkte seines Ruhmes trug der Dichter schon den Keim des Verfalles in der Brust. Mit ausgeprägten Zügen steht er vor uns: eine problematische Natur, mit der derben Lust am Wirklichen und dem Zwiespalt ungelöster Empfindungen; voll agitatorischen Thatendranges im Kampfe mit seiner Zeit und innerer Schwäche, die den Willen zur That lähmt, mit dem ungebändigten Kraftgefühl, dem im Strette erst wohl wird, und das gegen die eigene Brust wüthen muß; mit dem impulsiven Temperament eines Fahrenden, der von der Scholle sich nicht losreißen kann, zur Einsamkeit verdammt und beständig in die Weite sich sehnend. In immer schnellerem Wechsel folgt der Hoffnung die Enttäuschung, dem Aufflug die Ermattung. Die Arbeitskraft, die Beharrlichkeit in der Ausführung wird in dem Maße geringer, als die unrichtige Phantasie, die sich in Träume und Projekte verliert, ihre Bilder nicht mehr deutlich festzuhalten vermag, als der innere Zwist die Gesundheit des Körpers zerrüttet. Sein Champinismus, die Gutmüthigkeit und das Wohlwollen verkehren sich in Mißmuth, Selbstquälerei und Hypochondrie; die fromme Zuversicht und das Gottvertrauen in Fatalismus. Er sieht seinem Schicksal unthätig zu und tröstet sich mit dem Spruche: „Ich kann nicht, weil ich nicht will und nicht mag; ich will nicht, ich mag nicht, weil ich — nicht kann." Damit drückt Bürger sein Kunst- und Lebensprincip aus, dem Drange des Genius zu folgen, auch wenn er ihn der verderblichen Leidenschaft entgegentreibt; andererseits hat er nicht Lust, in einem Kampfe Widerstand zu leisten, in dem die Entscheidung schließlich doch zu Gunsten der Leidenschaft fallen muß. So ist denn seiner Weisheit letzter Schluß in dem Satze enthalten: „Drum gehe es denn wie es wolle" oder „Laßt es gewähren, wie's kann." Von Glück und Ruhm getäuscht wankte er vor der Zeit gebrochen ins Grab. Der kraftvolle Dichter ist selbst der Held in einer Tragödie des schwachen Menschen.

Herder meinte, Bürgers Lebensgeschichte müßte allen Jünglingen zur Warnung dienen, in der gefährdetsten Zeit ihres Lebens sich nicht zu verlieren. Aber sie bietet uns auch die eindringliche Lehre, daß die sittliche Schwäche des Menschen zugleich die des Dichters verschuldet. Die Totalität des Menschen erfordert der dichterische Genius, um segensreich zu wirken. Ernste, nimmermüde Arbeit an sich selbst, harmonisches Ausbilden und Beherrschen seiner Kräfte, darin liegt der Preis, den die Götter für ihre himmlische Gabe verlangen. Denn vor die Unsterblichkeit setzen sie den Schweiß. —

Die allgemeine Betrachtung über die Grundzüge des Lebens und Dichtens von G. A. Bürger zu Ende zu führen, knüpfen wir an den Beginn unserer Darstellung an. Nicht durch äußerliche Nachahmung eines fremden Musters ist die deutsche Ballade entstanden, sondern durch einen innerlichen Proceß im Dichter selbst. Zur tiefen und ernsten Auffassung, durch die sich Bürger von seinen Vorgängern, den burlesken Romanzensängern unterscheidet, führt ihn das Volkslied, das seinerseits aus religiösen, pietistisch gefärbten Gefühlen erwachsen ist. Diese hatte der Dichter in seiner Jugend instinktiv genährt und er kehrte mit Bewußtsein zu ihnen zurück, nachdem ihm in der Antike, in dem Einfachen, Ursprünglichen und Kraftvollen der homerischen Epen das verwandte Genie der Vorzeit, Luther, aufgegangen war. Das griechische Originalgenie weckte das deutsche und dieses suchte und fand seine Befriedigung in Shakespeare, Ossian und den englischen Balladen; es schuf endlich die deutsche Ballade, die also am Ende einer psychologisch und historisch verständlichen Entwicklung steht. Wie seine Zeitgenossen in der Rückkehr zu den Anfängen der Menschheit den schönsten Fortschritt sahen, so suchte auch Bürger in der elementaren Poesie des Volkes das Heil der neuen Dichtung. Aber in ihm selbst lag jene naive Freude an der Natur, die den lebenskräftigen Keim volkstümlicher Poesie in sich birgt. In früheren Zeiten hätte diese Individualität sich vielleicht in derselben Weise verneehmbar gemacht, die wir aus den Volksliedern kennen: ist sie aber in eine von großen Gedanken bewegte Zeit gestellt, nimmt sie daran Teil und bildet sie ihre Fähigkeit zum Volkstümlichen unter dem entscheidenden Einfluß gewaltiger, ihr gemäßer Meister aus, dann bringt sie die spontanen gleichsam reflexartigen Äußerungen des Volksgeistes in sich selbst zur Reife und zum künstlerischen Bewußtsein. Diese dichterischen Kräfte, durch den Widerspruch gegen die konventionelle Dichtung in Wirkung und Bewegung gesetzt, schufen die deutsche Kunstballade. Ihr Wesen beruht also in der künstlerischen Fortentwicklung des volkstümlichen Liedes zu einem höheren Individuum derselben Art, und Bürger, ihr Schöpfer, ist der

Digitized by Google

Träger eines Fortschrittes in der Entwicklung des nationalen Geistes. Er geht vom Volkstümlichen aus und dichtet mit seiner ganzen großen Kunst volkstümlich. Seine bestimmte künstlerische Individualität, in der die volkstümlichen Dichtungselemente sich entfaltet haben, lebt in dem Wesen der Ballade fort und gewinnt dadurch eine Bedeutung, die weit über die Grenzen seines Lebens hinausreicht. Er wandelt zwar noch unter uns, als Dichter ergreifender Seelenkämpfe, wie als Mensch, der sie in sich erlebt hat, und auch künftigen Geschlechtern wird er, ein Gegenwärtiger, manches verworrene Rätsel weisen: allein diese Spur seines Geistes, die der zukunftsfrohen Gattung der Kunstballade als solcher eingeprägt ist, wird erst mit dieser selbst der deutschen Dichtung entschwinden.

Im Volke ist die Liebe zu seinem Sänger nie erstorben; dagegen erschüttert die Kritik die litterarische Stellung Bürgers dauernd schon achtzehn Jahre nach seinem ersten Auftreten und drei Jahre vor seinem Tode. Wir können gleichwol sagen, daß die großen unsterblichen Schöpfungen, die Schillers Recension folgten, mehr dazu beigetragen haben, das Andenken Bürgers in den Hintergrund zu drängen, als diese selbst, die andrerseits mehr als billig das Urteil der Gegenwart über unseren Dichter beeinflußt. Heute ist es auch wohl das allzueifrige Lob seiner Bewunderer, das Bürger schadet. Betrachten wir nur die Schillerische Recension vom historischen Standpunkte, so werden wir das subjektive Moment darin nicht verkennen. Zwei Antagonisten in Kunst- und Lebensanschauung konnten sich nicht freundlich begegnen. Mit der ersten Zeile seiner Recension, in der Schiller im Namen des philosophirenden Zeitalters das Wort führt, stellt er sich zu den klar ausgesprochenen künstlerischen Absichten Bürgers in Widerspruch. Er geht von seinen eigenen Forderungen aus und gelangt zu Ergebnissen, die bestimmt und deutlich auszudrücken ihm selbst notwendiger war, als sie es für unseren Dichter sein konnten. Von der Höhe der Klassicität und des philosophischen Zeitalters sieht der Recensent auf den Volksdichter herab und sucht ihn — den eigenartigen Entwicklungsgang Bürgers vom Sturm und Drang zur Romantik durchaus verkennend — zu sich empor zu heben. Schiller giebt dem dichterischen Talente, das er beurteilt, die größte Ehre, wenn er sagt, daß es die höchsten Anforderungen, d. h. die der Klassicität wecke, und der Dichter müsse sich nur selbst vollenden, seinen Geist bilden und vertiefen, um mit Hilfe seines Talentes Vollendetes, d. h. Klassisches zu leisten. Bürger aber hat nach diesem höchsten Maßstab der Kunst nie verlangt, ja ihn oft genug mit drastischen Worten geschmäht. So beurteilt denn der Ästhetiker die fremdartige Erscheinung nicht nach den Bedingungen ihres Daseins, sondern nach vorher bestimmten in seinem eigenen Wesen wurzelnden Grundsätzen: er ist zu subjektiv und darum wird er ihr nicht völlig gerecht. Wo der Historiker die sittliche Schwäche des Menschen als Ursache des dichterischen Verfalles erkennt, schließt der Ästhetiker auf einen intellektuellen Mangel; jener weiß Poetisches von Alltäglichem zu scheiden und freut sich des ersteren, dieser ist unbefriedigt und wartet auf eine Vollendung, die, wie der Historiker, vor dessen Augen der verderbliche Kampf im Innern des Dichters sich abspielt, klar sieht, nicht mehr zu hoffen ist. Liebevolle und deshalb nicht weniger genau abwägende Richter sind Bürger in den Genossen jener stürmischen Tage, deren Wirrnisse sein Schicksal waren. Herder wies mit historischem Blick auf die Wurzeln des Übels hin, die in der zwecklosen Vergeudung der Kräfte in der Jugendzeit lagen, als seine großen Erwartungen von der Bürgerschen Muse längst zergangen waren. Er hatte von unserem Dichter gerühmt, daß er die Sprache und das Herz der Volksrührung, die sich in den Liedern des Volkes ausspricht, tief kenne, und dann ausgerufen: „Wenn Bürger uns einst einen deutschen Helden- oder Thatengesang voll aller Kraft und alles Ganges dieser kleinen Lieder gäbe; Ihr Deutsche, wer würde nicht zulaufen, horchen und staunen? Und er kann ihn geben." Er gab ihn nicht. Auch Goethe hegte diese Hoffnung. Er hatte ihm einst die Bruderhand gereicht und war eine Strecke Weges sein Begleiter. Ohne die Fehler Bürgers zu verkennen, ließ er noch am Abende seines Lebens das entschiedene, deutsche Talent des Volksdichters gelten, indem er einem Freunde schrieb: „es war immer zu seiner Zeit bedeutend; auch gilt das Echte, Wahre daran noch immer, und wird in der Geschichte der deutschen Litteratur mit Ehre genannt werden."

Neue Sprüche von Goethe.

Der eben erschienene XV. Band des Goethe-Jahrbuch weist als wertvollsten Schmuck eine Reihe bisher unbekannter „Gedankenspähne" von Goethe auf. Einige dieser Sprüche seien hier wiedergegeben:

„Es ist besser, man beträgt sich an seinen Freunden, als daß man seine Freunde betrüge."

„Die Menschen glauben, daß man sich mit ihnen abgeben müsse, da man sich mit sich selbst nicht abgiebt."

„Mancher sind auf das, was sie wissen, stolz; gegen das, was sie nicht wissen, hoffärtig."

„Das Publikum verlangt sich lieber unaufhörlich, übel bedient worden zu sein, als daß es sich bemühte, besser bedient zu werden."

„Wie viel vermag nicht die Übung: die Zuschauer schreien und der Geschlagene schweigt."

„Es ist besser, daß Ungerechtigkeiten geschehen, als daß sie auf eine ungerechte Weise gehoben werden." (Als Beleg für diesen höchst befremdlichen Satz fügt Goethe bei: „Nero hätte in den vier Jahren, die das Interregnum dauerte (so nenne ich die Regierungen des Galba, Otho, Vitellius) nicht so viel Unheil stiften können, als nach seiner Ermordung über die Welt gekommen." Auch dieser Beleg ist von höchst zweifelhafter Richtigkeit).

„Vom Verdienst fordert man Bescheidenheit; aber diejenigen, die unbescheiden das Verdienst schmälern, werden mit Behagen angehört."

„Man würde viel Almosen geben, wenn man Augen hätte, zu sehen, was eine empfangende Hand für ein schönes Bild macht."

Digitized by Google

„War die Henne zuerst? Oder war das Ei vor der Henne?
Wer dies Räthsel erlöst, schlichtet den Streit um den Gott."

„Daß die bildende Kunst in der Ilias auf einer so hohen Stufe erscheint, möchte wohl ein Argument für die Modernität des Gedichtes abgeben."

„Zur Methode wird mir nur der getrieben, dem die Empirie lästig wird."

„Die Kritik erscheint wie Ate; sie verfolgt die Autoren, aber hinkend."

Eine Reihe von Sprüchen kehrt sich gegen den öden, geistlosen Purismus der Sprachpedanten, der ja schon zu Goethe's Zeiten spukte, wenn auch weniger aufdringlich und thöricht, als in unseren Tagen. Diese Sprüche verdienen als Mahnung eines Mannes, dem vielleicht sogar der „Allgemeine", wie der „Berliner Deutsche Sprachverein" eine gewisse Bedeutung nicht völlig absprechen wird, heut mehr als je beherzigt zu werden:

„Die Gewalt einer Sprache ist nicht, daß sie das Fremde abweist, sondern daß sie es verschlingt."

„Der pedantische Purismus ist ein absurdes Ablehnen weiterer Ausbreitung des Sinnes und Geistes."

„Ich versuche allen negativen Purismus, daß man ein Wort nicht brauchen soll, in welchem eine andere Sprache viel oder Zartores gefaßt habe. Meine Sache ist der affirmative Purismus, der produktiv ist und nur davon ausgeht: „Wo müssen wir umschreiben und der Nachbar hat ein entscheidendes Wort." (Auf einem anderen Blättchen hat Goethe denselben Gedanken in die Worte gefaßt: „Nicht fremde Worte vermeiden. Daran ist gar nichts gelegen. Aber zu finden, wo wir umschreiben müssen, und der Fremde hat das Wort, daß wir es heraus etymologisiren und formiren.")

Unter dem Schlagwort „Wissenschaftliches" ist eine Reihe von Gnomen zusammengefaßt, aus denen hier die nachstehenden mitgetheilt seien:

„Die Wissenschaften zerstören sich auf doppelte Weise selbst: durch die Breite, in die sie gehen, und durch die Tiefe, in die sie sich versenken."

„Es sind zwei Gefühle die schwersten zu überwinden: Gefunden zu haben, was schon gefunden ist. Und nicht gefunden zu haben, was man hätte finden sollen."

„Die Natur verbirgt Gott! Aber nicht Jedem."

„Wer die Natur als göttliches Organ läugnen will, der läugne nur gleich alle Offenbarung."

„Das schrecklichste für den Schüler ist, daß er sich am Ende doch gegen den Meister wiederherstellen muß. Je kräftiger das ist, was dieser giebt, in desto größerer Armut, zu Verzweiflung ist der Empfangende." Der Spruch entbehrt eines wahren Kerns nicht; daß er in dieser Fassung gewiß unhaltbar ist, bedarf nicht erst der Betonung. Das scheint übrigens Goethe selbst empfunden zu haben; die natürliche Konsequenz dieser Anschauung: „Mittelmäßige nur sollten lehren", hat er wohl hingeschrieben, aber dann wieder gestrichen.

Der Band ist mit der Reproduktion einer Handzeichnung von Goethe geschmückt, welche die schlafende Christiane darstellt.

Litterarische Notizen.

— Eine Hochzeitsreise durch die Schweiz. Originalzeichnungen in Lichtdruck von C. W. Allers. Stuttgart. Union. Von so anmuthiger Liebenswürdigkeit, so abwechslungsreich und künstlerisch inspirirt sind diese Skizzen, daß einem beim Durchsehen zu Mute wird, als läse man die zusammenhängende poetische Schilderung einer wohlgelungenen Reise durch die Schweiz, deren Begleiter junges Glück und ewig blauer Himmel sind. Erst auf dem letzten Blatt, in Goschenen, ist schlecht Wetter, es schneit in dicken Flocken, doch sicherlich wird in Lugano bereits wieder die Sonne scheinen und das junge Paar seine heitere Hochzeitsreise heiter fortsetzen können. Was haben sie in der Schweiz nicht Alles gesehen und wie haben sie es gesehen — nicht mit den Augen des hastenden Modemenschen, sondern mit rechten, fröhlichen Künstleraugen, denen auch der Blick für den Humor nicht fehlt, neben der freudigen Bewunderung für die Schönheit der Natur Wie liebevoll verweilt Allers' Stift z. B. in Lauterbrunnen, in Grindelwald, an den Ufern der Reuß — das sind fertige Landschaftsbilder, so fein empfunden und ausgeführt, daß man ihrer Kleinheit vergißt und die Farben nicht entbehrt; wie weiß er aber auch mit wenigen Strichen den richtigen Umriß des Pilatus zu geben, wie zaubert er nur andeutungsweise und doch lebendig Luzern, das tausendschöne, empor! Daneben eine Fülle von menschlichen Typen. Im bunten Wechsel die Wiener Schönheit; daneben die kleine, langwimprige Engländerin mit ihrem Hündchen, Hötelwirte mit ihrem ganzen Personal, bis herab zum Stiefelputzer, Reisende aus allen Ständen und aller Herren Länder, reizende Kinder, und alte Bauern, Führer mit schönen Charakterköpfen, Bernerinnen, in ihrem schmucken Costüm — kurz, man ist mitten in den Alpen, Erinnerung und Sehnsucht steigen empor aus diesen losen Blättern, die den Griesgrämigen aufheitern, den Fröhlichen fröhlicher machen und jedem eine willkommene Gabe sein müssen.

F. D.

— Von dem Novellenbuch: „Die Juden von Barnow" von Karl Emil Franzos ist eben im Verlage von Adolf Bonz & Comp. die fünfte stark vermehrte Auflage erschienen. Der Band enthält die Novellen: „Der Shylock von Barnow", „Nach dem höheren Gesetz", „Zwei Retter", „Der wilde Starost und die schöne Jütta", „Das Kind der Sühne", „Eiserka Regina", „Baron Schmulz", „Das Christusbild" und „Ohne Inschrift". Die Gesammtzahl der Uebersetzungen stellt sich auf zwanzig. Voran steht die russische Sprache mit drei Uebertragungen verschiedener Uebersetzer; für die englische Sprache hat das Buch zwei Uebersetzer gefunden, den einen in England, den andern in Nordamerika, ebenso sind zwei hebräische Uebertragungen erschienen. Je einmal wurden „Die Juden von Barnow" ins Holländische, Dänische, Schwedische, Italienische, Spanische, Französische, Magyarische, Serbische, Polnische, Neugriechische, Kleinrussische und Rumänische übersetzt. Das Werk liegt demnach bisher, die deutsche Original-Ausgabe eingerechnet, in sechzehn Sprachen vor.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Prager Dichterbuch. Herausgegeben von Heinrich Teweles. Prag. Friedrich Ehrlich 1894.

Wolff, Franz. Novellen. Leipzig. Oswald Muthe. 1894.

Hermann, Fried. Benj. Durch Leid zur Seligkeit. Ein Werkstück zum Tempelbau der Erlösung. Buch I. Braunschweig. Joh. Heinrich Meyer. 1893.

Zimmermann, Heinrich von. Sein Modell. Schauspiel in vier Aufzügen. Budweis. Fr. Zdarsa. 1893.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Der Genloc.

Eine Geſchichte aus der ſchwäbiſchen Alb.

Von **Karl Reiſt.**

Am liebſten wandre ich im Winter. Iſt man nicht eben auf Fernſichten aus, ſo liegt dann Manches offen, was ſonſt von Baumgruppen, Buſchwerk und Wald verſteckt wird. Das Auge wird minder erfreut, aber es dringt tiefer. Reiſende ſind ſelten, darum ſind die Bewohner offener, zutrauender. Sie fürchten nicht mehr die maſſenhaft aufdringende und doch ſelten ernſte Anteilnahme und wo ſich ſolche noch zeigt, da wiſſen ſie wohl, daß ſie nicht blos zur Schau getragen wird. Iſt doch der Sommer ſelbſt eigentlich nur ein Fremder in unſerem Lande, der jährlich einmal ſeinen Beſuch macht, heiter, als ein höflicher Gaſt; wenn aber die Zeit vorüber iſt, dann verſchwindet er gern, manchmal ohne Abſchied. Der Winter iſt ein unwirſcher Hausgenoſſe, aber er iſt echt und gehört zu uns.

Jüngſt durchwanderte ich den rauheſten, ſteinigſten Teil der ſchwäbiſchen Alb. Straße und Furche waren felſenhart gefroren, blank und nackt, nur eingefaßt von den Reſten wochenalten Schnees, der ſich da und dort in Gräben und Senkungen erhalten hatte. Ich kam von Oſten und wie ein Spürhund begleitete mich der ſchneidende Wind, durchſchmupperte in kurzen Stößen das Feld, ſchien ſeine Naſe an Scholle und Kieſel zu ſtoßen, hob ſich höher, trieb wohl einmal einen Haſen auf, dem er ſchnaubend und mutwillig nachſetzte, und nachher konnte ich ſehen, wie er unten am Wieſenbach das Schilf zur Erde beugte, in welches ſich das Tier geflüchtet hatte. Dann kam er zurück auf die Höhe und begann abermals dasſelbe Spiel.

Es war ein merkwürdiger Landſtrich, über den ich dahinſchritt. Weit hinter mir in dem Thal, wo die Donau rollte und auf dem Boden ſelbſt, den ich trat, brauſte vor Alters das Meer; aber das Land hob ſich, die See mußte weiter und weiter zurück, zahlloſes Waſſergetier rang ſich aus ihrem Schooße der Luft zu, ſchwelgend an ihrer Tafel, eins über der Leiche des andern, ſo lang bis es ſelbſt, zur Leiche geworden, den toten Felſen zurückließ. Es wurden jene Kuppen, jene Hügel, jene ewig ſtummen Berge und blieben die Sieger im ewigen Wechſel; — was bleibt, iſt geſtorben.

Auf das Tier folgt der weitgewanderte Menſch und mit ſteinernem Werkzeug verſchanzt er ſeine Toten in die Klüfte des Berges gegen das Getier um ihn her, gegen andre Menſchen, die hinzuwandern; aus Kampf werden Verträge und Untertänigkeit und wen die Erde ſelbſt nicht mehr ernähren darf, dem gewährt der Dienſt Erhaltung durch das Wort eines Gebieters. So bilden ſich Veſten und Städte. Wohl dem, welchem immer gegenwärtiger Tod auf eine Zeit Gaſtfreundſchaft gewährt in ſeinem Leben! Ihm iſt er nicht mehr der ewige Verſchlinger, er iſt der Gute und ihm errichtet man Altäre. Immer zahlreicher, ſich ſelbſt erſtickend, ſtrömt das Volk in dem neuen Meeresbett zuſammen, der Aufruhr lehrt den Patrizier erobern und Straßen erbauen, und dankbar ſetzt der Soldat ſeinen Meilenſtein in dem Lande, das ihm Luft und Leben gewährt.

Ich war des Morgens ſehr früh aufgebrochen; als ich darum bei einer Wendung der Straße eines Kirchturms anſichtig wurde, dachte ich noch vor Mittag kurze Raſt zu einem Imbiß halten zu ſollen. Der Ort, dem ich mich näherte, ſchien nur aus einigen Höfen zu beſtehn, bald wurde man jedoch gewahr, daß das, was wie ein Gehöft erſchien, aus

Digitized by Google

einer Anzahl Häusern und Gassen bestand, die einen Flecken bildeten. Nach der Straße zu, die im Orte selbst in starker Krümmung bergab strebte, duckten sich diese Häuser eng zusammen. Sie machte den Eindruck einer Schaar, die sich zu verteidigen hat. Der schwere viereckige Kirchturm, welcher das Ende bildete, unterstützte sie kräftig. Rechts lagen die Höfe in behaglicher Ausdehnung, der letzte von ihnen, der Kirche schon beinahe gegenüber, war neu und stattlich von unbeworfenen Bruchsteinen gebaut, aber nüchtern, wie neuere Bauten auf den Dörfern. Ich hatte beiderseits nach der Wirtschaft gesucht; hier war sie. Auf einem an die Eckkante gesetzten kleinen Schild stand lakonisch: Realwirtschaft. Die Straße sagte sonst nichts, denn sie war leer. Die Fenster eines Hauses haben für mich ein sehr verschiedenes Ansehn, die eine ein treues und offenes, die andere ein falsches. Diese blinzten mich an, wie ein Wirt, der am liebsten der Gast seiner Gäste sein möchte. Darum war ich halb entschlossen weiter zu gehn, als mir an der trostlosen Gleichförmigkeit des Bauwerks eine Unregelmäßigkeit auffiel, die ich dort am wenigsten erwartet hätte. Unter den Sparren des Daches ragte, unsymmetrisch der Erde näher als der Mitte angebracht, ein größerer Sandsteinquader hervor. Auch gegen die Mauerfläche saß er nicht ganz gerade; die Steine unter ihm schienen unvollkommen, nur mit dem Hammer eingeschlagen; wer genau achtete, sah sie deutlich abgesplittert und geborsten und wenn das so geschärfte Auge über den Stein selbst wegglitt entdeckte man Buchstaben und las endlich mit einiger Mühe die Silben GEN. LOC. Genio loci, dem Schutzgeist des Ortes! Kein Zweifel, ein Überrest der Römer! Irgend ein Votivstein, der einst die Bekrönung eines Pfeilers oder einer Säule gebildet haben mochte. Wie kam der Stein gerade dahin, wo er doch nicht zur Zierde dienen sollte?

Ich überwand meinen Widerwillen und stieg die Treppe hinan. Dem halbwüchsigen Mädchen, das inmitten des Gastzimmers über seinem Strickzeuge saß, fiel eine Masche herunter, als ich hineinpolterte. Noch wollte es sie aufnehmen; da das aber nicht sogleich gelang, so stand es auf, schob die Arbeit von sich und blieb stehen, bis ich Stock, Hut und Mantel eins ums andre bei Seite gethan und mich endlich gesetzt hatte. Dann trat es mit drei genau abgemessenen Schritten an mich heran und fragte: „Womit wird dem Herrn gedient?“

Als es mit seinem dunkelfarbenen Kleide aus der Stube verschwunden war, wie ein Flecken, den man von der Wand weggetüncht hatte, blieb mir überlange Zeit, den Raum zu betrachten, welchen drei lange Tische mit Holzgestellen von gedrehtem Eichenholz nebst ihren Bänken vollständig ausfüllten, während das Ticken einer alten Kastenuhr kaum von einer Ecke in die andere gehört werden konnte. Ein Schubkasten mit eisernen Ringgriffen und reicher Schnitzerei, ein schön gestochenes Bildnis Luthers in dunkler Umrahmung, alterthümliche, tiefgebräunte Stadtausichten mit aus- und einziehenden Fähnlein, einige mächtige Hirschgeweihe paßten zu diesem ehrwürdigen Hausrat, nur ein papierner Christus mit Brot und Kelch, von einem Neueren aus Vinci und Reni genuegt und colorirt, brachte die gespritzten Kalkwände zu Ehren, die sich sonst in ihrer eigenen Luft fremd genug hätten vorkommen müssen.

Endlich öffnete sich die Thür, ein Tischtuch wurde langsam und dennoch flüchtig aufgedeckt, ein Teller gebracht, dann den Wein in einem hohen Glase vorsichtig über den Hausflur herbeigetragen, ein Besteck aus der Truhe hervorgeholt, endlich über die Treppe nach der vergessenen Zwehle gelaufen und endlich jene noch einmal erstiegen, um die kleine Platte zur Stelle zu fördern, auf der das einfache Gericht dampfte. Unmittelbar danach wurde es laut im oberen Stockwerk, eine Kinderstimme heischte, eine andere Stimme gewährte und versagte, eine Thüre wurde geöffnet und geschlossen und auf einen Augenblick ward Alles still. Dann aber rief dieselbe Stimme von oben sehr laut nach dem Mädchen, das inzwischen wieder seine Maschen zählte. Dieses antwortete ebenso laut durch die offen gebliebene Thür und lief über die klingenden Platten des Flurs durch die ganze Länge desselben, um nachher langsamen vorsichtigen Schritts wieder zurück und die Stufen hinaufzuschreiten. Dann hörte man oben Anordnungen geben, Fragen stellen, Belehrungen und Verweise erteilen und Zug um Zug fielen dagegen Zusagen, Auskünfte, Entschuldigungen,

Digitized by Google

Alles bei hastigem Hin- und herrennen über die kleine Diele am Ende des ersten Treppen-Aufgangs und bei abwechselndem Öffnen und Zuschlagen zweier Türen, die einander gegenüber liegen mochten.

Dann aber beruhigte sich auch diese Bewegung, die Stufen krachten unter gewichtigen würdigen Schritten und hereintrat eine stattlich-beleibte und geschnürte Frau in verblichenem Braun, die Ärmelränder mit spärlichem Sammt garniert und ein halbgeleertes, langes Glas in der Hand, welches sie mit einer leisen Neigung des schon ergrauenden Kopfes nach meiner Seite hin, auf den nächsten Tisch niedersetzte. Gemächlich schritt sie von dort wieder nach der Thür zurück, um endlich der scharfen Zugluft aus dem Treppenhaus den Eingang zu wehren, warf dann einen Blick in das Zeitungsblättchen, das ausgebreitet auf dem Tisch lag, trat ans Fenster, schaute nach den Hänsern, nach der Kirche, nach dem grauen Himmel, nach den tiefen Geleisen der Landstraße, kam dann zum Glase zurück, aus welchem sie einen Zug that, um endlich mit einem kurzen: „Recht kalt heut! Hart zu gehn!“ die Unterhaltung zu eröffnen.

Während wir sprachen, behielt sie das Glas in der Hand und obwohl sie inmitten des Zimmers stand, so blieben doch ihre Augen an einem gewissen Punkte haften, der außen war und kehrten, wie von einem Fädchen gezupft, immer wieder dort hin. Diese Augen schienen fast nur Weißes zu enthalten, aber es fehlte das Stechende, was sonst solchen Augen eigen ist; was ihnen begegnete, schienen sie aufzusaugen; einen Blick in ihnen zu entdecken war schwer.

Die Frau frug, wie man den Fremden fragt, die Antworten berührten sie wenig. Mir war das recht, ich konnte so schneller von den Absichten der Reise zu den Gründen des Aufenthalts hinüberleuken, rühmte das neue Haus, deutete an, daß ich auch einen Blick auf die stattlich errichteten Ställe und Scheunen gethan und verstieg mich zu der Schmeichelei, daß in diesem Lande ein rechter Fleiß dazu gehöre, um so etwas herzustellen, und, um es zu erhalten, eine tüchtige Wirtschaft.

„Finden Sie?“ fragte jetzt die Frau ein wenig erstaunt, und sie hatte mit ungewohnter Schnelligkeit das Glas an das Ende des Tisches gestellt, an welchem ich meinen Platz hatte und zugleich, ihren Körper zwischen Tisch und Bank hindurchzwängend, sich niedergesetzt.

„Ja, ein recht großer Fleiß hat auch mitgespielt, wie das erbaut wurde“, sagte sie dann.

„Und an diesem hatten Sie gewiß auch Ihren Anteil?“

„Nein, lieber Herr, wir sind ja nicht die Ersten in dem neuen Haus.“

„Nun, so hatten Sie und Ihr Mann doch recht viel Mühe anzuwenden, daß es so blieb.“

„Das thn' ich auch noch, o ja!“

In dem gedehnten Ton, womit diese Frau jeden Satz aussprach, lag etwas Lehrendes und Wehrendes, von welchem ich auf einen sehr selbständigen einmal für immer gefaßten Willen schließen mußte.

„Der Genloc“, fuhr sie fort, „hat immer seine Leute versorgt, es hat nie eine andere Wirtschaft neben ihm aufkommen können. Keiner hat auch gedacht, daß einmal eine andere Anverwandtschaft hineinkäme, als die, welche drin war, bis dann, wo so ein Eifriger die letzte Tochter geheiratet und sich das Haus überm Kopf abgebrochen hat.“

Ich kam nun auf das zu sprechen, was mir beim Eintreten aufgefallen war.

„Ja, ja! Das war es auch, das hat ihn umgebracht.“ Und sie sprach dies wieder in einem warnenden Ton, als müßte Jeder, der dies Haus eben betreten habe, den Stein unter dem Dachsparren respektieren.

Ich forschte weiter und sie wurde redseliger.

„Das Haus ist das kleinste im ganzen Ort gewesen; ein Birnbaum ist davorgestanden, mit einem Tisch, ein schöner Trinkplatz in der Hitze, und an den Stamm waren immer Stücker sechs Krippenständer angelehnt. Denn soviel Fuhrwerk vom Bodensee heraufkam oder von Stuttgart, am Genloc wollte unaufgehalten keines vorbei. So waren die Wagen oft bis oben gereiht, wo man nicht weiter sieht, weil die Straße eine Ecke macht. Da waren denn die Wirte auch immer Schmiede und Wagner, und früh vor Hahnenkrähen flackerte der Brand schon auf; im Hof war's immer zu eng, die Arbeit quoll auf die Gasse hinaus. Wer hat denn damals das Geld gesucht? Es kam von selbst, Herr. Bis zum späten Abend glühte es hinten aus der Schmiede. Und hier vorn aus dem Weinlaub, schaute es so behaglich

Digitized by Google

licht, man glaubts nicht mehr. Aber sehen Sie, es war ja doch ein Fräulein, dem das Alles gehörte; und je mehr ein Frauenzimmer hat, desto mehr will es geben. Ja! Das ist eine Krankheit! Bei den Meisten, ja!"

Dabei fing die dicke Wirtin, den immer starren Augapfel auf mich gerichtet, an mit dem Kopf zu nicken und spielte so energisch mit dem Glase, an dem sie mit dem Daumen und der Händfläche herunterstrich, daß ich geraten fand, wenigstens für meine Person über den heiklen Punkt hinwegzukommen.

„Der Genloc", meinte ich schüchtern, „mußte doch für die Zukunft einen Besitzer bekommen."

„Ja, ja, das war es eben", sagte sie und benutzte die entstehende Pause, da das Mädchen wieder eintrat und ihr, auf die Kante der Bank schnell niedergelassen, eine Frage in's Ohr raunte, um mehrmals hintereinander ein paar Schlucke zu thun, die sie aber mit jedem Mal genauer abzumessen schien. Mir fiel dabei auf, daß sie den Schoppen nicht vor sich stehen ließ, sondern sorgfältig auf die andere Seite des Tisches hinüberschob und wohl darauf achtete, daß er auch weit genug zu stehen komme.

„Ja, ja so ist es gewesen," wiederholte sie, als das Mädchen gegangen war. „Ein Frauenzimmer kann ja nicht begreifen, wie man allein bleiben mag und dem Margarethle hat es keine Ruhe gelassen, wie's den Karl Vögele gesehen hat. Es war ein kurzer, kräftiger Mensch unten vom Neckar, ein Küfer vom Handwerk, aber auch manches Andre hat er verstanden, hat als Gesell gearbeitet und auf dem Acker und hat auch in der Wirtschaft geholfen. Das Geschäft war all sein Vergnügen. Den Weibern ist er nicht nachgegangen, wie die andern dem Margarethle; aber das Margarethle hat es mit ihm gehabt und sonst mit Keinem. Der Vögele mußt immer was Extras kriegen bei Tisch und in seiner Kammer. Wenn sie den andern Gesellen und Knechten die Socken gestopft hat, ihm hat sie neue gestrickt und gesenfzt hat sie dabei, daß es soviel arme Leut in der Welt giebt, die keine Mutter haben. Am End' hat er gesehen, daß er den ganzen Hof in sein Ränzel packen könnte und die zwei haben sich geheiratet.

Es war ein zartes Frauchen mit sanften Augen und einem blassen Gesicht unter schwarzen glänzend glatten Haaren. Wenn Sie nur mit angesehen hätten, wie vergnügt sie in dem Hause herumtrippelte und immer lachte.

Es hat aber auch nicht Jeder einen Segen zu verschenken, der allzeit da war, wie die Gesundheit im Wildbad. So meinte auch die Frau; und Jeder hat so gedacht und auch der Mann hat nichts dagegen gesagt. Er zog aber doch manchmal die Achsel in die Höhe, und meinte, er wisse andere Ursachen, daß es im Genloc immer gut gegangen, als die schlimme, hartnäckige Krume, die nicht besser sei, als die vom Nachbar und als der Stein in der Mauer.

Das hat denn doch die Frau manchmal gekränkt, daß es nicht ihr Vatergut sein sollte, was ihn reich gemacht. Aber er war gutherzig und lachte ihr das bittere Gesichtchen schnell wieder weg. Ist auch wahr! Recht ordentlich ist er zum Werk gegangen. „Der Herr macht das Ding", hat er gesagt. Und er war ein wohlangesehener Herr! In der Werkstatt ging der Blasbalg, im Hof hat man Reifen geschlagen und der Wirt war immer unterwegs, vom Acker in die Scheune, vom Stall auf den Acker, von der Stube in den Keller, den besten Wein und das beste Vieh in Schwaben hat man gern dem Vögele angeboten, denn er wußte mit den Sachen umzugehen.

Zuletzt hat auch die Frau geglaubt, daß der Herr das Ding macht.

Die zwei hatten Kinder, eins schöner als das andre, und wie er das dritte auf dem Schoß wiegte, da lachte er erst vor sich hin und schielte auf die Frau. „Ist das auch vom Genloc?" fragte er dann. Und die Frau lachte mit.

Das hätte sie nicht thun sollen, daß sie lachte; eine Frau, die lacht, zu so etwas, die hat sich schon drein gefunden. Denn der Mann giebt ja seine Sache doch nie auf.

Des Viehs ward bald zuviel für den Platz, da haben sie einen neuen Stall gebaut, die Frucht hat die Riegelwände hinausgedrückt, da mußten neue Scheunen, neue Speicher her. Am Ende, wie auch das Häuschen nicht mehr schön genug war, da hat die Frau schon nicht mehr gelacht und der Mann hat sich auch keine Mühe mehr drum gegeben.

Zuerst hat man die linke Seite vom Haus neu gemacht. — Man weiß ja was es für ein Wesen ist, mit einem Bau; der Mann

Digitized by Google

hatte alle Tage zu ordnen und zu richten, so oft er zur Arbeit ging, so oft er wieder zurückkam und dann kamen immer Ortsleute genug zum Gaffen. Nur die kleine Frau war nie auf dem Platz.

Die Leute beregten es manchmal aber der Vögele wollte es nicht Wort haben, daß sie jetzt immer in ihrem Stübchen sitze. Und wenn einer in seinen Pfeifenstumpf kicherte und doch was dahinter suchen wollte, da wandte er sich zu ihm um und fuhr ihn an: das Weib sei eben heller als mancher Mann, der auch besser daheim bliebe, als hier den Maurern den Weg zu vertreten.

Im nächsten Sommer hat man die andre Hälfte angefangen. Im Dorf raunten und lachten die Boshaften, wie gut der Genloewirt jetzt aufzubringen sei. Man brauche nur zu sagen: dasmal bekäme die Frau das Haus geschenkt, deswegen dürfe sie's auch nicht sehen, bis es fertig wäre. Hernach solle man nur hinschaun, wie kammrot er dann im Gesicht würde.

Der Stein, lieber Herr, den Sie unterm Dachsparren gemerkt haben, saß früher als Eckstein in der Mauer hart über dem Sockel, bei dem das Erdgeschoß anfängt. Jedes Kind konnte zu ihm hinlangen und die Meisten haben dran das Buchstabieren versucht, bevor es ihnen in der Schule vorkam. Der sollte nun auch heraus. Nun müssen Sie aber wissen, daß es sich immer von den Alten auf die Jungen vererbt hat, das Ding stehe schon die tausend Jahr und es mache in der Frühzeit die Bäume grün und es mache den Sommer heiß. Das hatte sich auch die Margareth nicht aus dem Sinn bringen lassen und es war schon den ganzen Winter durch ein Streiten von ihr gewesen, daß der Genloc an seinem Ort bleiben müßte. Aber der Mann hat schon lange nicht mehr viel geredet und was er wollte, das ward man immer erst hinterdrein gewahr. Da haben denn die Bauern Sorge gehabt und sind zum Bürgermeister, ob er nicht von Regierungswegen einschreiten könne. Der hat aber mit der Schulter gezuckt und zur Antwort gegeben, wenn die Frau nichts mehr vermöchte, dann vermöchte er auch nichts. Am andern Tag hat der Vögele selbst seine zwei Pferde eingespannt, zwei Gesellen haben den Genloc ausgestemmt, auf den Wagen herunter gelassen und dann ist es hineingegangen in den Hof. Dort hat man den Genloc eine Weile am Stalle angelehnt gesehen, dann ist allerlei Arbeitszeug davor geräumt worden und der Stein ward vergessen.

Aber an dem Bau hat jetzt keiner mehr eine Freude gehabt und die Vögele's waren vollends verneint.

Der Mann ging, wenn er vom Feld kam gar nicht mehr ins Haus, sondern hat sich seine Schüssel in die Schmiede tragen lassen. An der Esse hat er sich niedergesetzt; die war sein Herd. Trotzig schaltete er dann im Hof; Händler und Kunden, die in der Wirtschaft mit ihm geschäften wollten, mußten zu ihm in den Stall oder wo er sonst war. Wir Andern dachten damals: Was zu scharf ist schneidet nicht lang; die zwei kommen bald wieder zusammen. — Ja! —

Ich wohnte damals in dem Haus, dort wo der Giebel in die Gasse steht, und hatte mein Fenster hierherzu. Aber nur ein einzigmal habe ich die Frau wiedergesehen. Es war vor Mittagläuten; die Ackersleute kamen mit Hacken auf den Schultern eins nach dem andern ins Dorf hinein. Und auch der Wirt war früher da als sonst, denn der Steinmetzmeister stand mit seinem Fuhrwerk auf der Gasse, drauf lagen die Thürpfosten im Stroh. In seiner kurzen Art hat ihm der Vögele Red gestanden und wollte eben hinein nach dem Hof zu, da sah ich die Frau auf die Treppe hinauskommen. Alles ist stehen geblieben, der Mann auch. Ein wenig magerer war sie geworden und gar ernst: Wie sie aber den Mann herbeiwinkte, setzte sie ihr heiterstes Köpfchen auf. Weil sie hüben nicht gut sehen konnte, so trat sie ein wenig auf die andere Seite und es war gar lieb zu sehn, wie sie ihm über sein Schaffen allerlei in die Augen sagte, was ihn kitzeln möchte. Sie sprach aber nicht laut und dieweil er nicht ungern hörte, so waren sie nach Kurzem ganz nah zusammen. Mit der Brust stand er hierherzu, die Hände in der Rocktasche und er schaute ganz erstaunt, — noch in der Frage, aber schon ganz froh — seitwärts auf sie hernieder. Wir dachten allesammt: Jetzt löst die Frau den Schimpfen, — so freundlich faßte sie ihn unter den Arm und so sehr ging sein zusammengefaltetes Gesicht aus den Fugen.

Digitized by Google

Sie schritten dann wieder ein bischen näher an das Haus, das bis zum Erdgeschoß fertig stand und sie deutete malend zwischen die Fensterstöcke. Ja freilich der Genloc sollte wieder dahin kommen.

Dann paßte sie auf einmal. Und der Mann, der noch kein Wort geredet hatte, schwieg auch noch immer still und schaute lang in die Sandsteinpforten hinein. Herr, da hätten wir ihn alle gern von hinten angestoßen, daß er ein Ende machen sollte und Ja sagen. Aber — plötzlich schüttelte er heftig den Kopf, als wollte er sich selbst etwas verwehren, machte sich von der Frau los, indem er den Arm aus der Tasche zog und mit langem ganz entsetztem Blick sah sie ihm nach, wie er über die Gasse hinwegschritt und hinter einem Steinhaufen verschwand."

Jetzt schob sich die Erzählerin etwas mehr nach dem Fenster und wand mit Mühe ihren Körper, um mit den Augen die Turmuhr zu erreichen, auf der der kurze goldene Zeiger der Ziffer eilf sehr nahe gekommen war. „Meine Augen sind nicht mehr so genau, als früher", sagte sie; „auf dem Uhrchen dahinten kann ich die Zeit nicht mehr lesen". Sie machte dann eine kleine Pause, in der sie das Weinglas nachdenklich zwischen den Fingern drehte und es dann ein wenig zur Seite schob, so daß es ihrem jetzigen Platze wieder entsprach.

„Mit dem Bau ist es jetzt sehr geschwind von der Stelle gegangen. Nach einem Monate setzten die Zimmerleute den Kranz auf den First; dann bekamen die Schreiner zu thun und die Tüncher. Vor der Ernte war das Haus fertig. Handwerker arbeiten gern, wo Geld ist. Von der Frau hörte man, sie rede nur noch mit den Augen und liege des Morgens lang zu Bett; der Mann hätte zwar nicht zugegeben, daß man den Doktor rufe, er gehe aber jetzt manchmal selbst hinein um nachzuschauen, und wenn er wieder herauskomme, habe er immer eine eigensinnige Lippe und ein gewölbtes Kinn, als müßte er beständig vor einem Gegner auf der Hut sein. Von dem aber sah niemand etwas, dem Wirt ging ja jedermann aus den Weg.

Aber dennoch mußte er auf seiner Hut sein und er wars auch.

Vor Sonnenrot in einer Nacht um Johannis-zeit, wann man das Fenster gern offen hält, wach ich auf von Gebrüll einer Kuh. Das ist ja nichts Besonderes; so ein Tier ruft gar ängstlich, wenn es kreißt. Vordem war es ein Ortswort: Im Stall von Genloc giebts keinen Unfall. Ich luge hinüber und sehe, daß schon Licht drin ist, und dann und wann höre ich einen ganz sicheren Schritt über das Hof-pflaster. Am andern Morgen höre ich, die Kuh hätte ganz leicht gekalbt und obwohl der Herr gleich am Platz gewesen, habe sie es nicht überstanden und das Junge sei auch nicht aufgebracht worden.

Das Unglück geht nicht allein, es hat seinen Schatz bei sich, sagte ich.

Selbigen Tags noch fährt der Genlocwirt ins Heu, beim Heimtreiben droht ein Gewitter und in der Regenrunse vor dem Ort springt ihm eins von den Rädern. Das Rad muß gleich wieder gemacht werden und während der Knecht auf dem Fuder steht und schwingt das Futter in den Speicher, steckt der Herr die Hobelspäne an, läuft nach dem Wagenbock und schiebt ihn unter die Achse, daß der Wagen auf drei Rädern steht. Wie er aber die Esse eben anbläst, sehen Sie, da hilft ihm der Wind, der eben losgeht, zerbricht flugs einen von den neuen Dachziegeln über der Werkstatt und trägt pfeilgeschwind einen kohlenden Span vom Feuer weg hinauf gerad' auf den offenen Heuboden.

Herr, was das für ein Unglück hätt' geben können, weiß Gott.

Aber schnell wie der Wind war auch der Vögele hinterdrein, vom Hof auf den Wagen, vom Wagen auf den Heuboden und da hat er flugs das Flämmchen noch erstickt eben wie es von der Tenne in den Haufen hinein hat hüpfen wollen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Prinzessin Clemenço.

Provençalische Dichtung von Frederic Mistral. Deutsch von August Bertuch.

Es war einmal ein Provençalenkönig,
Der Karl der Zweite hieß, der Lahme zubenannt;*)
Denn offen sei gesagt und frei bekannt:
Sein Gang war etwas schief; er hinkte, wenn auch wenig.
Allein was thats? Er war ein frommer Christ
Und eine Tochter hatt' ihm Gott gegeben.
Clemenço,**) lieblicher als Licht und Leben
Und schöner als das Meer unendlich ist.

Klein war die Macht der Könige von Kis,***)
Hieß man sie Grafen nur, so waren sie zufrieden,
Doch auch die Last, die ihrem Amt beschieden,
War klein und heischte selten strengen Fleiß.
Sie lebten wohlfeil, jedem Prunke feind,
So einfach, daß es heut unglaublich mir erscheint:
Zur Winterzeit, um nicht im Schloß zu frieren
Und Holz zu sparen, gingen sie spazieren:
Im Hausrock ohne jegliches Gepränge,
Genossen draußen sie den Sonnenschein
Und mischten gerne sich, oft ganz allein,
Leutselig plaudernd in das Volksgedränge.
Im Sommer ritten sie landab, landauf,
Von einem bischen Hofstaat nur begleitet,
Und schauten nach der Dinge rechtem Lauf:
Ob mit dem Nachbar nicht der Nachbar streitet,
Wie's mit den Steuern ging, ob man die Sitten ehrte
Und, wo es nötig, bösem Treiben wehrte.

Doch unsre Könige, so arm sie waren,
(Und manchmal lahm) besaßen Töchter, seht,
So wunderbar, daß mehr als ganze Schaaren
Der schönsten Feen, Herzen sie verdreht.
Clemenço auch, von der Ihr wißt, die Holde,
War recht ein Strahl von allerfeinstem Golde.
Gott lasse gnädig jeden braven Knaben
Bei guter Zeit solch einen Goldstrahl haben.

Und eines Tages hörte Frankreichs Erbe
Von der Prinzessin hoher Lieblichkeit
Und alsogleich war sein Entschluß bereit,
Daß man bei ihrem Vater um sie werbe.
Doch leider zeigt sich nun, daß manchmal Niedertracht
Das Herz der Größten selbst zu ihrem Neste macht.

Es reitet aus Paris die glänzende Gesandtschaft
Nach der Provence in Eil, bei Nacht und Tage;
Nach festlichem Empfang und nach gestellter Frage,
Zustimmung, Jubel, Glückwunsch der Verwandtschaft.
Indeß erbitten insgeheim die Boten
Bei ihres Königs junger Braut Audienz;
Der Älteste, mit tiefer Reverenz,
Am Vorsicht gleich dem kundigen Piloten:

Schöne Clemenço, spricht er, hellster Stern
Des Südens, Rosen bergen Dornen,
Und wenn Befehl und Pflicht zum Reden spornen,
So glaubt, Prinzessin, ich erspart Euch gern
Ein Wort, das sicher Euer Ohr wird schrecken
Und Eure Wangen jäh mit Rot bedecken.

Euch ist nicht unbekannt, daß Euer Vater,
Mit Ehrfurcht sei's gesagt, ein wenig hinkt:
O großes Unglück! Weil ein adäquater
Defekt nun allzuleicht am Kind entspringt,
Bald da, bald dort, an Schulter, Hüfte, Bein,
Und, sagen wir's, Prinzessin, nun ganz offen:
Ist's eines Knäbleins Loos, mißformt zu sein,
So läßt sich draus kein schöner Kaiser hoffen.
Potz Blitz! Wie wird es Englands Mißgunst laben,
Säh' Frankreichs Herrin Kinder man gebären,
Die hinkend, buckelig oder flotternd wären!
Somit, um volle Sicherheit zu haben,
Daß fehlerlos ihr seid, ganz unbestritten,
Läßt unser Herr, der Prinz von Valois bitten,
Daß ihr, Prinzessin, gnädigst und geneigt,
Euch unsern Augen ohne Hülle zeigt.

Der Unverschämte! rief die Provençalin,
Von einem Franzmann wundert mich das nicht . . .*)

*) Karl II., der Lahme, wird erwähnt in Dantes Paradies, VIII, 49 u. ff.

**) Clemenço, provençalische Form. Der Vokal o (dumpf und kurz) ist Kennzeichen der weiblichen Endung, wie a im Italienischen und Spanischen und dumpfes e im Französischen.

***) Als (spr. Als) ehemalige Hauptstadt des bis 1487 selbständigen provençalischen Königreichs; französisch: Aix-en-Provence.

*) Im Original: Digué, d'un franchimann m'estrome pas . . . Das provençalische „Franchimann" entspricht im Begriffe genau unserem „Franzmann". Auch die Lautähnlichkeit ist sehr groß, weil provençalisch ch vor Vocalen wie ts ausgesprochen wird.

Digitized by Google

Noch mißt sich an Gestalt und Angesicht
Bei uns ein Fürstenkind mit jeglicher Rivalin;
Und Jeder möge seine Junge zügeln,
Zu sagen, daß in Demut ich den Kuß
Ertrug, daß mich der Herr mißbildet schuf;
Ihr aber, Zucht und Scham, deckt mich mit euren Flügeln!

So wartet denn, ihr Herrn, ich kehre wieder . . .

Sie eilt hinaus, zerreißt so Takt als Naht
An ihrem Kleid von glänzendem Brokat,
Und rauschend sinkt es ihr zu Füßen nieder.
Nichts bleibt, als jenes schlichteste Gewand,
In dem einst Kreis Galatheen fand.

O der erhabnen, göttlichen Gestalt!
Da kommt sie her, vom lichten Stoff umwallt,
So duftig, daß er ohne vieles Geizen
Anfang und Ende zeigt von ihren Reizen.
Die Blicke der Gesandten, hoch erbaut,
Verschlingen fast die königliche Braut.

Darf auf die Frucht man aus der Knospe schließen,
Nahm nun der Sprecher wiederum das Wort,
So wird aus Eurer Liebe Wunderhort,
O schönste Fürstin, reicher Segen sprießen,
Denn Ihr seid tadellos von Haupt zu Füßen,
Ein Schatz für unser hohes Königshaus
Und eine Leuchte weit ins Land hinaus . . .

Nun aber laßt es nicht die Boten büßen,
Daß auf der Paktes Klausel wir bestehn.
Den Stern in seinem reinsten Glanz zu sehn,
Vollkommen klar und ohne Wolkenschleier,
So will es Euer königlicher Freier:
Und ist die Forderung auch ungewohnt,
So denkt, daß eine Krone sie belohnt!

Da wirft sie ihrer goldnen Locken Zier
Beherzt zurück und ruft mit stolzem Tone:
Wohlan! Daß um ein Hemd ich Frankreichs Krone
Verscherzt — nicht sage man es je von mir!
Und weit hinweg sieht man das Spinnweb fleugen
Und schneeig blendend vor dem Blick der Zeugen
Erscheint die Liebesgöttin, hehr und schön
Wie junger Tag auf des Gebirges Höhn.
Da war in aller Augen leicht zu lesen:
Der König wäre Jeder gern gewesen. . .

Hans Nostradamus, der Historiograph,*)
Erzählt, das ganze Land belobt' als brav
Was unsre Heldin that. Ja, wir auch heißen's gut;
Denn Böses denkt nicht, wer nichts Böses thut.
Und alle Triebe von der Vatois hohem Stamme
Erschlossen sich an jener Sonnenschönheit Flamme.

*) Johan de Notre-Dame, Chronist und Biograph provençalischer Fürsten und Troubadours, Bruder des berühmten Astronomen und Arztes Michael Nostradamus, 1503—1566.

Die blinde Schwester.

Schwester, meine Augen starren
Lichtlos in die dunkle Welt,
Und sie hoffen und sie harren,
Ob sie nicht ein Strahl erhellt.
Doch bisher war ausgeblieben
Licht und Sonne: grau und leer
War die Welt und in den trüben
Nebel starrt' ich um mich her."

„Aber heute klangen Laute
Einer Stimme an mein Ohr,
Wie ich also süß vertraute
Töne nie gehört zuvor;
Hell und voll, gleich Orgeltönen
Mannhaft ehrlich, rein und klar,
Mit dem Schicksal zu versöhnen
Mich, die gänzlich elend war."

„Und ich hörte ihn. Da war es
Plötzlich mir, als könnt' ich sehn,
In der Fülle lockigen Haares,
Sah ich neben mir ihn stehn;
Seine großen Augen schauten
Mich mit holden Blicken an:
Meine Lider übertauten
Und ich fing zu weinen an."

Und sie schweigt. Die Schwester lauschte
Tief errötend, da sie sprach,
Und der Liebesengel rauschte
Durch das schweigende Gemach.
Plötzlich mit erreglen Armen
Drückt sie jene heiß an sich:
„O, vergieb mir, hab' Erbarmen,
„Schwester, diesen liebe ich!"

Hugo Salus.

Es ist dahin gekommen . . .

Es ist dahin gekommen,
Es will mir nichts mehr frommen,
Der Frühling kam, der Frühling schied —
Ich habe gesungen kein einziges Lied . . .

Es ist dahin gekommen,
Sie haben dich mir genommen
Und haben mir so die ganze Welt
Mit all' ihren Wonnen verleidet, vergällt . . .

Und dahin wird es kommen:
Mein Tag ist bald verglommen —
Das Lied, das ich vergessen hab',
Ein Vöglein jubelt's auf meinem Grab . . .

Hermann Hango.

Digitized by Google

Heinrich Heine.

Setzt zu Düsseldorf, zu Mainz,
Setzt in deutschen Landen
Ihm ein Zeichen oder kein's,
Daß ihr ihn verstanden:

Ihm wird statt des Marmorsteins
Kurleis Felsen ragen,
Wo die Wogen eures Rhein's
Brandend sich zerschlagen.

Wie die junge Liebe bricht
Aus beklomm'nem Herzen,
Lacht' er, schluchzt' er — sang er nicht
Jedem seine Schmerzen?

Darum, Deutscher, lies getrost
Jeden Sommer wieder,
Wo dein Meer ans Ufer tost,
Seine Nordseelieder!

Er hat sich in kurzer Frist
Dir ins Herz gesponnen;
Weißt du noch, was deines ist
Und was er ersonnen?

Wo der große Dom zu Köln
Sich im Rhein begrüßet,
Wo bei seines Stromes Well'n
Der Brahmane büßet,

Sahst ihr seiner Lieder Flug
Freien Fittigs schweifen,
Zeichnend im Vorüberzug
Einen Silberstreifen.

Kindesliebe, die er sang!
Süßes Heimatsehnen!
Wie sich bei der Freiheit Klang
Männerherzen dehnen!

Wird zu weich die Brust einmal,
Mit willkomm'ner Kühle
Löscht ein frischer Wasserstrahl
Der Romantik Schwüle.

Viel verfehlt' er, aber mehr
Hat er auch erduldet.
Wer so mächtig war wie er
Hat auch viel verschuldet.

Und euch Kleine geht's nicht an;
Habt nicht zu vergeben.
Lernt von dem gebroch'nen Mann
Aufrecht steh'n im Leben!

Laß dir dieser Eis'rer Hand
Nicht die Seele trüben!
Markte nicht, mein Vaterland,
Wo du Dank sollst üben!

Gilt es etwa ihm allein? —
Uns bedroht die Wolke.
Soll der Dichter schutzlos sein
In der Denker Volke? —

Nein, auch wir verlangen Recht.
Wenn wir Ruhm erwarben,
Läss're uns kein Zwerggeschlecht
Selber um die Narben!

Darum rufe das Signal,
Und auf allen Seiten
Rege sich der Freien Zahl
Für das Licht zu streiten!

Vorwärts! — Bei Sankt Michaels Schwert,
Und bei aller Liebe:
Wer des Sängers Lied entehrt,
Fürchte deutsche Hiebe!

Curt Hacker.

Zweierlei Maßstab.

„Ich bin, dich niederstampfend,
Dir, wilder Feind, wohl schwer?"
So ruft, aus Schlotten dampfend,
Das Schiff auf hohem Meer.

„Ei, springt, ihr Wogenpferde,
Nur zu an meinen Bug,
Ich will um's Rund der Erde,
Ein Albatros im Flug!" —

Der Mond sieht es die Reise
Gar still und sachte thun
Und als ein Pünktchen leise
In seinem Silber ruhn.

Franz Herold.

Der Spielmann.

Der Spielmann greift zur Fiedel,
Spielt auf ein wildes Stück.
Und singt dazu sein Liedel
Von Menschen-Leid und Glück.

Das Kindlein aber lauschte
Dem Spielmann eifrig zu.
Und als sein Lied verrauschte,
Schloß es die Augen zu.

Das Kindlein ist gestorben,
Ließ mich in Leid und Not.
Der um mein Kind geworben —
Der Spielmann war der Tod.

Hans M. Grüninger.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript

Preußens erster König.

Schauspiel in fünf Akten

von

Friedrich Roeber.

(Schluß.)

(Pésaleurs und Harrach treten auf.)

Pésaleurs (zu Harrach)
Mein lieber Graf, ich seh's an Euern Mienen
Daß ihr noch immer nichts in Händen habt.
Und auch im Mund nichts andres, als die alte
Und incouraut gewordne Münze Eurer
Versprechungen. So seid nun klug und gebt
Euch philosophisch drein, daß über Oestreich
Heut Frankreich triumphiert; denn nicht vom Platze
Geh ich, bis in der Tasche ich das Bündnis
Nach Hause trag.

Kornmesser (zu Pésaleurs.) Ich meld Euch an, Herr Graf.

(ab mit diesem)

Harrach. Als hätte alles sich
Verschworen gegen uns! Ich kam hierher
Um Aufschub nachzusuchen, da bringt mich
Der wüt'ge Danckelmann mit seinem Degen
Aus aller Fassung und nun ist's zu spät!

(Schwarzenberg tritt auf.)

Mein lieber Schwarzenberg: so außer Athem?

Schwarzenberg. In diesem Augenblick kommt der Kurier
Aus Wien, Excellenz!

Harrach. Kommt, kommt! in größter Eile!
Was, denkt ihr, wird er bringen? Ob der Kaiser
Sich hat bequemt? — Und wenn er's hat, ich fürchte
Der Bote kommt zu spät um zwei Minuten,
Und stellt dadurch Europa auf den Kopf.

(Beide ab. Die Kurfürstin und Pésaleurs kommen.)

Pésaleurs. Erwägt die Summe Ihr, die Frankreich bietet,
Den großen Landgewinn, der Euern Staat
Verdoppelt fast; dann die Subsidien-Gelder,
Genügend, um den königlichen Haushalt
In höchstem Prunk zu führen; die Erhöhung
Der Würde, mit gewisser Aussicht, daß
Durch Frankreichs Beistand einst die Kaiserkrone
Das Haupt von Seiner Durchlaucht zieren wird:
Und legt nun in die andere Schale, — nicht,
Was Oestreich giebt, — nein, — was es Euch genommen,
Dazu den bösen Willen, die Erhebung
Preußens zu einem Königreich zu stören, —
Denn niemals wird ein Königreich von Preußen
Es anerkennen, — niemals, gnädigste Fürstin,
Wie wir auf das bestimmteste von Wien
Sind unterrichtet. — Wenn dies alles ihr
Erwägt, wie wäre noch ein Schwanken möglich?

Kurfürstin. Ich geb das alles zu, mein lieber Graf,
Doch wovon sich der Kurfürst, mein Gemahl,
Im innersten bestimmen läßt, das sind
Nicht Dinge, die Ihr auf des Vorteils Wage
Abwägen könnt, — nein, die unwägbar sind,
Wie Luft und Hauch, der Sonne Licht und Wärme;
Wenn dies unwägbare zu schwer nicht wiegt. —

Pésaleurs. Es legt dafür mein königlicher Herr
Ein wägbares noch in die andre Schale.
Für Euch persönlich.

Kurfürstin. Wie? für mich? was könnte
Das sein?

Pésaleurs. Wenn ich mich kurz und ohne Umschweif
Aussprechen darf, nur dies, gnädigste Fürstin:
Um solche schnöde Ungebürlichkeit,
Wie Danckelmann sie gegen Euch geübt,
Und die allein zur schweren Kerkerhaft
Ihn hätt verdammen müßen, für die Zukunft
Aus dem Bereich der Möglichkeit zu schließen,
Wird es den König Ludwig glücklich machen,
Euch durch ein Jahrgehalt —

Kurfürstin. Nicht weiter, Graf!
Ihr wißt wohl nicht, wie tief ihr mich beleidigt!

Pésaleurs. Verzeihung, Fürstin!

Kurfürstin. Mir ein Jahrgehalt
Für das unwägbare, Graf Pésaleurs,
Fehlt auch die Waage. Brandenburg, so däucht mir
Ist reich genug für königlichen Haushalt;
Und wär's zu arm: in einer Bäurin Rock
Blieb ich doch immer noch die Kurfürstin!
Wie sehr die Pracht ich lieb, die mir gebürt,
Den Glanz des Hofs, — Das ist mein Wesen nicht;
So heitern Sinnes legt ich alles ab,
Wenn es die Not geböte, wie ich abends
Zur Ruhe mich entkleide. Womit gab ich
Euch zu der Meinung Anlaß, Herr Gesandter,
Daß um ein Jahrgehalt des Königs Ludwig

Digitized by Google

Die Kurfürstin von Brandenburg sich würde
An ihn verkaufen?

Désaleurs. Eure Durchlaucht setzen
Mich in Verzweiflung durch das Mißverständnis!
(Kurfürst kommt.)

Kurfürst. Ihr drängt mich, Herr Gesandter. Will eu'r Herr
Meinem Entschluß nicht länger Aufstand geben?

Désaleurs. Keine Minute länger, eure Durchlaucht!
So nahe stehn wir vor des Krieges Ausbruch,
Daß Frankreich wissen muß, wer mit ihm geht
Und wer sich ihm entgegen stellt. Erwägt —

Kurfürst. Hier giebt es einen Punkt nur zu erwägen,
Die eine Frage, darauf ihr bis jetzt
Die Antwort stets hinaus geschoben habt:
Gibt Euer König Elsaß uns zurück
Und leistet im Voraus auf jeden Fußbreit
Deutschen Gebiets Verzicht?

Désaleurs. Gnädigster Fürst,
Wie Euch die Allianz ward angetragen:
Von dem eroberten deutschen Land fällt alles
Euch zu bis an den Rhein; — was jenseits liegt
Das kommt an Frankreich.

Kurfürst. Helf mir Gott: ihr habt
Das Tischtuch zwischen uns entzwei geschnitten!
Eh duld ich jede Ungerechtigkeit
Von kaiserlicher Majestät, eh dazu
Die Hand ich biete! Allzuviel schon hat
Deutschland verloren! Sollte ich nun selbst
Das Messer führen, um es zu zerstückeln?
Gebrandmarkt wär mein Nam' für alle Zeit!

Désaleurs. Ist das eur letztes Wort, so habt den Krieg!
Frankreich bleibt nicht am Rheine stehn. Ihr sollt
Statt zu gewinnen, alles dort verlieren!
Und schlimmer werden wir das Land verheeren
Als in der Pfalz geschehn. Auf Eure Rechnung
Schreibt die zerschoßnen Schlösser dann, die nieder
Gebrannten Dörfer, eingeäscherten Städte,
Die Grausamkeiten, Morde, Plünderungen!
Nichts werden unsre fliegreichen Armeen
Verschonen, nicht die Kinder in der Wiege!

Kurfürst. Genug, genug! Ich weiß,
Wie Euer König in der Pfalz gehaus't,
Ihm selbst zur ewigen Schmach! Doch weiß ich auch,
Daß seine Größe nur ein Scheinbild ist
Und er sein eignes Land Euch wird verwüsten
Zum Erbe hinterlassen. Wir sind nicht
In Brandenburg gewohnt, nach der Gascogne
Zu sprechen, doch die brandenburgischen Truppen
Stehn gegen Eure nicht um eine Linie
An Tapferkeit zurück. Das Loos der Schlachten,
Graf Désaleurs, bestimmt nicht Euer König,
Noch ich, noch irgend sonst ein Sterblicher;
Jener allein, der frevlen Übermut
Schon oft gedeugt. Damit entlaß ich Euch.
(ab mit der Kurfürstin. **Harrach** tritt auf.)

Harrach (zu Désaleurs) Komm ich zu spät? Habt wirklich Ihr das Bündnis
Schon in der Tasche?

Désaleurs. Was ihr in der Tasche
Dem Fürsten bringt, das ist nicht schwer zu raten.
So geht und triumphiert im Gallarock
Bis wir im Lederkoller den Triumph
Euch aus den Händen reißen.
(ab, **Kornmesser** kommt.)

Harrach (zu Kornmesser.) Führt mich schnell
Zur königlichen Majestät von Preußen,
Herr Hofrat, um in die höchsteigenen Hände
Dies Schreiben kaiserlicher Majestät
Zu überreichen, das die Anerkennung
Der königlichen Krone Preußens ausspricht
Mit brüderlichem Glückwunsch

Kornmesser. O daß ich
Noch diesen Tag des Ruhms erleben darf!
Kommt, kommt, Herr Graf!
(Beide ab.)

Dritte Scene.

(Vor dem kurfürstlichen Schlosse.)

Gedränge.

Ein Bürger (kommt) Ist es wahr, Meister Strümpel, hat unser gnädigster Herr sich zum Könige gemacht?

Zweiter. Ja, und hat schon die Anerkennung des Kaisers. Graf Harrach ist noch im Schlosse.

Dritter. Das läuft um, als trüg's ein Sturmwind durch Berlin! Alles Volk ist schon auf der Straße. Die Fahnen werden heraus gesteckt, die Teppiche aus den Fenstern gehängt.

Zweiter. Seht nur, wie das hier vor dem Schlosse schon ein Gedränge wird.

Vierter (kommt) Meister Treptow, Meister Strümpel, sind wir jetzt königlich?

Erster. In dem Augenblicke, wo es mit dem Danckelmann zu Ende war.

Dritter. Heisa! Wer's gehört hat, der ist wie im Taumel! Die alte Wendelin, die krumm ist von Gicht, lief an ihrem Krückstock so schnell, daß ich ihr nicht folgen konnte

Erster. Ist auch eine Nachricht, um alte jung zu machen. Da kommt die Schlippenbachin mit ihrer Mutter; der Schlippenbach humpelt hinterher.

Dörte. Mach schnell, Fritze, mach schnell! wir kommen sonst nicht mehr durch.

Fritze. Lauft nur vorauf. Der Teufel hole mein lahmes Bein!

Erster. Wie geht's in der Ehe, Fritz Schlippenbach?

Fritze. Danke der Nachfrag! Ihr wißt's von lange her: wie im Krieg, — man hat zu thun, sich seiner Haut zu wehren.

Vierter. Seht, Nachbar, wie sie Sträucher und Laubwerk herbei schleppen; — in einer halben Stunde ist ganz Berlin ein grüner Garten

Erster. Meisters, seid still und nehmt die Mützen ab; man trägt die Leiche der jungen Danckelmännin aus dem Schloß.

Digitized by Google

Zweiter. Gott erbarm Dich unser!

(Die Bürger treten zurück. **Hebenstein, Danckelmann** und **Frau** kommen. Die Leiche Juckellens wird auf einer Bahre auf die Bühne getragen und niedergesetzt.)

Hebenstein. Ich habe nie so großen Schmerz empfunden
Wie jetzt, Excellenz, da der Befehl mich zwingt
Hart und gefühllos hier zu scheinen, wo sich
Auch dem Verhärtesten mitleidige Thränen
In's Auge pressen. — Ihr müßt Abschied nehmen.

Danckelmann. Nicht mehr thut ihr als Eure Pflicht ich weiß es:
Noch einmal nehmt von ihrem holden Antlitz
Die Decke weg. In ihrer Todtenblässe
Liegt sie so schön, daß es fast scheinen möchte,
Daß sie des Lebens Not entstellen würde.
Die Erde war ihr nur ein schlechtes Gasthaus
Zum übernachten, wo auf schlechten Betten
Sie schlechten Schlaf nur fand, das Haupt gequält
Von wirren Träumen. Als der Morgen kam,
Stieß sie mit rauher Hand der Tod hinaus.
Und einzig blieb, an Zahlungsstatt, zurück,
Ihr zarter Leib, ein leer Gehäuse nun,
Ein Häuflein Erde bald für weiße Rosen..
Das wenige, was ich von Lieb besaß,
Gehörte ihr; gern hätte ich's vergrößert
In das unendliche. — O, es ist gut so,
Obgleich von tausend Messern mir die Brust
Zerschnitten ist! — Deckt zu! Deckt zu! Fahr wohl!

Frau v. Danckelmann. Ich folg dir, Danckelmann, sobald ich sie
Gebettet in die Gruft. An jeder Schuld,
Die auf Dir liegt, ist größer noch mein Teil.

Erster Bürger. Hört, hört! Die Glocken läuten das Königreich ein! Bums: jetzt gehen die Kanonen los: Gleich kommt der Herold.

Danckelmann. Nun soll ich Zeuge sein, wie aus den Wehen
Die Königskrone glänzend steigt empor!
Gewissenloser Arzt war ich, der die
Geburt wollt unterdrücken, doch dem es
Sie zu verzögern nur gelang. Kurzsichtig
Macht ich mich zum Betrüger an mir selbst,
Betrog mich um mein eignes Leben, häufte
Die Güter auf, daß sie das Urteil mir
Mit einem Federzug entreiße! Nun es
Zu spät geworden, komm ich zur Erkenntnis,
Daß dieses römisch-deutsche Reich, das ich
Erhalten wollt', schon längst gestorben ist
Und die Verwesung fortgeht, bis es ganz
In sich zerbröckelt. In dem neuen Reich
Könnt jetzt ich Pate stehn und büß statt dessen
Durch ewiges Gefängnis meinen Irrtum
Und meine Schuld! — Was soll der Kopf mir noch?
Führt mich hinweg!

Hebenstein, Danckelmann, Grenadiere nach der einen Seite ab. Frau v. Danckelmann mit der Leiche nach der andern.)
(Trompeter blasen eine Fanfare; ein Herold tritt auf.)

Herold. Kund und zu wissen sei Jedermann, daß es der göttlichen Vorsehung gefallen hat, das souveräne Herzogtum Preußen zu einem Königreich zu erheben, zu Gunsten des erhabenen und großmächtigsten Herrn Friedrich, unsers allergnädigsten Kurfürsten, und der erhabenen und großmächtigsten Prinzessin Sophie Charlotte, unsrer allergnädigsten Kurfürstin. Ich rufe sie hierdurch aus als König und Königin von Preußen und alle getreuen Untertanen werden mit mir in den Ruf einstimmen: es lebe Friedrich, unser allergnädigster König! es lebe Sophie Charlotte, unsre allergnädigste Königin!

(Es ertönen Hochrufen, Fanfaren, Glockengeläute, Kanonendonner, der Herold ab.)

Erster Bürger. Ihre Majestäten, der König und die Königin!

(Der **König**, die **Königin** mit dem **Kronprinzen** und dem ganzen Hofstaat treten auf.)

Der König. Die Arbeit meines Lebens ist vollbracht,
Gegründet ist das Königshaus und dir,
Dem Sohn, und meinen Enkeln bleibt die Pflicht,
Es auszubauen, furchtlos, nimmermüde,
Im Drang und in den Nöten schwerer Zeiten
Gerüstet stets, wie einst die Israeliten,
Den Speerschaft und das Schwert in ihrer Rechten.
Wenn mit der Linken Steine sie und Mörtel
Herbei zum Baue tragen! Und so wachse
Der Königsbau, bis einst sein schirmendes Dach
Sich ausspannt über alle deutschen Völker!
Nach außen eine feste Trutzburg gegen
Die Legion der neiderfüllten Feinde,
Im Innern Wohnsitz der Gerechtigkeit!

Albrecht. Heil diesem Bau und Heil den Majestäten!

Die Übrigen. Heil, Heil!

In der Tiefe.

Am Waldesrand wird tapfer geschmauft:
Ich nehme nicht Aufenthalt,
Mich treibt es dahin, wo es braust und grauft,
In den dichten, den finstern Wald.

Mich zieht es hinein in den tiefen Tann,
Wo still das Geheimnis spinnt,
Mein pochendes Herz eilt wild voran
Und es lockt mich raunend der Wind.

Das Lachen verschwimmt, das den Wald durchbrach,
Nur langgehalten dringt
Fern noch des Hornes Ruf mir nach,
Allein auch dieser verklingt.

Und weiter treibt mich der Sehnsucht Macht;
Es stirbt des Tages Schein,
Und nun steh ich in schwarzer Waldesnacht
Und schaurend bin ich allein.

Digitized by Google

Und mir iſt, als wär' mir genommen ganz,
Was andere Herzen erhellt,
Kein Schimmer mein von der Freude Glanz,
Kein Boden in all der Welt.

Sie ſtreben ſo ſicher und heilgeſund
Und ſchaffen im Leben ſich Raum,
Feſt ſtehen ſie da auf der Erde Grund;
Mein Reich es liegt im Traum.

Verronnen raſch iſt des Lebens Friſt,
Und ich nütze ſie nicht, die Zeit:
Es ſprengt mein Herz, das endlich iſt,
Meines Sehnens Unendlichkeit.

Was will ich? Es iſt mir nicht bewußt —
Doch möcht' ich in brauſendem Wehn
Das Sein empfinden in voller Bruſt
Und dann im All vergehn.

Im All, geheimnisvoll und hehr,
Das traulich zu mir ſpricht
Aus dem ſchweigenden Wald, aus des Dunkels Meer
Und der Sterne ewigem Licht.

Friedrich Adler.

Allein.

Sie ſind entſchwunden
Die ſüßen Stunden,
Da wir uns küßten ſo jugendwarm.
Ich ſitz' alleine
Beim Lampenſcheine
Und denke deiner in Leid und Harm.

Die Nebel treiben,
Und an den Scheiben
Küttelt der Wind mit Ungemach.
Es zittern die Wände,
Und ohne Ende
Fallen die Tropfen von Sims und Dach.

Die Scheite glühen,
Die Funken ſprühen,
Und aus dem Keſſel ſummend zieht
Vom Scheiden und Meiden,
Von ſtillen Leiden
Das alte, junge, traurige Lied. —

Hermann Domſch.

Beſuch.

Meiner Toten hatt' ich lang gedacht,
Thränen floſſen ihrer Grabesnacht.

Sprach zu mir: Es kann nur glücklich ſein,
Wer da wallt im goldnen Sonnenſchein!

Meinem Gram entführte mich ein Traum:
Golden ſtrahlte meines Zimmers Raum.

Wie die Sonne naht' es liebewarm,
Segnend hob ſich mir der Mutter Arm.

Und die Schweſter kam mit lindem Tritt,
Sprach: „Ich nehme deine Thränen mit!"

Meine Brüderchen, zwei Engelein,
Drängten froh ſich zu der Thür herein.

Willig ließ ich allen Mund und Hand,
Bis das holde Traumgeſicht verſchwand .....

Stille Augen träumten zu mir her
Lange noch, von hohem Glücke ſchwer,

Als bezeugten ſie das Bibelwort:
Hier in Thränen und beſeligt dort!

Paul Grotowsky.

Bude.

Rauchgeſchwärzt ſind die Gardinen;
Auf dem Fenſterbrette Karten,
Kaffeebecher und dazwiſchen
Eine lange Türkenpfeife.

Überm Bett, bedeckt mit Kleidern,
Schläger in der Sonne blitzen;
Auf dem Tiſch ein Humpen leuchtet
Breit auf dunkelſchwere Bücher.

Und der Abendwindhauch gleitet
Über loſe Bücherblätter
Und erzählt den klugen Büchern
Von verwehten Zukunftsplänen ...

Paul Wertheimer.

Veränderlich.

Im Lilienohr
Die Perle heute, morgen den Brillant;
In Seide bald mit Spitzen von Brabant
Und bald im Flor.

Doch immer hold!
Um Wangen wie aus Roſenduft gehaucht,
Wehn Locken wie in Strahlenflut getaucht
Wie lichtes Gold.

So traurig iſt,
Daß du die Liebe wechſelſt wie ein Kleid ...
Und daß ein Herz mir ward, das nie verzeiht
Und nichts vergißt.

Rudolf Knuffert.

Digitized by Google

Ernst Schulze und Adelheid Tychsen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen **Schulze's**.

VI.

Wir haben unseren letzten Aufsatz mit der Bemerkung geschlossen, daß so hochgespannte Gefühle, wie sie den Dichter für Adelheid erfüllten, sich selten in aller Macht und Reinheit erhielten und daß wir diese alte Erfahrung bald auch hier bewahrheitet sehen würden. In der That gehen nur noch die allerwenigsten Aufzeichnungen aus der bisherigen Tonart:

Am 16ten Oktober. Morgen reise ich fort von hier. Ich werde noch wohl einige Tage in Hannover bey meinem Bruder verweilen müssen: aber gegen das Ende der künftigen Woche bin ich auf jeden Fall wieder in Göttingen. O wie sehne ich mich nach der glücklichen Stunde worin ich Sie wiedersehen werde! Es ist mir, als ob ich ein ganzes Jahr von Ihnen getrennt gewesen wäre und es scheint mir nothwendig, daß Sie sich seit meiner Entfernung verändert haben müssen. Ihr Bild steht noch immer mit den lebendigsten Farben vor meiner Seele: aber meine Abwesenheit kommt mir so unendlich lang vor, daß ich anfange, meiner eignen Erinnerung nicht mehr zu trauen. Ach, wie würde ich es je ertragen, auf immer von Ihnen getrennt zu seyn? Liebe Adelheit, haben Sie wohl zuweilen auch an mich gedacht? Der Freund erinnert sich ja mit Liebe seines entfernten Freundes, und Sie haben mit Ihre Freundschaft zugesagt. O warum sind die schönen Ideen von Geisternähe und Geisterberührung nur holde Träume! Bey jedem schönen Gedanken, der mich zuweilen plötzlich überraschte, bey jedem heiteren Gefühl, das oft unerklärbar in mir aufdämmerte, würde ich gedacht haben: jetzt erinnert sie sich deiner und die Schönheit, die jetzt dein Wesen in sich fühlt, entspringt aus der Schönheit ihres Wesens, die durch ihre Erinnerung an dich auf deinen Geist übertragen wird. Ach, ich wäre zu reich durch Ihre Liebe geworden: aber jetzt bin ich auch ärmer als ich es verdiene. Was würde ich empfinden, wenn ich jetzt Ihnen, wie Wening seiner Amalia, entgegenreiste? Das Gefühl soll mir ewig fremd bleiben. Aber warum soll es mir fremd bleiben, warum grade mir, der ich doch vielleicht mehr Ansprüche darauf habe als mancher Andre? Doch es ist Wahnsinn, so zu fragen, denn ich könnte eben so gut fragen, warum Sie mich nicht lieben und warum ich den Doktor Toelken nicht lieben kann? Der Krieg verheert ganze Länder auf die grausamste Art, Völker werden unglücklich durch die Willkühr eines Einzigen, giftige Seuchen raffen halbe Nationen hin, das Meer durchbricht seine Dämme und verschlingt tausend rettungslose Opfer, der Sturm versenkt das Schiff, und Gluth und Erdbeben zerstören die Wohnungen mit dem Bewohner. Da ist kein Engel, der den Guten schiede von dem Bösen, der den Unschuldigen empor höbe aus der tobenden See, oder das brennende Dach über seinem Haupte erhielte. Darf ich fragen: warum tödtete der Krieg so Viele, die ich liebte und die edel waren, warum starb Cecilie so früh, warum meine Schwester, die das schönste Leben verdiente? Ich darf es nicht, und doch ist es schmerzlich, daß ich keine Antwort auf solche Fragen hoffen kann. Verzeihen Sie mir diese Ungenügsamkeit, meine geliebte Freundin. Ich kann ja nie so werden, wie ich seyn möchte und man müßte auch ein Engel seyn, wenn man es vermöchte, die Liebe ganz von sich selbst zu trennen."

Diesem Briefentwurf fügt Schulze nach erfolgter Rückkunft nach Göttingen die folgende Nachschrift bei:

Göttingen, am 24sten Oktober. Ich fand heute keine Gelegenheit, Ihnen meinen Brief zu geben, und mein Benehmen im Augenblick des Wiedersehens konnte Ihnen kalt und fremd scheinen, deshalb will ich noch einige Zeilen hinzusetzen. Vielleicht brauche ich Ihnen nicht einmahl zu sagen, daß das tiefste Gefühl auch das verschlossenste ist und daß die Wirkung des heftigsten Eindrucks sich gewöhnlich am unmerklichsten äußert. Eine gewöhnliche Begrüßungsformel fiel mir nicht ein, ein Compliment mochte ich Ihnen nicht sagen, und die Umstände verboten mir, so mit Ihnen zu reden, wie ich gewünscht hätte. Auch müssen Sie ja mein hölzernes Benehmen schon gewohnt seyn, und wissen vielleicht den Grund davon zu würdigen, wenn es auch an und für sich lästig und langweilig ist. Ich lernte vor einigen Tagen in Hannover eine sehr geistreiche, gebildete und gemüthvolle Frau, die Hofräthin Rehberg kennen. Sie behandelte mich mit vieler Güte, ich brachte mehrere genußreiche Stunden bey ihr zu und fand daß ich noch nicht ganz verlernt habe einigen Geist in der Unterhaltung zu zeigen. Das würde mir auch bey Ihnen gelingen, wenn ich Sie nicht mit allen Kräften meiner Seele liebte, wenn nicht jeder meiner Gedanken in Ihrer Gegen-

Digitized by Google

ward zu einem unaussprechlichen Gefühle würde. Ich kann Sie nie sehen, ohne von dem unauflöslichsten Gewebe der verschiedensten Empfindungen umsponnen und gefesselt zu werden. Liebe, Schmerz, Genuß, Furcht, Hoffnung, Zweifel und Beruhigung wechseln in mir, und lassen meinem Geiste nicht den mindesten Raum, um sich frey und gefällig zu entfalten. Ach Adelheit, selten fühlte ich so wie heute die ganze Qual der entsagenden Liebe, wenn das Bild ihrer heftesten Wünsche nach langer Trennung in seiner unendlichen Schönheit wiedernum nahe und doch auf ewig fern vor ihr steht. Als ich neulich von meiner herrlichen Mutter*) Abschied nahm, küßte sie mich und sagte weinend und doch lächelnd: wenn Du nach Göttingen kömmst, so grüße von mir Alles, was Dir dort lieb ist, denn das ist auch mir lieb. Ist es nicht sonderbar daß dieses Wort mir eine große Beruhigung war, und ich Sie in jenem Augenblicke als mein Eigenthum betrachtete, das mir durch die segnende Hand meiner geliebten Mutter übergeben sey? Als ich jetzt wieder vor Ihnen stand, erinnerte ich mich dieser Worte und sah den schönen Traum, den sie mir gegeben hatten, in der Wirklichkeit zerfließen. Meine Fantasie ist mir nur zum Schmerz beschieden, denn so oft ich mich ihren Täuschungen überlasse, erneuert sich später beym Erwachen mein Unglück in seiner ganzen Frischheit. Auch sie selbst bereitet mir durch ihre eignen Bilder manchen Gram und läßt mich Vieles fürchten, was vielleicht ohne Grund ist. Ich weiß nicht, ob ich Recht habe: aber ich glaubte, als Sie mich begrüßten, in ihrem Ton einen Vorwurf darüber, daß ich wiedergekommen sey, zu bemerken. Ich habe freylich nur Ihren Willen befolgt: aber es giebt traurige Lagen, worin verschiedene Ehrpunkte mit einander in Streit gerathen, und in welchen man dem heimlichen Tadel selbst dessen nicht ausweichen kann, dem man die eine von beyden Rücksichten aufopferte. Bin ich wirklich nicht in Ihrer Achtung gesunken, meine liebe Adelheit? Dieser Zweifel peinigt mich und ich weiß nicht, was mir Gewißheit darüber verschaffen soll. Wenn Sie wüßten, wie viele Kämpfe es mich gekostet hat, mich dem Verdacht der Muthlosigkeit oder Gleichgültigkeit auszusetzen, wie viel ich noch täglich leide wenn ich an die Verachtung denke, die vielleicht auf mir ruht, dann würden Sie mich gewiß milder beurtheilen. Ich weiß, daß Sie mir mein Wort zurück geben würden, wenn ich es wiederholt forderte, ich glaubte auch, Sie würden Sich nicht darüber betrüben, wenn ich Ihnen versicherte, daß nur Ehrgefühl und Vaterlandsliebe mich zu diesen Schritt verleiteten: aber darf ich meine Altern kränken? Sie lieben mich unaussprechlich: ihr Unwille ist mir seit meiner Kindheit fremd geworden, jetzt würde ich ihn nicht ertragen können, wenn er auch nur kurze Zeit dauerte. Leben Sie wohl meine liebe Adelheit: haben Sie Mitleiden mit mir. Ich bin nicht glücklicher geworden, seit ich Sie wiedergesehen habe. E. Sch."

Dieselbe Tonart, die der letzte Satz des Briefs leise anschlägt, klingt uns eine Woche später aus folgender Eintragung in's Tagebuch schrill und laut entgegen.

Am 1ten November. Mein Gemüth ist im Aufruhr und mein Geist schwankt ewig von einem Entschluß zum andern. Aber die Gewißheit steht fest vor meiner Seele, daß ich in ein neues Leben treten muß, wenn ich nicht untergehen soll. Der Einzug des Kronprinzen von Schweden mit seiner ganzen Armee hatte meine Stimmung heute seltsam aufgeregt. Ich saß bey Adelheit. Wenn ich das eiserne Kreuz verdiene, sagte ich, so will ich es an die eiserne Kette hängen, die Sie mir geschenkt haben. Sie schwieg traurig. Ich stand auf und bot ihr die Hand, sie reichte mir die ihrige; ich drückte einen langen Kuß darauf und ging schweigend, weil ich nicht mehr im Stande war mich selbst zu besiegen.*)

Die Gewißheit, die sich der Dichter nun erst errungen, daß er „in ein neues Leben treten müsse, wenn er nicht untergehen solle," hat jeden Leser des Tagebuchs sicherlich längst erfüllt. Daß sie ihn, wenn nicht früher, so doch nun nach der Rückkunft nach Göttingen übermannen mußte, bedarf sicherlich gleichfalls kaum der Erklärung. Die Abwesenheit hatte seine Empfindung so sehr in's Überschwengliche wachsen lassen, daß ihn das frostige Wiedersehen doppelt enttäuschen und schmerzhaft berühren mußte. Dazu kam aber, daß auch Adelheit unsicherer und gequälter war, als zuvor. Das geht aus folgender Aufzeichnung, die wieder eine Woche später fällt — es ist charakteristisch, daß er in Celle täglich schrieb und nun in so großen Pausen zu seinem Tagebuch flüchtet — hervor:

Am 9ten November. Ich glaubte in dieser ganzen Zeit, Adelheit würde mir eine Antwort auf meinen Brief und mein Gedicht geben, denn sie schrieb oft ganze Nachmittage und Abende lang. Heute erfuhr ich aber, daß es ihr Tagebuch sey, woran sie sie so ängstig arbeite. Früher hatte sie das oft versäumt und nur zuweilen einzelne Bemerkungen auf zerstreuten Blättern hingeworfen. Daß sie sich jetzt mehr damit beschäftigt, bewerkt, daß sie sich selbst mehr zu gestehen hat. Ich war diesen Abend dort, wie gerade der Generalsekretair, der um eine Anstellung zu suchen nach Hildesheim geht, Abschied nahm. Wir beyde baten sie zu singen und zu spielen; ich wollte gern das Geheimniß von Schiller, er das Lied der Mignon: Glücklich allein ist die Seele die liebt — hören. Sie sang das meine zuerst, dann das seine. Darauf sing sie an Alles zu spielen was ich gern höre und schloß mit der dramatischen Fantasie, die sie mir schon lange versprochen hatte. Hiedurch wurde der Schmerz um Cecilien in seiner ganzen Größe wieder wach in mir.

*) Des Dichters Stiefmutter, die ihm jedoch die früh verlorene Mutter in jeder Beziehung voll ersetzte. Wir werden noch in der Folge von der trefflichen Frau hören.

*) Im Tagebuche folgt nun das Gedicht: „Rosse wiehern, Waffen blinken": „Poetisches Tagebuch. Am 1. November 1813." In der Ausgabe von 1855 Band III. S. 26.

Digitized by Google

Ich weinte nicht, aber ich schluchzte und seufzte laut. Der Generalsecretair ging und die Uebrigen setzten sich im gleichgültigen Gespräch um den Tisch. Als ich mich wieder etwas gefaßt hatte, setzte ich mich zu ihnen und starrte mit trostlosem Gram auf den Boden. Adelheit mochte meinen eignen Schmerz fühlen, oder durch mich an Cecilien erinnert werden, denn sie stand plötzlich auf, um ihre hellen Thränen zu trocknen. Jetzt verließ sie das Zimmer, wahrscheinlich weil sie ihren Schmerz nicht mehr unterdrücken konnte. Wir Alle versanken in düstre Trauer; die Hofräthin weinte, und ich schwieg und ging im Zimmer auf und nieder, um mich zu sammeln. Die Hofräthin sagte mir, Adelheit habe mein Gedicht an Cecilens Grab, das ich ihr vor meiner Abreise nach Celle gab, componirt. Ich möchte es gern hören, aber ich wage es nicht sie darum zu bitten. Sie hat schon Schmerz genug, und ich vermehre ihn noch durch den meinigen. Bey Gott, es darf nicht lange mehr so bleiben.

Ja, sie hatte wahrlich ohnehin schon Schmerz genug, darin sah Schulze richtig. Aber wie unglücklich sich das Mädchen fühlte, wußte auch er nicht, und noch minder kam ihm auch nur die leiseste Ahnung von dem Grund ihres Schmerzes. Wir kennen ihn; wenn nicht schon früher, so wußte doch Adelheit jetzt bereits, daß „Wening seiner Amalia beglückt entgegenreise." Und erwägen wir, was sie dabei empfinden mußte, so werden wir auch ihr gegenüber eine Regung unseres Mitgefühls kaum unterdrücken können.

Die folgenden Eintragungen lauten:

Am 15ten November. Ich war bey Schlegels, wo sich auch August Wilhelm Schlegel befand, den der Kronprinz von Schweden vor's Erste hier zurückgelassen hat. Man kann nicht läugnen daß er ein sehr interessanter und vielfach gebildeter Mensch ist. Er unterhielt die Damen auf eine recht liebenswürdige Art und ergötzte sich besonders an ihrem Gesange. Auch mit Adelheit sprach er eine lange Zeit und sagte ihr einige kleine Gedichte von Göthe mit bezaubernder Deklamazion vor. Ich fand, daß er trotz seines hellen und durchdringenden Verstandes doch das wahrhaft poetische, das oft nur aus mystischen Anklängen des Gefühls hervorgeht, tief zu fühlen und zu würdigen versteht. Adelheit war sehr von ihm eingenommen und sagte mir, als wir zu Hause gingen: Das ist ein sehr liebenswürdiger Mensch. Ich gönne Schlegeln diesen Ruhm gern, aber ich betrübte mich zugleich, daß sie das auch nicht von mir sagen könne. Ach, wenn sie mich liebte, würde ich gewiß auch liebenswürdig seyn. Ich thue Alles um ihr zu gefallen, aber mein Geist ist durch ewigen Gram und unaufhörliche Sorge zu sehr abgemattet. Was kann ich Schönes hervorbringen, wenn das Schöne mich flieht?*)

Am 16ten November. Solche Blicke wie heute hat sie mir seit dem 26 ten May nie zugeworfen und doch sollte ich aller Hoffnung entsagen? Es ist nicht möglich: aber darf ich dem treulosen Schein trauen, der mich auch damahls so süß täuschte? Sie war bey der Mutter, und ich ging hinauf, um ihr mein Gedicht zuzuspielen. Sie ging einen Augenblick hinunter, und ich nahm einige Musikblätter, die auf dem Tische lagen, und schob unvermerkt die Verse hinein. Sie kam wieder und ich legte die Musikalien mit einer bedeutenden Bewegung vor ihr hin. Sie nahm die Musik und ihr Schreibzeug und ging wieder zur Großmutter. Nach einer Weile folgte ich ihr und fand sie schreibend. Sie hatte ein Buch vor sich, worin sie etwas anzumerken schien. Ich merkte, daß es ihr Tagebuch sey, fragte aber doch nach dem Titel. Sie sagte: das Buch darf ich Ihnen nicht zeigen, und ich lese etwas darin, was Sie auch nicht sehen dürfen. Hiebey warf sie mir einen Blick zu, der so voll von derzartesten und doch muthwilligen Liebe war, daß ich ganz berauscht davon wurde. Aber bald wandte ich meine Augen weg und versank in trübes Nachsinnen, bemerkte aber doch, daß sie mich immer von der Seite anlächelte. Ich wußte indeß doch noch nicht, ob sie mein Gedicht gefunden habe, und sagte ihr beym Fortgehen, sie möge doch zusehen, ob sie nicht vielleicht einen andern Text zu der Musik fände, die sie mit hinuntergenommen habe.*)

Am 18ten November. Soll ich hoffen oder soll ich verzweifeln? Gott, ich weiß es nicht, und doch spricht mein Herz leise für die Hoffnung. Sie wäre, grausam wenn sie mich täuschte. Aber ich bitte sie ja täglich daß sie mich täuschen solle! Ihr ganzes Betragen ist mir ein Räthsel und ich kann nicht läugnen, daß ich mich sichtbar bemühe, diesem Räthsel eine schöne Auflösung zu geben. Ob sie aber wirklich zu Grunde liege, darüber kann nur Jemand urtheilen, der ohne Leidenschaft ist, nicht ich. Nein, sie würde doch zu unverzeihlich mit mir spielen, wenn sie mich wirklich nicht liebte, oder wenn sie mich wenigstens nicht erhören wollte. Es giebt noch immer eine Mittelstraße, die sie einschlagen könnte; sie brauchte mich nicht kalt zu behandeln, und doch nicht so wie jetzt. Mein lieber Bunsen, der wieder hier ist, suchte mich neulich zu trösten, und wollte mich überreden, ihre Weigerung beruhe nur auf einer Delikatesse, wegen der kurzen Zeit, die seit Ceciliens Tode verflossen sey. Fast möchte ich ihm glauben. Aber wenn es nicht so wäre, dann müßte ich auch nothwendig verzweifeln. Gestern

) Im Tagebuche folgt nun das Lied: „Hätt ich dich nie gesehen": „Poetisches Tagebuch. Am 15. November 1813." In der Ausgabe von 1855 Band III, Seite 31.

*) Am selben Tage ist eines der schönsten und meist componirten Lieder Schulze's erstanden und findet sich in dem Tagebuche eingetragen: „Was blickt du mich so hold und mild . . ." („Poetisches Tagebuch. Am 16. November 1813." In der Ausgabe von 1855 Band VII. Seite 33.) Es schließt:

„O wend ihn ab, den holden Stern,
Schon duld ich ja genug!
Das schwache Herz betrügt sich gern
Und bitter schmerzt der Trug.
Und wehe! doch erträg' ichs nicht,
Sollt' ich dich finster seh'n
O lächle nur! Wenn's Herz auch bricht,
Der Trug ist gar zu schön!

Digitized by Google

wollte ich ihr mein kleines Gedicht von 16 Zeilen in die Hände bringen. Ich sah keine Gelegenheit, denn sie saß unten am Tisch mit den übrigen und arbeitete. Endlich faltete ich das Papier in ganz kleines Format, ließ es sie verstohlen sehen, und fragte, sie, ob sie nicht Seide aufzuwickeln habe. Sie lächelte mich sehr schlau und freundlich an und warf mir einen Haufen verworrener Fäden zu. Ich wickelte sie um das Papier, machte ein Knäul daraus und legte es vor sie hin. Sie nahm es schnell und warf es in ein Kästchen, das neben ihr stand. So oft ich sie ansah, bemerkte ich ein süßes, sinniges Lächeln an ihr, und der ganze Himmel der Liebe schien in ihrem Blick zu schweben, wenn er den meinigen traf. Später ging sie nach Thibeaut und ließ das Knäul liegen; aber ich wette, daß sie es nach ihrer Zurückkunft sorgfältig abgewickelt haben wird.

Vielleicht geht es auch den anderen Lesern dieser Aufzeichnungen wie uns und jene Regung des Mitgefühls mit Adelheid verschwindet Angesichts der Thatsachen, die uns die letzten Aufzeichnungen bringen. Wir glauben gern, daß ihr Tagebuch Vieles enthielt, was Schulze nicht sehen durfte, — Wening galt ihm ja noch immer als sein bester Freund! — aber die Art, wie sie darüber scherzt und dann die Hoffnungen des ungeliebten Anbeters ansacht, muß uns sehr peinlich berühren. Wir sind angesichts der so ungewöhnlich stark ausgeprägten Selbstliebe unseres Dichters und seiner fast unglaublichen Hoffnungsseligkeit gewiß nicht geneigt, Alles, was er von Adelheids Freundlichkeit gegen ihn berichtet, für baare Münze zu nehmen, aber daß sie ihm gegenüber nicht so handelte, wie sie ehrlicher Weise mußte, werden auch wir nicht bezweifeln. Diese Täubelei war wahrlich nicht das rechte Mittel, ihn von seiner Leidenschaft zu heilen, und daß Adelheid dies auch nicht ernstlich gewollt hat, werden wir nicht bezweifeln. Bedarf es dafür noch eines Belegs, so bietet ihn die folgende Aufzeichnung:

Am 19ten November. Ein wahres Glück führte mich heute am Morgen nach Tychsens Hause. Ich war bey der Hofräthin und nahm zufällig die Polonaise in die Hand, worin ich am 16ten mein Gedicht verborgen hatte. Ich schlug das erste Blatt um, und mein erster Blick fiel auf meine Verse, die noch ganz unberührt darin lagen. Adelheit mußte mich nicht verstanden haben. Ich legte die Musik schnell wieder aus der Hand und ging hinunter, um Adelheit, die bey der Großmutter war, einen Wink zu geben. Eben habe ich gesehen, sagte ich, daß Sie die neue Polonaise seit neulich nicht angerührt haben. Sie bejahte es und wunderte sich darüber, daß ich es wisse. Alle meine Dienstleistungen scheinen vergebens zu seyn, sagte ich. Wahrscheinlich haben Sie auch noch nicht einmahl mein Knäul gebraucht. Jetzt verstand sie mich. Allerdings habe ich es gebraucht, antwortete sie lächelnd, und meine Polonaise muß ich auch gleich wieder ansehen. Ich freute mich, daß die Sache so gut abgelaufen war, denn es hätte eine fatale Verlegenheit daraus entstehen können."

So handelt ein Mädchen einem Werber gegenüber, den es festhalten will. Wollte dies Adelheid zuweilen wirklich, oder gewährte es ihr, die eben verschmäht worden, nur eben Genugthuung, täglich neue Proben dafür zu erhalten, daß sie einem Andern liebenswerth erschien? Auch wenn das letztere der Fall gewesen, werden wir sie nicht von einem Verschulden an dieser, ihr bedingungslos zu eigen gegebenen Seele freisprechen dürfen. Wohin aber Schulze durch dies Schwanken zwischen Hoffnung und Niedergeschlagenheit geführt wurde, mag der folgende, vom 27. November 1813 datirte Brief an Adelheid beweisen:

„Die Gelegenheit und meine innere Bewegung erlaubten mir heute nicht, Ihnen Alles das zu sagen, was ich mir vorgenommen hatte. Jetzt habe ich mich wieder ein wenig gesammelt, und ich halte es für nöthig, das hinzuzufügen, was zu meiner Rechtfertigung dienen muß.

Es kann Ihnen egoistisch vorkommen, daß ich mir auf meinen eignen Schmerz Rücksicht zu nehmen scheine und alle andren Verhältnisse dem Bestreben, mich meiner traurigen Lage zu entreißen, nachsetze. Sie werfen mir vielleicht vor, daß ich schwach genug bin, Ihre Zufriedenheit meinem Wahne aufzuopfern, da Sie mir mehrmahls versichert haben, Ihre Ruhe würde durch eine eigenmächtige Veränderung meines Schicksals gestört werden. Könnten Sie mir ins Herz sehen, wäre es Ihnen möglich, ohne selbst zu lieben, das Wesen der heißesten und innigsten Liebe zu begreifen, so würden Sie Sich überzeugen, daß ich diesen Schmerz gern ewig tragen wollte, wenn Ihr Glück davon abhinge. Aber wenn Sie nur irgend Mitleiden mit mir haben, würde es Ihnen nicht noch weit schmerzlicher seyn, mich im ewigen Schwanken zwischen unruhiger Hoffnung und trostloser Verzweiflung, in einer gänzlichen Abgestorbenheit für alle andren menschlichen Verhältnisse, im peinigenden Gefühl meines eignen nutzlosen Daseyns und im fruchtlosen Bestreben, das in mir niederzukämpfen, was der einzige Keim meiner innern Kraft ist, wenn Sie mich in dieser ganzen Öde meines liebeberaubten und hoffnungsleeren Lebens langsam, unthätig und unbedauert hinsterben sähen? Nein, den Kummer möchte ich Ihnen nicht machen, denn ich weiß, daß Sie mich gern glücklich wüßten, und doch würde es alle menschliche Kraft, wenigstens die meinige, übersteigen, Ihnen in einer solchen Lage Ruhe und Heiterkeit zu heucheln. Sie haben Sich oft auf den heilenden Einfluß der Zeit berufen, und ich gestehe gern, daß viele Beweise für Ihren Glauben sprechen. Aber es giebt einzelne Fälle, auf welche allgemeine Erfahrungen nicht angewandt werden können. Jeder Mensch hat in seiner Seele einen bestimmten Brennpunkt, in dem sich alle seine Gefühle, seine Hoffnungen und Entschlüsse vereinigen und von dem die ganze Kraft und Thätigkeit seines Lebens ausgeht. Bey Einigen bezieht sich ihr ganzes Wirken auf den Ehrgeiz, bey Andern auf die Habsucht oder auf ähnliche Leidenschaften. Bey mir ist es die Liebe, wodurch jedes andre Gefühl in meinem Herzen Nahrung, jede Kraft Wirksamkeit erhält; für die Liebe thue ich Alles, und ohne Liebe bin ich Nichts. Glauben Sie, einige Jahre würden hinreichen,

Digitized by Google

das in mir zu ersticken, worauf meine innere Eigenthümlichkeit beruht, und bey dessen Vertilgung auch mein ganzes Wesen vertilgt werden müßte? Sie können sagen, ich lasse mich vielleicht von der augenblicklichen Leidenschaft blenden und täusche mich über mich selbst: aber dann müßte mein ganzes bisheriges Leben eine einzige Täuschung gewesen seyn. Alles was ich je that, habe ich für die Liebe gethan; ehe ich die Liebe kannte, für die Ahnung und das Ideal, das ich von ihr hatte, als ich sie kennen lernte, für sie selbst. Immer habe ich geliebt, wenn mir auch ein Gegenstand meiner Wünsche fehlte und ich bin immer glücklich und oft gut durch diese uneigennützige Liebe gewesen. Das könnte ich jetzt auch seyn, wenn nicht jene Lagen von dieser so ganz verschieden wären. Damahls begleitete mich die freundliche Hoffnung, einst würde ich das finden was mich jetzt im Traum erfreute, ich war ruhig, zufrieden und selig in meiner Sehnsucht, weil ich ihr ein schönes Ziel der Erfüllung andichtete. Jetzt quält mich die traurige Gewißheit, das Kleinod meines einzigen Verlangens gesehen und auf ewig verloren zu haben. Mit der Hoffnung erstirbt alle That, und der Zweck meines Lebens ist also verfehlt: Es wäre umsonst, wenn Sie mich durch die Möglichkeit einer neuen Liebe trösten wollten. Ich habe Ihnen bey dem Heiligsten, was ich kenne, geschworen, nie wieder zu lieben, und ich würde es nicht gethan haben, wenn ich nicht eine innere Nothwendigkeit in mir gefühlt hätte, diesen Eid halten zu müssen. Ich wußte, daß ich nach Ihnen nichts mehr lieben konnte, darum bedurfte es nicht einmahl eines Eides. Bekämpft habe ich meine Liebe nicht in dieser ganzen Zeit der Hoffnungslosigkeit, denn ich wollte nicht gegen das Schönste, das ich hatte, streiten; aber die Aeußerungen meines Schmerzes habe ich zurückzudrängen gesucht, um Ihnen nicht wehe zu thun. Daß mir diese Anstrengung nicht immer gelungen ist, werden Sie mir vergeben, wenn ich Ihnen versichre, daß ich gethan habe, was ich konnte. Ich könnte vielleicht ruhiger seyn, oder Ihre Nähe würde wenigstens nicht so zerstörend auf mich wirken, wenn es mir möglich wäre, jede schmeichelnde Hoffnung von mir zu verbannen, die mich von Zeit zu Zeit überrascht, und der ich mich, obgleich ich ihre Nichtigkeit selbst im Augenblicke der Täuschung einsehe, gleichsam mit Gewalt hingebe. Sie sind zu mild, als daß Sie fähig sein könnten, mit meinem trostlosen Herzen zu spielen und freundliche Bilder in mir zu erregen, die Sie im nächsten Augenblicke wieder vernichten wollten. Ich muß also wohl der Liebe, die jede Kleinigkeit zu genau beobachtet und in jedem zufälligen Umstand Bedeutung sucht, diesen Betrug Schuld geben. Man will sich ja, wenn man am Abgrunde liegt, an jedem Halm festhalten und würde sich von dem Faden eines Spinngewebes Rettung versprechen. Ich weiß nicht, was die Ursache war, daß auch jetzt seit einigen Wochen eine solche Hoffnung in mir aufstehe, gegen die ich umsonst ankämpfte. Wohl sagte ich Ihnen neulich, daß es süß sey, sich täuschen zu lassen: aber eine solche Täuschung, durch deren Schleyer sich jeden Augenblick das Bild der trostlosen Wirklichkeit durchdrängt, erregt einen unnatürlichen Streit im Herzen, der nur mit dumpfer Ermattung endigen kann. Dieses plötzliche und gewaltsame Aufflammen des Gefühls, das dann schnell wieder der zuströhmenden Nacht unterliegt, verzehrt den Geist schneller, als ein allmähliges Ersterben der Empfindung ohne Hoffnung. Freylich bleibt bei beyden Zuständen endlich nichts als Nacht übrig, und es ist im Grunde einerley, welcher Weg mich zu dieser meiner Bestimmung führt.

Ich werde Ihnen gewiß nicht wehe thun, wenn ich meinem Entschluß folge, ja die Entziehung meiner lästigen und beunruhigenden Gegenwart wird auf Ihre Zufriedenheit wohlthätige Wirkungen haben. Ich will es gern dulden, daß Sie mich vergessen, denn Sie könnten Sich vielleicht bey der Erinnerung an mich Vorwürfe machen, die Ihnen nicht gebührten. Lassen Sie mir den Glauben, liebe Adelheit, das Sie selbst meine Entfernung für nöthig halten, daß Sie nicht ungerecht gegen sich selbst seyn wollen. Das ist das Einzige, was Sie zu meiner Beruhigung beytragen können, und Sie werden es gewiß gern thun, da Sie selbst einsehen müssen, daß es mir dieses Mittel giebt, das uns beyden zum Heil gereichen kann. Auch ich will es vergessen, daß schöne Hoffnungen mein früheres Leben begleiteten, ich will den Ansprüchen entsagen, die ich meist auf meine Fantasie, auf mein Gefühl und auf meine Empfänglichkeit für das Schöne gründete, ich will allen Stolz fahren lassen, der auf den wenigen Vorzügen, die mir vor manchen Andern zu Theil wurden, beruhte, denn ich sehe, das sie mich doch nicht glücklicher machen können. Die Poesie hat mir manche Stunde verschüßt: aber ich gebe sie auf, denn sie ist nur Traum, und ich darf nicht mehr träumen. Nur mein großes Gedicht hätte ich noch gern beendigt, weil ich dadurch dem Werth Ceciliens und meiner Liebe ein länger dauerndes Denkmal zu stiften hoffte. Nun wird es wohl nur ein Fragment bleiben, wie die Zeit des Glückes in meinem Leben.

Ich werde noch einige Wochen warten, um zu sehen, ob nicht eine Landwehr organisirt wird, denn dadurch erhalte ich einen Grund, meinen Entschluß bey meinen Altern, die ich mündlich sprechlich liebe, zu entschuldigen. Sollte dies nicht der Fall seyn, so werde ich die Meinigen, ohne Verletzung des Zartgefühls, das ich meinem Verhältnisse zu Ihnen schuldig bin, zu überreden wissen, daß nur diese Laufbahn meine Ruhe und mein Glück gründen könne. Leben Sie wohl, meine geliebte Adelheit. Ich entsage jeder Hoffnung, Sie zu besitzen. Dem Wunsche und meiner Liebe werde ich aber nie entsagen. E. Sch.

Daran reiht sich die folgende Eintragung:

Am 28sten Novemb. Ich weiß nicht, wie ich noch so ruhig seyn kann, als ich es bin, da doch alle jene süßen Hoffnungen, die von neuem in mir aufzuglimmen begannen, wieder ganz vernichtet sind, da ich dem, was mir allein auf der Welt Glück gewähren konnte, entsagt habe, und nun in die finsterste

Digitized by Google

Zukunft hinausblicke. Sollte ich wirklich auch noch jetzt hoffen? Wann werde ich endlich dahin kommen, mich selbst ganz zu verstehen? Alle diese Tage waren mir merkwürdig, deshalb will ich ihre Geschichte nachholen. Der Hofrath*) hatte mich schon lange gemahnt, ein Gedicht zum Lobe der wiedererrungenen Freyheit zu machen. Der Stoff war begeisternd genug, ich hatte bisher gezaudert, weil ich mich vor der gar zu schlechten Gesellschaft schämte, worin ich nothwendig gerathen mußte. Endlich wollte ich mich indeß lösen und dichtete einen Traum, worin mir Cecilie erschienen sey und mich zum Gesange aufgefordert habe. Alles, was ich fühlte und dachte, wurde ihr in den Mund gelegt Die Einkleidung begeisterte mich eben so sehr als der Gegenstand und das Werk gerieth. Am 28sten las ich es bey Tychsens vor. Jeder weinte, und ich konnte eben so wenig als die Andern meine Thränen zurückhalten. Ich schenkte Adelheit die Abschrift, und ließ es in den folgenden Tagen unter dem Titel: Cecilie, eine Geisterstimme**), drucken. Am 24sten war Adolfs***) Geburtstag, der mit einem Thee und einer Abendmahlzeit feyerlich begangen wurde, weil er in diesen Tagen als Volontär zum Beaulieuschen Jägerkorps abgeht. Schon seit langer Zeit hatte ich eine Unterredung unter vier Augen mit Adelheit gewünscht, aber nie eine Gelegenheit dazu gefunden. Heute sagte ich ihr: Schon seit vier Wochen suche ich Sie zu sehen, aber es hat mir nie gelingen wollen. Sie schien mich verstanden zu haben. Bald darauf störte eine kleine getäuschte Hoffnung meine Gemüthlichkeit. Sie schenkte Thee ein und ich zeigte ihr eine Tasse, die ich durch einen sonderbaren Zufall fast immer erhalte. Als sie den Thee unherreichte sah ich, daß sie gerade jene Tasse zurückgelassen hatte, als wolle sie daraus trinken. Was bloßer Zufall war, deutete die Liebe gleich zu ihrem Vortheil. Aber sie betrog sich, denn als jetzt Prinzhausen ins Zimmer trat, reichte Adelheit ihm ganz unbefangen die übrig gebliebene Tasse. Es ging mir wie dem Kritiker, der eine verdorbne Stelle durch eine sehr sinnreiche Conjektur verbessert hat, und hinterher in den Manuscripten eine ganz andre Lesart findet Jetzt setzten sich Prinzhausen, der Hofrath, Dissen und Lobstein zum Whist; wir Andern sollten uns mit Gesellschaftsspielen unterhalten. Man bat mich, ein Spiel vorzuschlagen, aber ich sagte mit einem bedeutenden Blick auf Adelheit: Ich bin so wenig zu irgend einer Art von Spiel aufgelegt, daß man auf mich nicht rechnen kann. Adelheit schlug jetzt Vive l'amour vor. So erlauben Sie mir zuzusehen, sagte ich finster. — Also Sie wollen nicht Vive l'amour spielen? fragte Adelheit mit einem ganz besondern Tone, dem ich keinen Sinn abgewinnen konnte. — Nein, antwortete ich beynahe trotzig und rückte etwas zurück. Man spielte jetzt und ich fing Grillen. Ich saß an Adelheits Seite und hinderte dadurch die Uebrigen. — Wenn Sie nicht mitspielen wollen, sagte jetzt Adelheit, so dürfen Sie auch nicht mit am Tisch sitzen. Zu diesen Worten lag Spott, denn ich las in ihren Augen, daß sie wohl wisse, wie lieb mir mein Platz sey. Sie war indeß gütig genug, mich nicht ganz zu verweisen. Nachher las sie aus einem Buche vor, das den Titel: Klosterberuf, führte. — Sie finden das auch wahrscheinlich sehr interessant, besonders wegen des Titels, sagte ich mit schneidendem Spott. Jetzt bemerkte ich ein Lächeln an ihr, das aus so vielen verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt war, daß ich über seine eigentliche Bedeutung lange mit mir selbst nicht einig werden konnte. Endlich brachte ich durch die Trennung der einzelnen in einander verschmolzenen Theile heraus, daß es aus drey Haupteffekten bestehe, aus Scham über eine mit meinem Vorwurf grade im Widerspruch stehenden Schwachheit, deren sie sich selbst bewußt war, und die sie doch gern verhehlen wollte, aus verstohlener Liebe, welche beynahe zürnte, daß man gar nicht im Stande sey sie zu errathen, und aus geheimnißvoller Schelmerey, die irgend eine angenehme Ueberraschung vorbereitet und sich schon jetzt an dem freudigen Staunen weidet, das sie erregen wird. Dazu schien noch ein kleiner Anflug von Betrübniß zu kommen, daß man gezwungen sey, den Freund noch eine Zeitlang seinem Schmerze zu überlassen. Wenn ich dieses Lächeln damahls richtig analysirte, so konnte ich nicht zweifeln, daß es mir eine schöne Zukunft prophezeihe. Aber ich muß mich doch wohl betrogen haben, denn der Erfolg hat meinen Erwartungen nicht entsprochen. Das ganze Leben ist nur eine Täuschung, wenn man es aus dem Gesichtspunkt der Leidenschaft betrachtet, denn jede Leidenschaft ist egoistisch und sucht in jedem zufälligen Bezug auf sich. Bey Tisch war ich stumm, und Adelheit neckte mich mit dem Harz und Lachtehausen.*) Darf sie mich necken, wenn die Neckerei nur Spott seyn soll, keine leichte Fröhlichkeit, hinter der sich die beglückende Liebe verbirgt? In der Liebe gewährt eine solche scherzhafte Aufregung früherer Verhältnisse einen pikanten Genuß, der aus der Ueberzeugung entspringt, der Beglückende habe alle frühern Bilder aus der Brust des andern verdrängt und der Beglückte fühle sich zehnmahl seliger in der Gegenwart, als er sich je in der Vergangenheit gefühlt habe. Am 26sten brachte ich einige Exemplare meines Gedichts zu Tychsens. Die Übrigen wollten zu Wunderlichs gehen, Adelheit aber zu Hause bleiben. Es schien mir beynahe, als suche sie eine Gelegenheit, allein mit mir zu reden. Ich durfte indeß nicht dableiben, als die Andern gingen, kehrte aber nachher zurück mit dem festen Entschluß, eine Bestimmung meines Schicksals zu erhalten. Ich ging einigemahl vor dem Hause auf und nieder, weil ich es nicht wagte hineinzugehen. Endlich faßte ich Muth, ich trat auf

*) Tychsen.

**) Göttingen, Vanderhoek, 1813. In der Ausgabe von 1856 steht das Gedicht Band III. S. 21. — Die Vordatirung „Im Oktober 1813" rührt vom Dichter selbst her.

***) Adolf Tychsen, der ältere Bruder Adelheits.

*) Wo sich seine Beziehungen zum „Brockenmädchen" (1810) und Frau von P. (1812) abgespielt.

Digitized by Google

die Hausflur und klopfte an die Thür. Ich muthmaßte beinahe, Adelheit erwarte mich; aber drinnen antwortete keiner, und ich ging in großer innerer Bewegung wieder fort. Endlich gelang es mir gestern, einen unbeobachteten Augenblick zu erhaschen. Ich habe sie schon lange bitten wollen, sagte ich, mir etwas zurückzugeben, was Sie von mir haben. Sie verstand dies von den Briefen an die P., aber ich fuhr fort: Des ist es nicht; es ist ein bloßes Versprechen. — Ja, ob ich Ihnen das zurückgebe? sagte sie mit einem beinahe neckenden Tone, in dem ich die Schelmerey der Liebe zu entdecken glaubte. — Ich muß sie darum bitten, sagte ich schmerzlich, denn es ist nicht möglich, daß mein jetziger Zustand länger daure. Nur erst nach der Zurückgabe meines Worts kann ich frey handeln. — Nun, ich gebe es Ihnen zurück, antwortete sie ernst, aber thun Sie Nichts, was Sie nicht verantworten können. Ich schwieg, dann faud ich auf, ergriff ihre Hand und fragte: Sie zürnen mir doch nicht? — Wie könnte ich Ihnen zürnen? sagte sie mit weicher Stimme. Dann ging sie aus Fenster, nahm ein Rosedabtümchen aus dem Glase und bot es mir.*) Sehen Sie, es duftet noch im späten November, sagte sie tröstend. — In meinem Leben duften keine Blumen mehr, antwortete ich im dumpfen Schmerz. O Gott, mein ganzes künftiges Leben wollte ich darum geben, wenn ich den vorigen May damit zurückkaufen könnte. — Sprechen Sie doch nicht so verzagt, sagte sie. — Ich will mich selbst vergessen, fuhr ich weinend fort, und Alles was mich glücklich machte. Sie schwieg. — Also würden Sie, fing sie nach einiger Zeit wieder an, ohne diese Beweggründe Ihre Laufbahn nicht verändert haben? — Ich glaube Vaterlandsliebe genug zu besitzen, sagte ich, um auch unter andern Umständen mein Blut gern für die gerechte Sache hinzugeben. — Das glaube ich, antwortete sie, aber Vaterlandsliebe ist doch jetzt nicht Ihre einzige Triebfeder. — Das nicht, sagte ich, denn ich fühle auch, daß mein Leben in jedem andern Verhältnisse durchaus nutzlos seyn wird. — Sie schwieg und ging hinaus. Als sie wiederkam, küßte ich ihre Hand und entfernte mich. Ein trostloser Schmerz hatte sich meiner bemeistert; ich wünschte den Tod und versank in eine dumpfe Ermattung. In dieser Stimmung schrieb ich den obigen Brief, den ich ihr heute geben wollte. Als ich hinüberkam, dauerte es wohl eine Stunde, ehe sie bey der Gesellschaft erschien. Ich vermuthete, sie schreibe an mich. Endlich kam sie. Ich war anfangs stumm, trat dann ans Fenster neben ihrem Stuhl und sprach einige unbedeutende Worte. Als sie sich einen Augenblick entfernte, nahm ich einen ihrer Handschuhe, schob meinen Brief hinein, und gab ihn ihr, als sie zurückkam. Sie merkte, daß etwas darin verborgen sey, und ging bald darauf auf ihr Zimmer unter dem Vorwande, das Abendroth anzusehen. Als sie zurückkam, merkte ich daß sie geweint hatte, doch bald wurde sie wieder ruhig. Wir setzten uns jetzt um den Tisch, und ich zwang mich fröhlich zu seyn. Es gelang mir ziemlich, und wir brachten Alle den Abend recht heiter hin. Ich kann Adelheit nie fassen. Sie dürfte nicht so ruhig seyn: aber ich will auf die Ruhe doch keine neuen Hoffnungen gründe. Das Leben ist mir wohl nun auf immer verblüht, denn ohne Liebe kann ich ja nicht leben.

So hatte er nun endlich wieder Klarheit — ab wie tief sie ihn schmerzte, konnten wir ohnehin vermuthen auch wenn es das Tagebuch nicht so deutlich aussprach:

Am 30sten Novemb. Sie behandelt mich mit unaussprechlicher Zartheit, und so vielen Schmerz mir auch ihre Liebenswürdigkeit macht, wenn ich denke, daß sie auf immer für mich verlohren ist, o möchte ich doch um Alles in der Welt nicht, daß sie weniger liebenswürdig wäre. Nur in der Liebe kann der Schmerz zugleich Trost seyn. Heute fragte sie mich nach meinem großen Gedichte*). Ich werde es wohl nicht vollenden, sagte ich. — Des sollten Sie doch, sagte sie traurig; Sie würden auch mir eine große Freude dadurch machen. — Es wird mir jetzt zu schwer, antwortete ich düster. Sie meinte, es müsse mir sehr leicht werden. — Mir wird Alles schwer, sagte ich: ich wollte gern meine ganze Fantasie hingeben, wenn ich mir ein scharfes Gesicht dadurch erkaufen könnte.**) — Sie sind sehr undankbar, erwiederte sie freundlich. — Ich gebrauch sie***) jetzt nicht mehr, sagte ich schmerzlich. Sie wandte sich bewegt ab und schwieg. Aber ihre Ruhe kehrt nach solchen Unterhaltungen doch gleich wieder, oder sie muß sich eine unglaubliche Herrschaft über sich selbst erworben haben. Sie scheint mich dadurch trösten zu wollen, daß sie mich merken läßt, wie gern sie in meiner Nähe verweile. Sie kömmt immer zu der Großmutter herunter, wenn sie weiß, daß ich dort bin, und macht sich geflissentlich dort Geschäfte. Kann mich diese Milde trösten, wenn ich weiß, daß sie doch nur Mitleid ist? Ach, ich bin sehr unglücklich, und mir bleibt Nichts als der Tod. Es sind mir schon manche Freunde vorangegangen, und ich will ihnen gern folgen. Auch Besser und der Graf Solms sind gefallen. Die Nachricht, die ich heute erhielt, hat mich tief betrübt, denn sie waren Beyde herrliche Menschen, und Solms noch besonders mit mir verknüpft, durch seine Liebe zu Cecilien. Er haßte mich einst, aber ich habe ihn immer geliebt. Jetzt ist er bey ihr, wenn es eine Unsterblichkeit und ein Wiedersehn giebt. Ich werde auch wohl bald bey ihr seyn.

Am 3ten Dezember. Heute ist Cecilliens Sterbetag. Der dritte Dezember scheint der Tag meines unglücklichen Verhängnisses zu seyn. Heute vor zwey Jahren wurde meine geliebte Schwester Sofie begraben, heute vor einem Jahr ward mir die schönste Blüte meines Herzens entrissen, und heute erhielt ich die Gewißheit meiner Trennung von Göttingen, indem ich das Aufgebot zur Landwehr erfuhr. Das ist seltsam. — Ich war gegen

*) Es findet sich noch heute am Rand des Tagebuchs eingeklebt.

*) Dem Epos „Cecilie."

**) Schulze war bekanntlich überaus kurzsichtig.

***) Die Phantasie.

Digitized by Google

Abend drüben. Um diese Stunde sah ich Cecilien's Leiche zum erstenmahl und empfand den größten Schmerz meines ganzen Lebens. Es war dasselbe Wetter, denn eben war der erste Schnee gefallen. Man schien dort an den Tag nicht zu denken oder nicht daran denken zu wollen. Ich sagte zu Adelheit, das ich in meinem Gedichte fortgefahren habe, und sie erinnerte sich und mich jetzt an das schmerzliche Ereigniß. Wir weinten Beyde. Jene Stunde schien der Anfang einer ewig trüben Zukunft für uns Beyde gewesen zu seyn. Ich freue mich recht auf den Krieg, denn das neue, wilde Leben wird mir wohlthun. Am Abend kam Bunsen zu mir und brachte den herrlichen Abeken*) mit, den die Sehnsucht nach dem Kampfe fürs Vaterland wieder hergetrieben hat. Die Zeitumstände haben sein tiefes Gefühl so angegriffen, das er im Frühling an Bande des Todes gewesen ist. Jetzt blüht er wieder recht munter und sucht eine Gelegenheit, sich an die Fahnen seines Volks anzuschließen. Ich las Beyden den dritten und vierten Gesang meiner Cecilie vor, und wir Alle wurden zum Weinen und Schweigen gerührt.

Diese Eintragung ist für sehr lange hinaus die letzte geblieben; doch fehlt es für die nächste Zeit an Zeugnissen nicht, die uns über das innere und äußere Leben des Dichters genügend unterrichten.

(Ein siebenter Artikel folgt.)

*) Ludwig Abeken, der Philolog und Ästhetiker.

Neues von und über Schiller.

Ungedruckte Briefe von Schiller und L. F. Huber.

Wir sind in der Lage, den Lesern unserer Zeitschrift im folgenden zwei bisher ungedruckte Briefe mitzutheilen, von denen der erste von Schiller herrührt, der andere über Schiller handelt. Beide sind von Interesse.

Der Brief Schiller's ist an Karl Wilhelm Ferdinand von Funk gerichtet, einen seiner Zeit nicht unrühmlichen bekannten Historiker. Am 17. Dezember 1761 zu Wolfenbüttel geboren, trat Funk 1780 als Lieutenant in kurfächsische Dienste, wurde mit Schiller während dessen Aufenthaltes zu Dresden näher bekannt und widmete sich, bei allem Eifer, mit dem er seinem Dienste oblag, auch historischen Arbeiten, so daß er bereits 1791, wenn auch anonym, seine „Geschichte Kaiser Friedrich II." erscheinen lassen konnte. Diesem Buche folgte, nachdem er als General-Lieutenant in den Ruhestand getreten, das vierbändige Werk: „Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge" (1821—1824). Nach seinem Tode (10. August 1828) erschienen aus seinem Nachlaß „Erinnerungen an den Feldzug von 1812." Mit Schiller blieb er bis zu dessen Tode in Verbindung und war auch Mitarbeiter der „Horen". Für diese schrieb er seine historische Abhandlung über Robert Guiscard. Der folgende Brief Schiller's bezieht sich auf diesen Beitrag.

Jena, 13. Febr. 97.

Sie sind meine Nachlässigkeit im Briefschreiben schon so gewohnt, mein vortrefflicher Freund, daß ich es gar nicht unternehmen will, mich zu entschuldigen. Bloß um Ihre Verzeihung will ich bitten, daß ich Ihnen von dem Schicksal Ihres Robert Guiscard bis jetzt noch keine Nachricht gegeben.

Sie erhalten einen Theil desselben hier gedruckt, und wahrscheinlich wird das 11. Stück den Beschluß davon enthalten, wenn er Raum darinn gehabt hat. Sie werden finden, daß ich die Freyheit, die Sie mir in Rücksicht auf Ihr Manuscript gegeben, nicht misbraucht habe. Es war auch im einzelnen gar nichts zu verändern, da er sehr gut geschrieben ist; nur hätte ich im Ganzen gewünscht, daß die bedeutenden Momente der Geschichte etwas mehr zusammen gerückt wären. Sie haben aber zu wenig Zeit gehabt, denn bey allen meinen eigenen historischen Arbeiten habe ich dasselbe erfahren. Bey der ersten Anlage glaubt man nichts weglassen zu dürfen, weil auch das minder Bedeutende in der Folge wichtig werden kann: erst wenn man alles übersieht, und Zeit hat, darüber zu liegen, so wagt man es, die kleineren Details der Wirkung des Ganzen aufzuopfern.

Nehmen Sie unterdessen für diesen willkommenen Beytrag meinen herzlichen Dank an. Ich habe ihn an die Spitze des neuen Jahrgangs gestellt, woraus Sie sehen, was er mir werth ist. Werden Sie mir nicht bald etwas neues senden? Und werden Sie nicht selbst wieder nach Jena kommen? Wir erwarten Sie mit Freuden, und der kleine Karl fragt oft nach seinen Husaren. Leben Sie recht wohl. Ganz der Ihrige Sch.

Der Brief ist von Interesse, weil er klar erweist, wie es auch dem Historiker Schiller nicht an Selbstkritik fehlte. Daß und in wie fern seine geschichtlichen Arbeiten durch die Raschheit ihrer Entstehung und den Zwang, sie bruchstückeweise zu veröffentlichen, gelitten haben, spricht er hier so nachdrücklich selbst aus, wie nur irgend einer seiner Tadler.

Der folgende Brief bringt eine Seltenheit: ein ungünstiges Urtheil über Schillers Charakter. Der es ausspricht, ist als einer der ergebensten Freunde Schiller's bekannt: Ludwig Ferdinand Huber. Er schreibt an Göschen:

Mainz, den 10. März 1792.

Ich habe gestern, mein Bester, Ihre Anweisung an die Andreäische Buchhandlung erhalten; seyn Sie überzeugt, daß ich mit allem was Sie machen und wie Sie es machen vollkommen zufrieden bin. Ich würde es in jedem Falle seyn, bei Ihnen aber auch

Digitized by Google

schuldig zu sagen, daß ich wenigstens gewiß nicht mehr gedacht hätte als Sie und daß ich Ihnen auch für die Delikatesse danke, mir das Denken zu ersparen. Ich habe von Ihnen Dank und Lohn für den Dienst, den Ihnen meine Beiträge geleistet haben können: Sie zahlen aber damit auch für zwei, denn von Schiller habe ich auch nicht das erhalten, was die gemeinste Höflichkeit in einem solchen Fall erfordert hätte, und ich gestehe, daß mich diese plumpe Nachlässigkeit sehr geärgert hat. Krankheit entschuldigt das nicht, weder am Freund noch auch am Menschen der das mindeste Gefühl von Schicklichkeit hat.

Leben Sie wohl, grüßen Sie alle Freunde und bleiben Sie sicher, daß ich von Herzen bin der Ihrige

L. F. Huber.

Es fällt nicht leicht, über diesen Brief eine völlig gerechte Anschauung zu gewinnen. Gewiß hatte sich Ludwig Ferdinand Huber ein großes Anrecht auf Schiller's Freundschaft erworben, und nicht allein als Mitunterzeichner jenes Briefs aus Leipzig — 1784 — der dem bedrängten Dichter der Räuber in Mannheim neuen Mut und kräftigenden Trost brachte. Von den vier Menschen, deren Gesinnungen dieser Brief aussprach, Körner und seiner Braut Minna Stock, ihre Schwester Dora und deren Verlobten, Huber, war dieser der Jüngste und geistig sicherlich nicht der Bedeutendste — Körner übertraf ihn weitaus — aber gewiß der Begeistertste. Er war's, der als Schiller schwieg, diesem die Namen seiner Verehrer offenbarte, so daß des Dichters heiß ersehnte Antwort unter seiner Adresse eintraf, und als nun endlich der Brief da war, da antwortete Körner erst am 11., Huber schon am 7. Januar 1785. Bekannt ist auch, wie das persönliche Beisammensein den Bund der Freundschaft zwischen ihm und Schiller erst recht auf's innigste knüpfte, und wie der Dichter, als Körner, endlich vermählt, seinen Amtssitz in Dresden erhalten, diesem schrieb: „Ich muß zu Euch," aber beifügte: „Zur Glückseligkeit unseres Beisammenseins gehört es durchaus, daß Huber nicht in Leipzig zurückbleibt." Man weiß, daß sich dieser Wunsch erfüllte; Huber, der als Katholik auf keine Anstellung bei einem Leipziger Collegium rechnen durfte, bestimmte sich zur diplomatischen Laufbahn und kam, schon sechs Wochen nach Schiller, gleichfalls nach der sächsischen Hauptstadt, um da seine Anstellung zu betreiben, und auch der Brief, in dem er Schiller sein Kommen ankündigt (Leipzig, den 11. Oktober 1785) ist bereits bekannt: „Mein Carlos! Ich glaube, Du bedarfst eines Rodrigo, der zuweilen ‚Deinen großen Genius bei seinem Namen ruft'!" Auch alles Andere: die schöne Zeit in Dresden, wo Carlos und sein Rodrigo dieselbe Wohnung teilten, dann, nachdem Huber im April 1786 mit Körners nach Leipzig zurückgekehrt, sein Eintreten für den Freund gegenüber der Censur u. s. w. kennen wir genau, aber was dann allmählig die Eintracht trübte, darüber giebt es nur Vermutungen. Es klingt grausam, wenn Schiller plötzlich schreibt: „Ich bin ihm nichts und er mir wenig," und es kommt der Wahrheit näher, wenn wir den Satz umkehren, aber auch Huber war allmählig unbefriedigt; um sich bedingungslos dem Freunde unterzuordnen, dafür war er selbst zu strebsam und ehrgeizig. Gewiß ist aber: irgend eine Schuld Hubers gegen Schiller läßt sich nicht nachweisen; nach wievor bleibt er ihm treu ergeben, ist redlich beflissen, thunlichst den Neigen Henriettens von Arnim zu befreien, und denkt seiner, als er endlich im April 1788 als Kursächsischer Legationsrat in Mainz angestellt wird, auch in der Ferne treulich. Aber in dieselbe Mainzer Zeit fällt auch ein Ereignis, das Schillers immer stärker aufkeimende Abneigung gegen Huber gewissermaßen nachträglich rechtfertigt. Huber hat Georg Forster kennen gelernt und sich in dessen Gattin Therese verliebt; die Beziehung wird bald immer inniger, das arme Dorchen Stock ist vergessen. Schon am 15. April 1790 macht Schiller den Vorschlag, sie mit einem Leipziger Bekannten, dem Kaufmann Kunze, zu verheiraten; seine Briefe an Huber klingen immer kälter und endlich brechen sie ganz ab; seine Beiträge zum „Kalender" und zur „Neuen Thalia" (auf die Honorirung der letzteren bezieht sich Hubers Brief) nimmt er gern auf, schon weil er sie braucht, aber er schreibt ihm nicht mehr . . .

Dies die Situation, in welcher wir Huber seine bittere Anklage erheben sehen. Man wird sie subjectiv nicht unberechtigt finden müssen; selbst Körner, Dorchens Schwager, schrieb ihm noch, Schiller nicht mehr. Huber durfte sich sagen, daß er sich durch seine Treue und Freundschaft auch einige Nachsicht bei Schiller verdient. Aber auch objektiv wird man ihm nicht völlig Unrecht geben, nicht Schillers sittliches Empfinden als die einzige Quelle des Bruchs betrachten dürfen. Noch ausschlaggebender war die harte, die übermäßig harte Anschauung, die er von Hubers ganzen Wesen gewonnen. Als es endlich zum völligen Bruch zwischen Huber und der Braut gekommen war, schrieb Schiller viel grausamer als Körner und dessen Gattin: „Huber hat sich benommen, wie zu erwarten war, ohne Character, ohne alle Männlichkeit . . . Er bleibt, was er ist, ein räsonnierender Weichling und ein gutmütiger Egoist."

Das war Huber denn doch nicht; gerade die Art, wie er an Theresen und ihren Kindern handelte, erweist es. Auch gab er sich redliche Mühe, wieder in eine Beziehung mit Schiller zu kommen, freilich vergeblich. Am 9. März 1796 schrieb er ihm zum letzten Male; männlich gestand er sein Unrecht an Dorchen und Körner ein und schloß: „Es ist mir auch, als ob wir uns auf unsere alten Tage wiederfinden sollten; daß es eher geschehen kann, glaube ich kaum. Für mich aber bleibt es unterdessen ein angenehmes Gefühl, ihn zu lieben und eines gleichen Unrechts, wie jenes, was mir seine Liebe raubte, je länger, je unfähiger zu werden; kurz, die Erfahrung alles Unrechts, das ich that, in meine Bildung als Mann übertragen zu haben." Schiller antwortete nicht; erst der Tod Hubers (24. Dezember 1804) ließ ihn mildere Worte über den einstigen Freund finden.

Litterarische Notizen.

— Im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin sind einige Erzählungen von bleibendem Wert, die bereits bei ihrem ersten Erscheinen in dieser Zeitschrift eingehend besprochen wurden, in neuer Auflage erschienen, und zwar die Erzählung: „Glaubenslos“ von Marie von Ebner-Eschenbach in zweiter, die Sammlung: „Dorf und Schloß-Geschichten“ derselben Verfasserin in dritter, und Wilhelm Jensens herrliche Novelle: „Karin von Schweden“ sogar in sechster Auflage.

— Ein durchaus verfehltes Buch und doch eine Talentprobe ist der Roman: „Der neue Gott“ von Hans Land (Dresden, Pierson.) „Der neue Gott“, der die Menschen zum Guten führen soll, ist ein uralter: das Mitleid; auch der Wahn, daß dieser „Gott“ es sei, der heutzutage die Reihen der Sozial-Demokratie so stark anschwellen läßt, ist wahrlich nicht neu. Bis so trivial gewordene Gemeinplätze mit dem Anspruch, Neues und Originelles zu bieten, vorträgt, muß jung, unreif, auch in seiner Bildung wenig gefeitet sein. Und denselben Eindruck jugendlicher Unreife macht die Erfindung der Fabel; sie ist im schlimmsten Sinn des Worts romanhaft und arbeitet durchweg mit Unmöglichkeiten. Eine hochgeborene Dame hat als Mädchen einen Fehltritt begangen; die Frucht desselben ist eine Tochter. Lange darauf heiratet sie, giebt einem legitimen Sohn das Leben und ertrankt bald darauf. Um die Tochter nicht hülflos zurückzulassen, hinterläßt sie einen Brief an den neugeborenen Sohn, der diesem am 25. Geburtstage eingehändigt werden soll, und in dem sie die um mehrere Jahre ältere Schwester seinem Schutze empfiehlt. Was aus dem Mädchen bis zu seinem 28. Jahre wird, kommt bei dieser sentimentalen Erfindung zunächst nicht in Betracht!.. Dieser romanhafte Unsinn ist die Grundlage aller Verwicklungen, die auf genau derselben Höhe stehen. Etwas, wenn auch nicht viel besser ist die Charakterzeichnung, nur den Helden ausgenommen, der ganz unverständlich ist, hingegen ist die Sprache wieder recht arg. Durchweg papiernes Deutsch, dazwischen Nachbildungen des Berliner Dialektes, die kraß übertrieben sind; in dem papieren Hochdeutsch aber böse Schnitzer. Auch dafür nur ein einziges Beispiel: „Was den Auftrag betrifft, so bekenne ich mich zu seinen Letztunterzeichneten. (S. 48).

— kann wohl jemand ahnen, was dies heißen soll? „Ich bekenne, diesen Auftrag als Letzter gezeichnet zu haben“ — weiter nichts!... Und dennoch eine Talentprobe? Ja dennoch! Einige Schilderungen aus Arbeiterkreisen, namentlich die einer Volksversammlung sind ebenso treu als anschaulich, nicht minder andere, die freilich eine widrige Sphäre schildern: das Dirnenleben; auch eine kleinbürgerliche Familie ist sehr lebensvoll gezeichnet. Das wollen wir als Anwartschaft darauf betrachten, daß der offenbar noch junge Autor diesem verfehlten Buch bessere wird folgen lassen.

K. B.

— Eine am 21. Mai d. J. vom Antiquariat Albert Cohn in Berlin veranstaltete Autographen-Auktion verdient auch an dieser Stelle einige Bemerkungen. Während der Autographen-Bettel immer tiefer in Mißkredit gerät — die Zahl jener Schriftsteller, die sich willig der Belästigung unterziehen, nimmt immer mehr ab — wächst die Zahl der ernsthaften Sammler, also jener, für welche nur der Inhalt des Autographs von Bedeutung ist, und so erklärt es sich, daß aus dem Gebiete der deutschen Litteratur nur solche Stücke sehr hoch bezahlt werden, die für den Schreiber irgendwie charakteristisch sind, auf die bloße Berühmtheit kommt es immer weniger an. Das ist eine durchaus erfreuliche Erscheinung, weil sie diesen Sammelsport immer mehr in's Wissenhaftige lenkt und adelt. Wir theilen hier einige sehr belehrende Beispiele dafür mit. Ein bereits gedruckter, sehr interessanter Brief Anastasius Grün's an seinen Verleger wurde mit 45 Mk. bezahlt, ein ungedruckter, aber inhaltlich gleichgültiger Brief Goethe's an Rochlitz brachte es nur auf 41 Mk., hingegen ein interessanter, aber gedruckter Brief Heine's auf 71 Mk. Bereits gedruckte, aber interessante Briefe von Geibel (26 Mk.) Grabbe (24 Mk.) Grillparzer (61 Mk.) Hölderlin (52 Mk.) Reuter (48 Mk.) Scheffel (31 Mk.) Schopenhauer (61 Mk.) Ernst Schulze (49 Mk.) wurden doppelt bis fünfmal so hoch bezahlt, als ein ungedruckter, durchweg eigenhändig geschriebener, aber freilich im Inhalt durchaus unbedeutender Brief Goethe's, der es nur auf 12 Mk. brachte. Eine sehr eigentümliche Erscheinung ist es ferner, daß die Preise für Lessing, Wieland und Herder seit vielen Jahren ziemlich gleich bleiben, jene für Schiller und Goethe hingegen in neuester Zeit im Sinken begriffen sind, wogegen Körner und Lenau gleich begehrt bleiben und der Wettbewerb um Kleist- und Heine-Briefe sich ungemein steigert. Ein inhaltlich wertvoller, ungedruckter Brief Schillers brachte es auf 93 Mk., bereits gedruckte, gleichfalls wertvolle Briefe Kleists auf 200, 250 und 225, selbst ein Brief seiner Braut Wilhelmine von Zenge auf 90 Mk., als aber diese vier Nummern noch einmal vereinigt unter den Hammer kamen, erzielten sie gar 980 Mk! Ein schönes, eigenhändiges Manuskript Goethes, auch ungedruckte Stellen enthaltend, brachte es auf 87 Mk., hingegen ein Manuskript Heines (elf Blätter bereits gedruckter Gedichte und ein Briefchen) auf 49 Mk. Erwägt man nun vollends, daß es in den eigenes reichlich dotirten Goethe- und Schiller-Archiv giebt, das immer als Mitbewerber auftritt, wogegen Kleist und Heine nur eben von Sammlern gekauft werden, so muß diese Erscheinung doppelt merkwürdig berühren; gleichwohl wäre es unvorsichtig, allzu weitgehende Schlüsse daraus zu ziehen. Die Thatsache freilich steht außer Zweifel.

— Unseres Wissens war der Berliner Verlagsbuchhändler A. Hoffmann, der Besitzer des „Kladderadatsch“, in Deutschland der erste, der ein geschäftliches Unternehmen in Form eines Litteratur-Vereins begründete. Der „Allgemeine Verein für deutsche Litteratur“, den er in's Leben rief, unterschied sich von anderen buchhändlerischen Unternehmungen, bei denen der Subskribent sich gleichfalls zur Abnahme einer bestimmten Reihe von Werken verpflichtet, nur dadurch, daß der Abnehmer „Mitglied“ hieß, der Unternehmer „Geschäftsleiter“ und daß Hoffmann außerdem vom einigen hochgestellten Persönlichkeiten die Genehmigung erwirkte, ihre Namen als Protectoren des „Vereins“ anzuführen. Die Form war geschickt gewählt und eine erhebliche Einwendung dagegen nicht zu erheben; da der „Verein“ zudem gute Werke preiswürdig bot, so nahm das Unternehmen einen großen Aufschwung und besteht noch heute, wenn auch in anderem Verlag und in geringerem Umfang. Der Erfolg Hoffmann's und des litterarischen Leiters des Unternehmens, Herrn Prudolf Lenz, lockte einen anderen Verleger, Friedrich Pfeilstücker, zu Berlin zur Nachahmung; er übertrug das Prinzip des Serien-Abonnements in Vereinsform, das die beiden Herren für populär-wissenschaftliche Werkegeschaffen, auf die belletristische Litteratur; sein Unternehmen hieß „Verein der Bücherfreunde“ und unterschied sich von dem Hoffmann's nur dadurch, daß hier die Protectoren als „Vorstand“ fungirten. Auch dieß Unternehmen ist in anderen Verlag übergegangen, besteht aber gleichfalls noch heute. Nun hat Herr Ludwig Lenz im Verein mit S. Gerstmann's Verlag in Berlin ein drittes Unternehmen nach demselben Rezept in's Leben gerufen; diesmal werden die Subskribenten Mitglieder des „Litterarischen Vereins Minerva“ und sollen „Meisterwerke der klassischen Liebhingsdichter unserer Nation, sowie Anerlesenes aus

Digitized by Google

den Litteraturschätzen aller Nationen" erhalten. Auch dagegen ist an sich nichts einzuwenden, wohl aber gegen die Leistungen des „Vereins" und die Art, wie er sich an die Presse wendet. Zu einem „Hochlöbl. Expedition" überschriebenen Circular erklärt sich der „Verein", „außer Stande, den zahlreichen an uns gelangten Wünschen, welche seitens der verehrlichen Redactionen an uns gestellt werden, auch nur annähernd nachzukommen" — den Wünschen um Rezensions-Exemplare nämlich. Nun ist es zwar sonst nicht gerade die Art der deutschen Presse, die Verleger um Rezensions-Exemplare und nur gar vor dem Erscheinen eines Buches, zu besitzen, und da die erste Lieferung des neuen Unternehmens die ersten Acte eines nicht ganz unbekannten Werkes enthält — Heinrich von Kleist's „Käthchen von Heilbronn" — so erscheint die stürmische Neugier der Redactionen, in den Besitz dieser Novität zu gelangen und ihren Lesern davon Kunde zu geben, nicht von vornherein wahrscheinlich, trotzdem wollen wir annehmen, der Ansturm auf die „Minerva" wäre wirklich erfolgt. Aber dann wäre es doch in der Ordnung gewesen, die Mitteilung nur an diese Stürmer und Dränger gelangen zu lassen, und nicht an alle Redactionen, darunter an uns; wir haben ruhig abgewartet, ob wir ein Rezensions-Exemplar vom Käthchen erhalten, und thaten dies schon aus dem triftigsten Grunde von der Welt: wir wußten nichts von dem großen Ereignis einer neuen Ausgabe. Aber es kommt noch besser. Die „Minerva" ist nicht in der Lage, unseren, nie an sie gelangten Wünschen „auch nur annähernd nachzukommen," fährt aber fort: „Wir erklären uns jedoch bereit, Ihnen ein Jahres-Abonnement — bestehend aus 52 Wochenlieferungen, — zu überlassen, falls Sie, wie wir voraussetzen dürfen, geneigt sind, unser unseliges Clichés-Inserat, nebst dem redactionellen Hinweis kostenlos dreimal, im Februar, März und October d. J. aufzunehmen." Das heißt also: verzichtet eine Redaction auf ihr eigenes Urteil über das Unternehmen, verpflichtet sie sich, jene Besprechung, die S. Gerstmann's Verlag ihr gesandt, aufzunehmen, und zwar nicht blos einmal, sondern dreimal und bringt sie außerdem ein Inserat dreimal gratis, so bekommt sie ein Frei-Exemplar, wo nicht, nicht. Was das Gratis-Inserat betrifft, so ist die Forderung ungewöhnlich, aber es liegt nichts darin, was öffentlichen Tadel begründen würde, wohl aber in der Zumutung: Wir wünschen nicht blos kein eigenes Urteil der Redaction über Druck, Illustrationen, Preiswürdigkeit unseres Unternehmens, sondern verbitten es uns; wer nicht den von uns selbst angefertigten „redactionellen Hinweis" abdruckt, bekommt kein Rezensions-Exemplar. Das ist nicht blos ungewöhnlich, sondern auch unstatthaft; die Verleger anderer Klassiker-Bibliotheken stellen doch zum mindesten die Wahl frei, ob man seine eigene Ansicht äußern oder die beigelegte „Vorlage" abdrucken will. Nun ist aber der „redactionelle Hinweis", den wir nicht blos einmal, sondern sogar dreimal bringen sollen, um eines Rezensions-Exemplars teilhaftig zu werden, obendrein höchst sonderbarlich abgefaßt. Der erste Satz schon ist unrichtig: „Unter dem Protektorat namhafter Persönlichkeiten ist ein Verein von Litteraturfreunden zusammengetreten, zur Verbreitung volkstümlicher Meisterwerke aus der deutschen Nationalliteratur, sowie aus den Litteraturschätzen aller Nationen". Mit Verlaub, die Sache steht anders, es ist nicht unter dem Protektorat namhafter Persönlichkeiten ein Verein zusammengetreten, um die Meisterwerke u. s. w. zu verbreiten, sondern die Verlagshandlung S. Gerstmann hat von einer Reihe von Persönlichkeiten die Genehmigung erhalten, ihre Namen als Protektoren des Unternehmens nennen zu dürfen, für welches die Firma Subskribenten in der Form sucht, daß dieselben Mitglieder des Vereins Minerva werden. Gegen das Beginnen ist nichts zu sagen, wohl aber dagegen, daß es in einer den Thatsachen nicht entsprechenden Art angekündigt wird; hat die Firma Grund, eine Form zu wählen, welche den Charakter der Bibliothek als eines von ihr unternommenen buchhändlerischen Geschäfts nicht deutlich erkennen läßt, so mute sie den Redaktionen nicht zu, unter ihrer Verantwortung das direkte Gegenteil zu bescheinigen. Viel größeres Gewicht aber legen wir darauf, daß das Unternehmen, nach dem ersten Heft zu schließen — mehr liegt uns nicht vor — nach der wenig empfehlenswerten Maxime: „billig und schlecht" eingerichtet scheint. Jedes Heft kostet nur zehn Pfennige und bietet neben einem Bogen in Groß-Oktav ein Titelbild und drei Illustrationen im Text, den erste Akt des „Käthchen" und sechs Musikrnte des zweiten; nebst einer Einleitung, aber der Druck ist mittelmäßig, die Illustrationen erbärmlich und die Einleitung eine sehr kuriose Arbeit, die u. A. den schönen Satz bringt: „Nichts wirkt auf das Gemüt des Publikums bezwingender, als wenn ein widerspenstiger Sinn bezwungen wird." Geistreichelnde Analysen, wie diese, machen den gebildeten Leser lacheln, und dem ungebildeten, für den sie bestimmt sind, bleiben sie im guten Fall unverständlich, und im schlimmeren verderben sie ihm die naive Freude an der Dichtung. Solche Illustrationen aber, wie sie dies erste Heft vermuten, wirken geradezu geschmackverderbend. „Für das Volk ist das Beste gut genug" — mit Surrogaten ist ihm nicht gedient. Ein Heft von „Meyers Volksbüchern", das ebenfalls um zehn Pfennige das ganze „Käthchen" in kleinem Format, aber solider Ausstattung und ohne Illustrationen bietet, ist eine viel achtungswertere und im Interesse der Volksbildung empfehlenswertere Leistung, als diese Ausgabe, die mindestens drei Hefte füllen, also 30 Pfennige kosten wird — trotz dieser Illustrationen oder vielmehr gerade wegen derselben! K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Baisch, Otto Lieder und Sinnsprüche. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von C. Liebreich Mit Porträt des Dichters, Radirungen und Federzeichnungen von Hermann Baisch. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt. 1894.

Hanslab, Heinrich. Aus meiner Studienzeit. Erinnerungen. Heidelberg. Georg Weiß. 1894.

Lanz, Otto. Erstlinge. Gedichte. Bern. Schmid. Francke & Co. 1894.

Schäfer, Wilhelm. Fritz und Paul auf der höheren Bürgerschule. Humoristische Erzählung. Berlin. F. Fontane & Co. 1894.

Philips, Karl. Klein Emmely und andere Gedichte. Bonn. P. Hanstein. 1893.

Siegfried, Walther. Fermont. Roman. München Dr. E. Albert & Co. o. J.

Seydlitz, R. von. „Der Kaisl vom Hellerbräu." Roman aus der Münchener Brauwelt. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Kuehler, Carl. Die Fanstsage und der Göthe'sche Faust. Leipzig. Gustav Fock 1893.

Hanslab, Heinrich. Schneeballen vom Bodensee. Der Schneeballen dritte Reihe. Heidelberg. Georg Weiß. 1894

Zeian, Kurt von. Reime und Träume. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1894.

Servaes, Franz Berliner Kunstfrühling 1893. Berlin. Speyer & Peters. 1893.

Lindau, Rudolf. Liebesbeichten. Roman. Berlin. F. Fontane & Co. 1894.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Der Genloc.

Eine Geſchichte aus der ſchwäbiſchen Alb.

Von **Karl Reiſt.**

(Schluß.)

„Das Brandunheil war vorüber“ fuhr die Frau fort, „und, merkwürdig, das Gewitter war diesmal auch vorüber; mit dem einen Windſtoß gings vorbei. Mittlerweile war aber eins von den Kindern auf dem Hof geweſen, das zweite Knäbchen. So ein Kleiner hat immer ſeine eigenen Einbildungen und ſo war er bei dem Wirbelwind unter den Wagen geſchlüpft, als ſäß' er in der warmen Stube. Während nun der Knecht noch mit offnem Maul ſteht und der Wirt, wie eine Katze ſchon wieder herunterkommt, ſinkt der Wagen auf einmal auf ſeine Achſe herab, daß die zwei zuſammen beinah aufs Pflaſter geſtürzt wären. Unten aber liegt, wie von einem zornigen Arm geſchleudert, das Bübchen zwei Schritt weit weg, ſchreiend und am Geſicht blutend an der Stallwand. Sie wiſſen ja vielleicht, was es mit dem Wagenbock für eine Bewandtniß hat? Wenn mans nie beobachtet hat, iſt es ſchwer zu erklären. Es iſt ein langer Baum, der mit einem Ende am Boden ſchleift und am andern auf zwei geſpreizten Beinen erhöht iſt. Dort iſt er mit einem hölzernen Hebel verbunden, der ausſieht, wie ein Ochſenſchweif. Wenn man dieſen Hebel ganz herunterdrückt, ſo hält er dem Wagen, mag er noch ſo ſchwer beladen ſein, das Gleichgewicht; wenn aber der ſchwächſte Finger unten andrückt, ſo ſchnellt er gar gewaltig in die Höhe vor der Laſt die darüber liegt. Nun können Sie ſich ausdenken, wie's dem kleinen Vorwitz ergangen war. Ja, der Mann mußt' an dem Tag viel Augen haben.

Das Kind war aber am Kinnbacken doch nur ein wenig aufgeriſſen und arg erſchreckt. Und ſo ſchlimm wars nicht geworden. Der Mann hatte auch kaum Zeit, die Magd zu ſchelten; denn die Wieſe war weit und, wenn beim Heuen die Arbeit nicht ſtill ſtehen ſoll, ſo muß immer ein Wagen ſchon da ſein, bis der andre aufgeladen iſt.

So ein Kind, das iſt wahr, muß immer geaufſichtigt werden. Man muß ihm nicht ſagen: Sieh dich vor, oder: Daß ihr Kinder nicht aufmerken könnt. So ein Kleines weiß ja nicht, was ihm zuſtoßen kann, aber wenn es ſonſt gut geartet iſt, ſo weiß es, daß es etwas ſoll und möchts erfüllen. Und wie es die Großen treiben und thun ſieht, meint es, die wären das Gewicht an der Uhr und ſorgt ſich, weil es ſelbſt noch nicht einmal Rädchen daran wäre. Der Genlocwirt iſt hinaus auf die Wieſe gekommen und weil er ſelbſt Strohſeile knüpfen und Bündel hinaufreichen mußte, hat er recht mit Fleiß gekanzelt, kein Vater könne die Hände überall haben und die Kinder müßten ſelbſt auch mithelfen, ſonſt könne nie und nimmer nichts gedeihn; ſo daß ſogar das kleine Mädchen, das noch ſpielte, dann und wieder aufgehorcht hat, und der große Achtjährige über ſeinem Rechen ganz nachdenklich und traurig wurde und nun noch immer ſchneller dabei ging, wo ein Großes allein nicht fertig werden wollte.

Die Wieſe, auf der gearbeitet wurde, gehört hierher ins Dorf, ſie liegt aber hart an der nächſten Ortſchaft und von der Landſtraße ein bischen abwärts. Weil nun da das Kleinvieh gern hineinläuft, ſo iſt ſie mit einer guten Hecke bewahrt und in der Mitte iſt das zweiſchließende Thor ſo ſchief an die Pfoſten gehängt, daß es von ſelbſt wieder zufällt, wenn es nicht ganz und gar geöffnet worden iſt. Wie

Digitized by Google

nun der Wirt den zweiten Wagen nach Haus gefahren hat und auf dem hohen Damm zurückgefahren kommt, hat der Knabe schnell seinen Rechen weggeworfen und ist gelaufen, was er konnte. Wie der Mann ans Thor kommt, findt ers offen und sein Bube, der daneben steht, hält den rechten Flügel fest und läßt den Linken nicht aus den Augen, daß der Alte ordentlich hereinlenken kann. „Brav! Brav!“ sagte der, giebt recht Obacht auf sein Gespann und denkt sich: Mit dem Buben kann mir der Genloc das Hornvieh gewiß nicht scheu machen.

„Brav! Brav“ ruft er wieder, daß der Bub 's auch gut hörte. Aber wie's nun ist, wenn's nicht anders sein soll, und wie ein paar Ochsen keinen Unterscheid haben, was für sie und was für einen Menschen gesprochen ist: bei dem Laut halten sie auf dem schiefen Grund ein bischen zurück und der Wagen glitscht mit der Leiter seitwärts in das Thor hinein. Das Thor wollte zustürzen, wenn der Jung' es nicht tapfer festgehalten hätte. Und — grad im Gegenteil, wie der Vater noch mehr zurückfährt, um die Leiter herauszuziehn, schlägt es wieder so heftig zurück, daß der Bub sich selbst nicht mehr halten kann und wie er in den Weg fällt — eben schreitet auch das Vieh wieder zu und tritt ihm mit seinem krummen Fuß hierhin — grad in die Leisten hinein.

Von den Knechten und Mägden wußte keins, warum der Wagen so brenste auf dem Rain, denn der Wirt rief nicht und ohne Laut, schneeblaß lag der Bub. Hernach sind aber doch ein paar Weibsleut herbeigelaufen, die besser geraten haben und jetzt konnte der Wirt erst in die Wiese hereinlenken. Wie er aber vom Wagen herunter war, ist er gar nicht zu seinem Kind gegangen, sondern ganz irr den Dienstleuten entgegen, die sehen wollten, was passiert war: „Wie — wie ist das geschehn?“ fragt er die, als wär er gar nicht dabei gewesen. „Der Genloc, ja, der Genloc, es ist doch wahr, der muß wieder ans Haus.“

Die Leute wollten vorbei; was sollten sie auch Rede stehn, während der Herr blöd war? Da hat er sich aber gleich besonnen und echt geredet: „Christoph! Martin! Willy! den Genloc vors Haus! Die Gerüststangen stehen im Schuppen.“ daß die drei heimgeraunt sind und keiner mehr hat wissen wollen, als daß er laufen mußte.

Dermittelst hat der Herr sich selbst auf die Wiese geeilt, und hat an dem andern Wagen die Kuh in die Hand genommen. Jemand hat ihm noch schnell das kleine Mädchen hintenaufgesetzt, das beim Heu ganz allein geblieben war und weinte. Beim Ausfahren hat ihm eins von den Frauensleuten mit auf den Weg gegeben, die Quetschung sei zwar hart, aber ein Glück wäre es doch, daß es nicht schlimmer gekommen und der Kleine selbst klage garnicht. Er gräme sich nur zum Erbarmen, daß er allzeit so unanstellig bleibe. Das Alles hat aber der Genlocwirt kaum gehört, er ist immer drei Schritt vor dem Fuhrwerk voraus gewesen, und das kleine Mädchen oben auf dem Heu legte beständig dieselben zwei oder drei Blümchen zusammen und schluchzte vor sich hin, wie Kinder thun, wenn sie lange haben allein bleiben müssen.

Wie er am Haus ankam, lag der Genloc schon auf der Gasse und einer von den Gesellen kommt aus dem Hof. Er möchte nicht einfahren, sie trügen eben die langen Stangen heraus. Er hat aber gar nicht einfahren wollen, sondern ist schnurstracks die Treppe und hinauf in die Stube. Da ist denn der trotzige Mann hingesunken, wo seine Frau lag, mit bitteren Thränen, daß das Unglück ihn getroffen, hat sich aber gleich wieder in die Höhe gemacht, und zur Hinterthür hinaus geschoben, wie Einer, dem die Gerichtsdiener auf den Fersen sind.

Indessen fegte der Wind den Staub von der Gasse weg und die Kühe drückten ein wenig ins Joch, denn sie spüren wenn's blitzen will; die dicksten Wolken standen gerade über dem Kirchthurm. Die Knechte sputeten sich, das Gerüst zu rammen und zu richten und während sie eben die Rockkrägen hinaufthun, weil sie fertig sind und der Herr noch eben mit der Kelle ein bischen Mörtel zurecht macht, da bricht der Sturm los, ein paar Fenster klirren, von einem Haus gegenüber wird ein Laden heruntergerissen, dann auf einmal wirds Einem Licht in den Augen, grün und blau, und es kracht so furchtbar in der Luft, daß man meint, in dem Augenblicke wär man taub geworden. Es war in dem Orte keines, dem nicht das Herz stocken blieb; wir haben, in Stuben und Kammern, Alle, die Hände vorgestreckt, um

Digitized by Google

abzuwehren, was hereinſtürzte, und Jeder ſtand lang ſtarr, eh er wieder ſicher wußte, daß er am Leben geblieben war.

Dann aber ſind alle auf die Gaſſe gerannt und nach der Kirche zu, denn Jeder meinte, es hätte in den Turm geſchlagen.

Dem Turm hats aber nichts gethan. Es iſt auch kein Regen heruntergeplatzt und kein Hagel hat gepraſſelt, nur der Donner hat noch weitergemurrt, wie ein grober Menſch, der ſeiner Wege geht, nachdem er einmal tüchtig dreingehauen hat. Ja dem Turm hat es nichts gethan, Herr, den Wirtsleuten hatte es gegolten. Der Wagen ſtand nicht mehr auf der Gaſſe, er lag halbumgeſtürzt auf drei Rädern im Thoreingang, das vierte hatte ſich in dem Stein, der da lag, feſte geramt und war zerſplittert wie Zündholz. Das kleine Mädchen war herausgeſchleudert, es mußte mit dem Kopf an die Kante geſtürzt ſein; es lag tot unter der Achſe.

Ja, Herr, es giebt Geiſter, die denken mehr als der Menſch, der Sünde thut.

Der Wirt ſagte jetzt nicht mehr ein einziges Wort; er fuchtelte nur noch in die Luft, riß den Mörtelkübel vom Boden und ſchleppte ihn keuchend über die Leiter hinauf, entwirrte den Flaſchenzug und während die Männer unten die Stricke noch um den Stein legten, hat er ſchon oben mit Hammer und Stemmeiſen Platz in die Mauer geſchaffen. Der Genloc iſt hinaufgezogen worden und oben hat keiner dem Wirt helfen dürfen, ihn in die Öffnung hineinzuſchieben. Der Stein hat geſchwankt, eh er ordentlich drin ſaß, und wie der Mann die Stricke auflöſte, da ſchien es, als wollte er noch einmal heraus und den Menſchen zerſchmettern. Er iſt aber ſeiner Herr geworden und dann ganz ausgebraucht zuſammengeſunken. Mit demſelben Flaſchenzug haben ſie ihm herunterhelfen müſſen mit dem der Genloc hinaufgekommen!“

Die Frau hielt inne.

Vom Kirchturm aus hatte die Uhr eben erinnert und die Glocke gehorchte mit dröhnendem Geläute, zur Mittagsſättigung mahnend. Die Erzählung war nun ſchnell zu Ende. Der Mann hat die Unfälle und Anſtrengungen nicht lang verwunden. Den Knaben, dem der Huf im Leibe geſtanden, hatte der arge Donnerſchlag ſehr aufgeregt und er hatte ſichs ſpäter nie ausreden laſſen wollen, er wäre Schuld, daß ſein Schweſterchen tot ſei. Sagte man, es wäre nicht ſeines Alters und ſeiner Kraft geweſen, das Kind zu beſchützen, ſo hatte er ſtets zu erwidern: der Vater habe es doch geſagt. So ſei er langſam dahingeſiecht; verſchrumpft verblödet, geſtorben. Nachher hat die Frau nicht mehr bleiben wollen, iſt hinunter an den Neckar gezogen, Gut und Wirtſchaft ſind von einer Nachbarin billig gekauft worden. Der zweite Sohn iſt groß geworden und hinüber nach Amerika im unverſöhnlichen Groll, daß die Mutter ihn den Genloc nicht hinterlaſſen hat.

Von der Treppe, die zum Kirchplatze hinaufführte, kamen jetzt einige Schulknaben herunter und ſtürmten die Gaſſe aufwärts. Aus einem kleinen, von oben bis unten ſchieferbedeckten Häuschen wimmelte dann dicht und ſchwarz die übrige Schar. Die Straße gewann Leben für einige Minuten. Noch ehe das Rufen, Herausfordern, Drohen, Fliehen und Verfolgen, Beifalls- und Hohnlachen verhallt war, trat mit der Miene eines Erwarteten und Befreiten ein noch jugendlicher Mann in die Stube, grüßte mit dem gewöhnlichen Gruß Gott und ſetzte ſich arbeitsmüde der Frau gegenüber auf die Bank. Von dem oben ſtark vortretenden Hinterkopf ſtand das blonde, glatte Haar nach unten hinweg, wie ein ſchon einmal in Farbe getauchter Haarpinſel. Die Lippen lagen ſtraff auf den Kiefern, die Oberlippe aber war merkwürdig gewölbt, ſo daß man zweifeln mußte, ob der Mann die breiten, weißen Zähne damit bedecken könne. Das Geſicht zeigte jene Energie, die ſich zugleich der Notwendigkeit bewußt iſt, jeden Augenblick Reſignation zu üben. Einige Alltagsfragen wurden an ihn gerichtet, die er kaum merkbar beantwortete, während er zugleich durſtig an dem Glaſe zu nippen begann, deſſen Inhalt, wie ich jetzt ſah, für ihn übrig gelaſſen war. Wenn er ſprach, ſparte er den Atem; offenbar war er der Lehrer des Orts, in dem ich zugleich meinen Wirt zu verehren hatte. Eine Weile, nachdem das Glas leer geworden und er zerſtreut den Tiſch entlang geſchielt hatte, ſchien er zu warten; dann gab er ſein Verlangen nach einem Stückle Brod zu erkennen und verſchwand, nachdem ihm die Anweiſung auf einen Schrank in der Küche gewährt war.

Digitized by Google

Ich wollte das Gespräch nicht mehr auf einen neuen Gegenstand bringen, ich wünschte es abzuschließen.

„Aber wie sind denn nun Sie zu dem Hause gekommen?“

In dem Moment, da ich diese Frage stellte, hatte die Dicke Miene gemacht, aufzustehn; nun strich sie sich zugleich mit der rechten und linken Hand über den Schoß und die blaue Schürze, die darauf lag, und blickte wie erstaunt, daß mir so etwas unbekannt sei. Sie besann sich aber sogleich und hob an:

„Ich bin ja nicht die erste Frau von meinem Mann. Wenn Sie niederwärts den Berg gehen, können Sie sichs ansehn, das Grab der Katharine Förle. 's ist ein nettes Grab, eingefaßt mit Buchs und im Sommer stehen Levkojen darauf. Sie war gut zehn Jahr älter, als der Lehrer, hochgeschossen und dürr und gar bald nachdem sie geheiratet war, hat es sie in der Brust gestochen. Aber sie war wohlhäbig, denn sie hatte eben vorher von einem Bruder in Basel geerbt, als der Genloc feil ward.

Wie ihr Mann vom Seminar kam, Grillen im Kopf, keinen Heller im Sack, das wissen Sie doch auch, wie so Einer angesehen wird — da meint Manche, sie könne billig vornehm werden im Ort und für ihr Geld einen Mann in die Tasche bekommen. Nun, sie hätten sich auch gut vertragen zusammen, wenn die Frau gesund geblieben wäre. Aber sie konnte ja schon bald nicht mehr schnaufen und wenn sie in den Hof wollte und bis an die Hinterthür war, mußte sie stehen bleiben und sich mit den zwei Händen an der Klingel festhalten, ehe sie die Treppe herunterkonnte. Wenn nun der Mann eins nach dem andern für sie verrichten mußte, so hätte sie doch am liebsten Alles selbst gethan und konnte sich gar nicht fassen, wenn es hinterher anders aussah, als es vorher in ihrem Kopfe gewesen war. Sie meinte dann, es geschehe alles aus böser mutwilliger Absicht, so wie es gethan ward. Sie fauchte und fegte immer aufgeregter hier in dem Zimmer herum und am Ende wurde sie ganz wie ein gutflackerndes Herdfeuer, das eine Weile knatternd um sich schlägt, nicht Rand und Band sieht und brummt — und dann auf einmal ganz still wird und in dem zusammengefallenen Kohlenhäufchen nach Luft und nach Hitze keucht und keins von Beiden mehr kriegen kann.

An einem Tage komme ich zur Thür herein und drüben sitzt die Thrine auf der Bank; — daß ichs auch recht sage: es war, als hätte sie nicht mehr ganz Macht gehabt, richtig darüber hin zu rücken; sie kauerte am Rand und schlug immer abwechselnd mit einem Bein über das andre, um sich im Gleichgewicht zu erhalten. Die rechte Hand lag ihr mit der verkehrten Seite im Schoß und die linke hatte sie hinter sich gestemmt, sonst hätte sie gewiß, wie sie so vorgebeugt da saß, herunter schlagen müssen.

„Wie stehts mit Dir, Kathrine,“ fragte ich.

„Der Genloc,“ hustete sie, und kam mit dem Kopf noch tiefer herunter, „der Genloc rächt sich noch, der Genloc!“

Ich dachte wahrhaftig, die Stimme käme aus den Zöpfen, die hinten auf dem Kopf dreimal neben einander herliefen und sich bei dem Husten immer ein bischen bewegten. Vom Gesicht konnte ich nichts sehen.

„Hast du dem Genloc etwas gethan, Thrine?“

„Ich nicht! Ich nicht!“

Ich setzte mich zu ihr hin und fragte nach dem Mann. Sie sagte, der gehe jetzt ganz seine Wege, drum ginge sie auch die ihrigen. Gestern habe er von einem Lehrertag in der Umgegend gesprochen, bei dem er gern anwesend sein wollte; habe auch gleich seinen Hut genommen und sei fortgegangen. Da sei denn auch sie noch einmal aus dem Hause hinaus und wohl eine Stunde weit geschlichen.

Aber wohin denn?

Das sagte sie nicht, aber mit den Sorgen, meinte sie, werde es nun bald vorbei sein und in das Wort mengte sich etwas, wie befriedigte Schadenlust.

Ein paar Tage später, haben wir sie hinausbegleitet, wo sie noch liegt; es war noch harter Winter, wie heut. Und diesmal wars der Mann, der blieb allein im Genloc.

Derweil kam das Frühjahr in's Land. Das ist eine Zeit, in der man, so lang man noch jung ist, mit Hoffnungen zur Ruh geht, von denen man nicht weiß, wie sie sich gründen und was sie wollen. Man schläft einen eisernen Schlaf und es wird Einem manchmal träumerisch am lichten Tag. Die Sonne schien schon hübsch warm und in dem tiefen Zimmer drüben kam sie bis nah an meine Füße. Draußen taute der dicke Schnee, der jüngst

Digitized by Google

hier gefallen war, von den Dächern und die Tropfen klappten in den Kandeln und auf dem Rinnſtein unten.

Ich ſtand von meiner Näherei auf, legte mich in's Fenſter und wußt's nicht. Anfangs ſchaut' ich mir das Wintermoos an, da wo die zwei alten Steine am Fenſterſims ein bißchen auseinandergewichen und der Mörtel wieder zu Erde geworden war. Denn das war drüben mein Garten. Hernach ſchaute ich aber auch zwiſchen den Häuſern durch hinüber ins Mühlthal und auf die Berge und zuletzt den Leuten in ihre Fenſter und in ihre Thüren. Denken that ich aber, Gott weiß wohin anders, bis mich das Knarren von zwei Stiefeln aufweckt und ich aus der Wirtsthür, mit ſeiner Wachstuchkappe und ſeinem krummen Stock am Arm, den Amtsboten herauskommen ſehe. Hinter ihm drein hat ſich dem Lehrer ſein Kopf gezeigt, der hat eilig noch etwas mit ihm geſprochen und zu der Antwort ſehr aufmerkſam gehorcht und iſt dann ſchnell, ſchnell wieder im Flur verſchwunden.

Unterdeſſen kommt der Bote die Gaſſe herüber.

„Sind Sie die Anna Marie Walz? Iſt nichts Arges! Hier die Ladung! hier — den Schein müſſen Sie unterſchreiben."

Jeſus!

Eine Woche drauf ſitzen der Lehrer und ich und noch ein paar mehr im Amt vor dem Richter. Der läßt uns fünfmal das königliche Siegel ſehen, ſchneidet das Papier auf und drinnen ſteht:

„Ich allein bin Eigentümerin der Realwirtſchaft und des Hofes zum Genloc. Ich vermache dieſelben nebſt dem dazu gehörigen Gut als einziger Erbin meiner Freundin. . . ."

Die Erzählerin konnte nicht ausſprechen, denn eben trat der Lehrer wieder ein und ſagte er wolle den Wein jetzt abfüllen, aber der Schlüſſel fehle ihm noch.

Da griff die Frau raſſelnd in die Taſche und ging dem Mann voran.

Als nach wenigen Minuten das Mädchen wieder eintrat, noch ſchüchterner, als es vorher geweſen, zahlte ich meine Zeche und wanderte fürbaß. Ich brauchte mir den Kopf nicht zu zerbrechen, wie der Lehrer die Rache des Genloc beſchwichtigt hatte.

Mondnacht im Dresdener Zwinger.

Verſchlafene Kotainen raunen
Geheimnisvoll im Mondenlicht,
Das auf der Satyrn und der Faunen
Geſichtern ſeine Strahlen bricht.

Die weißen Steinfiguren leuchten
Kingsum in märchenhafter Pracht
Als wie vom Kuß der Nacht, dem feuchten
Zum Leben wunderbar erwacht.

Die Linden drüben und die Küſtern,
Die in des Teiches Flut ſich ſchau'n,
Erzählten ſich mit leiſem Flüſtern
Von Pagen und von ſchönen Frau'n.

Wie drohend ragen in der Ferne
Die Türme in die ſchwarze Nacht.
In mildem Glanz beſchau'n die Sterne
Den Frieden längſt verſunk'ner Pracht.

Otto Oppermann.

Idyll.

Steht ein Wieſenplatz im Walde
Sonnbeſchienen, eine Halde,

Blumen tragend, Falter hegend,
Gräſer, ſich im Windhauch regend.

Junge Mädchen führen Reigen
Drauf mit ſanftem Gliederneigen.

Wie der Vögel helles Singen
Zwiſchert ihrer Lieder Klingen.

Und die Wieſe, drauf ſie ſchreiten,
Und die Halde, drauf ſie gleiten,

Und das ganze Duftgeſchwele
Iſt die liederfrohe Seele. —

Otto Stößl.

Digitized by Google

Erzählende Gedichte.

Lady Shrewsbury.

Der späte Mond stieg auf in roter Glut,
Leis wiegte vor'm Palast des Sees Flut,
Auf allen Zweigen lag der Blütenstaub
Und banger Schauer ging durch's junge Laub.

Und aus dem Dunkel trat ein Mann hervor,
Die Marmorstufen schrillt er sacht empor,
Ein Weib empfing ihn, und sein schwarz Gewand
Schlug er zurück und küßte ihre Hand.

„Kommst du allein?" Er nickt. „Der Knd're?" „Tot!"
Heiß war die Lippe, die sie jetzt ihm bot.
In seine Arme preßt sie sich und lacht:
„Nun bin ich dein nicht bloß in stummer Nacht!"

Und er erzählte: „Als im Abendschein
Der Waldweg glänzte, traf ich ihn allein:
Scharf war das Kechten, doch beim dritten Schlag
War er's, der toteswund am Boden lag.

„Ich beugt' mich zu ihm nieder, wo ich stand,
Er hob sich sacht und faßte meine Hand:
Herr Herzog, sprach er, weil ich sterben muß,
Bringt meinem Weibe meinen letzten Gruß!

„Ich bring' ihn dir!" Sie zieht ihn in's Gemach,
Mit Küssen halten sie einander wach,
Die Dämmrung kam, es kam das Morgengrau —
„Sag', was erschreckt dich, wunderschöne Frau?"

Man reißt die Thüre auf, noch eh' sie spricht,
Ein jäher Windzug löscht der Ampel Licht,
Und einen Toten — Herr des Himmels, nein,
Den wunden Grafen führen sie herein!

Er stöhnt: „Weckt mir — mein Weib — und ruft's heran!"
Doch plötzlich fängt er laut zu lachen an,
Zum Lager weist er hin mit wildem Schrei:
„Da ist sie — und der Herzog — gleich dabei!"

Und wieder lacht er gräßlich; für die zwei
Ertönt das Lachen wie Verdammungsschrei:
„Wer einem Weibe — traut — geht schlimme Bahn —
Laßt euch — nicht stören — ich — bin abgethan."

Er reißt von Brust und Stirn die Binden fort:
„Gut, daß — kein Toter kehrt — von seinem Ort —
Herr Gott — auch mich — laß' nimmermehr — herauf —
Nie mehr —" und seine Wunden brechen auf.

Georg Edward.

Das Modell.

Diesseits der Brücke, da wo im Kanal
Die Ziegelsäume festgefroren lagen,
Hört' ich den kleinen Burschen jedes Mal
Dem Vater hastig sein adieu sagen.

Dann stampft' er lustig fort. Die Kälte schnitt
Den dicken Winternebel schier in Stücke . .
Es knirschte noch im Schnee sein kurzer Tritt,
Ich sah ihm nach bis an die zweite Brücke.

Die dunkelbraunen Locken hätten fast
Erdrückt die kleinen Schultern; nett und putzig
Trug er ein Hüllein auf der Lockenlast,
Dazu ein Mäntelchen, zu eng und schmutzig.

Der Vater klein, doch wohl proportioniert
Stand Akt Bildhauer von berühmtem Namen,
Das Söhnlein aber wurde engagiert
Von einem Atelier für junge Damen.

In Kohle, Oel, Pastell und Aquarell,
Auf Leinwand, Pergament, Papier und Päppchen
Sah er sein Konterfei entstehn und schnell
Damit gefüllt die Mappen und die Mäppchen.

Von allen Seiten ward er aufgefaßt,
Im schmutzigen Hemdchen und im engen Röckchen,
Bald mit dem Wirrwarr seiner Lockenlast,
Bald in dem saubern Schmuck gekämmter Löckchen.

Und kam die Frühstückspause, gab man ihm
Cakes, Pralinés und andre süße Häppchen,
Man rief ihn nur den kleinen Cherubim,
Und alle Damen schwärmten für Giuseppchen.

Und dennoch, seine Wangen wurden schmal,
Sein Auge wie vom Nebel trüb beschlagen;
Die Damen sprachen von des Heimwehs Qual:
„Gewiß, er kann das Klima nicht vertragen."

Zusehends ward er stumpf. Vornüber sank
Der kleine Körper müd vom langen Sitzen.
Man drang in ihn: „Du wirst uns doch nicht krank?"
— Er fiebert ja; er muß zu Hause schwitzen! —

Zum Krämer nach Zitronen wird geschickt,
Nach Zucker, um ihn in den Trank zu streuen;
Doch kaum, daß er die goldne Frucht erblickt:
Geben Sie mir! die Mutter wird sich freuen.

Digitized by Google

Das also war's. Die Mutter fehlte ihm.
Man sammelte zu einer kleinen Spende
Und drückte dem erstaunten Cherubim
Geld und Zitronen in die klammen Hände.

Und wieder hört' ich täglich am Kanal,
Als schon die schweren Kähne freier lagen,
Den kleinen Schelm betrübter jedes Mal
Dem Vater sein addio babbo! sagen.

Doch heute an des Frühlings ersten Mai,
Da ich wie sonst des alten Wegs geschritten,
Sah ich von fern die beiden — nicht doch, drei,
Die Mutter führten sie in ihrer Mitten.

Im Antlitz Furchen, die die Krankheit zog,
Die Züge hart vom grellen Licht beschienen,
Ein leiser Schimmer über's Auge flog:
Gottlob, nun kann ich wieder zuverdienen.

Des Mannes Blick an ihr herniedergleitt
Kalt, mitleidslos, dann sank er starr zu Erden,
So rücksichtslos klang neben ihr sein Schritt:
'S ist aus mit ihr; sie muß nun bill'ger werden.

Der Kleine aber hielt ein grünes Blatt,
Sorgsam vor's Auge, daß er's nicht verliere,
Als sah er drin Roms ferne Riesenstadt
Und der Campagna silberglatte Stiere.

Hans Mackowsky.

Die guten Freunde.

Ein junger Mann voll Eifer und Talent
Ließ früh ein Stern am Geistesfirmament;
Der weise Meister sparte schon das Loben;
Der, dachte er, kommt, ohne das nach oben,
Und wie dem Jüngling, braucht er nur die Schwingen,
Um hoch und höher stets emporzudringen,
Des Wissens bunte Gärten nun sich weiten,
Und täglich Wunder neu vorübergleiten,
Da schien die Welt ihm wie ein Himmel reich,
Und er war dieser Wunder König gleich.
Ihm kam der Lenz, ihm sangen alle Quellen,
Und Lebenslust ließ ihm die Adern schwellen.

Doch schon begann die Fülle ihn zu drücken,
Denn fremd entwich die Jugend seinen Blicken.
Er sah sie fern sich einen, froh und warm,
Und glaubte nun sich plötzlich bettelarm.
Warum, so sagt' er sich, flieht man mich scheu,
Als ob ich Mensch nicht mit den Menschen sei?
Er naht sich schüchtern ihrer Schaar und meint,
Daß Bestes auch zum besten Bund vereint,
Spricht hochbegeistert von des Wissens Schätzen
Und will mit allem Großen sie ergötzen;
Kuch bringt er wohl Gedanken hie und da,
Bis er vertropft der Hörer Menge sah.
Der letzte thät mit großen Schritten laufen
Und eint mit Donnerlachen sich dem Haufen.

Die Stirne runzelnd blieb der Jüngling stehn
Und dacht': „Ich ließ sie nichts als Selbstsucht sehn.
Man soll mit seinem Reichtum nimmer prahlen,
Will man nicht geben auch aus vollen Schalen."
Und als sich's bot, führt' die verzagten Kanten
Durchs Dunkel leuchtend er des Unbekannten.
Nun kann man wohl mit stummen Händedrücken
Und lud ihm alles fröhlich auf den Rücken.
Er lernt' zum Alltagswort den Blick verstehn
Und ließ sie nichts als lauter Liebe sehn.
Doch seltsam gar nach dem berührt' es ihn,
Wie nur die Pflicht sie ihm zu nähern schien.
Steif wurde Wort und Haltung, trat er ein,
Und alles hörte müd' auf ihn allein.
Viel jage Worte gab's, verbindlich Schweigen
Und wohlgesetzte Phrasen und Verneigen.
Er sah kein Herz und nirgends auch Natur,
Von ihren Gaben ward ihm keine Spur.

Da ging's ihm auf. „Ihr Guten," rief er, „kommt!
Ich bin kein Narr, dem nur die Weisheit frommt."
Mit leichtem Scherz denkt er der wachern Alten,
Der Wissenschaft, doch holderen Gestalten,
Dem Leben, quölle junger Herzenssaft.
Zwar reut's ihn gleich, doch halte seiner Kraft
Sich jene nicht als seine Magd ergeben?
Sie sollte ihn, doch er nicht sie erheben.
Schon drängten sich die scheuen Freunde her
Und sagten ihm, daß er ein Meister wär.
Das hört' er gern. Er lachte zwar und schalt,
Doch stel's ihm bei: „Das Wissen auch wird alt,
Und Junges drängt es fort mit frischen Kräften,
Um sich den Führerkreis ums Haupt zu heften.
Der Anerkennung hat man bald genug,
Nun richt' ich selber wohl mit Recht und Fug.
Des Meister's stummes Dulden faß' ich lange,
Vor meinem frischern Wagen wird ihm bange",
Und als es der und jener schmeichelnd spricht:
Man stelle unter'n Scheffel bös' sein Licht,
Da ruft er keck: „Der Freundschaft dieses Glas!
Es klafft durch Jung und Alt ein ew'ger Haß.
Sie fühlen's, aus den brechenden Kuinen
Wird unsre Zukunft, sie verzehrend, grünen."
Und das gefiel. Man zog ihn jauchzend fort,
Und um und um ging dieses große Wort.
Man drängte sich, man stimmte zu ihm schon,
Noch eh die ganze Weisheit ihm entflohn.
Orakel ward sein Bauch, sein Käuspern Witz.
Er saß ein König nun auf seinem Sitz;
Und eines Tag's, als es der Meister wagt
Zu lächeln: „Nun, das war nicht recht gesagt,"
Wirft er das Buch dem Alten an den Kopf
Und tobte lachend fort: „Der neidsche Tropf!"

Kufjubelnd stürmt ihm nach der Freunde Jagd:
„Den Maulwurf hast du's einmal recht gemacht.
Du bist ein prächt'ger Kauz!" und fast erstickt
Ihn Lieb', da jeder sich in ihm erblickt,
„Solide Schrullen giebts für kein Genie!
Fehl, Bruder, sieht man's, bist nicht so wie die."

Nun pfiff der Jüngling über Markt und Gassen
Und tumpte wie ein Graf mit Lust und Prassen.
Die Hände in den Taschen, prahlt er Mut,
Am Fuß den Sporn, am Ohr den Federhut.

Digitized by Google

Bald freut kein ernst Geschäft den Jungen mehr,
Das Reden wird ihm leicht, das Denken schwer,
Und sich zu Tode will die Bande lachen
Bei seinen allerdümmsten dummen Sachen.

Einst lag er mürrisch gähnend auf dem Pfühl
Und schmappte in der Fliegen surrend Spiel,
Da klopft' es und die Schwelle überschlich
Ein graues Weib, vor dem der Tag erblich.
„Was willst du, Alte?" gähnt er müd empor.
„Zum Glücke führen dich, verirrter Thor." —
„Du? — hab ich's nicht?" — Und heiser lacht das Weib:
„Ja, ja, du nennst so deinen Zeitvertreib." —
„Wohin denn also? Und wer bist denn Du?" —
„Die Selbstbetrachtung führt dem Glück Dich zu."
„Und bist so grau und elend?" — „Nicht zum Glanz
Hinunter führ ich dich, durch Spiel und Tanz
Einsame Nacht wird dir das Leben scheinen,
Der glatte Pfad besät mit spitzen Steinen.
Die Stirn gehärbt, die Lippe herb und karg,
Bist nur dem Hasse nimmer du zu arg.
Der Klütterkranz ist — ach! wie bald! — zerrissen.
Beim Rechten will der Schwarm sein Bestes wissen.
Sie werden höhnend dich mit Füßen treten,
Dir folgt kein Freund, kein Gott erhört dein Beten,
Es trägt kein Weib mit dir des Daseins Pein,
Und dir ins Antlitz wird der Pöbel spein." —
„Und dann?" — Dann wird ein besserr Kranz mir prangen? —"
„Du wirst nach keinem Kranz dann mehr verlangen."
Er schwankte auf: „Wo aber bleibt das Glück?" —
„Dir öffnet in die Wahrheit sich der Blick." —
„Wohlan es sei gewagt — zum Zeitvertreib."
Und winkend schleicht zur Thüre schon das Weib.

Da tobt der Schwarm treppauf, und ein Getos
Bricht um die stummverwirrte Alte los.
Sie wollen ihre Kunzeln recht beleuchten
Und raten ihr, den Gaumen anzufeuchten.
Der Jüngling steht verärgert und beschämt
Und lacht: „Da ist das Alter, das sich grämt,
Weil andre frisch und froh sich regen wollen
Und über ihren Kalschlag achtlos tollen.
Nun seht's euch an, auch ich that sie studieren.
Just zur Gespielin wollt' ich mir sie küren."

Und vor Gelächter zitternd das Gemach,
Der Kliehende wirft man die Bände nach.
Und schleppt, den man gerettet vor der Qual,
Von einem toll zum andern Bachanal.
Da hat er nun der aufgeregten Kunde
Gebeichtet was geschah mit vollem Munde.
Das gab ein Wiehern, gab ein toll Ergötzen,
Das gab ein Reden, Raten, Glückwünschen.
Man goß den Wein ihm in die Kehle fast.
„Zum Teufel", hieß es, „muß des Wissens Last,
Und nach dem alten Spruch ist in die Reben
Ja alle Wahrheit schon hineingegeben.
Philisterweisheit knurrte aus der Alten.
Uns soll das Leben einst die Stirnen falten."
Ein Werk des Jünglings, das man nicht begriffen,
Gespricht man mit Verdrehungen und Kniffen,
Macht Tiefstes platt und Trefflichstes gemein.
Kein Mägdlein konnte ausgelassner sein.
Wohl jubt der Jüngling auf, wird blaß und rot,
Sieht er nun heil'ge Stunden gar im Kot,
Doch, da sie küßten, hat er sich ergeben,
Und lallte bald: So woll' er immer leben.

Noch hie und da wohl bei des Tags Erbleichen
Sah er die Alte an den Kenstern schleichen,
Dann schrie er wild sie an: „Du Bettlerin!"
Und stürmte fieberud durch die Gassen hin.
Zuletzt, um ihrem Schatten zu entgehen,
Ließ er nur schmarchend sich alleine sehen.
Die Freunde durften nicht auf Stunden weichen
Und fanden auf der Welt nicht seinesgleichen.
Durch Tanz und Orgien jagt der Stunden Chor,
Und weit umgeht er dunkler Schulen Thor,
Denn auf den Stufen einst sah er sie hocken,
Als wollt' ihr müder Blick noch einmal locken.

Dann endlich kam sie nicht mehr. Er jedoch
Trank fort und lachte, grau ein Knäblein noch.
Nichts reizt an ihm der Geistesgleichen Neid
Der Ernst schwand selbst aus täglich neuem Streit.
Ein Rausch versöhnt, die sich um nichts verfeinden.
Jetzt war er Freund mit seinen guten Feunden

Julius Havemann.

Vom Lebenswege.

Er ging in seiner Jugendzeit
Durch eine große Einsamkeit.
Ein Irrlicht flog durch Wald und Moor,
So daß er sich im Sumpf verlor.
Kein Stern erglomm durch Nacht und Graus,
Kein Licht aus seines Vaters Haus.
Es dürsteten nach seinem Blut
Die Schlangen- und die Unkenbrut.
Die Nacht war schwarz und grau der Tag.
Vor seinem Aug' ein Nebel lag.
Er sprach, an Herz und Seele leer:
Nun finde ich nach Haus nicht mehr! —

Da glomm von fern ein helles Licht.
Noch sah sein Aug' so helles nicht!
Es war ein Licht, o wie so rein!
Ihm war's, wie Heimatsonnenschein.
Ein hold Geschöpf war ihm genaht,
Das zeigte ihm den rechten Pfad.
Zwei Augen sprachen, lieb und schlicht:
„Hier leuchtet deiner Heimat Licht!"
Und eine Stimme sagte nun:
„Du sollst an meinem Herzen ruh'n!"
Ein Händchen führte, zart und weich,
Den Jüngling in ein Himmelreich.

Heinrich Hege.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Verliebte Wirtschaft.

Scherzspiel in einem Akt von **Carl Mönckeberg.**

Personen.

Ludwig, Gastwirt.
Lisette, seine Schwester.
Bernhard.

Ort: Ein Gasthaus auf dem Dorfe.
Zeit: Um 1770.

Erste Scene.

Bäuerliche Gaststube. Thür in der Mitte des Hintergrundes. Rechts davon ein Glasschrank mit Tellern, Gläsern und anderem Geschirr. An der Wand links von der Thür ein eingerahmtes Oldild, das Äußere des Gasthauses darstellend. Links im Vordergrund ein solider Tisch mit Stühlen. Rechts ein schwerer Lehnstuhl.

Ludwig, im Lehnstuhl. Lisette.

Lisette. Ich sage dir, du brauchst dich nicht zu bangen,
Den Hausstand führ ich dir Jahr aus, Jahr ein.
Ist nicht die Wirtschaft immer gut gegangen?
So sollst auch bleiben, liebstes Brüderlein.
Du redest immer von den Freiersleuten,
Als wollte mich im Dorfe jedermann;
Viel andre eignen besser sich zu Bräuten:
Ich schau, wie ich dem Bruder helfen kann!

Ludwig. Und doch, verzeih, bist du mir unverständlich,
Du hattest Bernhard doch von Herzen lieb?

Lisette. Vergiß doch diese alte Sache endlich!
Ich laufe niemand nach, ist mein Princip!

Ludwig. Liebst du ihn denn?

Lisette. Weil er dein Freund ist —, ja.
Doch hätt er jemals mich ins Herz geschlossen,
Ich glaube nicht, er ginge uns zum Possen
Jetzt mir nichts, dir nichts nach Amerika.
Dich hab ich viel, viel lieber! Überhaupt —

Ludwig. Weißt du, ich hab noch bis zu dieser Stunde
Von dir und Bernhard allerhand geglaubt.
Doch soll ich offen sein: mich freuts im Grunde,
Daß er so andern Sinns geworden ist.
Bin ich auch traurig, daß er von mir geht
Und seiner Heimat kühl den Rücken dreht,
So bin ich wieder auch ein Egoist
Und froh, daß du ihn nur mit Freundschaft nennst;
Denn oftmals ahnt ich schon wie ein Gespenst
Den nahen Tag, wo dieses Paradies
Ein Ende allzubald gefunden hätte
Und wo an ihres Bernhard Arm Lisette
Das Haus des armen Bruders gern verließ.

Lisette. Du dummer Jung, sich so was auszudenken! —
Doch reis't jetzt Bernhard wirklich bald von hinnen,
So sollten wir uns lieber drauf besinnen,
Womit wir ihn zum Abschied noch beschenken.

Ludwig. Ich weiß es schon: es freut ihn sicherlich,
Kann ihn dies Bild von unserm Haus begleiten.
Dann denkt er ab und zu an dich und mich
Und achtet auch die guten alten Zeiten.

Lisette. Was uns die toten Eltern hinterließen,
Kannst du so einfach für den Fremden wählen?
Vielleicht wird die Erinnrung ihn verdrießen,
Dem es so leicht wird, sich davonzustehlen.
Schön wird ers haben in dem reichen Lande
Und sich um uns gewiß nicht lange kümmern,
Mir aber brächte es die ärgste Schande,
Würd' lachend er das Bild wohl gar zertrümmern!
Wer so nach Reichtum geht —

Ludwig. Das thut er nicht:
Er geht hinaus, sich tüchtig auszuloben,
Und leistet auf ein häuslich Glück Verzicht,
Um draußen seine Kräfte zu erproben!
Hier fühlt er sich verlassen und allein —

Lisette. Allein? —

Ludwig. Drum sucht er freudig die Gefahren.

Lisette. Gefahren?

Ludwig. Ja, und all die Scherereien,
Die in der Fremde oft und schwer und viel
Auch für den Kühnsten zu bestehen waren,
Eh er sich durchgekämpft zu seinem Ziel.

Lisette. So, glaubst du, hat er schwer sich durchzuringen?

Ludwig. Gehörig!

Lisette. — muß am Ende viel entbehren,
Sich gegen die Indianer blutig wehren?

Ludwig. Gewiß, man legt ihm unaufhörlich Schlingen.

Lisette. Da kann sogar der Mutigste verzagen,
Auch Bernhard —

Ludwig. Ja, das ist nicht unwahrscheinlich.

Lisette. Glaubst du, er wirds?

Ludwig. Das kann ich noch nicht sagen.

Lisette. Wenn ers nun thut?

Digitized by Google

Ludwig. Dann wird die Sache peinlich.
Drum frau sich jeder, den Gemüt und Art
Gebunden an das Heim, das zaubervolle,
Und der im Herzen zu der Väter Scholle
Die treue Liebe ungeschwächt bewahrt!
Was kümmert uns auf diesem engen Plan
Die neue Welt, der weite Ozean?
Lisette. Ein Gast kommt eben —

Zweite Scene.

Bernhard tritt ein.

Bernhard. Guten Tag, ihr Leute!
Lisette. Ich wünsch Euch guten Morgen!
Ludwig. Alter Jung,
Woher? wohin? du bleibst doch bei uns heute?
Bernhard. Ich kann nicht bleiben, bin nur auf dem Sprung,
Der ganzen Sippschaft noch die Hand zu drücken,
Bevor ich in die fremde Ferne geh,
Kehr morgen dann dem alten Dorf den Rücken
Und übermorgen bin ich längst auf See!
Lisette. Schon?
Bernhard. Ja, Mamsell, das scheint Euch schnell gehandelt.
Hier wird nicht erst die Runde durch gespeist,
Mit jedem Bäschen angehandelt:
Hier wird Adieu gesagt und abgereist.
Lisette. Allein so bald —!
Ludwig. Laß ihn! wozu das Quälen?
Hol aus dem Keller eine Flasche Wein,
Doch bitte ich, was Feines auszuwählen!
Mach zu! fast könntest du zurück schon sein!
(Lisette ab.)
Ludwig. Nun sage blos: wozu die Riseneile?
Was treibt so unaufhaltsam dich hinaus?
Bernhard. Mich plagt die fürchterlichste Langeweile —,
Und hier, versteh, gehör ich nicht ins Haus!
Ludwig. Hier nicht ins Haus?
Bernhard. Was soll der Vagabund,
Der Abenteurer in den lieben Räumen,
Wo Glückliche zufrieden und gesund
In Fleiß und Heiterkeit die Zeit verträumen?
Ich lieb die Heimat wohl —
Ludwig. Mir scheint nicht sehr,
Da du wie einer Wüste ihr entfliehst!
Bernhard. Wenn du in Allem nur das Schlechte siehst,
Mich nicht verstehn willst, treibst du mich noch mehr!
(Lisette bringt den Wein.)
Lisette. Zum Wohl ihr Herrn! (leise) O Ludwig, sag ihm ja,
Daß er nur heut nicht geht, nicht gar so stinkt! (ab)
Ludwig. Dein Wohl, mein alter Junge!
Bernhard. Prost!
Ludwig. Ich trink
Aufs neue Leben in Amerika.
Daß du dich heimisch fühlst!
Bernhard. Mit eigner Hand
Muß ich mein Glück mir und mein Häuschen mauern,
Mein einsam Haus.
Ludwig. Das wird wohl lange dauern,
Da du mit Land und Leuten unbekannt.
Ich könnt es nicht. Wenn schwere Stunden kämen,
Ich glaub, die Sehnsucht würde mich verzehren.
Ja, wenn wir Menschen nur imstande wären,
Ein kleines Stückchen Heimat mitzunehmen!
Denn was man erntet, schafft am fremden Ort,
Man bringts mit dem Gefühl nicht in Verbindung,
Man freut sich kaum und sorgt in einem fort
Und Stolz ist noch die fröhlichste Empfindung.
Zwar ists bei dir was anderes, du hängst
Nicht an der Heimat so wie ich —
Bernhard. Schon recht!
Verkauft ward meines Vaters Boden längst,
Zerstreut im weiten Lande mein Geschlecht.
Doch was ich in der neuen Heimat thu,
Das macht kein Neid und Ärger mir zunichte,
Der Reichen Erb und Dünkel läßt mir Ruh
Und Mannesfleiß gilt mehr als Stammgeschichte!
Ludwig. So hast du von der Heimat nichts gehabt?
Willst Alles du vergessen?
Bernhard. Nein, o nein!
Das ungetrübte Glück, das ihr mir gabt,
Und dieses Hauses stiller Sonnenschein,
Die Gastlichkeit, der gute deutsche Brauch,
Wie ihr ihn freundlich stets um euch verbreitet:
Das ist das kleine Stückchen Heimat auch,
Das mich getreulich in die Welt geleitet!
Ich nehme ja nichts mit als die paar Groschen,
Das teuerste laß ich zurück — Indessen:
Bald hätt ich die Besuche ganz vergessen,
Die wichtigsten sind noch nicht abgedroschen!
Ludwig. Du willst doch noch nicht fort?
Bernhard. Ich muß mich sputen!
Ludwig. Doch bleib den Abend dann gemütlich hier.
Du gehst nicht lange fort?
Bernhard. Nur drei Minuten,
Das Abschiednehmen macht mir kein Plaisir.
Ludwig. Ein Wort noch!
Bernhard. Was denn?
Ludwig. Sagtest du mir nicht,
Dein teuerstes sei hier im Haus geborgen?
Bernhard. Ich meinte nur —
Ludwig. Welch brummiges Gesicht?
Gut, daß ichs weiß: du brauchst dich nicht zu sorgen,
Jetzt kenn ich deine treue Seele erst.
Beeile dich, und wenn du wiederkehrst —
Bernhard. Du kannst versichert sein, ich komm im Nu!
Ludwig. — wirst du erfreut auf diesem Lehnstuhl finden
Das freundlichste von allen Angebinden,
Wie du es drüben brauchen kannst!
Bernhard. Ach du! (ab.)

Dritte Scene.

Bernhard (ihm nachsprechend.) Ach du! ach du! — Nur nicht so unverstanden,
Als könnt ich deine Schwäche nicht begreifen!
Du möchtest gern in alten Freundschaftsbanden
Mit uns vereint durch deine Steppen schweifen.
Je mehr dir traurige Gedanken kommen,

Digitized by Google

Je gröber wirst du äußerlich und schroffer
Und hättest doch so gern in deinem Koffer
Dies ganze Haus nebst Inhalt mitgenommen!
(Nimmt das Bild von der Wand und stellt es auf den Lehnstuhl.)
Der wird sich freun, kommt er hereinspaziert
Und sieht hier gleich die schöne Gabe lehnen!
Daß sie die Fremde heimatlich verziert,
War doch der trefflichste von allen Plänen.
(Lisette tritt suchend ein.)
Was willst du?

Lisette. Wo ist Bernhard?

Ludwig. Weggegangen.

Lisette. Wann kommt er wieder?

Ludwig. Kann nicht lange währen.

Lisette. Er bleibt doch?

Ludwig. Nein.

Lisette. Was ist da anzufangen!
Er muß doch bleiben!

Ludwig. Wird ihn wenig scheeren.

Lisette. Halt ihn nur noch bis morgen hier!

Ludwig. Warum?

Lisette. Ich denk, er war dein Freund!

Ludwig. Das bleibt er immer,
Drum för ich sein Vergnügen nicht.

Lisette. Wie dumm!

Ludwig. Das thun nur eigensinnige Frauenzimmer.
Ich rate dir: laß ihn mir ja in Ruh!
Daß er jetzt Abschied nehmen will von Allen,
Ist ihm nicht blos zum Jokus eingefallen,
Drum setz ihm nicht mit deinen Bitten zu!
Ich revidier die Wirtschaft. Deck' den Tisch,
Nimm auch Servietten, aber extrafeine!
Sein Lieblingsessen — Alles gut und frisch
Zum Abschiedmahl! (ab)

Lisette. Daß weiß ich auch alleine!

Vierte Scene.

Lisette (während sie aus dem Glasschrank das Nötige holt, und den Tisch deckt.)
Die Teller — Gabeln — fehlt noch was? — die Messer! —
Auch noch die Gläser — ich bin ganz konfus.
So, so: Nur einen kurzen Abschiedsgruß,
Als wären wir ihm gar nichts! Um so besser!
Erscheint es ihm so herrlich, sich zu trennen,
Nur zu, nur zu! Ich will ja nichts von ihm,
Die Freundschaft war ja gar nicht so intim!
Adieu, mein Jung: denk nicht, ich würde flennen!
(weinend)
Glaub nicht, ich wär betrübt — um Gotteswillen —
Weshalb auch? leb ich doch im Überfluß!
Geh nur! — — Jetzt muß ich schnell die Thränen stillen,
Daß er nicht sieht, wie ich mich quälen muß! —
Wenn ich nur ja, nur ja nichts merken lasse!
Verleih mir Grobheit, bester Eigensinn!
Doch nein —: dann merkt er gleich an meinem Hasse,
Wie ich mit Leib und Seel sein eigen bin.
Nur ihm nicht zeigen, was sein liebes Wesen,
Sein Blick in meinem Herzen angestiftet!
Ich bin es nicht, die er sich auserlesen,
Mein Unglück ist es, doch nicht seine Schuld.
Mit Heftigkeit und dummer Ungeduld
Wird nur die frohe Stimmung ihm vergiftet! —
Was soll hier das Gemälde? Weg damit!
Es würde ihn an das Vergangne mahnen,
Und die Erinnrung hemmte seinen Schritt.
O könnt ich ihm die Zukunftswege bahnen!
(stellt das Bild beiseite, und setzt sich in den Lehnstuhl)

Fünfte Scene.

Bernhard tritt stürmisch ein.

Bernhard. Da bin ich wieder! (sie gewahrend) Jüngferchen, sieh da!

Lisette. Wie gütig, daß Ihr vor der Reise noch Gekommen seid!

Bernhard. Mein Gott, man reist ja doch
Nicht als Spaziergang nach Amerika.

Lisette. Ich dachte.

Bernhard. Doch ich hab von Abschiednehmen
Den ganzen schönen Abend reden hören:
Laßt uns den letzten Augenblick nicht stören
Mit solcherlei!

Lisette Ei, könnt Ihr euch auch grämen?
Wer frohgemut sein Vaterland verläßt —

Bernhard. Ist etwa dem der Abschied selbst ein Fest?

Lisette. Ich dachte,

Bernhard. (sich plötzlich besinnend) Nein! das ist doch sonderbar!

Lisette. Was denn?

Bernhard. Der Stuhl!

Lisette. Der Stuhl? Was hat er jetzt?

Bernhard. Sagt: habt Ihr euch vielleicht darauf gesetzt
Nach eures Bruders Plan und Bitte?

Lisette. Nein!
Und das beschäftigt euch so ganz und gar?

Bernhard. Ach so? ein Irrtum wärs. Ihr müßt verzeihn!

Lisette. Ich muß gestehn, ich kann mir nicht erklären,
Was Euch so aufgeregt —

Bernhard. Ich weiß, ich weiß.
Bedenkt, Ihr habts zu thun mit einem Bären!

Lisette. Ich glaub, jetzt ärgert er mich noch mit Fleiß!
(Sie stehen, von einander abgewendet, auf den entgegengesetzten Seiten des Zimmers. Ludwig tritt ein.)

Ludwig. Na, Kinder, wütend, daß ich warten lasse?

Lisette. Gut, daß Du kommst!

Ludwig. Gleich muß ich wieder gehn.

Bernhard. Ach, bleibe doch!

Ludwig. Nein, nein: zwei Kunden stehn
Mit ihrem Wagen vorne an der Gasse.
Sie wollen dir das Bild zur Stadt besorgen.

Bernhard. Das Bild?

Ludwig. Nun ja, du findest es dann morgen.
(er hebt sich das Bild auf.)

Lisette. Komm, laß es hier!

Ludwig. (zu Bernhard.) Du magst das Bild doch leiden?

Bernhard. Das Bild — o ja!

Lisette. Er macht sich nichts daraus!

Ludwig. Es ist nicht klug zu werden aus euch beiden.
Gleich bin ich wieder da zum Abschiedsschmaus!
(ab mit dem Bild)

Digitized by Google

Bernhard. Stand nicht das Bild auf diesem Stuhl?

Lisette. Ja — und?
Ist das so komisch?

Bernhard. Nun, ich hab wohl Grund,
Mich zu erregen: Was ich darauf fände,
Versprach mir Ludwig —, und jetzt fand ich euch!
Das Kleinod war wohl nicht für meine Hände?
Habt keine Angst!

Lisette. Das ist ja dummes Zeug!

Bernhard. Ja, ja. Wie müßte ich euch nicht bedauern,
Die Ihr gewöhnt an Glück und Wohlstand seid,
Wenn ihr in Drangsal und in Fährlichkeit
Auf meine schmale Bente solltet lauern!
's ist freilich dummes Zeug. Seid zart und schwach.
Als ich zuerst die feinen Händchen sah
Und wieder meine Riesentatzen —

Lisette (schlägt ihm kräftig auf die ausgestreckte Hand) Da!

Bernhard. Bravo, ein freundlich Abschiedsgrüßchen!

Lisette. (senkend) Ach!

Bernhard. Ich werde drüben andre Schläge spüren.

Lisette. Von wem denn?

Bernhard. Nun, das Schicksal holt schon aus,
Vielleicht verschlingts das Schiff mit Mann und Maus;
Das Meer hat Platz für viele. —

Lisette. Bleibt doch hier!

Bernhard. Seht, wie besorgt! Das kann zu gar nichts führen
Ich schade niemand, schlimmstenfalls nur mir,
Und dennoch seid ihr furchtsam?

Lisette. Wäre heiter,
Wenn ihr mit einem treuen Freunde ginget.
Was ist uns nicht der winzigste Begleiter,
Wo uns die fremde Einsamkeit umringt!

Bernhard. Ja, fänd ich einen! (ironisch) Wers wohl fertig bringt,
Mein Los zu teilen —!

Lisette (fest) Ich!

Bernhard. Was?!

Lisette (weich, treuherzig) Bitte! bitte!

Bernhard. Kind! Süßes! rede ernsthaft! sei so gut!
Mein — mein —! (Umarmung)

Lisette. Du ahnst ja nicht, wie sehr ich litte,
Gingst du allein!

Bernhard. Und hast du wirklich Mut,
Mich zu begleiten?

Lisette. Ist's auch sehr gefährlich?

Bernhard. Siehst du?!

Lisette. Was denn?

Bernhard. Ach, das ist schade, schade!
Du fürchtest schon, es ist dir zu beschwerlich:
Es wird ein mühsam Leben sein!

Lisette. Dann grade!

Sechste Scene.

(Ludwig kommt mit einer Flasche Wein.)

Ludwig (noch in der Thür)
Da hatt ich einen trefflichen auf Lager.
(aufblickend) Ja, Kinder!

Lisette (aus der Umarmung) Ludwig!

Bernhard. Alter, guter Schwager;
Wir sind verlobt!

Ludwig. Du phantasierst, mein Bester!
Ich denk, du wanderst nach Amerika.

Bernhard. Das thu ich auch und mit mir deine Schwester!

Ludwig (verdutzt) Du — sag mal —: ist das wahr, Lisette?

Liesette. Ja!

Bernhard. Wir reisen mit dem spätern Schiff natürlich.

Ludwig. Das geht ja nicht, das wäre skandalös!

Lisette. Weshalb denn, Brüderchen? Sei nur nicht bös!

Ludwig. Ich sage euch, das ist ganz unausführlich:
Hab ich das Bild nicht schon vorausgeschickt?

Bernhard. Willst Du, wir reisen morgen hinterdrein!

Ludwig (bedächtig) I wo! Ihr holtet es vielleicht noch ein,
Wenn ihr den Kapitän mit Trinkgeld spickt.
Allein, ich finde nur: es geht nicht an.

Lisette. Warum denn nicht?

Ludwig (zu Bernhard) Bedenke doch, Lisette!
Wenn sie vielleicht — was sehr wohl kommen kann —
Auf hoher See die böse Krankheit hätte!

Bernhard. Dies große Übel wird sie leicht verwinden,
Das ferne Land nur um so schöner finden!

Ludwig. Allein es geht wohl kaum.

Lisette. Gieb deinen Segen!

Ludwig. Ich finde doch im Grunde (sich entschließend) Meinetwegen!
Bevor ihr aber gänzlich dort verwildert
Im Lande wo sie keine Kleider haben,
Laßt uns am kultivierten Mahl uns laben!

Bernhard. Wer hat das Land so grausam dir geschildert?

Ludwig. Als Mann von Bildung weiß man das genau.

Bernhard. Komm setz dich zu mir, meine kleine Frau!

Ludwig. Du, Bernhard, hör mal: Eigentlich — Na ja!

Bernhard. Jetzt lassen wir vor Allen Ludwig leben!

Lisette. Ich schenke ein, ihr Herren. (Die Gläser vorsetzend) Da — und da!

Ludwig. Erst essen! wirds heut keine Suppe geben?
Lisette! Wie? Wo hast du unser Essen?

Lisette. Ach Ludwig!

Ludwig. Was?

Lisette. Das hab ich ganz vergessen!

(Der Vorhang fällt.)

Erfolg.

Wenn Wert und Würde dem Gedichte
Durch den Erfolg bemessen wird,
Ist die Kartoffel Königin der Früchte,
Weil sie zumeist gegessen wird.

Julius Petri.

Digitized by Google

Ernst Schulze und Adelheid Tychsen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulze's.

VII.

Am 8. Dezember 1813 ließ sich Ernst Schulze bei dem „Grubenhagenschen Bataillon", welches der damalige Oberforstmeister von Beaulieu-Marconnay in Göttingen formirte, als „freiwilliger Jäger" einschreiben. Einen Wechsel des Aufenthalts bedingte dies zunächst nicht, da sich die völlige Ausrüstung des Bataillons bis zum März 1814 hinzog, ebensowenig scheint sich in den Beziehungen des Dichters zu Adelheid etwas geändert zu haben. Nach wie vor besuchte er das Tychsen'sche Haus und brachte der Geliebten seine neuen Gedichte, schrieb ihr auch wohl ab und zu wieder einen Brief Wie das „Poetische Tagebuch" erweist, war seine Produktionskraft gerade damals eine besonders rege: die Innigkeit des Empfindens ist fast noch stärker, als in den früheren Liedern; daneben regt sich in einzelnen ein Hoffnungsgefühl, welches den im Herbst zuvor entstandenen fehlt. So singt er „Am 1. Januar 1814", „daß zwar der Liebsten treues Herz die Klänge nicht deuten könne,

Doch nah' ich dir, du holdes Bild,
Und sitze stolz zu Deinen Füßen
Und sehe, wie so wonnemild
Mich Deine klaren Blicke grüßen —

Dann schwillt mein Herz in süßer Lust
Und kann's nicht bergen, nicht enthalten,
Und bunt beginnt in tiefster Brust
Der Bilder holdes Reich zu walten,
Und was dein Mund, dein Auge spricht,
Tönt lieblich mir im Herzen wieder,
Und deiner Strenge denk' ich nicht
Und denke nur auf zarte Lieder.

Dein Aug' ist meine Phantasie,
Dein Athem gibt mir Muth' und Feuer,
Dein Wort mir Klang und Harmonie,
Dein Wangenroth der Anmuth Schleier.
O wollte nur der Genius
Der Liebe meinem Leben lachen,
Dann könnte leicht dein süßer Kuß
Den Sänger noch unsterblich machen!"

Ähnlich heißt es im Liede vom 3. Januar 1814:

„Du zarte Ros' im Morgenthau,
Du blühst so still auf weiter Au
Und läßt von keinem dich berühren,
Und immer willst du einsam steh'n
Und, nur für dich so frisch und schön,
Den Kranz der Liebe nimmer zieren.

Wohl hat dein Hochmuth mich betrübt;
Doch selig ist, wer Schönes liebt,
Drum kann ich nimmer von dir scheiden
Und will mir stille Lauben bau'n
Und fern zu dir hinüberschau'n —
Sprich, stolzes Röslein, willst du's leiden?"

Das am nächsten Tage — 4. Januar 1814 — entstandene Lied schließt mit der Mahnung an das eigene Herz:

„Lieder, fordert keinen Dank,
Wenn auch nur Minutenlang
Meiner Liebsten ihr gefallen" —

während jenes vom 5. Januar wieder in der Klage ausklingt:

„Mild und freundlich ist sie immer,
Und doch kalt und ungerührt,
Und was Schönes nur gebührt,
Das begehrt die Schöne nimmer. —
Liebe, reichst mir schlimmen Dank,
Leben, bist im Schmerz so lang
Und so kurz im Sonnenschimmer!"

Der 6. Januar bringt eines der schönsten Lieder, die Ernst Schulze gedichtet; die Sprache ist zur Musik geworden:

„Flieh' ich dich, so muß ich leiden,
Leiden, wenn ich dich erblicke,
Immer zwischen Sehn und Meiden
Schwankt mein Herz im raschen Streit,
Und mir naht, wohin ich blicke,
Leid im Glücke,
Glück im Leid.

Wollt' ich aus dem Leben scheiden,
Schwiegen wohl die wilden Triebe,
Doch zu missen Lust und Leiden
Ist dem Herzen kein Gewinn.
Sei du freundlich oder trübe,
Süße Liebe,
Nimm mich hin!"

Am 7. Januar:

„Hat in ihren Zauberkreisen
Liebe nicht mein Herz erzogen?
Irr' ich nicht auf wilden Meeren
Fern von ihrem sel'gen Hain?
Trauernd mit den alten Weisen
Such' ich jetzt den Zorn der Wogen,
Hold mich täuschend, zu beschwören,
Glücklich, ach, im Traum allein!

Der 8. Januar bringt den Wechselgesang zwischen der Blume und dem Quell, aus dem hier die folgenden Strophen folgen mögen:

Die Blume: O Quell, ich stehe viel zu fern,
Du kannst dich nie zu mir erheben;
Doch freundlich soll mein Blüthenstern
Auf deiner heit'ren Fläche beben.

Digitized by Google

Drum rief'le hin
Mit stillem Sinn!
Süß ist's, im Busen ohne Klagen
Der Liebsten keusches Bild zu tragen.

Der Quell: O Blume, Rath und Trost ist leicht,
Doch schwer ist's, hoffnungslos zu glühen;
Wenn auch dein Ruf mich nicht erreicht,
So muß ich doch mich ewig mühen.
Ein Blatt allein
Laß du hinein
In meine wilde Tiefe fallen!
Dann will ich still vorüberwallen."

In immer neuen Bildern besingen die Lieder vom 9. und 11. Januar sein vergebliches Werben um Adelheid; das letztere schließt:

„Läßt sie mich auch ewig leiden
Und mich weinen spät und früh,
Dennoch kann ich nimmer scheiden.
Ach, und zürnen kann ich nie;
Denn es wohnt in ihrer Schöne
Eine wunderbare Kraft
Die zum Lächeln selbst die Thräne,
Und den Schmerz zur Hoffnung schafft."

Das Gedicht vom 13. Januar variiert das Thema, daß ihm Adelheids Anblick allein Lieder schenke; am 15. Januar mahnt er sich selbst:

„Wohl ist es schwer, dem Spiele zu entsagen,
Doch herrlich auch, Unsterbliches zu wagen,"

aber schon am folgenden Tage ruft er wieder seinen Liedern zu:

„Nun so flattert hin und wieder
Um die schöne Zauberin!"

Zärtlich und voll innigster Verehrung sind auch jene Verse, die er zum 17. Februar 1814, dem Geburtstag der Geliebten, mit einem Blumenkranz an sie sendet. Daß die Sprache seiner Briefe anders, heftiger und vorwurfsvoller klingt, kann uns, die wir die Beziehung so genau kennen gelernt, nicht befremden. Einer dieser Briefe ist erhalten, er lautet:

Göttingen, am 27ten Februar 14. Wenn ich bedenke, daß ich nur noch wenige Tage in Ihrer Nähe zubringen kann, und dann wahrscheinlich auf immer von Ihnen scheide, daß sie mir vielleicht nicht einmahl den Augenblick des Lebewohls gönnen werden, da Sie es so ängstlich vermelden, mit mir allein zu seyn, wenn ich fühle, daß ich nur dann lebe, wenn ich mich mit Ihnen beschäftige, und daß eine Erglesung des vollen Herzens meine einzige Rettung ist, um nicht ewig von unruhiger Leidenschaft zerrissen und vom Gram erdrückt zu werden, dann ist es mir wohl zu verzeihen, wenn ich Ihnen schriftlich das zu sagen wünsche, was Sie mir mündlich nicht erlauben. Zürnen Sie mir nicht, wenn ich vielleicht durch diesen Brief noch einmahl auf Augenblicke Ihre Ruhe störe; es ist dieses ein Opfer, das Sie mir gern bringen werden, wenn ich Ihnen auch einst versprach, keine Opfer mehr von Ihnen zu fordern. Es wird ja eine lange Zeit, wahrscheinlich ein ganzes Leben hingehen, ohne daß Sie wieder etwas von mir hören, und eben da er ein Lebewohl ist, wird Ihnen dieser Brief erträglicher seyn, weil auf das Lebewohl ja die Trennung folgt und Sie ferner keine ähnlichen Ausbrüche einer hoffnungslosen und verschmähten Liebe zu befürchten haben.

Ich möchte gern ruhig seyn und meinem Schicksal nicht zürnen: aber so oft ich es versuchte, ward meine Erhebung zur Narrheit, zur dumpfen Bewußtlosigkeit, und diese kann ich nicht ertragen, so lange noch ein Funken des besseren Geistes sich in mir regt. Sey es auch Zorn oder bittrer Schmerz, ich will sie lieber als den geistigen Tod. Auch darf ich wohl zürnen, da ich mit Ansprüchen aufs Leben so ganz vom Leben verworfen bin, da mein ganzes Wesen nichts als Liebe ist und ich doch immer ungeliebt seyn muß, da ich die Kraft in mir fühle, Schönes hervorzubringen und doch die reinsten Blüthen dieser Kraft durch unselige Verhältnisse erbleichen und verwelken sehe. Kann ich mich in jene ruhige Begeisterung versetzen, die allein die Schöpferin des Schönen und Vollendeten ist, wenn meine Seele ewig von unruhiger Leidenschaft umhergetrieben wird und mein Geist rastlos von einem Gedanken zum andern schweifen, oder regungslos auf einer einzigen trostlosen Gewißheit verweilen muß? Warum ward mir Gefühl und Fantasie gegeben, wenn sie mich nur unglücklicher machen und doch keine reife und erfreuliche Früchte hervorbringen sollen? Sie kennen weder diesen zerstörenden Zustand der ewigen Unruhe, noch das schreckliche Gefühl, das mich bey der vollkommenen Ueberzeugung, ganz umsonst zu leben, verfolgt, und es ist der schönste Wunsch, den meine Liebe für Sie thun kann, daß Sie diese Zustände nie kennen lernen mögen. Aber wenn Sie je etwas ähnliches empfunden hätten, so würden Sie mir eher die Leidenschaftlichkeit verzeihen, womit dieser Brief Sie vielleicht beleidigt. Liebe Adelheit, ich möchte Ihnen nicht gern Kummer machen, und doch thue ich es so oft. Freylich darf ich bemahe nicht fürchten Ihre Ruhe zu stören, wenn ich mich erinnre, daß Sie mich noch heute fragen konnten, was mir fehle. Wenn Ihr Gedächtniß für meinen Schmerz so kurz ist, so wird es Sie auch nicht mehr erschüttern, wenn ich die Erinnrung daran erneure. Aber es ist ungerecht von mir, daß ich Ihnen Ihre Kälte vorwerfe, denn ich habe nicht das mindeste Recht, Liebe von Ihnen zu fordern. Nur das weiß ich, daß Ihre Liebe mich unaussprechlich glücklich gemacht haben würde, daß sie das Einzige gewesen wäre, was mich nach Cecilliens Tode hätte trösten können, daß durch Sie mein Leben für mich und Andre Werth erhalten konnte, daß durch Ihren freundlichen Einfluß alles Schöne und Gute in mir zur Vollendung gediehen wäre und daß jetzt alle diese erhebenden Gedanken nur Träume und Schattenbilder sind, die verworren vor den Geist treten und ohne Wirkung zerrinnen, weil ihnen die ordnende und belebende Kraft fehlt. Schmerzlich ist es mir, daß ich von Ihnen scheiden muß, ohne den Grund ihrer Abneigung gegen mich ahnen zu können und noch schmerzlicher, daß ich gezwungen bin, mich selbst zu verachten, da es mir nicht gelang, Ihre Liebe zu gewinnen. Sie haben mir wohl manche Beweise Ihrer Achtung, manche Ihre Mitleides gegeben, und es kann Ihnen undankbar scheinen, daß ich dadurch so wenig befriedigt wurde aber Sie kennen die Liebe nicht und dürfen des-

Digitized by Google

wegen nicht über mich richten. Was Sie an mir gethan haben, fühle ich mit dem lebhaftesten Dank: aber was mir zu wünschen übrig bleibt, ist zu groß, als daß ich jenes dagegen auf die Wage legen könnte.

Ich wollte Ihnen nur Lebewohl sagen und Sie nicht durch ungerechte Vorwürfe kränken. Mein Gefühl sagt mir sehr deutlich, daß dies mein letztes Lebewohl ist. Der dritte Dezember ist immer ein sehr unglücklicher Tag für mich gewesen; ich hoffe, das Schicksal wird mich dadurch mit ihm aussöhnen, daß es ihn zu meinem letzten Tage bestimmt. Muthwillig werde ich keine Gelegenheit suchen, mir Ruhe zu erwerben, denn das habe ich Ihnen versprochen; aber schon meine Pflicht erlaubt mir nicht solche Gelegenheiten ängstlich zu fliehen. Sollte mich auch der Krieg verschonen, ins Leben werde ich doch nicht zurückkehren. Das fühle ich täglich, das fühlen auch meine Freunde, die nicht begreifen können, was meinen Charakter so ganz verändert habe, und wie die lebensfrohe Beweglichkeit meines Geistes, die sie sonst für unerschöpft hielten, bis auf den letzten Tropfen versiegt sey. Es ist mir sehr zu verzeihen, wenn ich bey dem Rückblick auf mein früheres Wesen einen tiefen Schmerz empfinde, denn wem sollte es gleichgültig seyn, die frische Gesundheit seines Geistes in so kurzer Zeit entstellt und verblüht wiederzufinden? Mir ist nichts als meine Liebe geblieben, und mit dieser werde ich dem Leben wenig nützen und meine Umgebungen wenig erfreuen. Alles, was auf diese Leidenschaft keinen Bezug hat, ist mir fremd und erweckt meine Theilnahme nicht. Soll ich nicht wünschen mich diesen lästigen und unbekannten Verhältnissen ganz zu entziehen? Mich wird Keiner vermissen, denn es verliert Keiner an mir etwas. Auch ist es ja unmöglich, daß das Leben den verzehrenden Flammen eines ewig aufgeregten und mit sich selbst im Kampf begriffnen Gemüths lange widerstehen könnte. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich will den Tod nicht suchen, dies Versprechen gebe ich Ihnen noch einmahl feyerlich: aber ich will aus der Welt verschwinden und unbekannt und ungeliebt in der Ferne mein Leben vertrauern. Möchten doch Alle, die mich nur etwas liebten, die Erinnerung an mich so schnell verlieren, als ihnen die Nachrichten von mir fehlen werden, denn ich weiß es aus eigner Erfahrung wie schmerzlich es ist, von einem theueren Freunde gar Nichts zu wissen. Schon oft habe ich mir gewünscht, ganz allein im Leben zu stehn ohne Eltern und Freunde, um in meiner Einsamkeit desto weniger das quälende Gefühl hegen zu müssen, daß Andre vielleicht um mich trauern. Aber sie müßten ja doch um mich trauern, wenn ich auch bey ihnen wäre.

Manche könnten vielleicht in Ruhm, in Ehre oder äußerlichem Glück einen Ersatz für die Verlassenheit des Herzens finden: aber mich würden alle solche Vortheile nur noch mehr niederdrücken, weil ich es für einen Spott des Schicksals halten müßte, daß es mir Unersetzliches ersetzen wolle. Seit anderthalb Jahren habe ich nur selten einen heitern und nie einen ruhigen Augenblick gehabt; dehnen Sie diesen Zustand auf das ganze Leben aus, und nennen Sie mir dann einen Trost, der ihn aufwöge. Es sind vielleicht manche Menschen so unglücklich gewesen wie ich, und ich will mit meinem Schmerz nicht prangen und ihn für beyspiellos ausgeben: aber ich weiß auch, daß Alle, die sich in derselben Lage befanden, nicht unglücklicher seyn konnten. Ich könnte an die schönen Tage der Vergangenheit denken, als mein heitrer leichter Sinn sich mit den glücklichsten Verhältnissen vereinte, um mein Leben so reich an Genüssen und freundlichen Erinnerungen zu machen. Meinen jetzigen Schmerz könnte ich für eine Bezahlung der Schuld ansehen, die das Schicksal für seine früheren, reichen Gaben von mir zu fordern habe. Wohl kannte ich eine Zeit, worin ich kaum wußte, was eine Thräne sey: aber es ist doch eine zu herbe Vergeltung, daß ich jetzt keinen andern Trost kenne als das Gefühl solcher Augenblicke, in welchem es mir möglich ist, zu weinen.

Leben Sie wohl, meine theure Adelheit, meine Einziggeliebte, die mein Herz nie vergessen kann, so langen und bittern Schmerz mir auch Ihr Kaltsinn verursachte. Es ist mir als stünde ich an der Schwelle des Grabes und fähe Sie zum letzten Mahle. Noch einmahl möchte ich in schmerzlicher Hoffnung meine Arme zu Ihnen hinstrecken, Sie nur einmal an meine Brust drücken: aber Sie wenden Sich kalt ab, und ich mag nichts von Ihnen verlangen, was Sie mir nicht willig gewähren wollen. Nun so will ich auch dem Troste entsagen; mein Leben ist zu arm; der Strahl des Glücks, den eine solche Erinnerung wecken müßte, würde einem köstlichen Geräthe in der Hütte eines Bettlers gleichen. Leben Sie wohl! Ach, es ist schwer von den Hoffnungen und Träumen der Vergangenheit, von den Idealen unserer reinsten Stunden, von so vielen freundlichen und erhebenden Verhältnissen des schönen Lebens zu scheiden, und jetzt in eine thatenlose und nurähnliche Zukunft, in ein Daseyn ohne Liebe und Freude hinzuschauen, worin man vergessen und unbekannt verschwindet, ohne selbst je vergessen zu können! Und ich will auch nicht vergessen! Die schönsten und schmerzlichsten Erinnerungen der früheren Zeit, Briefe und Geschenke von Allen, die mir theuer waren auf der Welt, die Zeichen der heiligsten Stunden meiner Vergangenheit, dieser ganze Schatz meines armen Lebens liegt in meiner Brieftasche und soll mich in den Tod oder in die liebste Ferne begleiten. Durch jene Zeugen eines schönern und lebendigern Daseyns will ich mir zuweilen Thränen hervorzulocken suchen wenn mich in jener kalten Verlassenheit eine starre Verzweiflung überrascht. Mein eignes Herz ist mein Richter, ich kann nicht anders handeln. Wird es doch keinem einfallen von einem Wahnsinnigen Prüchten gegen den Staat und gegen die Menschen zu fordern; ich habe wahrlich nicht mehr Kräfte und Fähigkeiten dazu als jener.

Ich habe in diesen Tagen*) wieder ein schönes

*) Bei seinen Freunden Beaulieu-Marconnay. Wir werden in der Folge Näheres hierüber erfahren.

Digitized by Google

Bild der glücklichsten Familienverhältnisse gesehen, aber ich habe auch tiefer wie nie gefühlt daß ich nicht mehr in den Kreis der Fröhlichen gehöre. Es ist traurig wenn man wie ein lebloser Schatten unter den frischen und blühenden Gestalten der Lust umherwandelt, und immer mehr mit der ängstlichen Überzeugung vertraut wird, man habe die Fähigkeit zur Freude schon verlohren. Noch trauriger ist es, wenn man alle Hoffnung aufgeben muß, jemahls durch ähnliche beglückende Verhältnisse mit dem Leben wieder ausgesöhnt zu werden, obgleich das, was uns versöhnen könnte, immer so reizend, so bezaubernd vor uns stebt. Aber mag es darum seyn! ich bin zu stolz, um mir ferner eine Gunst vom Schicksale zu erbettelu. Nur Sie möchte ich gern glücklich wissen. Als Cecilie mit dem Tode rang, hätte ich für ein Lächeln von ihr, wenn es auch meinem Feinde gegolten hätte, mein Theuerstes aufopfern mögen. Sein Sie glücklich, und ich will Ihr Glück, wenn es auch meine Hoffnungslosigkeit vollendet, mit dem Leben erkaufen.

E. Sch."

Über die Wirkung, welche dies Schreiben geübt, mag uns der Dichter selbst unterrichten. Als er am 9. Mai 1815 die Eintragungen in sein Tagebuch wieder aufnahm, gab er zunächst die folgende knappe Übersicht seiner Schicksale im Winter 1813 auf 14:

„Gegen das Ende des vorletzten Jahres*) erhielt ich von Adelheit mein Ehrenwort, nicht in den Krieg zu gehen, zurück. Sie selbst schien eine Entfernung nothwendig zu finden, und dieser Umstand bürgt mir für die völlige Nichtigkeit aller Hoffnungen, die ich noch hegen könnte. Von der einen Seite trieben mich Unmuth, Feindschaft gegen das Leben und Verzweiflung, von der andern wirkliche Vaterlandsliebe und Scham. Nichts zur Sache der Menschheit beyzutragen, ein dritter, versteckter Grund war Hang zum Abenteuerlichen und die leise Hoffnung, vielleicht auf diese Weise Adelheit zu gewinnen. Ehe ich meinen Entschluß fest gefaßt hatte, mußte ich viele schmerzliche Kämpfe bestehen; als der Schritt gethan war, fühlte ich mich ruhig; indeß mehr resignirt als zufrieden. Am achten Dezember engagirte ich mich bey dem Beaulieu'schen Jägercorps, das hier errichtet wurde und machte dann meinen Vater mit meinen Absichten bekannt. Jetzt da die Sache nicht mehr zu ändern war, mußte er es wohl geschehen lassen. Das Glück hatte mich wunderbar begünstigt. Ich ward durch meine Gedichte meinem Chef bekannt und gewann den herrlichen und ausgezeichneten Menschen zum Freunde.*) Er ist ein durchaus großmüthiger, ritterlicher und deutscher Charakter, tapfer bis zur Verwegenheit, leidenschaftlich und aufbrausend, ehrbegierig ohne Ehrgeiz, rastlos, beynahe unruhig thätig, patriotisch und für die gute Sache Alles wagend und aufopfernd, milde und freygebig beynahe bis zur Verschwendung, frey, offenherzig und stolz auf seinen eigenen Werth: aber zugleich voll des tiefsten Gefühls für die Liebe, für die Menschlichkeit und für alles Schöne, der bitterste Feind aller Härte und Ungerechtigkeit, unbefangen fröhlich, äußerst gesellig und ohne Ansprüche. Mit ihm lernte ich zugleich den geheimen Canzleisecretair Kestner**) der während Beaulieus hiesigen Militairgouvernements Adjutantendienste bey ihm versah, kennen. Er verbindet mit manchen angenehmen Talenten alle vortrefflichen Eigenschaften des Herzens und ist, eine kleine Eitelkeit abgerechnet, der liebenswürdigste Mensch von der Welt. Seine Reisen in Italien und Frankreich haben seinen Kunstsinn sehr gebildet, besonders in musikalischer Rücksicht. Leider hält er sich für einen ebenso vollkommenen Dichter und sieht es gern, wenn man ihn in manchen Stücken mit dem Tasso, dem er ähnlich sehen will, vergleicht. Zu dieser Ähnlichkeit zählt er auch seine stille Leidenschaft zu Beaulieus zweyter Stiefstochter, der Gräfin Julie Egloffstein,***) die sich freylich wohl mit einer Eleonore von Este messen darf. Gleiche Neigungen verbanden uns leicht. Durch ihn wurde ich Beaulieus Tischgenosse, so lange er das Militairgouvernement versah und arbeitete in seinem Bureau, jedoch nicht mehr, als ich selbst wollte. Nach einiger Zeit wurde unser Cirkel durch die Frau von Beaulieu und ihre drey Töchter erster Ehe, die Gräfinnen Caroline, Julie und Auguste Egloffstein erweitert Die Beaulieu ist eine in jeder Rücksicht bedeutende Frau von mittlerem Alter, groß, majestätisch und noch immer schön. Sie war in ihrer frühesten Jugend wider ihren Willen an einen äußerst gemeinen Menschen, den Grafen Egloffstein verheirathet, der sich ihrer auf jede Weise unwerth machte. Nachdem sie ihn viele Jahre hindurch ertragen hatte, ohne ihn ändern zu können, ließ sie sich scheiden. Beaulieu hatte sie schon als Gräfin Egloffstein geliebt. Die Unmöglichkeit sie zu besitzen hatte ihn in einer verzweiflungsvollen Stimmung fortgetrieben und rastlos durch Frankreich und England gejagt, aber er war mit derselben Leidenschaft zurückgekehrt. Endlich wurde seine Liebe belohnt, und die beyden großen Seelen, die sich durch die mächtigsten Hindernisse zu einander durchgekämpft hatten, hingen mit schwärmerischer Liebe aneinander. Die Töchter gleichen der Mutter in mancher Rücksicht, so hervorstechende Eigenthümlichkeiten auch jede einzelne hat.

*) Wie wir wissen am 27. November 1813.

**) Oberstlieutenant und Oberforstmeister von Beaulieu-Marconnay, geb. 1780, als General 1858 zu Hildesheim gestorben. In „Cäcilie", XII. Gesang, hat ihm der Dichter folgende Strofe gewidmet:

„So warfst auch du, mein Führer und mein Freund,
O Beaulieu, deutscher Held, als noch am Himmelsbogen
Die Wage schwankend hing, dich in des Krieges Wogen
Und drängtest ritterlich dem übermächt'gen Feind,
Wie schwarz die Wetter auch um deine Liebe zogen,
Dir war das Vaterland noch inniger vereint.
Heil Dir, der friedlich jetzt im Schatten seiner Eichen
Sich mit den Kränzen schmückt, die Lieb' und Ruhm
ihm reichen."

*) August Kestner, Lottens Sohn, am 5. März 1853 in Rom als hannoverscher Minister-Resident gestorben.

**) Die durch den Verkehr mit Goethe bekannte Malerin (1790—1869).

Digitized by Google

Zu Caroline offenbart sich die schönste Harmonie des Lebens und der Kräfte. Ihr ruhiger und doch schöpferischer Geist mildert die Bewegungen ihres Gefühls ohne die wohlthätigen Wirkungen desselben zu hindern. Der bloße Anstand wird bey ihr zur Grazie, weil er weder selbst gefesselt, noch andere zu fesseln scheint. Ihr Witz verwundet nie, und ihre Theilnahme ist so keusch, daß sie immer wohlthut, nie peinigt. Ich weiß nicht, ob der Verstand bey ihr Gefühl, oder das Gefühl Verstand ist.*) Julie ist genialisch, schwärmerisch, glühend, äußerst regsam, fantastisch und leidenschaftlich. Sie hat bewundrungswürdige Talente und vielleicht mehr geistige Vorzüge als ihre Schwestern, aber ihr Umgang ist weniger wohlthätig, weil sie immer spannt, ohne zu befriedigen. Ich möchte Carolinen zur Freundin, Julien zur Geliebten haben. Auguste hatte sich noch nicht ganz ausgebildet; sie wurde von plötzlichen Eindrücken noch zu mächtig hingerissen, aber unter einer naiv kindischen Fröhlichkeit verbarg sich doch bey ihr ein starker Geist. Mit diesen herrlichen Menschen gerieth ich in die genaueste Verbindung und wurde ganz ein Mitglied der Familie. Zu es schien mir sogar, als ob Augustens Verhältniß zu mir leidenschaftlicher zu werden anfange, als es seyn dürfe. Ich hätte damahls schöne Tage verleben können, wenn mein ermattender und zweckloser Kampf um Adelheit mich nicht für jede schönere Geselligkeit unfähig gemacht hätte. Sie selbst war unveränderter; nur zuweilen wurde ihre verständige Kälte und Besonnenheit durch einzelne Strahlen des Gefühls gemildert. Aber wenn ich bis zur Verzweiflung erschüttert war, hielt sie sich in den Schranken einer ängstlichen und befangenen Theilnahme, die sich mehr zu zeigen schien, um solchen peinlichen Situazionen auszuweichen oder sie zu endigen, als um mich selbst aufzurichten. Nur einmahl, am 27sten Januar, als ich mich nicht enthalten konnte, ihr Alles zu schreiben, was mich unaussprechlich unglücklich machte, sah ich sie heftig und bis zu Thränen bewegt.

Sie machte mir Vorwürfe, daß ich sie so hart behandle, aber sie selbst behandelte mich nachher doch nicht anders wie früher. Ich hörte Beaulieus, Egloffsteins und Kestner mit Tychsens und freute mich, das Alle ein großes Gefallen an einander fanden. Auch verlebte ich in jener Zeit noch einige schöne Abende in diesen Gesellschaften, obgleich ich mehr gewaltsam aufgeregt und leidenschaftlich als heiter war. Endlich verließen uns Kestner und Egloffsteins. In ihrem Kreise hatte ich mich zuweilen selbst wiedergefunden, ihre Theilnahme hatte ein sehr inniges und für mich tröstendes Verhältniß unter uns hervorgebracht; jetzt war ich wieder ganz allein. In jenen Tagen kam der herrliche Abeken, der sich auch als Freywilliger engagieren wollte, durch Göttingen, und Bunsen, er und ich feyerten einige schöne Abende mit einander. Die letzte Zeit meines Hierseyns quartirte ich mich bey Bouterweck ein, der von jeher den wärmsten Antheil an mir genommen hatte und mir mit offenherzigerer Freundschaft zugethan war, als man es von einem Göttinger Professor für möglich halten sollte.*) Endlich rückte die Stunde der Trennung heran. Ich hoffte, Adelheit würde in den letzten Augenblicken offner und herzlicher gegen mich werden, aber ich täuschte mich. Nicht die mindeste Spur von erhöhter Theilnahme, von Besorgniß, von Schmerz über meine Entfernung. Ich trenne mich mit mehr Empfindung von Jemandem, mit dem ich einen Tag lang auf der Post gefahren bin. Ich gab ihr eine Abbildung des Bürgerthales zum Stammblatt und sie schrieb die einfigen, so ganz bezuglosen Worte:

„Virtue alone is happiness below.“**)

darauf, die ich höchstens Jemandem schreiben könnte, von dem mir keine einzige nähere Erinnerung bliebe. Einige Tage vor meiner Abreise malte sie ein Füllhorn mit Blumen und Früchten. Ich glaubte, es seyn für mein Stammbuch bestimmt und äußerte ihr auch meinen Wunsch es zu besitzen, aber sie schenkte es ihrer Mutter. Diese gänzliche Nichtachtung Alles dessen, was mir Freude machen konnte, kränkte mich tief. Ich machte ihr Vorwürfe und sie malte mir endlich, um mir des ungestümen Bettlers los zu werden, ein Vergißmeinnicht. Am 15ten März rückte unser Bataillon aus und am sechzehnten folgte ich in Beaulieus Wagen und holte es in Alfeld wieder ein, von wo ich dann mit den Uebrigen weiter marschirte.

So hatte sich denn der Dichter endlich losgerissen und dieser Abschnitt seines Lebens schien beendet. Er war es leider in Wahrheit noch lange nicht.

Es scheint, so weit die vorhandenen Zeugnisse erkennen lassen, unter all denen, die in Göttingen unserem Dichter wohlgesinnt waren — und ihrer waren nicht Wenige, unter den Professoren und Studenten gerade die Besten — Niemand gegeben zu haben, der nicht seine endliche Entfernung von dem Ort und der Ursache seiner Qual als eine Erlösung für ihn, als den Beginn seiner Genesung betrachtet hätte. Die Gefahr, der er entgegenging, schien ihnen angesichts der Sorge, welche Beaulieu dem jungen Poeten widmete, nicht so groß — aber wie immer sich nun sein Loos im Felde gestalten mochte, in Göttingen war seines Bleibens

*) „Da die freiwilligen Jäger,“ erzählt Bouterweck, „schon vor dem Ausmarsch wie die übrigen Soldaten des Bataillons einquartiert wurden, ließen sich einrichten, daß Schulze sein Quartier bei mir erhielt und auf diese Art beinahe zwei Monate mein Haus- und Tischgenosse war.“

**) Das Blatt ist erhalten, die Eintragung lautet vollinhaltlich:

Virtue alone is happiness below.

Pope.

Göttingen, am 14. März 1894.

Zur freundlichen Erinnerung an
Adelheit Tychsen.

Auf der Vorderseite steht eine kolorirte Ansicht des Bürgerthals bei Reinhausen, wo jene Szene vom 9 Juni 1813 sich abspielte.

*) Gräfin Caroline von Egloffstein, die sich als Componistin bekannt gemacht, starb 1868 im 80. Lebensjahre, Gräfin Auguste, die einen Band frommer Lieder gedichtet, 1862 im 66. Lebensjahre.

Digitized by Google

nicht länger, denn hier drohte sein edleres Teil hinzusiechen und zu verderben. Diese Ansicht findet sich, bald versteckt, bald offen ausgesprochen, in all den Briefen an ihn, die uns vorliegen; von Adelheid ist dabei kaum die Rede, und wenn doch, dann gewiß nicht in einer Tonart, welche die Träume des Verliebten zu ermutigen geeignet ist. Nur Einer macht eine Ausnahme: Dr. von Wenings-Ingenheim; er allein ist's, der sich damals wie folgt vernehmen läßt:

„Passau, den 16. Jänner 1814 . . . . An dich wende ich mich, Theuerster, dankend zuerst für den Brief und den herrlichen Entschluß.*) Ueber dein Schicksal freue ich mich vielmehr, da ich einem fröhlichen Ende mit Zuversicht entgegensehe. Zu dem Lorbeer- wird beglückend und beglückt Sie den Myrthenzweig um dein Haupt winden! Denn glücklich und unversehrt ziehest du wieder in Götthingens Mauern ein, und wirst endlich auch ihr Geständniß erhalten, da du das Herz schon lange besitzest . . ."

Eines Commentars bedarf dieser Brief nicht. Wening hatte natürlich nichts dagegen, daß Schulze die Verschmähte tröste; im Gegenteil, das war für den Biederen die bequemste Lösung . . . .

Mit welchen Empfindungen Schulze geschieden, hat er uns selbst gesagt. Deutlich genug spricht auch das letzte in Göttingen gedichtete Lied: „Am 7. März 1814" seine Stimmung aus:

Nur der Bilder rasches Walten
Kann den innern Sturm beschwören:
Und doch zieht's mich in die Stille
In des Herzens Kampf zurück.
Denn ich zage zu erkalten,
Mag die Gluth mich auch verzehren;
Was mich täuscht, das ist mein Wille,
Was mich quält, mein einz'ges Glück.

Weh, die Nacht ist ohne Sterne,
Ohne Farb' und Licht der Morgen,
Und kein Leben giebt das Wachen,
Und der Schlummer keine Ruh'.
Und so treib' ich durch die Ferne
Auf dem Meer entzweiter Sorgen,
Steuerlos, ein morscher Nachen,
Trügerischen Küsten zu.

Und ich achte nicht der Wellen,
Suche nicht der Noth zu wehren,
Weil ein einziger Gedanke
Tödtend meine Kraft umflicht.
Mag der schwache Kahn zerschellen,
Mag er heim zum Ufer kehren,
Tod, ich zitt're nicht; ich danke,
Glück, dir meine Rettung nicht!

So zog er fort. Wie es ihm im Felde erging, mag uns zunächst der bereits erwähnte Bericht seines Tagebuchs (vom 9. Mai 1815) erzählen. Daß er am 16. März 1814 bis Alseld gekommen und dann mit den Übrigen weiter marschiert, wissen wir schon; dann erzählt er:

„Am 20sten brachte ich noch einen herrlichen Tag in Münzburg mit Beaulieus und Egloffsteins zu, dann ging ich mit Adolf**) nach Celle voraus und feierte dort meinen Geburtstag.*) Von hier schrieb ich zuerst an Adelheit.**) Am 24sten verließ ich Celle. Das rege und mühselige Leben der folgenden Tage und die ganz neuen Verhältnisse, in welche ich mich versetzt sah, gaben meinem Geiste Spannung und Heiterkeit. Am 30sten rückten wir ins Vivouac bey Hausbruch. Am 31sten lag ich zuerst auf Piquet und wurde in der Nacht als Bedette gebraucht. Immer werde ich mit Freude daran denken, wie ich von der Anhöhe, wo ich in der kalten, neblichten Nacht zwey Stunden gestanden hatte, hungrig und frierend in das Tannenholz zurückkam, wo wir uns eine luftige Hütte von Reisern gebaut und Feuer angezündet hatten, und dort mit großer Begierde einen Topf mit Hafergrütze in bloßen, geschmolzenen Schnee gekocht, verzehrte und mich später an den Kartoffeln labte, die ein Trupp Kosacken zu uns brachte und an unserm Feuer röstete. Am 2ten April ging ich nach Buxtehude, um an Adelheit zu schreiben.†) Am 4ten rückten wir nach Moorburg und hatten an demselben Tage ein blutiges Gefecht, worin die Franzosen unsre Schanzen zu stürmen suchten, aber zurückgeschlagen wurden. Am 7ten hatten wir wieder ein Scharmützel, welches den ganzen Tag dauerte und an demselben Abend fing ich einen neuen Brief an Adelheit an.††) In jener Zeit brach der Elbdeich und das Wasser nahm am Ende so überhand, daß wir aus den Häusern auf den Damm getrieben wurden. Nur die Giebel sahen noch aus dem Wasser hervor, und ich schiffte oft mit großem Vergnügen durch die Zweige der blühenden Kirschbäume. Einer der schönsten Punkte jenes Lebens war das Fest, das wir auf unserer Schanze, ganz nahe den Feinden, zur Feier der Einnahme von Paris bey Musik und Punsch bis tief in die Nacht feyerten. In jener Nacht schlief ich mit meinem Wirth und dessen ganzer Familie auf dessen Heuboden, zu dem wir mit einem Schiffe gefahren waren. Bisher hatte ich mit den übrigen Freiwilligen in demselben Quartier gelegen, und unser Haus war zugleich dasjenige, in welches alle Nacht die ganze Compagnie von 120 Mann zum Schlafen getrieben wurde. Der folgende Tag verschaffte mir durch einen glücklichen Zufall ein besseres Quartier, bey dem Lieutenant . . . ."

Die nächsten Blätter fehlen leider; eine pietätlose Hand scheint sie aus dem Tagebuche herausgeschnitten zu haben. Hingegen vermögen wir ein Bruchstück aus jenem Brief an Adelheid zu bieten, den der Dichter am 7. April zu schreiben begonnen. Die ersten Blätter, die wohl die Schilderung des „Scharmützels" enthielten, sind verloren gegangen, der Schluß lautet:

. . . . „Adelheit, es giebt nichts Schöneres, als eine solche stille Mondnacht auf dem Wasser, die Fluth wallt im zitternden Silber und bricht sich am Kiel und am Steuer in tausend wunderbar schimmernde

*) Die Gedichte „Caecilie. Eine Geisterstimme" und einige von den oben erwähnten Liedern an Adelheid.
**) Adolf Tychsen, der gleichfalls als Freiwilliger eingetreten.

*) 22. März.
**) Der Brief ist nicht erhalten.
†) Auch dieser Brief liegt nicht vor.
††) Das Schreiben folgt weiter unten, soweit es noch erhalten ist.

Digitized by Google

Gestalten; die Ufer erheben sich wie dunkle, räthselhafte Träume, aus denen die Fantasie machen kann was sie will; die Wellen reden eine schmeichelnde, bedeutende Sprache, die das Ohr nicht versteht, die aber für das Gefühl gerade deswegen um so anziehender wird, und die Ruder antworten mit festen gemessenen Tönen, wie das ernste beruhigende Wort des Mannes auf das leise, zagende Flüstern des Weibes. Auch die verschiedenen Ideen, die aus der Natur der Umgebungen entspringen, tragen dazu bei, eine solche Fahrt noch interessanter zu machen. Die tiefe Stille der Nacht, die Einsamkeit der öden Wasserfläche, die Kühnheit, womit man in einem so kleinen zerbrechlichen Kahn über der unergründlichen Tiefe schwebt, das Geheimnißvolle des unerforschten Abgrundes, und das Abenteuerliche, das eine solche kriegerische Jagd nach Beute mit sich führt: alle diese Vorstellungen bilden ein kleines Epos im romantischen Stil, das nicht nur an Handlung, sondern auch an reflectierenden und lyrischen Stellen reich ist. Aber auch gefährlich ist eine solche Fahrt für Jeden, bei dem die Fantasie sich leicht aufregen läßt und der durch keine äußere Störung im mannigfaltigen Spiel seiner Träume unterbrochen wird. Als ich hinabsah in die Fluth, worin der Mond und die Sterne und die ziehenden Wolken und der unendliche Himmel wie in seliger Verklärung schwammen und zitterten und tobten, als das Rauschen der Wellen immer deutlicher zu meinem Herzen und immer dunkler zu meinem Geiste sprach, als ich mich allein fühlte auf der nächtlichen Erde und tief unter mir eine Welt voll Leben und Glanz erblickte, da war es auch mir, als ob die Nixe mich hinabziehen wollte in ihr unbekanntes wunderbares Reich, worin Sonne und Mond ihr Antlitz baden und dann schöner und frischer zurückkehren. Wäre ich jetzt nicht durch eine plötzliche, seltsame Erinnerung an die sterbliche Canzone „La biondina in gondoletta“ in das warme und freundliche Leben zurückgerufen worden, so spielten jetzt vielleicht die feuchten und kühlen Wellen mit mir. Könnte ich dieses Lied doch noch einmal von Ihnen singen hören! Es liegt ein wunderbarer Reiz, ein Schatz von Leben und zartem Gefühl sowohl in der Melodie als in den Worten, und die Idee ist schon an sich so poetisch, daß sie auch bei der ersten Ausführung anziehend geblieben wäre. Denken Sie sich den jungen Schiffer, der mit der Geliebten in dem engen Kahne in der lauen Mondnacht und unter dem reinsten Himmel der Erde auf dem prächtigen venetianischen Golf schwebt. Die Geliebte schmiegt sich traulich an seine Seite. Zuweilen blickt sie zu ihm empor, dann sinkt sie, sicher vor jeder Gefahr in seiner Nähe, wieder in den leisen Schlummer hinab. Die Träume spielen um ihr Herz, wie die Wellen um den Kahn, schmeichelnd und flüchtig und vielfach gestaltet; aber ihr Schlaf ist sanft wie der stille Schein des Mondes, der um ihre Gestalt schwebt. Gern möchte ihr Freund sie wecken, um das Lächeln ihres Auges zu sehen und den freundlichen Ton ihrer Rede zu hören; aber es ist eine heilige, überirdische Ruhe, die auf ihr schwebt, Engel scheinen ihren Schlaf zu bewachen, und alle Laute und Bilder der Natur, die Wellen, die Lüfte, die Wolken und der Mond vereinigen sich gleichsam zu einem einzigen süßen Wiegenliede für die schöne Schläferin. Darum beugt er sich nur sinnend in stiller zärtlicher Betrachtung über sie hin. Er hält seinen Athem zurück und zittert bei jeder leisesten Bewegung. Nimmer kann er sich losreißen von dem holden Anblick, ewig möchte er so sitzen im seligen Anschauen, er hat keinen Wunsch, keine irdische Empfindung mehr, seine ganze Seele ist in seinen Augen und für jedes Glück der Welt, für alle Gaben der Liebe selbst möchte er jetzt den holden Anblick nicht vertauschen. So habe ich mir immer die Scene gedacht, wenn ich das Lied hörte; aber ich habe auch immer mit tiefer Wehmuth empfunden, daß solche Augenblicke der glücklichen Liebe für mich nur in der Fantasie existieren werden. Ich bin wohl glücklich, daß ich viel Fantasie habe; aber was kann mir den Schmerz vergüten, den ich bei der Ueberzeugung fühle, daß die Verhältnisse der Wirklichkeit mich ewig fern von den Bildern meiner Träume halten werden?“

Wie bereits bemerkt, sind die nun folgenden Blätter aus dem Tagebuch herausgeschnitten worden. Wir versuchen die Lücken durch den Bericht Bonterwecks auszufüllen.

„Als das Bataillon in's Feld rückte, ging der Marsch zu der alliirten Nordarmee, die den furchtbaren Davoust aus Hamburg und der Gegend vertreiben sollte. Schulze'n begleitete in seiner Jagdtasche eine Handausgabe der „Iliade“. Er blieb in einer Verbindung mit seinem verehrten Oberstlieutenant; aber ganz durfte er sich dem gewöhnlichen Soldatendienste nicht entziehen, obgleich seine Kurzsichtigkeit ihn mehr Gefahren als Andere aussetzte. Einen komischen Brief schrieb er mir, als er des Nachts auf Vorposten unweit einer französischen Schanze Betrachtungen über Dichter- und Soldatenglück angestellt hatte . . . Nach dem Abzuge der französischen Armee unter Davoust hatte er das Vergnügen, mit seinem Bataillon in das befreite Hamburg einzurücken.*) . . .“

Die kurze Kriegszeit wurde zudem durch einige friedliche Episoden unterbrochen. Er verweilte wiederholt in Misdorp, dem Wohnsitz der Braunkin-Eglofsteinschen Familie, und die Briefe, die er zwischendurch mit den jungen Comtessen tauschte, verrathen auch nicht viel von dem Ernst der Zeit. So heißt es z. B. in einem Schreiben aus Altenwerder, 6. Mai 1814, an die Gräfin von Eglofsstein, worin er seine Unpünktlichkeit als Briefschreiber entschuldigt:

„Natürlich müssen Sie sämmtlich sehr erzürnt auf mich seyn und der Zorn der Grazien würde mir schwerer zu ertragen seyn, als alle Strapazen des Krieges. In dieser Not wende ich mich zu Ihnen, meine liebenswürdige Freundin, und bitte Sie als Fürsprecherin bei Ihren Schwestern für mich aufzutreten. Als Bellona**) sind Sie jetzt ohnehin

*) 30. Mai 1814.

**) Auguste hatte in dem Festspiel „Kampf und Sieg“, welches unser Dichter zum 18. Februar 1814,

Digitized by Google

meine Schutzgöttin und kennen auch, da Ihnen die Geschicke des Krieges anvertraut sind, die vielen Hindernisse am besten, die in meiner jetzigen Lage dem Briefschreiben entgegenstehen. Leider muß man im Kriege dem Umgang und der Unterhaltung mit allem Schönen entsagen, um sich nicht zu sehr zu verweichlichen: denn bedenken Sie selbst, könnte es mir wohl möglich seyn, meine Büchse auf einen Menschen abzudrücken, wenn ich eben an Sie geschrieben hätte?

Jetzt freylich ist der ersehnte Friede da und alles Große und Schöne kehrt zurück, der Frühling, der Kaffee, die Ruhe und die englischen Modewaaren. Nur die Wärme hat leider wahrscheinlich in diesen Tagen Ihrem kleinen Blumengärtchen in Misburg einen Besuch abgestattet, und ihre sämmtlichen Sonnenstrahlen mitgenommen, um alle Ihre Blumen auf einmahl zum Blühen zu bringen, denn hier ist auch nicht ein Quentchen davon zu finden, sodaß ich in Versuchung geratbe, das vortreffliche Ballet zweier Leute, die frieren, ganz allein für mich zu tanzen. Deshalb sind auch meine Stubenkameraden noch nicht von der Hühnerleiter herabgestiegen, die von unserm Lager, das sich 12 Fuß hoch schwebend im Zimmer befindet, herabführt. Nur ich allein sitze in vier Decken und zwei Mänteln gehüllt, eine Pelzmütze auf dem Kopf und einen Fußsack um die Füße, wie ein Eisbär und sinne auf zärtliche Gedanken, um Ihnen von den Nachtigallen, von den blühenden Bäumen, von den rieselnden Quellen und von dem lauen Wehen des Westwindes zu schreiben. Es ist wirklich hier ein sehr romantischer Aufenthalt, die Wiesen sind von schlammigen Gräben durchschnitten, die aber leider nicht murmeln, weil Kestner*) ihnen bis jetzt keinen Unterricht darin ertheilt hat. Die Frösche singen und hüpfen im Grünen umher, die Kuhblumen stehen am Ufer und möchten sich gern im Wasser bespiegeln, wenn es nicht so trübe wäre, daß es kein Bild zurückwürfe. Auf den Feldern wächst Spinat, Petersilie und anderes Suppenkraut; die Fische strecken die Köpfe aus dem Wasser und bitten, daß man sie braten möge. Auch Gebirge giebt es hier, aber nur solche, die die Maulwürfe aufwerfen und die daher mit denen, die um Egloffstein umherliegen, nur eine entfernte Ähnlichkeit haben. Auf der Wiese herrscht eine angenehme Kühlung wegen des sumpfigen Bodens und die Regenwolken geben einen dichteren Schatten, als Sie ihn in dem dunkelsten Haine finden würden. Sie sehen, es ist hier Alles, was zum Frühling gehört; junges Grün, Quellen, Gesang, Blumen und kühler Schatten, was könnte man mehr verlangen, wenn man gegen seinen Schöpfer nicht ungerecht seyn will?"

Voll Humor ist auch ein Brief an Karoline von Egloffstein, auf derselben Elbinsel am 22. Mai geschrieben:

„Es ist das grämlichste Wetter draußen, der Himmel hat eine ödchi langweilige Fisiognomie und scheint bloß deswegen zu regnen, weil er durchaus nichts anderes zu thun weiß. So habe ich auch Menschen gesehen, die wehmüthig und empfindsam sind, weil sie zum heiteren und geistreichen Scherz nicht Verstand genug haben . . . Aber der Gedanke an die schönen Tage in Göttingen, der sich mit hier natürlich aufdrängen muß, verbreitet in diesem Augenblicke einen solchen Sonnenschein in meiner Seele, daß auch die äußeren Umstände, die mich eben verstimmten, davon erleuchtet werden. Es ist mir, als ob der kahle Damm, der dicht vor meinem Fenster mir jede Aussicht versperrt, sich mit den schönsten Blumen schmückte, als ob jeder Regentropfen eine bunte Thauperle wäre und als ob der graue Himmel den schönsten Sammetstoff zu einem neuen Hut oder Kleide hat, wenn anders grau jetzt Mode ist, was Sie besser wissen müssen als ich, da sich, nach dem Anzuge der Frau Pastorin und ihrer Tochter zu urtheilen, nach Altenwerder noch nie ein Modejournal verirrt hat. Selbst die kleine Ziege, die ich gewöhnlich zur Stubengesellschaft habe, scheint über die Fröhlichkeit ihres guten Freundes so entzückt, daß sie in diesem Augenblicke durch einen possirlichen Sprung meinen zerbrechlichen Tisch heftig erschüttert und die Milchkanne umwirft, womit sie sich indeß bei mir nicht besonders in Gnade setzen würde, wenn ich nicht mehr auf ihr gutes Herz, als auf die Handlung selbst sehen würde . . . Ich will Ihnen nun ein Fest beschreiben, das wir vor einigen Tagen der Güte des Statthalters verdankten. Grade unter Suppenkrautsinsel gegenüber liegt eine andere, die uns ein wahres Elysium schient, weil Gras und Bäume darauf wachsen und weil sie wenigstens 10 000 Frösche minder als die unsrige hat und dorthin segelte das ganze Offizier- und Volontärkorps in mehreren Kähnen. Als Arion auf dem Meere die Leyer rührte, erschienen die Delphinen und Tritonen auf dem Wasser, und tanzten ums Schiff her. Daß dies bey uns nicht der Fall war, kam aus dem simplen Grunde, weil die Elbe durchaus keine poetischen Fische, sondern nur Störe, Lachse, Stockfische, und andere dergleichen stumme und taube Barbaren hervorbringt, die noch einfältiger sind als die Karpfen, die der Predigt des heiligen Antonius mit vieler Andacht wenigstens zuhörten, wenn sie auch nichts darauf zu erwidern wußten.

Der auf der Insel kommandirende Offizier, der Lieutenant Elderhorst hatte Alles ganz hübsch eingerichtet. Wir tranken Kaffee unter den herrlichen Kastanienbäumen, die das Haus bekränzen und sahen mit Vergnügen, wie Elderhorst's Büchsenschützen, die an dem Fest Theil nahmen, sehr gravitätisch mit langen thönernen Pfeifen umherspazierten und durch allerhand zierliche Bewegungen sich der Ehre, die ihnen widerfuhr, werth zu machten suchten. Jeder, der auch nicht rauchte, ließ sich doch eine Pfeife reichen, um seinen Kameraden an vornehmem Air nichts nachzugeben. Nichts ist possirlicher als ein Soldat mit einer langen Thonpfeife, denn es findet sich in

dem Geburtstage des Obersten von Beaulieu-Marconnay, gedichtet (in der Ausgabe von 1855 Band IV. Seite 250), die Rolle der Bellona gespielt.

*) Der bereits oben erwähnte August Kestner, der Adjutant Beaulieu's.

Digitized by Google

dieser Erscheinung derselbe Contrast, der uns in einem süßen Herrn mit der Pudelmütze auffallen würde. Der Soldat erhält dadurch ein so chinesisches Ansehen, daß ich nie unterlassen kann, mir auch den spitzen Hut und den Sonnenschirm hinzuzudenken.

Nach dem Kaffee wurde getanzt, wobei die Töchter des Oberforstmeisters von Düring, die hiesigen Pastorenbamen und die Besitzerin der Insel die schöne Hälfte der Colonne bildeten. Auf der andern Seite der Musik tanzte die Lustigkeit selbst: die Soldaten ergötzten sich mit einander in possirlichen Sprüngen und man glaubte in ihren rothen Jacken das rosenfarbene Gewand der Freude zu sehen.

Die vernünftigen Leute, die nicht mehr tanzten, und unter denen Sie ohne Zweifel einen errathen, erginngen sich in dem anmuthigen Garten und dachten über die mannigfaltigen Thorheiten der Menschen nach u. s. w."

Die beiden Tage zuvor war er wieder bei Egloffsteins gewesen; die acht Sonette, die mit der Überschrift „Misburg, den 20. — 22. Mai 1814" im „Poetischen Tagebuch" stehen, verraten allerdings eine andere: eine wehmütige, aber doch unverbitterte Stimmung. Er fühlt sich von dem „stillen Garten", dem „Hain, so reich an Bildern und an Träumen" erquickt, preist das „selige Gebiet", dessen Anblick „jeden in freudige Kreise zieht", bis „süß getäuscht das staunende Gemüt, was es verlor, verschönert wiederfindet"; die Freundschaft läßt ihm „seliger Tage Bild noch einmal im frühsten Glanz erscheinen", er bittet die Freunde, ihn in ihren „seligen Frieden aufzunehmen" — nur einmal bricht die Klage jäh und schmerzlich aus seiner Brust:

„Um die ich viel gefleht, gewagt, gestritten,
Die Liebe hat mich streng und kalt verbannt,
Und nie gefühlt, was ich für sie gelitten,
Was ich für sie vollendet, nie erkannt.
Doch die ich nie verdient durch That noch Bitten,
Zu der mein Herz sich nie getrieben fand,
Die Freundschaft kommt von selbst herangeschritten,
Und beut mir hold die oft verschmähte Hand.
So melden wir, vom falschen Wahn verblendet,
Das Glück, das treu auf unsern Spuren zieht,
Und folgen dem, das stolz sich von uns wendet;
Und fliehend stets, und suchend, was entflieht,
Hat oft der Geist die kurze Bahn vollendet,
Noch eh' er fand, was ihm so nah geblüht."

Kriegerisch klingt nur ein einziges Lied aus jener Zeit, das zu Moorburg, 8. April 1814 gedichtete Jägerlied, aus dem hier die bezeichnendsten Strophen folgen mögen:

„Was blitzt in den Büschen so hell, was schallt
Zu dem grünen Gehege so munter?
Was zieht hervor aus dem dunkelen Wald
Und fern von den Bergen herunter?
Wir sind die Jäger, wir ziehn von Haus
Und wollen zum Feind in das Feld hinaus,
Zum Krieg
Zum Sieg
Und zum Siegesschmaus.

Von dem lustigen Harzwald kommen wir her,
Wo nach Gold und nach Silber sie graben;
Uns frommt das Gold und das Silber nicht mehr,
Nur die Freiheit wollen wir haben.
Drum ließen wir Andern den thörichten Wahn
Und haben mit Eisen uns angethan;
Nur das Schwert
Hat Werth
Auf der blutigen Bahn.

Mag fliehen der Feige durch Wald und Feld,
Wenn die stärkere Zahl ihn bestreitet;
Wo das Wild uns in Scharen entgegenprellt,
Da wird was Rechtes erbeutet.
Und wenn auch unzählig der Feind uns droht,
Uns blitzt aus den Händen der sichere Tod;
Ein Knall
Ein Fall,
Das ist Jägergebot."

Daß er sich während jener kurzen Monate im Gemüte leichter und wohler gefühlt, beweist auch die folgende Stelle in einem, am 17. März 1815 aus Göttingen an seinen Gönner Beaulieu gerichteten Schreiben:

„Seyen Sie versichert, mein theurer Herr Oberst, daß ich nie vergessen werde, was Sie für mich gethan, und daß ich es unter die glücklichsten Ereignisse meines Lebens rechne, Ihnen und den Ihrigen bekannt geworden zu seyn. Wenn ich künftig etwas hervorbringen werde, was länger dauern wird, als ich — und ich hoffe jetzt beynahe, es zu können — so muß ich einen großen Theil des Verdienstes Ihnen zuschreiben; denn in Ihrem Kreise fand ich die ersten Spuren jener Heiterkeit wieder, die dazu nöthig ist, etwas Großes und Schönes zu vollbringen. In Ihrem näheren Umgang lernte ich das Wesen des Heldenmuths der Ritterlichkeit, aus dem die Grundzüge meines großen Gedichts hervorgehen, genauer kennen und Sie werden es mir daher gern verzeihen, daß ich auch Ihnen ein kleines Denkmahl darin zu setzen gesucht habe,*) da ja ohnehin schon Ihre vielfachen Verdienste, wie ich neulich mit großer Freude gelesen habe, durch ein ehrendes Zeichen anerkannt worden sind.**)

In gleichem Sinne sprechen sich Alle aus, die Schulze damals nahe gestanden. „Sein Geist erheiterte, seine Gesundheit stärkte sich unter den militärischen Beschwerden und Entbehrungen" versichert z. B. Bruterweck. Und ebenso einstimmig äußerte sich die Ansicht, die derselbe Freund in die Worte kleidet: „Wer seine Verhältnisse näher kannte, mußte wünschen, daß er Göttingen sobald nicht wiedersähe." Der Wunsch sollte sich nicht erfüllen.

*) Die bereits zitierte Stelle aus „Caecilie" Gesang VII, Strophe 11.

**) Beaulieu war der Erste, der 1815 das Kommandeurkreuz erster Klasse des Guelfen-Ordens erhalten hatte

(Ein achter Artikel folgt.)

Otto Roquette.

III.

Die Heidelberger Studentenzeit war wohl die schönste im Leben unseres Dichters. Er wurde Bursch der „Tentonia“, die noch auf ein anderes, nachmals berühmt gewordenes Mitglied stolz sein darf: Scheffel, der aber dann zur „Franconia“ übertrat. „Erst lange, lange nachher erfuhr ich, daß der Dichter des „Ekkehard“ niemand anders sei, als jener Francone, genannt „der Joseph“, von dessen Kneipgenie und lustigen Versen in der „Bierzeitung“ bei uns zuweilen die Rede war.“ Unter den Professoren fühlte sich Roquette namentlich durch Schlosser angezogen. Er trug die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts vor, und behandelte in einer besonderen Vorlesung die Litteratur dieser Zeit. „Sein Vortrag war von einer Lebhaftigkeit, die ihres Gleichen sucht. Er war durchaus eine Charaktergestalt niedersächsisch-friesischen Stammes. Der Kopf mit dem schneeweißen Gelock, der gebogenen Nase, den hellen, durchdringenden Augen, ganz prächtig, und so jugendlich wurde im Vortrag sein Eifer, ja sein historischer Zorn, das er Arme und Beine zu Hülfe nahm, und der Katheder unter seinen Faustschlägen krachte.“ — Auch Mittermeyers Kolleg über Kriminal-Psychologie fesselte ihn. „Hier waren Studien zu machen, die ich mir nicht entgehen ließ, da er seine zahlreichen Beispiele nach dem Leben zeichnete und es an gründlicher Erörterung nicht fehlen ließ. Er brachte auch zuweilen Geschichten vor, an die er eine starke Dosis besonderer Würze that. Es lag dergleichen aber nicht außerhalb seines Stoffgebietes. Dagegen gab es einige Docenten, die man ab und zu hören mußte, nicht zu wissenschaftlichem Zweck, sondern um auffallende Besonderheiten des akademischen Körpers kennen zu lernen. Hier nenne ich nur Morstadt, den Docenten des Kirchenrechts, und zugleich erstaunlichsten Cyniker auf dem Katheder!“

Durch das regsame Pflichtgefühl wurde aber ein harmlos lustiges Studentenleben keineswegs beeinträchtigt. Man machte Ausflüge in die schöne Umgebung und freute sich auch an einem guten Trunk. „Der Sommer brachte mir eine unendliche poetische Anregung. Die Liebeslust erwachte jetzt erst in mir. Das Meiste was ich an Gesangstrophen später in „Waldmeisters Brautfahrt“ anbrachte, wurde in diesen Tagen gedichtet. Alles aber ganz geheim. Dafür aber mußte ich die Lieder den Freunden zuweilen zu Gehör bringen, ohne daß sie meine Verfasserschaft erfuhren. Die Mehrzahl meiner frühsten Lyrik entstand nämlich zugleich mit einer Melodie, die ich im Kopfe, ja zuweilen mit den Lippen fortsang, während das Gedicht entstand. Daher kam es wohl, daß von der Melodie getrieben, die Worte oft nur dürftig, wie untergelegter Text, ausfielen, andrerseits aber fühlte ich selbst doch auch die Vorteile dieser halb musikalischen Entstehungsart, und der leichte Fluß von manchen dieser kleinen Dinge ist sicher da herzuleiten.“ Nun lernte er auch Guitarre spielen. „In vier Wochen hatte ich die Griffe so weit in meiner Gewalt, daß ich mir meine Lieder selbst begleiten konnte. Mit dieser Kunst überraschte ich eines Abends die Freunde auf der Kneipe. Man wollte mehr hören, und ich gab, was ich hatte, oder mit der Zeit dazu machte und lernte. Nun trat aber doch die Frage nach den Komponisten dieses Liedervorrats auf. Ich half mir, indem ich den Fragenden die einen als Volkslieder aufband, bei andern den Namen des Komponisten nicht zu wissen vorgab. Oder ich war auch unverschämt genug, das Machwerk lebenden Musikern unter zu schieben, ja ich hatte einmal die Stirn, eines an Mendelssohn-Bartholdys Namen zu knüpfen. Ich erinnere mich nicht, daß meine Angabe beanstandet worden wäre, wohl aber, daß „das Mendelsohnsche“ öfter begehrt wurde. Schwieriger hatte ich es mit den Worten. Viele meiner Kameraden waren mit der deutschen Lyrik zu bekannt, als daß sie sich hierin hätten etwas aufbinden lassen, und ich mußte eine Unbekanntnis des Verfassers vorgeben. Da nun aber die Melodieen leicht faßbar waren, und die Texte aussprachen, so wurden manche dieser Lieder bald im Chor gesungen und in fröhlichen Wanderstunden konnte der unbekannte Verfasser vergnügt mit den Übrigen einstimmen.“

Hübsch ist die Episode von der Tochter des Ochsenwirts zu Handschuchsheim, der Felicitas, „Felix“ genannt. „Sie war nicht hübsch, aber klug, scharf beobachtend, schlagend in ihrer Ausdrucksweise, eine der ursprünglichsten Charaktergestalten. Sie ging in bäuerlicher Landestracht und bediente die Gäste. Wehe dem, der sich ihr gegenüber nicht ehrerbietig betrug! Oft wanderte ich allein nach Handschuchsheim, um ungestört mit der Felix zu plaudern. Eines Abends holte sie eine Guitarre hervor, und verlangte, ich solle ihr etwas singen, da sie gehört hätten, daß ich viele Lieder könne. Ich ließ mich nicht nötigen und hatte einen fröhlichen Zuhörerkreis. Ein paar Lieder klangen ihnen schnell ins Gehör, ich wiederholte sie, und nicht lange, so konnten die Felix, die Babet, der Philipp, das Malchen und die jüngeren Kinder Melodie und Worte frisch mitsingen. Ich erlebte, daß sie auch über das Haus hinaus im Dorfe weiter klangen. Nun war es die Zeit, wo Berthold Auerbachs erste Dorfgeschichten ein neues Stoffgebiet der Dichtung fruchtbar gemacht hatten. Wir waren große Verehrer dieser Erzählungen; überdies wohnte der Dichter selbst in diesem Sommer mit seiner jungen Frau in Heidelberg. Es wurde die Frage aufgeworfen, wie diese Dorfgeschichten wohl auf eine Natur wie die Felix wirken müßten, und der Beschluß gefaßt, ihr einen Band mitzubringen. Ich hatte abgeraten, da ich mir nichts Gutes davon versprach. Meine Vermutungen täuschten mich nicht, denn sie gab das Buch nach einiger Zeit zurück, ohne Beifall spenden zu können. Nun aber sollte das Experiment gemacht werden, was sie wohl zu Hamlet sagen würde. Es dauerte einige Zeit, bis sie eines Tages das Buch vor dem Überbringer auf den Tisch legte, ohne eine Auskunft geben zu wollen, ob sie es auch nur

Digitized by Google

gelesen habe. Nicht lange darauf fanden wir das Haus mit einer Tabaksernte beschäftigt. In einem oberen Saal saßen die Mädchen und zogen die noch frischen Blätter reihenweise auf Schnüre. Die Neuheit der Beschäftigung verlockte uns mit anzugreifen. Da entfernte sich die Felix auf kurze Zeit, dann erschien sie wieder unter uns, Kränze von aufgereihten Tabaksblättern um den Kopf, um die Schultern und den Gürtel, die Guitarre in der Hand, und rief in kläglichem Tone nur das eine Wort: Ophelia! Beifall und Gelächter begrüßten sie, aber schleunigst entfloh sie, mit Hinterlassung ihrer Kränze, wieder aus dem Saale. . .

Ich wurde durch ihr Wesen auch zu einem Liede angeregt, aber da der Name Felix ein männlicher ist, so befang ich sie als „Margreth am Thore“. Sie hat es auch von mir singen hören, ohne daß sie es auf sich zu beziehen brauchte. Die Felix aber habe ich im Gange der Jahre immer wieder gesehen und begrüßt. Noch nach vierzig Jahren konnte ich ihr zum Gruße die Hand reichen. Sie war unverheiratet geblieben, aber die unumschränkte Besitzerin des Hauses, und zugleich die allgemeine Studentenmutter geworden.“

In den Ferien folgte eine Rheinreise. „Dann kehrte ich in die Musenstadt heim, trunken von frohen Eindrücken, den Kopf durchschwirrt von werdenden Liedern, voll von dichterischen Plänen, die mir eine Zeitlang ein wahrhaft beseligtes Dasein gaben. Der neue Entwurf zu „Waldmeisters Brautfahrt“ trat bald zu Tage. Ich begann das Gedicht nun noch einmal, und zwar jetzt in ganz andrem Tone, zu erzählen und nieder zu schreiben. Bald suchte ich mir dazu eine schattige Stelle im Walde, abseits von allen Wegen, oder ich kletterte auch zwischen Gesträuch zu den Fenstern des Otto-Heinrichsbaues, wo ich nicht selten gesessen und gesonnen habe, während mein Büchlein sich mit Versen füllte. Die Freuden, welche ein erwachendes dichterisches Bewußtsein in der jungen Brust erweckt, sind nicht zu schildern. Als wäre ein Wunder in uns aufgegangen, so betrachten wir das werdende Werk. Der Wille hat es gewollt, Phantasie und Gemüt haben es innen erschaffen, für die Form giebt der aufmerkenden Kraft jeder Tag neue Erfahrung. Dieses Fortschreitens inne zu werden, immer neu zu bessern, zu bilden, zu gestalten, und die wachsende Kraft der Schwingen immer mehr zu fühlen, gab mir zugleich das Gefühl der reinsten Erhebung. Wohin ich damit gelangen würde? Ob ich von diesem Treiben etwas zu erwarten hätte? Müßige Fragen! Die Empfindung künstlerischen Schaffens war mir in ihrer ersten Blüte aufgegangen, und wollte nichts als den beglückenden Trieb und Genuß ihrer selbst. — Aber das Gedicht sollte noch nicht fertig werden. Denn mit gleichem Anspruch drängte sich ein andres in den Vordergrund der „Gevatter Tod“, und wie an jenem, schrieb ich an diesem in ein andres Buch, immer schweifend, Tage lang von der Stadt entfernt, ohne viel Bedürfnisse, ganz meinem dichterischen Triebe Raum gewährend.“

Auch im Winter hielt diesmal der dichterische Trieb vor. Doch wurden nicht die beiden begonnenen Werke vollendet, sondern ein drittes geschrieben, eine Tragödie „Ludolf von Schwaben“. Gervinus sollte darüber richten. „Er empfing mich wirklich, augenscheinlich mit Verwunderung, denn Studenten pflegten nicht bei ihm vorzusprechen, da er seine Vorlesungen eingestellt hatte. Mein Anliegen brachte ich stotternd hervor, er aber lehnte vorsichtig und kurzweg den Einblick in meine Arbeit ab, da er von dergleichen gar nichts verstehe. Dagegen wolle er mir eine schriftliche Empfehlung an seinen Freund, den Buchhändler Bassermann geben, der zur Zeit die Leitung des Mannheimer Theaters übernommen hatte. Daran lag mir nun freilich gar nichts, denn gerade Bassermann war als ein sehr unzugänglicher und grober Mann bekannt. Aber einem Gervinus gegenüber wagte ich keinen Einwand. Er reichte mir den Empfehlungsbrief, wünschte viel Glück, und entließ mich mit einer Neigung seines Hauptes. Einige Tage ließ ich vergehen, unschlüssig, was ich thun sollte. Endlich fuhr ich hinüber, und ließ mich bei Bassermann melden. Er that einen vorurteilsvollen Blick nach dem Päckchen in meiner Hand. Nachdem er den Empfehlungsbrief überflogen, begann er: Aus diesen Zeilen entnehme ich, daß Gervinus Ihr Stück gar nicht gelesen hat? Ich mußte das bestätigen. So! fuhr er fort. Dann nehmen Sie es nur wieder mit. Von Studenten verfaßte Stücke kann ich nicht brauchen! — Ich that den Mund auf und wollte nur bitten. — Aber da stand er bereits auf, und ging, als vielbeschäftigter Mann, nach der offenen Thür des Nebenzimmers, in welches er einige Worte hinein rief. Dann wendete er sich kurz noch einmal um, und wiederholte mit starker Betonung: Ich kann's nicht brauchen! Sie hören ja! Von Studenten führe ich nichts auf! Er ging hinaus und ließ mich stehen. Ich machte hier zuerst eine Erfahrung, die sich dann vielfach wiederholte. Die einzigen Lehren, die der werdende Dichter, und gar der beginnende Dramatiker empfängt, beruhen auf Zurückweisung und Ablehnung. Für jede Kunst giebt es eine Schule, darin der Lehrling Erziehung und Unterricht genießt; in der Dichtkunst ist die Schule nicht in gleicher Weise durchzuführen. Der Lyriker und Erzähler muß aus sich selbst die Erfahrung schöpfen, und lernt die Technik meist an vorhandenen Werken. Für die dramatische Dichtung aber gabe es eine Schule, das Theater selbst. Es liegt aber im Charakter des modernen Theaters, daß die Bühne sich dem dramatischen Jünger geradezu verschließt, und ihn ganz ratlos läßt. Ein Jünger, der sich auf das Wirksame, und wär es ganz roh, schon etwas versteht, wird wohl berücksichtigt, und es sind auf diesem Wege schon ganz tüchtige Theaterschriftsteller erwachsen. Wem sich aber keine Gelegenheit bietet, gleichsam als Experimentiergebülfe unterzukommen, oder wer sich scheut, an untergeordneter Tagesarbeit zu Gunsten des schlechten Geschmacks seine Studien zu machen, oder gar wer die dramatische Dichtung von vorn herein als Kunst faßt, und seine Arbeiten in diesem Sinne darlegt, dem kommt von Seiten des Theaters niemand zu Hülfe. Man wende nicht ein, daß die Stücke der namhaften Poeten ja doch aufgeführt worden seien. Ja, sie sind es (und

Digitized by Google

ich füge hinzu, die Mehrzahl meiner späteren auch) aber man weiß nicht, welche Wege dazu eingeschlagen, welche lustigen, oft lächerlichen Mittel unter der Hand angewendet werden mußten, um ein Stück auf die Bühne zu bringen."

Aber zuerst hatte der junge Dramatiker noch andere Sorgen: wie bei nächtlichen Serenaden und sonstigen Streichen der Polizei zu entgehen wäre. Einer davon sei hier mitgeteilt. „Wir kehrten etwa unser Zwölf in einer Februarnacht zu Fuße von Schlierbach zurück. In der Stadt angelangt, sahen wir mehrere Wagen stehen, wie sie Waffelbäckereien, Verkaufslokale und zugleich Schlafstube ihrer reisenden Besitzer zu sein pflegen. Da rief eine Stimme: „Der erste Waffelwagen wird entführt! Vorgespannt!" Ich Nu waren alle an der Deichsel, und in tollem Jagen wurde der Wagen durch die jetzt stille Hauptstraße geschleift. Da öffnete sich eine Fensterluke des Gefährts, und der aus dem Schlafe aufgerüttelte Insasse, der nicht wissen mochte, wie ihm geschah, bengte sich im Hemd heraus, fluchend und um Hülfe schreiend. Aber das Rädergerassel seiner eigenen Behausung überdröhnte seinen Jammerruf und in unverdrossener Hast wurde er aus der Stadt gezogen, und auf der Chaussee, die nach Rohrbach führt, abgesetzt. Ungerührt von dem Schimpfen und Drohen des der Einsamkeit überlassenen Opfers, stob die Bande auseinander, und jeder suchte schnell seine Wohnung auf. Wir hörten darauf, daß der Mißhandelte über die Unthat Anzeige gemacht, daß er aber keine bestimmte „Farbe" hätte angeben können, und durften wir hoffen, daß wir um den Karcer, der, mindestens, uns sicher gewesen wäre, herum kommen würden." Im selben Monat wurden Roquettes erste Gedichte gedruckt, er beteiligte sich an einem „Frühlings-Almanach", den einige Gießener Studenten herausgaben. Der Sturm der Zeit verwehte das Büchlein spurlos, es war der Frühling von 1848. Eben als die Wogen der Demokratie höher zu fluten begannen, erschien der Vater in Heidelberg und nahm Otto mit heim; er sollte seine Studien in Berlin fortsetzen. Aber daran war auch dort zunächst nicht zu denken. Der Altem wurde auch er Mitglied des „fliegenden Corps" der Studenten und zwar der „Rotte Tell". Als solches erlebte er ein curriöses Abenteuer. „Ich sollte im königlichen Schlosse meinen ersten Wachtdienst thun. Ich bezog meinen Posten um elf Uhr Nachts in einer entfernten Galerie, wo ich bis eins zu stehen hatte, und zwar vor einer gewissen grünen Thür, die zu den Gemächern des Königs führte. Da der König sich in Potsdam aufhielt, war hier bis auf Weiteres kein Verkehr, doch erhielt ich Befehl, den Zutritt Jedem zu verweigern, der nicht mit einer Legitimation meines Obmanns käme. Ich ging und ging, und obgleich die Frühlingsnacht warm war, überkam mich in der kühlen Gallerie einiges Fröstelu. Der Morgen dämmerte, über den Schloßhof zogen Patrouillen; sollte man mich wirklich vergessen haben? Da erschien gegen acht Uhr ein Hofbedienter, der recht artig grüßend in Eile an mir vorbei durch die grüne Thür wollte. Ich trat ihm in den Weg, und erklärte, daß ich Befehl hätte, niemand durch diese Thür gehen zu lassen. Er geriet in fast ängstliche Verlegenheit, als lautes Gespräch und Gerassel die Treppe herauf kam, und zwei höhere Offiziere sich dem verbotenen Eingang näherten. Der Lakai eilte auf sie zu, redete den älteren als königliche Hoheit an, und trug ihm die Sache vor. Der Offizier maß mich mit einem ernsten Blicke, dann sagte er: „Der Posten ist in seinem Recht. Eilen Sie hinunter und melden Sie die Ankunft des Königs. Wir werden warten." Nicht lange, so kam der Diener zurück, mein Obmann mit erstauntem Gesicht neben ihm. Er winkte mir, die Thür frei zu geben und der Lakai flog hindurch. Schon aber rasselte es von neuem heraus, Lakaien voraus, dann Offiziere verschiedener Waffengattungen, an ihrer Spitze der König selbst. Ich trat bei Seite und präsentierte, so gut ich es verstand. Der König sah mich an, zögerte einen Augenblick, als ob er mich anreden wollte, dann aber schritt er schnell vorüber, und die Thür schloß sich hinter dem ganzen Gefolge. Es ist das einzigemal, daß ich Friedrich Wilhelm dem Vierten Auge in Auge gesehen habe."

Zur selben Zeit machte Roquette eine Bekanntschaft, aus der eine lebenslange Freundschaft werden sollte. „Schon bei meiner Aufnahme hatte ich im Kastanienwäldchen einen jungen Mann gesehen, der mir auffiel. Noch sehr jung, eine schlanke Gestalt, ein längliches Gesicht, fast mädchenhaft, doch schon mit einem beginnenden Schnurrbärtchen ausgestattet. Er trug einen braunen malerischen Kittel, die Büchse über die Schulter gehängt, wurde von vielen angesprochen, und entgegnete doch nur mit einer Art lachelnder Vornehmheit. die aber zu seiner Erscheinung durchaus paßte. Auf meine Frage erhielt ich die Auskunft, er sei der Sohn eines Professors an der Universität, heiße Paul Heyse, und — mache Gedichte, wurde hinzugefügt. Wir waren beide nun schon seit einigen Wochen in derselben Rotte, saßen auch im Kolleg bei Hotho neben einander, ohne daß noch eine Annäherung zwischen uns stattgefunden hätte. Standen wir gleich auf Du und Du, so war das eben nur allgemeiner Gebrauch in jeder Rotte. Als ich aber eines Morgens auf der Pritsche faullenzte, trat er zu mir heran und sagte, man habe ihm verraten, daß ich gern Verse machte. Ich entgegnete, daß man den gleichen Verrat an ihm auch mir gegenüber verübt habe. Er lachte, und fragte, ob wir gemeinsam ein wenig in Versen wetteifern wollten? Ich sprang auf, ganz bereit dazu, obgleich ich noch nicht wußte, was er vor hatte, und folgte ihm in einen neben dem Schwetzersaale gelegenen Raum. Dieser Raum wurde sonst nicht benutzt. Jetzt aber fand ich einen Tisch aus der Wachtstube neben einigen Bänken hier aufgestellt und einen kleinen auserwählten Kreis von Jünglingen beisammen, die sich hierher zurückgezogen hatten. Da mir alle noch unbekannt waren, führte Heyse mich ihnen zu. Ich wurde willkommen geheißen, als „Einer, der nicht nur neun Stunden auf Posten stehen, und eine Thür gegen drei Prinzen vertheidigen könne, sondern von dem auch das Gerücht ausgehe, daß er im Versemachen seinen Mann stelle." Der Sprecher war Friedrich Eggers. Dieser trat nun mit dem Vorschlag auf, unsere Fähigkeiten zu üben,

Digitized by Google

zog einen Band von Rückert aus der Tasche, und diktierte die Reime eines Sonnettes, auf welche jeder selbst eins zu ersinnen hatte. Nun saßen wir alle in eifrigem Schweigen um den Tisch, Bleistift und Notizbuch in der Hand, Phantasie und Gedanken anstrengend. Paul Heyse war sehr schnell fertig, Eggers bald nach ihm, Endrulat folgte. Ich war einer der Letzten, da ich mich in der Form des Sonnettes noch wenig geübt hatte. Nun begann das Vorlesen der verschiedenen Leistungen. Sie waren erstaunlich, beinlichsten in hohem Grade, denn die gleichen Reime hatten zu dem verschiedenartigsten Inhalt herhalten müssen, und wir erstaunten, als Eggers zum Schluß mit dem Mitersonnet hervorrückte. Das Spiel wurde sogleich und noch öfter wiederholt, und brachte uns im Umsehn über die Stunden hinweg. Bei den nächsten Wachen im Schlosse sonderte sich von nun an der gleiche Kreis in die Bildergalerie ab, um die Zeit mit Reimübungen auszufüllen. Wir blieben nicht bei Sonnetten stehn, versuchten uns in Oktaven und Terzinen, besangen Einer des Andern Fehler oder Tugenden, und es kam vor, daß Einer des Andern Physiognomie in Gaselenform zu schildern hatte. Solche Tollheiten und ihre Erfolge rissen uns oft zu lautem Gelächter fort, wodurch denn auch Andere aus dem Schweizersaale herbeigelockt wurden."

Als der Sturm vorbeigebraust war, nahm Roquette seine Studien, wie die dichterischen Arbeiten wieder auf. „Viel hatte ich mir von dem Verkehr mit Paul Heyse versprochen, da ich in ihm zum erstenmal einen gleichstrebenden jungen Poeten gefunden, mitteilsam, liebenswürdig und vielversprechend. Auf ihm lastete die Verstimmung der Zeit nicht so schwer. Er lebte in seinem väterlichen Hause und dem gelehrten Kreise desselben, wo man die öffentlichen Verhältnisse mehr von oberher betrachtete. So war er glücklicher, als ich, der in Berlin zu keiner reinen poetischen Stimmung gelangen konnte. Er las mir vor, oder gab mir zu lesen, was er fertig hatte; so die allerliebsten Märchen eines fahrenden Schülers, welche er darauf unter dem Titel „Jungbrunnen" veröffentlichte. Auch einige seiner ersten Novellen lernte ich aus dem Manuskript kennen. Die Vorteile einer einheitlichen Erziehung gaben ihm eine viel frühere Reife, und eine unter den Augen von Künstlern und Dichtern erwachsene Bildung für die Kunst machte ihn innerlich frei und unbefangen zur Mitteilung geneigt. Ganz im Gegensatz zu mir, bei dem alles Künstlerische stets als etwas Verpöntes gegolten, und jede dichterische Arbeit stets unter dem Drucke ängstlicher Heimlichkeit stand. Paul Heyse durfte als Student, in seiner Familie, im Franz Kugler'schen Hause, in vielen Kreisen, bereits ein junger Dichter sein, und wurde als sehr hoffnungsvoll anerkannt; ich mußte noch auf lange hin darüber wachen, daß von meiner Poeterei nichts auskäme, um nicht Verstimmungen hervorzurufen. Selbst die Anregung, die ich im Verkehr mit Paul Heyse empfing, führte zu keinem Wetteifer, obwohl ich die Beziehung zu ihm wichtig genug nahm; wichtiger als er seinerseits es konnte, oder sein Kreis es gestattete. Denn einen solchen hatte er bereits, und die Geschlossenheit desselben wurde, wenn auch nicht von ihm, streng überwacht, ja manche Ablehnung sagte mir, daß ich mich zurück zu halten hätte. Mit Heyse blieb ich darum doch im besten Vernehmen."

Da sich Roquette in Berlin nicht recht heimisch fühlte, so beschloß er fortzugehen; ein Zufall, der Umstand, daß Robert Prutz eben zum Professor der Litteraturgeschichte in Halle ernannt worden, bestimmte ihn, sich dorthin zu wenden. „Ohne Prutz noch näher getreten zu sein, sprach ich ihn eines Tages auf der Straße an, stellte mich vor, und fragte, ob er im nächsten Sommer bereits lesen werde. Da er es bejahte, erklärte ich mich ihm als seinen ersten Schüler für Halle. Er nahm es sichtbar erfreut auf, wir gingen ein Stück im Gespräch zusammen, und als er mit einem: „Auf Wiedersehn in Halle!" mir die Hand reichte, war die Bekanntschaft geschlossen. Ich fand in ihm zum erstenmal einen Lehrer, der, so oft ich es wünschte, bereit war, mir bei meinen Studien mit Rat und That zu Hülfe zu kommen. So verdanke ich ihm viel, wenngleich mir sein ästhetisches Urteil oft sehr auffallend erschien. Er, der sich unter politisch-litterarischen Kämpfen gebildet hatte, und dessen Dichtungen und Arbeiten ganz von diesem Pathos durchdrungen waren, betrachtete alles von einem Parteistandpunkte aus. Er rühmte Schriftsteller und Dichter, zu welchen ich gar kein Verhältnis finden, deren Bedeutung ich nicht eingestehen konnte; da wurde anderes verkleinert und herabgezogen, was mir ehrwürdig und unantastbar galt. Vor allem war es Goethe, für den ich mich lebhaft zur Wehr setzte." Auch Prutz' Rat, sich der Journalistik zuzuwenden, fiel auf keinen günstigen Boden, wogegen der Professor wieder Roquette's dichterischen Arbeiten kühl gegenüberstand.

Zur selben Zeit sollte Roquette plötzlich die heißersehnte Bühne erobern, freilich nicht mit einem großen Drama. Aus Bromberg schrieb ihm die Schwester, er möge ihr für ein Liebhabertheater ein Stückchen senden. Er schrieb selbst eins und nannte es „Waldeinsamkeit". „Einer meiner Studiengenossen, er hieß August Förster, war über meine Arbeit gekommen, und bat mich, das Manuskript mit nach Hause nehmen zu dürfen. Es dauerte lange, bis ich es zurück erhielt. In der zweiten Hälfte des Winters aber erhalte ich ein Schreiben von der Direktion des neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin mit der Nachricht, daß die „Waldeinsamkeit" gewählt sei (nebst zwei andren neuen Stückchen) um zur Eröffnung des Hauses gespielt zu werden. Es stellte sich heraus, daß Förster das Stück an ein Mitglied des hallischen Theaters weiter gegeben, daß dieser, der bereits nach Berlin engagiert war, eine Abschrift davon genommen, um in einer Rolle, die ihm gefiel, dort zuerst aufzutreten. Es war ihm gelungen, damit durchzudringen. Ich machte denn gute Miene und ließ die Sache laufen. Die „Waldeinsamkeit" wurde wirklich am 17. Mai 1850 bei der Eröffnung des Theaters gespielt. Und als ich darauf den Heinrichschen Theateralmanach erhielt, das Stück darin abgedruckt, ja sogar einen doppelten Friedrichsd'or als Honorar darin fand, da fühlte ich mich durch diesen unerhörten Erwerb so bestürzt und zugleich gehoben,

Digitized by Google

daß ich nicht müde wurde das Goldstück zu betrachten — und doch mit dem Gefühl einer unerlaubten Einnahme. Das Goldstück habe ich viele Jahre als Heckgroschen aufbewahrt. Die „Waldeinsamkeit“ aber wurde bald auf den meisten deutschen Theatern gespielt, doch nur zufällig erfuhr ich ab und zu davon, und habe mich nicht weiter darum gekümmert. Auf einer öffentlichen Bühne habe ich das Stück damals nicht gesehen, dagegen im Laufe der nächsten Jahre auf Familientheatern alle vier männlichen Rollen desselben selbst durchgespielt. Erst vierzig Jahre später, (1889) bei einem gelegentlichen Besuche in Ems, führte mich der Zufall in das Kursaaltheater, wo ich die „Waldeinsamkeit“ zum erstenmal öffentlich dargestellt sah.“ Nicht ebenso dauernd, aber gleichfalls stattlich war der Erfolg eines zweiten kleinen Stückchens: „Die Probepredigt“, das ebenfalls durch Förster, den nachmaligen Schauspieler und Direktor des Wiener Burgtheaters an die Öffentlichkeit gebracht wurde.

In Weißenfels, wohin ihn die Einladung einer befreundeten Familie gelockt, sollte sich eine andere Beziehung knüpfen, die gleichfalls lebenslang vorhielt. „Gern las die Gesellschaft mit verteilten Rollen; einmal hatten wir uns grade auf „Kabale und Liebe“ gerüstet, als eine Erscheinung unter uns trat, die wir zwar schon kannten, deren Gegenwart uns aber, in ihrer geistigen Überlegenheit, bei unserm Vorhaben etwas einschüchterte. Es war Fräulein Louise von François. Obgleich an Jahren nicht mehr die Jüngste, war sie doch noch eine wahrhaft strahlende Schönheit, dabei von einer ungewöhnlichen geistigen Bildung. Sie lebte mit ihrem Vater, einem pensionierten Offizier in Weißenfels. Verstand und Witz, Geistreichtum, treffendes Urteil, standen ihr in hohem Grade zu Gebote. Sie überjah uns weit, und wir Studenten kamen schön an, wenn wir uns in eine Disputation mit ihr einließen, denn gegen ihr geistiges Übergewicht war nicht aufzukommen. Zwar wollte sie uns das nicht fühlen lassen, mischte sich auch nicht in den Kreis der Jüngeren, aber daß sie sich über unser Treiben im Stillen belustigt fühlte, merkten wir ihrer lächelnden Vornehmheit doch an, und darum war uns ihre Gegenwart nicht bequem. Daß sie noch immer schön sei, gaben auch die jungen Männer zu, daß sie aber so verwünscht klug und gescheit war, ärgerte uns an ihr. Wer hätte gedacht, das Louise von François einst (viele Jahre später) als eine Romandichterin von höchster Bedeutung auftreten würde? Wer hätte ahnen können, daß ich, der Jüngere, ihrem ersten größeren Werke („Die letzte Reckenburgerin“) die Bahn in die Öffentlichkeit ebnen sollte?“

In Weißenfels war es auch, wo Roquette die Nachricht erhielt, daß Cotta „Waldmeisters Brautfahrt“ in Verlag nehmen wolle. Als das Buch (1851) erschien, stellte sich sofort ein schöner Erfolg ein. Nur aus dem Elternhaus kam keine Zeile. Die Mutter hatte das Bücklein verschlossen und ließ es Niemand sehen. Die brave Frau hielt es allen Ernstes nicht bloß für ein Unglück, sondern auch für eine Schande, daß der Sohn unter die Poeten gegangen. Selbst daß er gleichzeitig seinen Doktor gemacht, war ihr kein Trost!

Der Erfolg des Gedichts machte Roquette innerlich und äußerlich freier; auch seine nächsten Arbeiten wurden von Cotta erworben, er konnte seine erste große Reise — nach der Schweiz — machen. Dazwischen fiel eine große, schmerzliche, entsagungsvolle Liebe für die Frau eines Freundes. Dies und die Trennung seiner Beziehungen zu Prutz veranlaßten ihn, 1852 Halle zu verlassen und nach Berlin zu übersiedeln.

„Auf eine Zeit des inneren Werdens und Wachsens“, sagt Roquette selbst, „denken wir gern zurück, zumal wenn es uns schon eine Strecke vorwärts auf der Bahn geführt hat.“ Auch dem Betrachter eines fremden Lebens geht es ähnlich: Der Kämpfende ist uns vornehmlich interessant, weniger der Sieger. So werden wir denn der Selbstbiographie des Dichters von nun ab nur in Kürze folgen können.

Aus der Berliner Zeit war uns Roquettes Urteil über die Gesellschaft „Tunnel über der Spree“ von besonderem Interesse; es klingt viel nüchterner, aber auch innerlich wahrhaftiger, als andere. „Die Gesellschaft umfaßte die Mehrzahl der in Berlin lebenden Schriftsteller und Dilettanten, welche gern für Dichter gelten wollten. Man kam Sonntags in den Stunden von fünf bis acht Uhr zusammen, bei Bier und undurchdringlichem Tabaksqualm, und las Gedichte vor, über welche in parlamentarischer Verhandlung gesprochen, geurteilt und endlich mit einer „Nummer“ abgeschlossen wurde. Vorsitzender des Tunnels war damals Franz Kugler. Ich lernte die Dichter Scherenberg, Fontane, von Lepel, Brachvogel kennen, deren Werke mir bekannt waren, und andre, deren Namen ich noch nicht gehört hatte. Was ich aber nicht merken ließ, denn sie waren sehr angesehen und von starkem Bewußtsein getragen. Dieses zu Gerichte sitzen, oft über ein unbedeutendes kleines Gedicht, kam mir höchst sonderbar vor, ja humoristischer als die Gesellschaft empfand und ich verraten durfte. Zwanzig bis dreißig Personen gaben nach einander ihre Ansicht kund, oft in endloser Breite, wobei meist nichts anderes herauskam, als daß der Kritiker das Gedicht ganz anders gefaßt haben würde, wobei denn unzählige Fassungen möglich wurden. Dieses unsäglich Breittreten etwa eines Stimmungsliedes oder auch nur einer knapp gereimten Empfindung, erschien mir ganz widersinnig. Die Gesellschaft nahm für selbstverständlich, daß ich Mitglied des Tunnels werden würde. Da ich aber sah, daß der Dilettantismus sich hier sehr wichtig machte, und größere poetische Gebiete neben der Lyrik kaum berührt wurden, blieb ich für immer weg, was mir sehr übel genommen wurde.“

Einen um so angenehmeren Kreis lernte er durch Eggers kennen; hier gewann er auch die Freundschaft Wilhelm Lübke's und Theodor Fontane's.

Sehr hübsch ist die folgende Schilderung einer sonst viel verkannten Persönlichkeit. Auf einem Universitätsball eroberte Roquette einer jungen Dame den verlorenen Fächer wieder. „Ich stellte mich ihr vor Sie rief überrascht Ach! und nannte mir auch ihren Namen, Minna Birch. Da sich das Tanzgewirre eben löste, lud sie mich ein, sie zu ihrer Mutter zu begleiten. Ich war überrascht, in dieser Frau Charlotte Birch-Pfeiffer zu erkennen, die ich auf der Bühne des königs-

Digitized by Google

lichen Schauspielhauses schon häufig gesehen hatte. Sie war über fünfzig Jahre alt, eine große, stattliche Frau. Daß sie einst hübsch gewesen, hätte niemand mehr geglaubt. Auch ihre Tochter war es nicht, aber ihre Augen sprachen von keckem geistigem Leben. Frau Charlotte berrachtete mich prüfend, als ich ihr vorgestellt wurde, dann rief sie: „Ach sind Sie's, der das goldige Büchle geschrieben hat?" Sie reichte mir die Hand, und knüpfte in ihrem besten Schwäbisch, in welches sie zu verfallen liebte, wenn sie sich gehen ließ, eine Unterhaltung an. Als aber die Musik geräuschvoll wieder begann, erklärte sie, ich möchte sie nur bald besuchen, dann könnten wir „besser schwätze". — Nun war es mir merkwürdig, daß eine Frau, die wir um ihrer dramatischen Leistungen willen bitter haßten, mir den angenehmsten Eindruck gemacht.

Ich meldete mich bei ihr am nächsten Sonntage zu einem Vormittagsbesuche. Ich wurde in einen Empfangssaal gewiesen, und aus dem Nebenzimmer rief Frau Charlotte, die ich noch nicht zu sehen bekam, sie wolle Gottes lieben Sonntag nicht länger verderben, sondern gleich kommen. Unmittelbar darauf hörte ich sie als Lady Macbeth jammern, daß alle Wohlgerüche Arabiens den bösen Fleck nicht von ihrer Hand verlöschen könnten, und in bester Laune trat sie ein, mit dem Tintenfleck kokettierend und zur Entgegnung herausfordernd. Plötzlich rief sie: „Daß junge Herren, wie Sie, nicht wegen meinem wieschten Theatergeschreib zu mir kommen, kann ich mir schon denken: Also sprechen wir gar nicht mehr von so Sachen!" Sie plauderte nun in der lustigsten Weise fort, dann unterbrach sie sich: „Jetzt aber sagen Sie mir, essen Sie wohl ein Schweinenes?" Ich verstand, daß das eine halbe Einladung zu Tische war, und erklärte mich für einen besonderen Liebhaber des „Schweinenen". Sie klatschte in die Hände, versprach, daß der Braten angerichten werde, obgleich sie noch zwei „Münchener Buben" zu Mittag erwartet, die mit ihrer Tochter aus dem Museum bald zurückkehren müßten. Dann ließ mich die Hausfrau allein, um in der Küche nach den Rechten zu sehen. Als wir zu Tische gehen sollten, wurde die Hausfrau mit lebhaftem Schreckensausruf inne, daß sie keinen Wein im Keller habe. Sie wollte die Magd danach schicken, da diese erklärte, im Materialladen uebenan sei auch Wein zu haben. Gegen diese Sorte aber that ich Einspruch, erbot mich, wenn denn doch Wein getrunken werden sollte, selbst danach zu gehen, und kehrte bald darauf mit zwei Flaschen Moselblümchen zurück. Nach Tische mußte ich neben der Hausfrau auf dem Sofa Platz nehmen. Einer der Studenten spielte einen neuen Tanz, welchen Minna den Beinen des andern kundig einübte. Die Mutter sah wohlgefällig zu, dann gab sie mir einen Schlag auf die Schulter, und rief, einen Vers von Grillparzer citierend: „Siehst du, mein Freund, so lebt nun deine Sappho!" In mein Lachen stimmte sie mit unbefangener Selbstironie ein. Sie verstand Humor, und war persönlich humoristischer und origineller als in ihren Schriften. Minna verließ Berlin, um sich auf der Bühne zu versuchen. Nur kurze Zeit, denn sie verheiratete sich früh, und ihr Talent kam auf ganz anderem Gebiete zur Erscheinung. Als Frau Wilhelme von Hillern bewies sie ihre Phantasie und Darstellungskraft in einer Reihe von Romanendichtungen, welche allgemein bekannt sind.

Sehr fein und voll Herzenstakt erzählt Roquette nun die Geschichte seines Brautstandes mit einer schönen Meißnerin, Julie; die Verlobung wurde gelöst, weil die Naturen nicht zu einander paßten. Eine dauernde Folge aber hatte die Beziehung doch für sein Leben: um der Geliebten eine sichere Existenz zu bieten, hatte sich Roquette um eine Lehrerstelle am Blochmann'schen Gymnasium in Dresden beworben, und trat sie auch nun an, wo er nur für sich allein zu sorgen hatte.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Neue Erzählungen und Romane.

Zwei Mitarbeiterinnen der „Deutschen Dichtung" haben kürzlich Novellen-Sammlungen herausgegeben, deren Inhalt zum weitaus größeren Teil vorher in dieser Zeitschrift erschienen ist: in dem Buche „Rothdorn" von Gertrud Franke-Schiedelbein (Berlin F. Fontane & Co.) bildet die Novelle „Erottkon" das erste und längste Stück, in der Sammlung „Faschings Ende" von A. Schöbel (Leipzig, Carl Reißner) sind von den vier Novellen zwei: „Ein Sieg" und „Irr gegangen" unseren Lesern bekannt. Unter diesen Umständen kann ein Lob dieser Bücher an dieser Stelle dem Selbstlob verdächtig nahe, obendrein aber wäre es nutzlos. Denn haben sich beide Dichterinnen nicht durch ihre eigenen Arbeiten die freundliche Aufmerksamkeit unseres Leserkreises erobert, so könnte es auch unsere Empfehlung nicht. Doch wagen wir zu hoffen, daß dem so ist und daß daher das Lob auch überflüssig wäre. Beide Schriftstellerinnen scheinen uns hochbegabt, Frl. Schöbel's Talent ist farbiger, vielleicht auch eigentümlicher, aber mehr Kraft, die poetische Stimmung festzuhalten, ohne die gute Beobachtung hintanzusetzen, scheint uns bei Frau Franke vorhanden. Auch ist sie in der Technik viel weiter und auch formal eine wahrhaft Berufene. Beide Bücher aber verdienen Erfolg und wir wünschen aufrichtig, daß er ihnen werde.

Der historische Roman ist das Stieflind der modernen Produktion, aber nirgendwo wird er seltener versucht, als in Deutsch-Oesterreich. Ein jüngerer Wiener Schriftsteller, Victor Wodiczka, ist jetzt der einzige, der sich in dieser Gattung versucht, und zwar mit Fleiß, Liebe und einem nicht unbeträchtlichen Künstlerischen können. Diese Anerkennung wird man auch seinem neuesten Werke: „Bellicosus, Roman aus der Geschichte Oesterreichs" (Dresden, E. Pierson) nicht versagen dürfen, obwohl die Stoffwahl diesmal keine sonderlich glückliche zu nennen ist. Denn der Held des zweibändigen Romans ist Friedrich der Streitbare, der letzte Babenberger, ein rauher und kriegerischer Fürst, dessen sechzehnjährige Regierung durch unablässige Fehden ausgefüllt ist; der Dichter hat von vornherein viel zu thun, eine solche Gestalt unserem Empfinden näher zu bringen, und was er an hohen Bestrebungen, wie an geistiger Regsamkeit überhaupt in sie hineintragen wollte, mußte er zum großen Teil erfinden. So fehlt das natürliche Interesse und das viele Raufen wirkt ermüdend; immerhin beweist der Roman viel Begabung im Vortrag und der Gestaltung des Stoffes, redliches Bestreben, das geistige Leben hereinzuziehen und den kulturhistorischen Hintergrund zugleich treu und lebensvoll auszumalen, endlich vielleicht als

Digitized by Google

Besitz: eine warme, ja rührende Liebe zur Heimath. Der Roman verdient namentlich in Oesterreich größere Beachtung, als ihm bisher zu Theil geworden zu sein scheint.

Ein anderer Oesterreicher, ein reifer und voll, ja vielleicht über Gebühr anerkannter Dichter, dessen Kunst auch hoch zu schätzen ist, Ferdinand von Saar, will uns in seiner letzten Novelle: „Schloß Kostenitz“ (Heidelberg, Georg Weiß) nicht auf der Höhe seines Könnens erscheinen. In Saar's Novellen geht sonst wenig und nichts Ungewöhnliches vor; der Wert seiner Arbeiten liegt in der Kraft und Wahrheit der Charakterzeichnung, der sorglichen Motivirung. Diese Vorzüge fehlen hier fast ganz; der Held ist noch eine zur Not verständliche, wenn auch nicht ganz folgerichtig gezeichnete Figur, die Heldin ganz unverständlich, zu Beginn eine treffliche und vernünftige Frau, die plötzlich handelt wie eine Hysterische. Auch die Führung der Handlung ist kraß und im unguten Sinne des Wortes romantisch. Am meisten erinnert noch die Darstellung an frühere, vortreffliche Arbeiten des Dichters, aber auch die Sprache ist minder kraftvoll und farbig und sinkt zuweilen, so im wiederholten Gebrauch der Zeitungsphrase „voll und ganz“ ins Triviale hinab. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß die Novelle „invita Minerva“ geschrieben ist, nur um eben wieder etwas zu machen, und derlei rächt sich bei einem Dichter immer schwer.

Ein dritter Oesterreicher, Franz Wolff, bietet in seinen beiden Novellen-Sammlungen: „Novellen“ und „Welke Blätter“ (beide bei Oswald Mutze in Leipzig erschienen) nicht bedeutende aber doch gefällige Gaben. Man wird nirgendwo gestört, aber auch nirgendwo gefesselt.

Das Gegtere gilt auch von dem Buche eines anderen jungen Wieners, Emerich Kowalek: „Nein! Sechs Präludien“ (Frankfurt a. M., C. Konitzers Verlag), aber das Erstere nicht — im Gegenteil, man wird durch die Geschmacklosigkeit dieser Jünglings auf jeder Seite gestört, und sie wäre geradezu incommensurabel, wenn nicht die Talentlosigkeit gleich groß wäre. Der Titel soll einen Protest dagegen bedeuten, daß sich der Dichter einer bestimmten Schule anschließen solle; der Protest ist überflüssig; gegen diesen Jünger wird sich jede Schule verwahren.

Im Gegensatz zu Kowalek scheint es Carl Busse gewiß nicht an Talent zu fehlen, wohl aber an Fleiß, Besonnenheit, gutem Geschmack und künstlerischer Bildung. Diesen Schluß wenigstens drängt uns sein Buch: „In junger Sonne“, Novellen und Skizzen (München, M. Poeßl) auf. Darum haben uns im Bande die „Gedichte in Prosa“ am besten gefallen; das hat ein Dichter geschrieben, kein reifer, sicherlich auch kein großer, aber doch ein wirklicher Dichter, der seine Augen zum Sehen gebraucht und die Fähigkeit hat, eine bestimmte Stimmung zu empfinden und festzuhalten. Aber je länger das Stück, desto schwächer; schon die „Federstriche“ enthalten auch ganz wertloses Zeug und unter den „Novellen“ überwiegt die Spreu den Weizen vollends, denn so leicht Spreu ist, hier sind der Weizenkörner gar zu wenige. Möglich auch, daß in Busse überhaupt kein Novellist steckt; wer zum Erzähler geboren ist, trifft es in der Regel gleich das erste Mal besser, als er.

Einen entfernt ähnlichen Eindruck, wie Busse's Buch, hat uns jenes von Detlev Freiherrn von Liliencron gemacht: „Krieg und Frieden“, Novellen (Leipzig, Wilhelm Friedrich), nur sind hier für das Lob viel stärkere, den Tadel viel schwächere Accente zu finden. Keines der vier Stücke im Buche kann eine Novelle genannt werden, und zwar weder in dem Sinne, daß eine merkwürdige Thatsache erzählt, noch in dem anderen, moderneren, daß ein eigentümliches Problem durchgeführt wird. Es sind fast formlose Aufzeichnungen, die über alle möglichen Dinge handeln und nur nebenbei auch etwas, wie den Faden einer Handlung festhalten, und in diesem novellistischen Nebenbei ist die Technik eine geradezu kindliche — aber daß Liliencron ein bekannter Dichter ist, erweist sich auch hier auf jeder Seite und darum ist das Buch lesenswert. Schlachten-Schilderungen, wie im „Richtungspunkt“ und im „Wärterhäuschen“ giebt es nicht viele in unserer Litteratur; Andere mögen die grausigen Einzelheiten wahrheitsgetreuer geschildert haben, als dieser Mann, der unter die Naturalisten gerathen ist, wie der selige Pontius in's Credo, aber der Gesammteindruck ist sehr stark, eben weil dieser Mann ein wirklicher Poet ist. Schwächer sind die beiden Geschichten aus der Friedenszeit. Die erste von ihnen, „Die Abenteuer des Majors Glöckchen“ ist für Liliencrons Können und Nichtkönnen sehr bezeichnend. Das ist ein richtiger Novellenstoff, der einzige, der sich im Buche findet. Aber dem Dichter war der Charakter alles, die Verwicklung nichts, und kann man die Pointe eigentlich nur ahnen. Am wertlosesten ist das letzte Stück: „Die Schnecke“, die Ausführung so formlos, wie möglich, die Erfindung gewaltsam und schwächlich, aber mitten drin steht eine Schilderung, die mit der Handlung nichts zu thun hat — eine Erinnerung an ein Münchener Dirnlein — und diese ist ganz famos. Wir haben das Buch mit Interesse und Freude gelesen.

Sehr erfreulich war uns auch das letzte Buch, mit dessen Würdigung wir diese Anzeige schließen wollen: „Unmoderne Geschichten“ von Benno Rüttenauer (Heidelberg, Georg Weiß). Sagen wir es vorweg: nicht um dessentwillen, was es bereits bietet, sondern um dessentwillen, was es verspricht. Keine dieser fünf Novellen ist ein untadeliges Kunstwerk, aber jede ist eine vollwichtige Talentprobe. Am besten hat uns: „Die Uralme“ gefallen, die Erfindung ist eigentümlich, die Ausführung voll dichterischer Fernheit, und die Perspektive, unter welcher die Dinge angeschaut sind, kann nur ein Poet gewinnen, dem zu allem anderen auch ein tiefes und weiches Gemüt hat. Auch ist in diesem Stück, wie in „Anna von Opbem,“ die Kunstform der Novelle noch zumeist eingehalten. Freilich ist diese zweitgenannte Erzählung schwächer, die Schlußworte namentlich wirken in ihrer aufdringlichen Geistreichigkeit recht störend und sagen zudem nichts, was der Leser nicht ohnedin empfände. Zu viel hat der Dichter auch in der, sonst ebenso originellen, als rührenden Geschichte eines alten Kittels — „Der Tunichan“ — gethan — weniger an allegorischem Spiel wäre mehr Poesie gewesen — und im „Kampf mit dem Mamorbild“ wieder ist die Komposition noch zu unsicher, während „Der Teufel in der Christnacht,“ nach dieser letzteren Hinsicht untadelhaft, an Verbrauchtheit der Erfindung leidet. Aber all die Bedenken im einzelnen können die freudige Erkenntnis nicht trüben, daß hier endlich wieder einer zu sprechen beginnt, der etwas zu sagen hat, und der bei strenger Selbstzucht ein Glied jenes allzugeringen Häufleins deutscher Erzähler werden kann, die daneben auch rechte Künstler sind. r. g.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Nöldechen, Wilhelm. Ausstand — Aufstand. Dichtung. Altenburg. Stephan Gebel. 1892.

* * * Dreißig Jahre aus dem Leben eines Journalisten. Erinnerungen und Aufzeichnungen. I. Band. Wien. Alfred Hölder. 1894.

Sachs J. G., Otto. Gedichte. Prag. Calve. 1894.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Daphnis und Chloe.

Novelle von Ernst Teubach.

Längs dem Garten des weiland kurfürstlichen Lustschlosses zog sich ein Wasserlauf, mehr Graben als Bach, ein nahrhaftes und anmutiges Vaterland für zahlreiche Frösche, Wasserratten und Teichspinnen. Und tief unten, halb versunken in den schlammigen Grund, lagen Daphnis und Chloe.

Sie lagen wohl schon hundert Jahre dort. Grünliches Moos hatte die steinernen Glieder überzogen, es wucherte frech und üppig zwischen den Falten am Jabot des Rococoschäfers und in dem freigebig bemessenen Busen-Ausschnitt seiner schönen Gefährtin. Noch immer hielt Daphnis die schlanken Finger beider Hände zierlich gekrümmt vor dem Munde, die Flöte aber hatte er bei seinem jähen Sturze verloren, und statt ihrer spannte sich eine zähe Alge zwischen seinen Händen her, unangenehm anzufühlen und musikalisch nicht zu verwerten, aber sehr beliebt bei unternehmenden Froschjünglingen als schwebendes Reck zu allerlei Schaukel- und Tauchерspielen.

Es hatte eine gute Zeit gekostet, bis sich Daphnis und Chloe einigermaßen an diesen Aufenthaltsort gewöhnten. Wie so ganz anders hatte es mit ihnen gestanden, als sie noch das Licht der Sonne schauten!

Da prangten sie einander gegenüber auf hohen Sockeln, beiderseits eines Weges, der vornehm mit Silbersand bestreut und mit kunstvoll verschnörkelten und beschneitelten Buchsbaumhecken eingefaßt war. Und über den Silbersand schritten würdige Domherren, zierliche Abbés, Cavaliere in der kurfürstlichen Uniform, blau mit Silber, oder in blühenden Phantasiefarben gekleidet, — und die Damen erst in ihren rauschenden, knisternden Gewändern aus Seidentaft, mit den turmhohen Toupets und den schneeweiß gepuderten Armen und Busen und den Schönheitspflästerchen auf den Wangen!

Das plauderte, lachte und kicherte, das liebelte und intriguierte, es war eine Lust, zuzusehen. Wenn dann erst Serenissimus selbst erschien, der Kurfürst-Erzbischof Maximilian Clemens, dann bildete sich längs dem Wege rechts und links ein Spalier von verbeugten Herren und knixenden Damen, Daphnis aber und Chloe standen aufrecht wie zuvor, sie ganz allein, und so waren sie eigentlich die Vornehmsten in der ganzen Gesellschaft. Ob sie das wohl fühlten!

Und dann abends, wenn vom Schloßturme her die Spieluhr ihre Abendweisen durch die laue Sommerluft erklingen ließ, Menuet, Sarabanda, Giga und Rondo, wenn dann die Kronleuchter hinter den Spiegelscheiben des Schlosses aufflammten und den Hof zur Abendtafel riefen! Dann ward es still von Plaudern und Lachen auf den Silbersandwegen, dafür aber begann die Sommernacht zu sprechen mit allerlei süßen, geheimnisvollen Stimmen, und der Mond stieg auf und spielte mit breitem grüngoldenen Lichte in den plätschernden Kaskaden und Fontänen des Schloßgartens. Bis dann wieder nach einer Weile etwas ganz leise und verstohlen über den Sand schlich, — irgend ein Pärchen, dem es da drinnen im Schlosse zu laut und zu hell geworden war.

Ein Geflüster, — er leidenschaftlich, süßwerbend, sie abwehrend, zaghaft kokett:

„So will Belinde, daß mein Herz bricht? So will sie niemals ihren treuen Schäfer beglücken?“

Digitized by Google

„Fi donc, Marquis, — lassen Sie uns zurück!“

Er aber in höchster Wallung der Gefühle breitet sein seidenes Tuch mit geschicktem Wurfe auf dem Sande vor ihr aus und beugte zierlichst sein Knie darauf:

„O sieh mich knieen, Belinde!“

„Ciel!“

Bis sie dann nach einem letzten kurzen Capitulieren eng umschlungen — so eng, wie es die Rücksicht auf Hoftleidung gestattete — weiter schlichen, den Laubengängen zu, von denen der laue Wind süße Gaisblattdüfte herübertrug und schluchzende Lieder der Nachtigall ... Und Daphnis wieder allein war mit seiner Chloe, die im Mondenschimmer ihm gegenüber stand, ein zärtliches Lächeln um die Lippen, mit ihrem weißen Händchen das Rococoröckchen ein wenig hebend, als ob sie sogleich vom Sockel herunter auf ihn zutänzeln wolle und nur noch abwarte, bis er auf seiner Flöte den Menuettakt dazu angebe.

Vorüber, alles vorüber!

Sie hatten den Tag gesehen, wo das alles ein Ende nahm; wo Serenissimus höchstselbst das Schloß und das Land verließ, in der eilfertig angeschirrten großen Reisekutsche, mit dem Restbestand seiner Staatskasse und einem Korb Rüdesheimer als Wegstärkung.

Dann waren wilde Männer gekommen, mit Gewehr und Säbel, in überaus schmierigen Uniformen, kurze Tabakspfeifen im Munde und eine blauweißrote Kokarde am Dreispitz, die hatten das Schloß geplündert, den Garten zertrampelt, aus den Kellern jeden Rest von Rüdesheimer geleert und des Teufels Zeug getrieben, alles im Namen der Nation und der Freiheit.

Daphnis und Chloe bemühten sich vergebens, zu ergründen, was diese Worte bedeuteten und inwiefern sie eine Erklärung für das plebejische Benehmen jener Leute böten. Während sie noch darüber nachdachten, waren sie schon von einem Dutzend ungewaschener Barbarenfäuste ergriffen und plumps, lagen sie im Graben.

Daphnis fiel auf den Rücken, Chloe aber kam auf die rechte Seite zu liegen und blieb in dieser Stellung, da sich ihr schöner Arm sogleich tief in den Grund einbohrte. Diese Lage gestattete ihr einen weiteren Querblick über den neuen Aufenthaltsort, und mit der Zeit fand sie darin manches Anziehende und Abwechselnde für ihren leider etwas leichtfertig und neugierig veranlagten Geist. Als sie vollends überzeugt zu sein glaubte, daß sich selbst unter den Fröschen einige Herren von Geschmack und Lebensart befanden, welche ihre anmutigen Züge mit bewundernden Glotzaugen musterten und jedenfalls nur ihr zu Ehren in den gefühlvollsten Lauten quakten, fing sie an sich in das Unvermeidliche zu fügen. Nur kein Echauffement, dachte sie, das schadet der Figur.

Der arme Daphnis war übler daran. Seine aristokratische und loyale Seele war durch das Benehmen der Eroberer zu heftig erschüttert worden, seine Flöte war ihm unter ihren rohen Händen verloren gegangen, und da er auf dem Rücken lag, so blieb es ihm versagt, seiner Chloe in's Antlitz zu schauen, obzwar ihre Köpfe kaum einen Froschsprung weit von einander entfernt waren. Das alles bekümmerte ihn tief, und wenn er auch dank seiner steinfesten Natur nicht daran starb, so blieb doch eine starke Wirkung auf sein Gemüt zurück; er wurde hypochondrisch, nervös, haderte im Stillen mit Gott und aller Welt und zweifelte sogar erheblich an der Treue seiner Chloe, obgleich es schwer zu ergründen war, mit wem sie in dieser Einsamkeit Untreue üben sollte.

So lagen die beiden in ihrem feuchten Exil, Jahr um Jahr, sie sahen eine Generation von Fröschen nach der andern werden, blühen und vergehen, gleichwie Blätter im Walde.

Unterdeß gingen in der großen Welt draußen die erheblichsten Veränderungen vor sich, und auch das ehemalige Lustschloß des Kurfürsten bekam sein Teil davon. Nachdem es drei oder vier verschiedene Regierungen nach einander auf ewig in Besitz genommen und zu allerlei fiskalischen Zwecken benutzt hatten, wurde es unter den Hammer gebracht und erlebte nun eine Reihe von privaten Besitzern; es schien, als ob Keiner an ihm viel Freude erleben und es lange behalten sollte. Vielleicht würde Daphnis in dieser Thatsache einigen Trost für seinen Unmut gefunden haben, wenn sie ihm bekannt gewesen wäre; aber seine quakenden Mitbürger bekümmerten sich um solche Dinge nicht, sie ermangelten völlig des Sinnes für historische Entwickelung und waren zufrieden, so lange sie ihren Wassergraben ungestört behielten.

Digitized by Google

Als aber gerade zum hundertsten Male seit der Vertreibung des geistlichen Fürsten die Rosen blühten und die Kirschen reiften, da trat eine so große und anhaltende Dürre ein, daß der Graben fast völlig austrocknete. Die ältesten Frösche vermochten sich eines so erschrecklichen Naturereignisses nicht zu erinnern; in ernsten Gruppen saßen sie unter den großen Huflattichblättern am Ufer und beklagten mit traurigen Lauten den voraussichtlichen Weltuntergang, Daphnis und Chloe aber schauten nach so viel Sommern zum ersten Male wieder die Sonne und fühlten mit innigem Behagen die heißen Strahlen auf ihren überwoosten Gliedern.

Es traf sich aber, daß just in diesem Jahre ein neuer Herr das Schloßgut bezogen hatte. Der vernahm kaum die Kunde von der Entdeckung der beiden Statuen, als er auch sogleich erschien, um den Fund in Augenschein zu nehmen. Es war ein hochgewachsener, breitschultriger Herr mit leuchtenden blauen Augen und langen weißen Locken, auch sein Vollbart war schon ganz ergraut, am Arme aber führte er eine junge schöne Dame. Auf diese blickte Daphnis mit Abneigung, da er sich in seiner mürrischen Laune allmählich zu einem richtigen Weiberfeind ausgebildet hatte, der alte Herr gefiel ihm von vornherein sehr gut, „seine Tracht“, dachte er, „ist freilich sehr unpassend, lange Pantalons und kurze Westen trugen doch sonst nur die gewöhnlichen Roturiers.“

Aber selbst mit diesem Makel vermochte Daphnis sich abzufinden, als er nun hörte, wie der alte Herr Befehl gab, das Pärchen sogleich auszugraben und zu putzen, worauf er der jungen Dame noch sagte:

„Es ist ganz merkwürdig, liebe Alma, ich habe die Beiden sogleich nach der Beschreibung wiedererkannt, sie standen ursprünglich dort drüben an dem Wege, der jetzt zu meinem Gewächshäuschen führt, und gerade Kurfürst Max Clemens hat sie aufstellen lassen, wie aus dem großen kommentierten Schloß- und Gartenplan von anno 1770 zu ersehen ist. Die beiden sind jetzt über 120 Jahre alt.“

Diese genaue Kenntnis seines ruhmvollen Ursprungs versetzte den guten Daphnis in die rosigste Laune, deren er noch fähig war, Chloe aber ärgerte sich und hätte beinahe ihr steinernes Näschen gerümpft, denn schließlich ist es für eine schöne Schäferin immer peinlich, wenn man sich so öffentlich über die beträchtliche Höhe ihres Lebensalters ausläßt.

Ein paar Wochen darauf standen Daphnis und Chloe wieder richtig an ihren früheren Plätzen. Der alte Herr hatte sie schön sauber putzen lassen, hatte ihnen auch neue Sockel gestiftet, freilich nicht so hoch wie die früheren, und Daphnis verdankte seiner Freigebigkeit sogar eine neue Flöte, die ein ländlicher Künstler naturalistisch aus schwarzem Holz verfertigt hatte, es waren sogar Ventillöcher daran.

Aber bei alledem fehlte viel, daß Daphnis mit der Welt jetzt zufrieden war. Wenn ein Mann einmal hundert Jahre im Sumpfe gelegen hat, so ist ein gewisser seelischer Rheumatismus nicht so leicht wieder aus ihm herauszubringen. Daß die langen Pantalons und die kurzen Westen jetzt allgemein Mode waren, daß der Weg nicht mehr mit Silbersand bestreut und anstatt mit kurzgeschorenen und verschnörkelten Buchsbaumgruppen mit mannshohen ganz natürlichen Rosenbüschen eingefaßt war, — daß überhaupt die ganze Welt eine so auffallende Neigung zum Bürgerlichen zeigte, damit wußte er sich als Mann von Bildung schließlich abzufinden. Aber wie sich nun erst Chloe in diese entfeinerte Welt fand, das empörte ihn in tiefster Seele.

Unglücklicher Weise hatte man bei der Aufstellung der Beiden ein Versehen begangen, — Chloes lächelndes Antlitz war nicht mehr ihrem Gefährten zugewandt, sie ängelte zwischen den Rosen seitwärts an ihm vorbei auf die Wiese, und dort — ach, Daphnis wußte es wohl! — stand ein anderer Marmorjüngling in einer Tracht, wie er sich geschämt hätte vor einer Dame zu erscheinen: ganz nackt, nur mit einem höchst zweckwidrig über den Arm geworfenen Mantel, und den einen Arm weit ausgereckt, gegen alle Hofmanier.

Und das nannte sich Apollo! Daphnis wußte doch auch noch aus seiner Jugendzeit, wie Apollo damals auftrat, — sittsam, in langem Schoßrock, langer Weste mit Spitzenjabot, Kniehosen und seidenen Strümpfen. Wenn er das alles inzwischen eingebüßt hatte und jetzt unverstand wie ein Bauernjunge beim Baden, so mußte er ja nett heruntergekommen sein. Aber natürlich, so etwas gefiel den Damen, — es war unerträglich, wie

Digitized by Google

Chloe nach dem sittenlosen Dichtergott hinäugelte und lächelte. Also darum hatte sie sich beim Aufstellen nach dieser Seite hindrehen lassen, die falsche Schlange! — „Aber", — und der redliche Daphnis griff nach dem letzten Troste, der einem in seinen heiligsten Gefühlen verletzten Liebhaber noch bleibt, — er verallgemeinerte den Fall und sagte: „Aber so sind sie alle!"

Von diesem bedenklichen Vorurteil schloß er auch nicht einmal die schöne junge Begleiterin seines jetzigen Oberherrn aus. Als Daphnis die beiden zuerst gesehen, hatte er angenommen, daß sie die Tochter des alten Herrn sei, — oder vielleicht eine Dame von dessen Hofstaat, welche es sich angelegen sein lasse, den einsamen Lebensabend des Gebieters gefällig zu erheitern, wie weiland das Fräulein von so und so am Hofe des guten Max Clemens.

Inzwischen aber war Daphnis klüger geworden. Er wußte jetzt, daß die junge Dame Frau Alma hieß und in allem Ernste die Gemahlin seines grauhaarigen Herrn war. Das erfüllte seine Seele mit dunklen Befürchtungen für den Herzensfrieden seines Gebieters; denn er erinnerte sich noch sehr wohl, wie man zu seiner Zeit in Hofkreisen über solche ungleichen Ehebündnisse dachte und klatschte, und es that ihm um so mehr leid, als er für den alten Herrn die tiefste Verehrung empfand. Der war immer so freundlich zu ihm, er blieb jedesmal vor Daphnis stehen und musterte ihn freundlich lächelnd, wenn er mit einem dicken Pack Bücher und Papiere unter dem Arm den Weg herab kam, um in dem Gartenhäuschen zu arbeiten, welches mit der schmalen fensterlosen Thürseite an diesen Weg grenzte. Schon allein, daß der Herr des Schlosses persönlich arbeitete, war für Daphnis etwas überaus merkwürdiges und ehrfurchteinflößendes. Max Clemens hatte ihm diesen Anblick niemals bereitet. Daphnis hatte aber auch herausbekommen, was der alte Herr, welchen die Leute den Herrn Geheimrat nannten, dort in der Laube arbeitete, und das erhöhte seine Verehrung noch: denn der Herr Geheimrat schrieb an einem Buche über die Regierung des Kurfürsten Max Clemens, und einen edleren Stoff konnte sich Daphnis gar nicht denken. Und wie genau wußte der alte Herr seiner jungen Frau von all der schönen Vergangenheit zu erzählen, wenn er sich durch ihre Erscheinung einmal von der Arbeit losreißen ließ und sie mit einer an die besten Hofzeiten erinnernden Ritterlichkeit durch den Garten begleitete! All die vornehmen Herren und Damen, die Daphnis in seiner Jugendzeit so oft gesehen und belauscht, kannte der alte Herr mit Namen und Wesen, — es war unendlich trostreich, ihm zuzuhören, und schändlich war es von der jungen Frau, daß sie dabei zuweilen heimlich gähnte.

Einmal bereitete aber der Herr Geheimrat durch seine gründliche Kenntnis dem armen Daphnis einen großen Kummer. Es trieb sich da im Garten ein zahmer Rabe herum mit Namen Korax, ein ganz durchtriebener schwarzer Geselle mit spöttischen Geberden, der für Daphnis schon längst ein Gegenstand des Aergers war, da er sich mit Vorliebe auf Chloe's Schulter zu setzen liebte und den unglücklichen Hirten von dort aus höhnisch beäugelte. Dort saß er auch wieder, als einmal der Geheimrat mit Frau Alma vorüberging und sogleich mit seinem freundlichsten Lächeln anhub:

„Sieh doch, wie sonderbar, — jener ehrsame Hofpoet des letzten Kurfürsten, von dem ich Dir neulich erzählte, hat auch schon auf irgend einen Ahnherrn dieses schwarzen Gesellen eine Handvoll Alexandriner gereimt, — ich denke, ich weiß sie sogar auswendig:

„Der Rab', o Phyllis, war, wenn dem Ovid wir glauben,
Vordem Apoll's Genoß und weiß wie Venus' Tauben.
Als Wächter gab Apoll ihn einer Schäferin,
Die Phoebo Treue schwur; doch — Götter! — Weibersinn!
Sie trog Apollo's Herz, verlockt im Busch von Myrthen
Pflog sie verbot'ne Lust mit einem schönen Hirten.
Der Rabe merkte dies und sagt's dem Gotte wieder.
Den Bogen spannt Apoll' und schoß die Falschen nieder.
Doch bald erfaßt von Reu, von Ummut gar verzehret,
Hat er des Raben Kleid aus weiß in schwarz verkehret:
Und sein Gesang, sonst süß, klingt heiser jetzt und schrill. —
So geht's dem Biedermann, der Untreu ahnden will."

Daphnis kannte diese schönen Verse wohl, — war er doch selbst dabei gewesen, als der Hofdichter Balthasar Scherzius sie in einer den Musen geweihten Stunde anfertigte und sodann dem Kurfürsten Max Clemens zu allerhöchstgeneigtem Gehör brachte. Aber indem Daphnis ihre Süße nochmals im Geiste nachkostete, ward sein Gemüt plötzlich von einer schrecklichen

Digitized by Google

Ahnung durchschüttert. Er gewahrte, wie der Rabe Korax mehrmals nach dem so unschicklich wenig bekleideten Apollo auf der Wiese hinflog, um dann jedesmal wieder auf Chloe's Schulter zurückzukehren und ihr mit seiner krächzenden Stimme Einiges in das kleine Ohr zu sagen, wobei er Daphnis schadenfroh anschielte. Sofort war es diesem klar: dieser nichtswürdige Geselle stand noch ebenso gut wie sein Ahnherr in Apollo's Solde und machte hier, vor den Augen des Betrogenen, den Liebespostillon zwischen dem sittenlosen Heidengotte und Chloe!

Diese Wahrnehmung ließ seine Meinung von Weibertreue vollends tief unter den Nullpunkt sinken. Indem er sich wieder mit dem beliebten Trostgrunde „andere Leute haben auch Unglück“ zu helfen suchte, erinnerte er sich, die schöne Frau Alma in der letzten Zeit auffallend häufig allein mit einem jungen Herrn zusammen gesehen zu haben, der ihm unter allen Besuchern des Schlosses der allerunangenehmste war; denn dieser junge Herr trug ein Glas in das eine seiner ohnedies schon unverschämten Augen geklemmt, durch welches er bei seinem ersten Besuche Chloe sehr frech gemustert und mit schnarrender Stimme für einen „netten Käfer“ erklärt hatte, während er Daphnis als einen „ollen Querpfeifer“ bezeichnete. Und mit so einem wollte sich Frau Alma lieber unterhalten als mit ihrem gelehrten Eheherrn?!

Leider wurde Daphnis in seinem Verdachte noch bestärkt durch die Beobachtungen, die ihm sein Freund mitteilte. Denn auch er hatte einen Freund gefunden, der sich allerdings meist einsam und scheu unter dem Wiesengrund umhertrieb und nur in ganz stillen Nächten hin und wieder hervortieg, um mit dem unglücklichen Hirtenjüngling verständnisvolle Zwiesprach zu pflegen. Er nannte sich Talpa der Maulwurf und trug ein weiches schwarzes Gewand, welches ebenso wie der ganze Habitus des neuen Freundes Daphnis angenehm an den nun längst verstorbenen Hofkaplan des Kurfürsten Max Clemens erinnerte. Für seine Liebesleiden fand Daphnis bei Herrn Talpa die vollste Würdigung, da dieser selbst auf alle Weiblichkeit sehr schlecht zu sprechen war und mit seiner eigenen Frau in Ehescheidung lebte.

Er war ein sehr feinöhriger Gesell, und es war erstaunlich, was er von seinem unterirdischen Palast aus alles auszukundschaften wußte. Den verdächtigen jungen Herrn mit dem Augenglase kannte er ganz genau und traute ihm alles Böse zu; er war sogar Ohrenzeuge gewesen, wie dieser Herr vor einigen Tagen ein Selbitgespräch führte, in dem unter anderem die Worte vorkamen: „Alter Bücherwurm vernachläſſigt die Kleine ja recht nett, — äh, wollen das Bäschen schon 'rumkriegen!“ — Worte, welche für Daphnis und Talpa die Grundlage zu sehr traurigen und sehr ernsthaften Betrachtungen gaben.

„Aber wissen Sie, Daphnis, vielleicht bringe ich den Sünder doch noch zu Fall,“ bemerkte Talpa der Maulwurf einmal geheimnisvoll. „Nur müssen Sie mir nicht böse werden. Denn es könnte sein, daß Sie auch was dabei mit abbekommen.“

„Was haben Sie vor, Hochwürden?“ fragte Daphnis etwas ängstlich.

Talpa aber schwieg und kratzte nur in tiefen Gedanken ein ansehnliches Loch in die den Sand.

In den nächsten Tagen sah Daphnis den Herrn Geheimrat nur selten; der alte Herr schien jetzt in seinem Gartenhäuschen völlig Wohnung genommen zu haben, offenbar hatte er sich ganz in seine gelehrten Arbeiten eingesponnen. Einen noch größeren Fleiß aber entwickelte Talpa der Maulwurf, er arbeitete Tag und Nacht, und es kam Daphnis vor, als ob er dabei sogar die schuldige Rücksicht auf anderer Leute Sicherheit vernachläſſige; denn der lichtscheue Schwarzrock rumorte zuweilen dicht unter seinem Sockel herum, was für dessen Festigkeit doch unmöglich gesund sein konnte.

Indeß hatte Daphnis keine Zeit, lange auf das Treiben seines Freundes zu achten, seine Gedanken waren jetzt stets auf Frau Alma gerichtet, welche stundenlang einsam in den Gartenwegen umherwandelte, sehr blaß und anscheinend sehr unbefriedigt. Und schließlich kam es, wie Daphnis längst vorhergesehen hatte, — am dritten Abend sah er Frau Alma zwischen den Rosenhecken herannahen, ihr zur Seite der junge Herr mit dem Augenglase, welcher leise und leidenschaftlich auf sie einredete.

Chloe lächelte dazu ganz unbefangen von ihrem Sockel herunter und verzog auch keine

Digitized by Google

Miene, als der böse Gesell nun gerade zwischen ihr und Daphnis Halt machte und sich mit Beschwörergeberden vor Frau Alma auf ein Knie niederwarf.

Die junge Frau trat erschrocken ein paar Schritte zurück, — auch Daphnis erschrak im Innersten, aber bei alledem konnte er nicht umhin zu beobachten, wie doch selbst in solchen Dingen die Sitten roher geworden waren, — denn der junge Herr hatte vergessen, vor seinem Kniefall das Taschentuch auf den Sand zu breiten.

Aber Daphnis hatte kaum noch Zeit zu dieser Beobachtung, — plötzlich hörte er wieder dicht unter sich seinen Freund Talpa ungestüm herumrumoren, dann that es einen kleinen Erdrutsch unter ihm und er stürzte der ganzen Länge nach quer über den Weg, haarscharf an dem Gesicht des jungen Herrn vorbei zu den Füßen der Schönen.

Frau Alma stieß einen Schrei aus, der Herr fuhr wütend in die Höhe und schleuderte fluchend vor Schmerzen seine linke Hand in der Luft hin und her, welche von Daphnis Ellenbogen eine gehörige Quetschung bekommen hatte.

Die junge Frau aber rief: „Hinweg, und danken Sie dem Himmel, der mich durch diesen Zufall vor Ihren elenden Zumutungen schützen wollte! — Hinweg!“ wiederholte sie und deutete mit ausgestreckter Rechten gebieterisch nach dem Schloß hin, dann eilte sie selbst mit ungewissen Schritten dem Gartenhäuschen zu.

Da öffnete sich die Thür des Häuschens, auf der Treppe erschien ihr Gemahl, sein Haupt glänzte schön und hoheitsvoll im Widerschein der rosigen Abendwolken, und fröhlich überrascht rief er:

„Sieh da, Liebste, wie Du zur rechten Zeit kommst! Eben habe ich den letzten Federstrich an meinem Manuskript gethan!“

„Ja wohl war es Zeit!“ flüsterte Frau Alma, dann warf sie sich in die Arme ihres Mannes und barg ihr schönes blondes Haupt an seiner breiten Brust.

„O, was ist aber das?“ rief er erschrocken und blickte auf den gestürzten Daphnis, — „Du hast Dich doch nicht verletzt bei diesem Unfall?“

Sie schüttelte das Haupt, sah ihm zärtlich in die Augen und küßte ihn, dann zog sie ihn sanft in das Häuschen hinein.

Ein paar Tage darauf standen die Beiden abends zusammen Arm in Arm vor Daphnis, der wieder heil und gesund auf neugegründetem Postament prangte; nur die hölzerne Flöte fehlte, sie war infolge ihrer naturalistischen Ausführung bei dem Sturze entzwei gegangen. Aber das verschmerzte der gute Daphnis leicht, da er nun die beiden Gatten so treu vereint vor sich stehen sah und Frau Alma ihn so freundlich betrachtete. Dann blickte sie verschämt und dankbar zu ihrem Gemahl auf, der streichelte ihr liebevoll über die blonden Flechten und sagte:

„Tröste Dich, mein Liebstes, — ich kenne Dein Herz besser als Du und weiß, daß Du auch ohne diesen wunderbaren Zwischenfall die rechte Antwort für jenen Frechen gefunden hättest. Und nun laß es gut sein, — er wird Deine Wege nicht mehr kreuzen, und ich, — nun ich werde künftig besser daran denken, daß ich meine Zeit und meine Gesellschaft auch Dir schulde, und nicht bloß meinen Büchern. — Den da aber“, fügte er mit einem freundlich lächelnden Blick auf Daphnis hinzu, „den wollen wir in Ehren halten“.

„Und nicht wahr“, flüsterte Frau Alma beinahe schalkhaft, „den armen Maulwurf, den lassen wir auch ungefangen? Denn der — der soll es doch eigentlich gewesen sein.“

„Ja, Liebste“, lachte der Herr Geheimrat, „da mußt Du schon einmal mit dem Gärtner reden. Ich hab' es ihm freilich verboten, aber er ist zu unwillig über den schwarzen Ruhestörer. Nun, wenn Du es ihm sagst, — Dir thun die Leute ja alles zu willen.“

Und dann gingen die beiden Arm in Arm weg. Und es wurde ganz still, nur ab und zu ein fröhlicher Ausruf und ein leises Bienensummen.

Da wühlte sich etwas zu Daphnis Füßen empor, ein schwarzbraunes Rüsselchen streckte sich schnoppernd in die Höhe, und schließlich stand er da in seiner ganzen Größe, Talpa der Maulwurf.

„Da gehen sie hin,“ brummte er. „Wissen Sie, Daphnis, es ist im allgemeinen kein Verlaß auf das Weibervolk, aber die da, denke ich, hätten wir bekehrt ein für alle mal. Aber mir hilft das nun nichts, — Undank ist

Digitized by Google

der Welt Lohn, — ich ziehe aus. Der Gärtner fängt mich ſonſt doch heimlich noch ab, trotz allen herrſchaftlichen Verboten, — und dann, im Verrauen, Daphnis: ſo ganz und gar Strohwittwer, das iſt doch auch nichts; ich ziehe wieder zu meiner Frau drüben auf der großen Schafweide, — ſie wird wohl auch inzwiſchen Mores angenommen haben. Na, Gott befohlen, — vielleicht ſehen wir uns doch noch mal wieder. Grüßen Sie Chloe!"

Sprach's und verſchwand. Ganz ergriffen verſuchte Daphnis ihm nachzublicken. Da ſah er erſt das Allerſchönſte. Die Gärtnersleute hatten diesmal bei ſeiner Aufſtellung ihren erſten Fehler wieder gut gemacht: Chloe blickte ihm gerade in's Antlitz, die Ausſicht auf den Apollo war ihr benommen, um ſo holdſeliger lächelte ſie jetzt ihrem erſten Liebhaber wieder zu. Der wollte erſt ein wenig ſtreng thun, es gelang ihm aber nicht. Die aufregenden und rührenden Ereigniſſe der letzten Tage hatten den Rheumatismus in ſeiner Seele gelöſt, nun ſchwand das Übel völlig unter Chloes Lächeln, und da er trotz des abermaligen Verluſtes ſeiner Flöte Arm und Hände noch immer hielt wie früher, ſo ſah es im milden Scheine des Abends gerade aus, als ob er ſeiner Chloe mit zierlich gekrümmten Fingern Kußhändchen zuwirfe; und ſie war klug genug, es auch ſo aufzunehmen.

Am Weiher.

Im Juliglutthauch ſeufzt die Welt,
Matt lehnt das Ährengold im Feld.
Vom eignen Duft im Frühlicht ſchon
In Ohnmacht ſank der rote Mohn.
Es beugten vor der Hitze Zorn
Das Haupt Kornrad' und Kittlerſporn;
Und hoch im Blau der Lerchen Sang
Einſchläfernd durch die Stille klang.

Der Bach, dran knorrige Weiden blühn,
Verſchwindet unter Schlamm und Grün
Im Weiher, der im Schatten träumt,
Vom ſchlanken Erlen dichtumſäumt.
In düſtrem Schwarzbraun ſchillernd ruht
Geheimnisvoll die tiefe Flut.
Ein leiſer Weſt das Schilfrohr wiegt,
Um das ein Bläßhuhn rudernd biegt.

Kohrammer ſchnarrt auf ſchwankem Ried,
Die Unke quakt ein Regenlied;
Und wo zum Hain das Schilf ſich wirrt,
Die blaue Sumpflibelle ſchwirrt.
Doch hier im Erlenhag iſt's hühl,
Ich ruh auf mooſigem Sammetpfühl
Und ſeh' in ſonnige Fern hinaus, —
Dünüber hallt des Meeres Braus.

Am Bach, der ſich dem Weiher miſcht,
Einſam ein Silberreiher fiſcht —
Nun brennt die Sonne heiß im Süd,
Vom Schaun und Sinnen ward ich müd;
Mein Geiſt erſchlafft, mein Herz pocht kaum.
Mich überkommt ein Dämmerraum.
Draus lauſch' ich ſelig wie ein Kind
Dem Meergebraus und Schilfrauſchwind.

Max Kieſewetter.

Mittagſtille.

Der Weg iſt lang, den wir vereint gegangen,
Doch ferne ſcheint noch immer unſer Ziel;
Stumm ſind die Lerchen, die im Lenz uns ſangen,
Ich weiß es, daß du leideſt — ach, dein Sehnen
Das Laub liegt welk und iſt des Windes Spiel.
Iſt ſtill geworden, deine Jugend wich:
So mußt du dich vertrauend an mich lehnen,
Ich halte, ich erhebe dich.

Nicht können ſchlichte Menſchenworte ſagen,
Wieviel mein Herz von treuer Liebe trägt;
Wohl hat ſie tiefe Wunden mir geſchlagen,
Doch bleibt ſie groß auch wenn ſie Wunden ſchlägt.
Es reden viele, nichtig ſei mein Streben
Und karg, was meine Hand vollbringt und giebt,
Doch müſſen ſie bekennen, daß mein Leben
Vollkommen ſei, wo ich geliebt.

Oh, warſt du glücklich, nimmer wär's geſchehen,
Daß ich den Weg zu deinem Herzen fand,
Doch du warſt krank, da wollt' ich mit dir gehen:
Nun halt' ich feſt in meiner deine Hand,
Du warſt allein — nun bin ich dir zur Seite,
Ich ſchirme dich, wenn Sturm und Wetter toſt —
So wird mein ſtilles Sorgen dein Geleite
Und meine Liebe wird dein Troſt.

Georg Edward.

Digitized by Google

Die Rose der Armen.

In schmutziger Gasse ein kleines Haus!
Eine Rose lacht zum Fenster heraus.
Im Kämmerlein drinnen, ganz allein,
Strickt emsig ein altes Mütterlein.

Sie strickt und quält sich Tag und Nacht,
Weiß nichts von Himmel und Erdenpracht.
Kaum daß ins finstere Kämmerlein
Sich einmal verirrt der Sonne Schein.

Die Augen schwach, die Haare grau!
Es zittern die Finger der armen Frau.
Sie weiß von nichts als wie von Not
Und Plagen um ein Stückchen Brot.

Wie schön sie war, wie gut ihr Herz,
Es blieb ihr nichts als herber Schmerz.
Und in der Welt, die doch so weit,
Denkt niemand ihrer Einsamkeit.

Doch eines macht ihr im engen Haus
Das ganze Glück des Lebens aus:
Die Rose, die am Fenster steht
Und deren Duft ins Zimmer weht.

Die Rose ist ihr mehr als Geld,
Ist ihr das letzte Glück der Welt,
Und eingekerkert in dunklem Raum
Ist ihr die Rose lichter Traum.

Aus ihrem Blühen und ihrem Duft
Spürt sie noch Erde, Himmel und Luft.
Und wenn die Hände müde sind,
Pflegt sie die Rose, als wär's ihr Kind.

Und schaut sie an und denkt zurück
An manches duftige Frühlingsglück,
Denkt auch an eines Hügels Grün
Und sieht die Rose drauf erblühn.

Und lacht einmal die Sonne herein,
Da rückt das alte Mütterlein
Die Rose in das goldene Licht —
Ein Freudenschimmer verklärt sein Gesicht.

Camillo P. Susan.

Sommernachtstraum.

Es träumt sich gut in schwülen Sommernächten.
Klings alles still. Der Wind bewegt zuweilen
Die Ranken, die das Fensterkreuz umflechten,
Und spielt mir kühlend um die Stirn, die feuchte.
Nachtfalter schweben taumelnd um die Leuchte,
Geschaffend des entflieh'nden Liedes Zeiten.

Des Wächters Schritt hallt in den Gassen wider.
Die alte Linde auf dem Marktplatz rauscht
Im Traume auf des Brunnens leise Lieder.
Der Mond steigt langsam aus des Kirchturms Schatten,
Die Blumen zu beschau'n, die sonnenmatten,
Die schwelgend sich am heißen Licht berauscht.

Des Schlosses Fenster drüben leuchten weit.
Dort rast der Ball. Verirrte Geigenklänge
Vernimmt mein lauschend Ohr von Zeit zu Zeit.
Dort, im Gewühl von Blumen, Flor und Seide,
Im schwülen Glanz von Kerzen und Geschmeide
Schwebst du jetzt plaudernd, lachend durch die Menge. —

Ich könnte drüben sein. Man lud auch mich.
Ich könnte jetzt mich steif vor dir verneigen,
Vielleicht zwei Worte richten auch an dich,
Dich fragend nach der Mutter Wohlergehen,
Und dann am Pfeiler lehnend, träumend sehen,
Wie du vorüberschwebst im tollen Reigen. — —

'S ist besser so! Wozu heraufbeschwören
Die Glut der Liebe, die begraben ist?
Mir ist's genug, der Geigen Klang zu hören,
Die deinen Fuß mit Schmeichellaut begleiten;
Genug, zu träumen von versunk'nen Zeiten
Und still zu sinnen, ob du glücklich bist.

Ich weiß, du bist's. So sei es d'rum! Ich will
Nicht mit dem Schicksal um Vergang'nes rechten. —
Der Ball ist aus. Im Schlosse ward es still.
Im Osten glimmt die erste bleiche Helle,
Ein Hund schlägt an mit heiserem Gebelle, — —
Es träumt sich gut in schwülen Sommernächten.

Otto Oppermann.

Heimlich.

Und ich saß in hoher Trauer
Lächelnd alles Menschenwahns,
Pflückt' ein Blümchen von der Mauer
In der Villa Hadrians.

Siehst du, sprachs, ob stolz entsagend
Dich dein Herz nach oben drängt,
Wie es heimlich, zärtlich schlagend
An dem bißchen Erde hängt!

Franz Herold.

Digitized by Google

In Sankt Peter.

Von Konrad Telmann.

Ein hoher Fest- und Ehren-Tag der Kirche.
Heut ging ein halb Jahrhundert, seit zum Bischof
Den Stellvertreter Christi man geweiht,
Und über'm Grabe des Apostelfürsten
Wird heut der heil'ge Greis die Dankes-Messe
Vor allem Volk der Gläub'gen celebrieren . . .

Welch' wogendes Getöse füllt die Hallen
Der größten Kirche und der herrlichsten
Für die gesamte Christenheit!

Von tausend
Und abertausend Köpfen starrt's; es schwirren
Die Laute aller Sprachen durch die Luft:
Von goldgestickten Uniformen flimmert's
Auf den Tribünen; Ordenskleider mischen
In allen Farben sich, vom düstren Schwarz
Zum grellsten Rot, mit weißem Pelzbehang
Der Domherrn und dem veilchenfarb'nen Mantel.
Der Kirche höchste Fürsten sind vereint,
Ihr Haupt zu ehren: rote Kappen decken
Die kahlen Schädel, — d'rauf sich die Tonsur
Schon lang' nicht mehr bemerkbar macht, — zerfurchter,
Klugäugiger Greisenköpfe: die Gesandten
Der Mächte beider Welten haben huld'gend
Sich eingefunden; und es drängt das Volk,
Auf den Emporen sich, hockt auf den Stufen,
Hat bis zur Kiesenkuppel selbst empor
Den Weg gefunden.

Mit Gewalt verwehrt
An den Portalen man den Drängenden
Den Eintritt weiter, blank gezog'nen Säbels;
Noch tausend, abertausend fordern ihn
Und decken, von den Truppen kaum im Zaum
Gehalten, schwärzlichen Gewimmels, dicht
Den Kiesenplatz, bis wo die Morgensonne
In der Fontänen mächt'gem Silberstrahl
Sich siebenfarbig bricht, Bernini's Säulen
Mit warmem Glanze sieghaft übergoldend . . .

Nun naht der Zug vom Vatikan.

Die Schweizer
Im federbuschumwallten Helm, die Glieder
In bunte Tracht geschnürt, darin zu Murten
Und Granson einst die Siege sie erfochten,
Mit wucht'gen Hellebarden ziehn voran.
Und nun Sankt Peters Klerus, farbenleuchtend;
Die Kammerherrn in spanisch-steifer Würde,
Mit Mäntelchen von Samt't, in hohen Kragen,
Den Degen an der Seite; Nobelgarden
Im bunten Seidenwams des Cinquecento;
Die Wachen des Palasts, die Würdenträger
Des Hofstaats.

Dann auf seinem Bischofsstuhle,
Von seiner Lanzenknechte Schultern hoch
Ob allem Volk getragen, Pfauenfächer-
Umwedelt, einem Dalai-Lama gleich,
Der heil'ge Vater; milchweiß sein Gewand,
Herniederfließend an den greisen Gliedern;
Das müde Haupt trägt kaum die wucht'ge Last
Der Tiara, die von Edelsteinen flimmert.

Das mild-verklärte Aug' des Oberhaupts
Der Christenheit ist wie von all' dem Glanz,
Dem Farbenzauber rundumher geblendet;
Die wächsern-gelbe Hand, daran der Ring
Des Petrus gleißt, fährt wie mechanisch dauernd
Zum Segen hin und her, indeß die welke,
Zahnlose Lippe Ungehörtes murmelt . . .

Hoch von der Kuppel Michelangelo's
Hallt jetzt der silbernen Posaunen Klang
Herab, als grüßten aus des Himmels Höhen
Die Engelchöre den Geweihten Gottes
In mächt'gen Wellen, von den Wölbungen
Des Marmorschiffs der Kirche rückgeworfen,
Hallt's: „Tu es Petrus!"

Langsam, feierlich
Dem Hochaltar, darüber die gewund'nen
Erzsäulen aus dem Pantheon, vom Golde
Ergleißend, ragen, unter dem das Grab
Des Menschenfischers, von den ew'gen Lampen
Umbrannt, im Schmuck von Marmor und Juwelen
Aufdämmert, naht der Zug . . .

Und nun erbraust
Ein Jubelsturm, der selbst der mächt'gen Orgel
Tonwogen und den hundertstimm'gen Hymnus
Der Sänger hoch vom Chor verschlingt, — ein Schreien,
Ein Tücherschwenken und ein Beifallklatschen,
Ein losendes Gelärm; — aus tausend Kehlen
Und abertausend dröhnt's und pflanzt sich fort.
Die hohen Marmorhallen lang: „Es lebe
Der König Papst! Er lebe! lebe! lebe!"

Digitized by Google

Orkangleich rast es hin, die Kühlsten selber
Fortreißend mit Naturgewalt; es flattern
Die Banner der katholischen Vereine,
In allen Farben leuchtend; jauchzend bricht
Der Ruf von allen Lippen immer neu:
„Es leb' der König-Papst!“ als sollt's die Welt
Bis in die fernsten ihrer Winkel hören . . .

Und auf den Knien liegt alles nun, die Höchsten,
Wie die Geringsten; über diesem Meere,
Von Farben flimmernd, ragt gleich einem Fels
Der gold'ne Stuhl nur, d'rauf ein müder Greis,
Dem die Tiara auf die Brust das Haupt
Herabdrückt, thront und segnet, — segnet, — segnet
Mit welker Hand . . .

Da plötzlich sehn die Wachen,
Daß nah' dem erz'nen Hauptportal, von wo man
Das glänzende Gewoge überschaut,
Auf jener Porphyrplatte, wo einst Kaiser
Gekniet, um sich, von Christi Stellvertreter
Mit gold'nem Reif begabt, erst zu erheben,
Ein Mann steht, den sie vorher nicht gewahrt.

Er kniet nicht nieder, steht nur, steht und starrt,
Wie festgewurzelt. Wundersames ist
In seinem Aug' zu lesen, dessen Tiefe
In braunem Goldton flammt: ein grenzenloses,
Weltfremdes Staunen, tiefe Traurigkeit
Und milde Güte. Fragend, ohne alles
Verständnis blickt er um; was hier geschieht,
Wo er sich hier befindet, scheint er nicht
Zu wissen, zu begreifen.

Sein Gewand
Stimmt wenig zu den festlichen der andren,
Und Wunder nimmt's, daß man ihn einließ draußen;
Der Bettelmönche Kutte fast erscheint
Ein Prachtkleid gegen seins, — ein woll'ner Mantel
Hüllt seine schlanken Glieder, die ein Strick
Nur gürtet, nackten Fußes steht er da;
In weichen Wellen fließt das dunkle Haar
Auf seine Schultern nieder und der Bart
Umrahmt ein hoheitsvolles Duldergesicht . . .

Wer ist der Mann, der scheu nur und verlegen,
Ein Fremder unter Fremden hier sich fühlt;
Verständnislos dem farbenprächt'gen Bilde,
Wie kaum die Phantasie sich's malerischer
Und imposanter zu erträumen wüßte,
Zuschaut und keinen Segen heischt von Gottes
Statthalter hier auf Erden? In den Jubel,
Den brausenden des Volkes und der Priester
Nicht einstimmt, der den Menschengott umfaßt?
Der seine Augen nur mit tiefer Trauer,
Bescheiden staunend an den Marmorbildern,
Dem Mosaikgeflimmer des gewall'gen,
Von Menschenhand erbauten Tempels rund
Läßt schweifen, — ohne Andacht, still und fragend?

Man weiß es nicht, es kennt ihn keiner hier
Von Priestern oder Laien, eingedrungen
Scheint widerrechtlich er in dieses Fest
Der Christenheit, in das er nicht gehört,
Ungläub'ger, Heide oder fremder Wildling,
Der er erscheint. Doch kümmert's keinen schwer.
Sie jubeln, jauchzen weiter.

In den Augen
Des Fremden aber rinnt ein seltsam Leuchten
Und eine Thräne stiehlt an seine Wimper
Sich leis. Dann blickt er auf, die Hände fallend,
Und murmelt im'gen Tons: „Vergieb, o Vater,
Vergieb!“ Sie wissen ja nicht, was sie thun!“

Und unter Weihrauchduft und Orgelbrausen
Und hallendem Gelöse, das die Mauern
Des Tempels schier zu brechen droht, entschwindet
Auf leisen Sohlen er. Da an den Wachen
Vorbei er schreitet, schlagen die, erschreckt
Zur Seite weichend, rasch ein Kreuz, — ein Schimmer
Hat über seinem braunen Scheitel friedsam
Geleuchtet, der von dieser Welt nicht . . .

Drinnen
Mit welker Hand, d'ran Petri Fischerring
Ergleißt, den Segen spendet unablässig
Christi Vertreter. Ungesegnet schreitet
Der fremde Mann hinaus und ist verschwunden.

Der Philosoph.

Ein Gewitter ist gekommen,
Als es gegen Abend ging.
Hat die Schwüle weggenommen,
Die ob Flur und Häusern hing.

An dem blauen Himmelsbogen
Prangen nun in klarer Pracht
Goldne Sterne, und die Wogen
Rauschen durch die kühle Nacht.

Ob den Büchern sitzt im Zimmer
Bei dem Licht ein Denker bleich.
Achtet nicht der Sterne Schimmer
Forschend in der Weisheit Reich.

Drunten gehen auf und nieder
Mädchen, Burschen; bunte Reih'n.
Singen helle Liebeslieder,
Und dazwischen rauscht der Rhein.

Und der Denker hört, der blasse,
Eine Stimme früh und spät:
Mehr lebt Weisheit auf der Gasse,
Als in allen Büchern steht.

Hans M. Grüninger.

Digitized by Google

Aus fremden Sprachen.

Die Kette von Moustié.*)

Aus dem Provençalischen des **Frederi Mistral** von **August Berlinch.**

Sklave bei den Sarazenen,
Abgerissen wie ein Bettler,
Auf dem Haupt die rote Mütze,
Die der Sonne Glutstahl bleichte,
Am Bewässrungswerke drehend,
Dessen schweres Holzrad ächzte,
Betete ein Blacas also:

Dir zu Füßen, heil'ge Jungfrau,
Breit ich meine Ketten aus,
Kehr ich je
Nach Moustié
Wieder in mein Vaterhaus.

Zwischen hohen Dattelpalmen,
Mitten unter seinen Frauen,
Kam gemächlich hergewandelt
Der Khalif von Daniella,
Auf dem Sandweg seines Gartens,
Einem blumenübersäeten,
Herrlich kühlen Zufluchtsort.**)

Und der Muselmann rief schmunzelnd:
He da! Blacas! Sag mir ehrlich
Ob in jenem Paradiese,
Das die Pfaffen euch versprechen,
Engelschwärme wohl zu finden,
So verführerisch und lachend
Wie der Flug, der mich umringt!

Unsres heiligen Propheten
Auserwählte Lieblingskinder
Wollen sie dein Herz verlocken:
Blonde Afrikanerinnen,
Braune Cypriotentöchter,
Süße Kirschen, die dir winken:
„Komm doch und verspeise mich."

Deiner harrt der blendend weiße
Schnee des Libanongebirges . . .
Lust entsteigen sie dem Bade . . .
Alle frisch und liebeglühend . . .
Sieh, du darfst aus meinem Körbchen
Dir die Allerschönste wählen,
Wenn du nur den Turban nimmst.

Blacas aber hat erwidert:
— Gott verderbe den, der abschwört.
Ich bin Christ und will es bleiben;
Und wenn dort hinauf mein Klehn dringt,
Werd' ich dich zum Zweikampf fordern
Eines Tages, und mein Streitroß
Auf das deine stürmen lassen.

Der Khalif, der selbst ein Held war,
Sprach voll Großmut: Beim Propheten!
Ich zerbreche deine Fesseln;
Geh du deine Mannen holen
Und soferne du kein Hund bist,
Kehrst du wieder und wir werden
Kopf und Kreuz zusammen spielen!

Ritter, ihr habt Wort gehalten:
Aus der Feste von La Margo***)
Zogen, weithin: „Platz da!" rufend,
Fünf Jahrhunderte die Blacas,
Und zu Wasser und zu Lande
Boten sie die Stirn dem wilden
Barbareshifschen Orkane.

Zu Moustié, im alten Viertel,
Ragt ein Kirchlein auf dem Felsen . .
Und, die ganze Schlucht beherrschend,
Spannt sich seit des Grafen Heimkehr
Durch das lichte Blau des Himmels,
Wo die Taubenschwärme fliegen,
Eine lange, schwere Kette.

Zweier Felsen Spitzen einend
Mißt die Kette hundert Klafter
Und der Stern des Hauses Blacas
Hängt daran, den Paß behütend;
Und es flüstern dort im Hohlweg
Majorane und Levkojen,
Stets von neuem wiederholend:

Dir zu Füßen, heil'ge Jungfrau,
Breit ich meine Ketten aus,
Kehr ich je
Nach Moustié
Wieder in mein Vaterhaus.

*) Das kleine Bergstädtchen Moustié, im einstigen Gebiete der provençalischen Uradelsfamilie Blacas, liegt malerisch an den Rändern einer tiefen Schlucht. Diese überragend steht auf einem schmalen Vorsprung die Kapelle Nosto-Damo-de-Moustié. Zwei mächtige, die Klamme beherrschende Felsen sind durch eine über zweihundert Meter lange Kette verbunden, von deren Mitte ein fünfspitziger, ehemals vergoldeter Stern herabhängt.

**) Der Refrain („Dir zu Füßen, heil'ge Jungfrau" u. s. w.) kehrt im Original nach jeder Strophe wieder.

***) La Margo, altes Vorwerk des Hafens von Toulon.

Digitized by Google

Tommy.

Aus dem Englischen des **Rudyard Kipling**, von **Otto Sachs**.

In's Wirtshaus kam ich, und verlangt' ganz still
ein Seidel Bier.
Da fuhr der dicke Wirt mich an: Nichts kriegt ein
Kotzroch hier!
Am Schenktisch lacht' sich's Mädel krank und kicherte
mir nach;
Ich schlich mich auf die Straß' hinaus und zu mir
selbst ich sprach:
Oh, Tommy hin, und Tommy her, und: „Tommy,
geh' nur fort!"
— Heißt's jetzt; doch klingt die Kriegsmusik, ist
„Gnäd'ger Herr" ihr Wort,
Die Kriegsmusik, die Kriegsmusik, ihr Jungen,
klingt so fort,
Oh! klingt die Kriegsmusik, dann ist gleich „Gnäd'ger
Herr" ihr Wort!

So nüchtern, als nur möglich, trat ich in ein Schau-
spielhaus.
Betrunk'nes Volk ließ man hinein, mich wies man
gleich hinaus.
Sie zwängten mich in's „Paradies", dort steht sich's
auch ganz nett.
— Doch, kommt's zum Kriege, hei! Da stellt man
vorn mich in's Parkett.
Denn Tommy hin, und Tommy her, und „Tommy";
heißt's, „wart draußt!"
Doch: „Extrazug für'n gnäd'gen Herrn!" wenn's
Militär rückt aus;
Wenn's heißt: In Schiff vom Haus! ihr Jungs,
wenn's heißt: In Schiff vom Haus!
Oh! „Extrazug für'n gnäd'gen Herr'n," wenn's
Militär rückt aus!

Ja billig, billig kommt Euch der, der Euren Schlaf
bewacht.
Doch billiger ein Späßchen noch, das Ihr Euch mit
ihm macht;
Die trunk'ne, taufende Bagage ist eher Geld Euch wert,
Wenn sie so spaßig taumelnd flucht, als wenn Ihr
gut sie nährt.

Denn Tommy hin, und Tommy her, und: Tommy,
Sakrament!
So heißt's; doch „Heldenhäuflein" heißt's, wenn
Trommelschlag erdröhnt,
Wenn Trommelschlag erdröhnt, ihr Jungs, wenn
Trommelschlag erdröhnt,
Oh! „kleines Heldenhäuflein" heißt's, wenn
Trommelschlag erdröhnt!

Wir sind kein „Heldenhäuflein" zwar, doch auch nicht
Schufte wir!
Wir sind Kasernenleute blos, doch ehrenwert wie Ihr!
Und wenn Euch unser Wesen auch nicht stets er-
freulich ist,
Was! Und ergog so mancher Mann, der auch nicht
heilig ist!
Denn Tommy hin, und Tommy her, und: „Tommy,
marsch zurück!"
So heißt's; doch „Bitte nur nach vorn," wenn
ernsthaft wird das Stück!
Wenn ernsthaft wird das Stück, ihr Jungs, wenn
ernsthaft wird das Stück,
Oh! „Bitte nur nach vorn," so heißt's, wenn
ernsthaft wird das Stück!

Von besserm Futter, Schulen gar und Heizung sprecht
ihr schnell?
Wir pfeifen auf Rationen Euch, benehmt Euch
rationell!
Laßt unsern Kochtopf ruhig stehn, beweist uns in's
Gesicht,
Daß jener Königswitwe Kleid den Krieger schände
nicht!
Denn Tommy hin, und Tommy her, und:
„Schmeißt ihn 'raus, den Hund!"
So heißt's; doch „Held und Retter" heißt's, wenn
brummt Kanonenmund.
Und Tommy hin und Tommy her, und was
Euch immer freut,
Und Ihr habt Recht, denn Tommy ist — ist
wohl nicht recht gescheut!

Zwei Gedichte von Tegner.*)

Aus dem Schwedischen von **Dr. Ohneborge**.

I.

Der Held.

(1813.)

Lästert ihr mich ohne Ende,
Ihr, des Augenblickes Scharen,
Ohne Willen, ohne Mark?
Fangt euch Falter doch behende!
Aber laßt den Adler fahren
Um die Berge frei und stark.

Seht ihn nur mit seinem Raube
Hoch und immer höher dringen
In der Bahn der Sonne dreist!
Korn im Sande pickt die Taube.
Doch es wachsen starke Schwingen
Jeder Zeit dem starken Geist.

*) Die beiden Gedichte Tegners, die wir hier in Übersetzung bringen, bilden in ihrer Zusammenstellung einen nicht uninteressanten Beitrag zur Charakteristik des großen schwedischen Dichters. Tegner war bekanntlich ein großer Bewunderer Napoleons; ihm gilt das 1813, zu einer Zeit, da der Stern des großen Eroberers zu erbleichen begann, geschriebene und veröffentlichte Gedicht: „Der Held". Daß auch Schweden sich der Coalition gegen seinen bewunderten Heroen angeschlossen, hinderte den Dichter nicht an dem Ausdruck seiner Ueberzeugung. Kurz darauf aber entstand das zweite, hier mitgeteilte Gedicht, wie man sieht eine national-schwedisch gefärbte Nach-

Digitized by Google

Wollt ihr denn dem Sturme grollen,
Weil sein Brausen auch die reine
Lilie euch im Garten bricht?
Und dem Donner, weil sein Rollen
Auch ein Paar im grünen Haine
Aufstört, das von Liebe spricht?

Nicht kann auf dem Erdenballe
Immerdar das Alte bleiben,
Alles wird der Zeiten Raub.
Was vermodert ist, zerfalle!
Frisch und grün wird wieder treiben
Neues Leben aus dem Staub.

Ich bin nicht der Schicksalslenker,
Nein, von höhern Mächten werden
Lose ausgeteilt der Welt.
Held und Skalde sind und Denker,
Alles herrliche auf Erden,
Blind in Geistes Dienst gestellt.

In den Sternen stehn die Thaten,
Die gewaltig zu vollbringen
Mich die Götter sandten her.
Mag die Zeit sich klug beraten,
Glück sich um im Wechsel schwingen, —
Nichts hemmt ihren Fortgang mehr.

Drum getrost des Schicksals Zeichen
Folg' ich trotz der Mitwelt Grimme,
Wie mein Ruf auch laute hier.
Nicht vor Menschen will ich weichen;
Nur der hohen Götter Stimme
Hör' ich still und folge ihr.

Laß sie fliehn, die Sklaven-Horden,
Die vor starken Willens Winken
Banges Grauen überfällt.
Einsam geh' ich. Nacht muß werden,
Eh' am Himmel Sterne blinken,
Und zum Gotte wird der Held.

Wen hat ja das Land getragen,
Der dem Schicksal wär' entgangen?
Fallen kann auch ich vom Thron
Ward doch, der den Leun erschlagen,
Selbst vom Netzhuskleid gefangen,
Herakles, der Göttersohn.

Doch den Holzstoß auf den Wänden
Glas setzt er selbst in Flammen,
Drin er ging zur Gottheit ein.
So soll meine Bahn auch enden.
Dann wird Nord und Süd zusammen
Mir der rechte Holzstoß sein.

II.

Jemtlands Feldjägerlied.

Das wimmelt am Saume des Waldes so dicht,
Nahl blitzend in drohenden Wogen.
Ein fröhliches Hurrah das Brausen durchbricht.
Da freut sich der Tod, der mit düsterm Gesicht
Seine Vorpostenkette gezogen.
Und vorwärts stürmt es mit Macht, mit Macht.
Das ist Schwedens Vorhut, ist Jemtlands Jagd.

Wir jagen, wie Bären im Schneegefild,
Wie Löwen in Afrikas Gluten.
Ihre Jagd doch niederer Beute nur gilt,
Wir jagen das edelste, beste Wild,
Die Feinde müssen uns bluten.
Für Schwedens Ehre, für Schwedens Macht
Über Berg über Thal schallt Jemtlands Jagd.

Erspare ihr Feinde die Flucht euch nur!
Fallt mutig und zeiget kein Beben!
Schilläufer verfolgen die feindliche Spur,
Ihr Blei fehlt nie und sie kennen die Flur,
Da rettet ihr nimmer das Leben.
Dem Tode verfällt, wer im Wetter der Schlacht
In Schußweite kommt vor Jemtlands Jagd.

Steht ruhig, ihr Hütten in Thal und Au!
Ihr hohen, schneeigen Felder,
Gekrönt von des Sternengewölbes Bau!
Du Storsee, froh gen Himmel schau,
Tiefblaues Auge der Wälder!
Um euch und der Väter Gräber auf Wacht
Stehn schwedische Männer, steht Jemtlands Jagd.

Du vaterländische, freie Jagd!
Für Schweden die Schwerter geschwungen!
Nicht giebt auf Gefahren der Jäger Acht,
Er spielt mit dem Tode so unverzagt,
Und fällt er, so fällt er besungen.
Und tausendfach wieder aus Waldesnacht
Hallt feiernd der Sang von Jemtlands Jagd.

---

bildung von Körner's „Wilder verwegener Jagd." Das Gedicht wurde von Tegner ohne Hinweis auf das deutsche Vorbild veröffentlicht, auch in seinen Werken ist ein solcher Hinweis nicht enthalten und so hat es allen Ernstes an Stimmen nicht gefehlt, welche die kühne Hypothese aufstellten, daß Körner sein Lied dem Tegners nachgebildet. In Wahrheit war es umgekehrt. Warum aber begnügte sich Tegner, dem es auch an eigener Kraft nicht fehlte, mit einer Nachbildung eines fremden Gedichtes, wo es der schwedischen Armee unter Bernadotte Kriegsmut einzuflößen galt? Offenbar, weil dem Dichter des „Helden" die Begeisterung für diesen Kampf fehlte! Und warum nannte er Körner nicht? Vermutlich, weil er, während sein Vaterland im Kampf gegen Napoleon stand, nicht einräumen mochte, daß er die Begeisterung für den Feind aus Eigenem schöpfen, jene gegen ihn aus fremdem Quell holen mußte. Uebrigens ist Tegners Nachbildung auch unter dem Gesichtspunkt nicht ohne Interesse, als sie erweist, wie rasch Körner's Lied Flügel bekam und weit über die Grenzen Deutschlands drang. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Ernst Schulze und Adelheid Tychsen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulze's.

VIII.

In der bereits zitirten Rückschau vom Mai 1815 berichtet Schulze über seine Stimmung nach der Heimkehr aus dem Felde:

„Nach meiner Zurückkunft verdoppelte sich meine Sehnsucht nach Göttingen. Nur Bergmanns und Polstorfs freundlicher Umgang erheiterte mich zuweilen. Endlich reiste ich. Alle meine Hoffnungen auf eine Anstellung in Göttingen wurden in Hannover durch Rehberg niedergeschlagen. Ich tröstete mich mit der schönen Reise durch das Weserthal, nachdem ich in Mißburg bey Beaulieus und in Hannover mit Böttcher und Wehrs, der sich dort auch auf kurze Zeit wieder eingefunden hatte, einige fröhliche Tage verlebt hatte. In Gehlen lernte ich an der Gräfin Schulenburg und an Kestners Mutter, Bruder und Schwester liebenswürdige Leute kennen. Der Aufenthalt auf dem alten ritterlichen Schlosse zog mich sehr an, ich blieb indeß nur zwey Tage, weil meine Sehnsucht nach Göttingen mich forttrieb. In Lauenförde besuchte ich meinen guten Bluhdell und kam endlich wieder in Göttingen an mit vielen schönen Hoffnungen auf ein freylich wehmüthiges, aber doch ruhiges und vertrauliches Leben, die alle so bitter getäuscht wurden. Der Empfang war so, daß er mir weder Freude noch Schmerz geben konnte und solch Mittelgut liebe ich am wenigsten. Indeß war mein Zustand in den ersten Tagen noch erträglich; doch mußte ich bald merken, daß Adelheits ängstliche Ehrfurcht vor dem Schein, ihre unerschütterliche Befolgung der genauesten Regeln der Konvenienz, der bey ihr alle bessern Gefühle des Vertrauens, der Freundschaft und der Liebe untergeordnet sind, sich eher vermehrt als vermindert habe. Das geheime Bewußtseyn ihres genaueren Verhältnisses mit mir war außerdem die Ursache, daß sie öffentlich ihre Kälte gegen mich übertrieb und mich mit mehr Geringschätzung behandelte, als selbst die Gesetze des gewöhnlichen geselligen Lebens erlauben."

Dies Benehmen schmerzte ihn um so tiefer, da es von der Aufnahme, die er anderwärts gefunden, so grell abstach und wohl mußte er sich mit einiger Bitterkeit sagen, daß das Geschenk, welches er mitbrachte, eines besseren Dankes wert gewesen wäre. Es war sein Sonettenkranz „Reise durch das Weserthal", der fast in jeder Nummer eine Anspielung auf Adelheid enthält. Das letzte Sonett: „Göttingen" schließt mit den Terzinen:

„Du, die schon lang das dunkle Grab verhüllt,
Dir muß ich nah'n und liebend dich umfassen
Und mich mit Trost an bitterm Gram erfüllen
Denn wehe mir! Das warme, blühnde Bild,
Das einz'ge Heil, das mir dein Tod gelassen,
Es ist zu stolz, die Thränen mir zu stillen."

Die „Zueignung" des ganzen Cyclus lautet:

„Umtönte mich der wilde Lärm der Schlacht,
Dann sah ich dich an meiner Seite stehen;
Du hast mit mir auf wald'gen Bergeshöhen,
Dem Feinde nah, bei nächt'ger Glut gewacht.

Und lockte mich des Lenzes blühnde Pracht,
Der reiche Herbst, durch Berg und Thal zu gehen,
Stets hab' ich nur dein holdes Bild gesehen,
Dein hab' ich stets in Freud' und Leid gedacht.

So nimm auch jetzt, was aus dem bunten Leben
Auf irrer Fahrt die Muse mir gegeben,
Des Herzens Ernst, der Bilder leichtes Spiel!

Mag streng und kalt dein Blick sich auch von mir wenden
Nie soll mein Hoffen, nie mein Streben enden;
Schön ist die Müh' auch um ein nicht'ges Ziel."

Diesmal vermochte er sich doch noch wieder loszureißen. Zu Begleitung eines Freundes machte er einen Ausflug durch das Eichsfeld (22. bis 25. Juli). Jeder dieser Tage brachte ihm ein, ja zwei Lieder, die sich freilich insgesammt auf Adelheid bezogen. Man findet sie im „Poetischen Tagebuch".*) So heißt es am 22. Juli 1814:

„Ich wandre hin, ich wandre her
Bei Sturm und heitern Tagen,
Und doch erschau' ich's nimmermehr
Und kann es nicht ersagen,
O Liebessehnen, Liebesqual,
Wann ruht der Wanderer einmal?"

An demselben Tage:

„O süße Liebe, dürft' ich ahnen,
Daß endlich für die lange Treu
Mir nach so manchen dunklen Bahnen
Dein sel'ges Ziel beschieden sei,
Dann wollt' ich ohne Thrän' und Klage
Durch deine rauhen Wüsten gehn
Und muthig in der Nacht dem Tage,
Im Sturm der Ruh entgegensehn."

Am Tage darauf:

„Nur eine stieht und meidet dich
Und bebt vor deinen süßen Sorgen.
Wohl ist sie schön genug für sich.
Und braucht nicht fremden Schmuck zu borgen.

*) In der Ausgabe von 1855 Bd. III, S. 72 bis 78.

Doch mich ergreift ein tiefer Schmerz,
Seh' ich so hold dich glühn und blühen,
Und leise seufzt mein trauernd Herz:
Wie darf die Eine doch dich fliehen?"

Endlich singt er am 25. Juli „Auf der Bruck" bei Göttingen an sein Roß:

„Wohl könnt' ich über Berg und Feld
Auf deinem schlanken Rücken fliegen
Und mich am bunten Spiel der Welt,
An holden Bildern mich vergnügen.
Manch' Auge lacht mir traulich zu
Und beut mir Frieden, Licht und Freude,
Und dennoch eil' ich ohne Ruh
Zurück, zurück zu meinem Leide.

Denn schon drei Tage war ich fern
Von ihr, die ewig mich gebunden,
Drei Tage waren Sonn' und Stern
Und Erd' und Himmel mir verschwunden.
Von Lust und Leiden, die mein Herz
Bei ihr bald heilten, bald zerrissen,
Fühlt' ich drei Tage nur den Schmerz,
Und ach! die Freude mußt' ich missen!"

Mehrere Wochen hingegen währte eine Abwesenheit, zu der ihn sein bester Freund Bergmann bestimmte. „Schöne Tage verlebte ich", erzählt dieser in einer uns vorliegenden Aufzeichnung, „im Juli und August 1814 mit ihm am Brunnen zu Eilsen, wohin er aus Anhänglichkeit mich begleitete, und wo sein poetischer Sinn einen ausgesuchten Kreis gebildeter Teilnehmer vielfach erfreute, wozu die Blumenbach'sche und Heine'sche Familie aus Göttingen und der herrliche General, nachmals Marschall von Gneisenau, gehörte." Von Eilsen wollte Bergmann den Freund wieder mit nach Celle nehmen, aber dieser ließ sich nicht länger halten.

Anfang September 1814 war er wieder in Göttingen. Das folgende, wenige Wochen später an Adelheid gerichtete Schreiben beweist leider, daß die Irrungen und Wirrungen, in die er verstrickt war, durch die Trennung nicht besser, sondern schlimmer geworden.

Göttingen, am 18ten Oktober 1814. Ich behalte nicht gern Etwas auf dem Herzen, was mich drückt und sage es lieber grade heraus, wenn ich mich gekränkt fühle, weil Offenherzigkeit in solchen Fällen oft das beste Heilmittel ist. Eine Verstimmung, die lange im Herzen verschlossen gehalten wird, bringt leicht eine trotzige Verhärtung des besseren Gefühls hervor und dahin möchte ich nicht gerne gerathen. Ich bin Ihnen vielleicht in diesen Tagen einsylbig vorgekommen, und das kann Ihnen räthselhaft scheinen, obgleich Ihnen der Grund deutlich seyn müßte. Soll ich mich nicht scheuen, mit Ihnen in Gesellschaft fremder Menschen zu reden, da Sie mich so oft deutlich merken lassen, wie wenig angenehm Ihnen dann jede Annäherung von meiner Seite sey. Ich glaube Alles zu vermeiden, was den Schein einer auffallenden Zudringlichkeit geben könnte, deshalb muß es mich kränken, Sie dennoch so zurückstoßend zu finden. Ich verlange nicht mehr Aufmerksamkeit, als jeder Andre in einem geselligen Kreise billig erwarten darf, und es gehört wenig Eitelkeit dazu, sich durch die Täuschung dieser bescheidenen Erwartung in eine unangenehme Stimmung versetzt zu fühlen. Sie legten vorgestern Ihre Abneigung, neben mir zu sitzen, zu öffentlich an den Tag, als daß diese Äußerung mir nicht hätte weh thun sollen. Selbst einem ganz Fremden würde es auffallend gewesen seyn, wenn Sie so ängstlich seine Nähe vermieden hätten, obgleich die gewöhnliche Form des Spiels eine solche Veränderung und Anordnung der Plätze, die zugleich in diesem Fall die leichteste und natürlichste war, forderte. Das hat mich gekränkt und verstimmt. Ich hoffte an jenem Abend ein freundliches Gesicht von Ihnen zu erhalten. So geringfügig auch die Gabe war, die ich Ihnen am Morgen gebracht hatte, so pflegt man das doch schon dem bloßen guten Willen nicht zu verweigern. Nun wurde ich auf diese Art getäuscht; ich müßte Sie weniger lieben, wenn ich das ganz hätte verschmerzen können. Sie wissen, wie weit entfernt ich bin, nach Schmeicheleyen und Lobpreisungen zu haschen: aber wenn ein einfacher, freundlicher Dank, der ja oft nicht einmal durch Worte ausgedrückt zu werden braucht, gar keinen Werth für mich hätte, so müßte ich sehr kalt und unempfindlich seyn und verdiente fast nicht, daß ein Anderer für mich Etwas des Dankes würdiges thäte. Es giebt keine größere Freude als Andern Freude zu machen; woher aber sollte jene Freude entstehen, als aus der Ueberzeugung, daß der Andere durch unsre Bemühungen gerührt und zum Wohlwohlen gegen uns bewegt werde? Wie sollten wir uns freuen können, wenn der, welchem zu Liebe wir Etwas thun, keine Freude darüber empfindet? Das müßte ich an jenem Abend auch bei Ihnen besorgen: ja Ihr Benehmen ließ mich fürchten. Ihnen eher mißfällig als angenehm gewesen zu seyn. Ach, Adelheit, ist es nicht schon Unglück genug, daß ich Ihre Liebe entbehren muß; soll ich auch noch eben deswegen, weil ich Sie liebe, weniger freundlich von Ihnen behandelt werden, als Jeder Andre? Ich rede bloß von Ihrem Betragen gegen mich im Beysein Andrer. Wenn ich Sie in Gesellschaft treffe, bin ich scheu und ängstlich wie ein zurückgesetztes und stiefmütterlich behandeltes Kind. Ich weiß nicht, was ich thun und lassen soll, und diese Verstörung macht mich unerträglich und sowohl zur Unterhaltung als auch zur eignen Fröhlichkeit unfähig. Ließe sich nicht auch in dieser Rücksicht ein schönes, ungezwungenes Betragen zwischen uns beyden festsetzen, das mir manche traurige Stunde ersparen könnte, indem es zugleich Ihre sorgfältige Bemühung, jeden Schein eines genaueren Verhältnisses zu entfernen, begünstigen würde? Denn ein aufmerksamer Beobachter könnte leicht verführt werden, grade aus Ihrer sichtbaren und auffallenden Zurückziehung von mir einen Verdacht zu schöpfen, den Sie so ängstlich zu melden suchen. Scheinen Sie weniger hart gegen mich, um Ihre gleich weite Entfernung vom Haß und Liebe deutlicher zu beweisen. Und ist es denn ein Verbrechen, Freunde zu haben, oder scheine ich Ihnen so ganz unwürdig, daß Sie glauben, Ihr Wohlwollen gegen mich verbergen zu müssen? Ach, warum steht Ihnen eine so bezaubernde Freundlichkeit zu Gebote,

Digitized by Google

wenn Ihre Freunde sie am wenigsten genießen sollen? Wenn man unser jetziges Betragen nach dem ersten Anblick beurtheilen wollte, würde man uns eher für feindselig gegen einander gesinnt halten. Ueberlegen Sie, was ich Ihnen gesagt habe. Ihr Geist ist zu klar, als daß er nicht die Nachtheile eines solchen nutzlosen Zwanges einsehen sollte. Sie werden mir gewiß wegen meiner Offenheit nicht zürnen. E. Sch."

Was die „Gabe" gewesen, die er ihr am 11. Oktober geweiht, wissen wir nicht; vielleicht war es das Lied: „Viele wollen mir gefallen", welches im „Poetischen Tagebuch" (freilich mit dem Datum: „Am 16. Oktober 1814") verzeichnet steht. Es schließt mit der Strophe:

„Wenn man morgen mich begräbe,
Ging' es ihr wohl kaum zu Herzen;
Träg' ich morgen gold'ne Kronen,
Nähme sie's wohl kaum in Acht.
Liebe, böse, süße Liebe,
Ach, wie grausam kannst du scherzen!
Und doch muß ich stets dir lohnen,
Was mich nimmer glücklich macht."

Eine Bestätigung seiner Klage finden wir auch im Tagebuche:

„Im Beyseyn Audrer durfte ich fast nicht einmahl mit ihr reden; wenn ich zufällig neben ihr saß, suchte sie sich mit auffallender Absichtlichkeit von mir zu entfernen; jede Annäherung, worin uns ein Spiel oder ein Zufall hätte bringen können, vermied sie sorgfältig. Ich machte ihr mehrmahls Vorwürfe darüber, und sie suchte mich dann durch ein freundlicheres Betragen, wenn wir allein miteinander waren, zu entschädigen, aber das dauerte immer nur kurze Zeit. Ueberhaupt schien mein altes vertrauliches Verhältniß mit der ganzen Familie, den Hofrath ausgenommen, auf eine sichtbare Weise gestört, und es kam mir vor, als ob meine Verbindung mit der Fr. v. J.*), die ich freylich sogleich ganz aufrichtig an Adelheit geschrieben hatte, die aber doch durch die Professorin Bauer und die Hofräthin Bonterwek in einem ganz andern Lichte geschildert zu seyn schien, eine vorzügliche Ursache dieser Veränderung gewesen sey. Ich brach deshalb gleich vollkommen mit der J. und sah sie in vier Monaten nicht: aber man wollte mir doch nicht trauen. Man vermied alle Veranlassung, mich zu sehen; ich wurde seltner oder fast gar nicht mehr in die häuslichen Zirkel gebeten, ja man scheute sich sogar nicht, Unhöflichkeiten zu begehen, um mich bey solchen Gelegenheiten zu entfernen. Noch dieser kränkte mich die Gleichgültigkeit, womit man die Fortsetzung meines Gedichts aufnahm. Ich hatte während dieses Winters vier Gesänge vollendet, die unstreitig die schönsten von allen sind. Ich glaubte der Hofräthin und Adelheit Freude damit zu machen: aber man sah diese Arbeit als einen langgewohnten Tribut an, den ich zu liefern schuldig sey. Wenn ich einen Gesang vollendet hatte und ihn vorlesen wollte, konnte man nie eine Stunde Zeit dazu finden. Ich wurde neunmahl zurückgeschickt und zum zehnten Mahle saß man bey der Vorlesung wie auf Kohlen, weil man noch eine Visite oder irgend ein anderes Geschäft abzumachen hatte. Das kränkte meinen Stolz, und ich brachte nachher bloß die Abschrift der Gesänge, ohne sie vorzulesen. Adelheit theilte freylich nicht ganz diese Gleichgültigkeit mit ihrer Mutter: aber sie suchte doch auch nichts zu verhindern, was mich in dieser Rücksicht kränken mußte. Oft blieb ich dann freylich einige Tage aus dem Hause fort: aber die Liebe und irgend ein freundlicher Blick oder ein theilnehmendes Wort zog mich mit unwiderstehlicher Gewalt wieder zurück. So lebte ich in einem traurigen Zustande bis zum Anfang dieses Jahres, in stets wachsender und ewig unerfüllter Sehnsucht, im unaufhörlichen Kampfe mit verschmähter Liebe und beleidigtem Stolze, in einem geistödtenden Schwanken zwischen überspannter Anstrengung und dumpfer, verzweiflungsvoller Trägheit. Im Januar dieses Jahres wurde ich krank, und sah Tychsens, die auch unpäßlich waren, lange Zeit nicht."

Das „Poetische Tagebuch" bringt aus dieser Zeit (Oktober bis Dezember 1814) eine Reihe von Gedichten, die sämmtlich aus der uns schon bekannten Tonart gehen. Eine Verschärfung und Verbitterung derselben, wie wir sie nach dem Inhalt des Tagebuchs und der Zuspitzung der gesammten Beziehung vermuten würden, gewahren wir nicht:

„Mag schnell sich in Gluthen
Verzehren das Herz
Und mag es verbluten
Im zaudernden Schmerz.
Ich nähre die Wunde,
Ich liebe mein Leid
Und lasse die Kunde
Der kommenden Zeit:
Die immer aufs neue
Das Herz ihm betrübt,
Die hat der Getreue
Noch sterbend geliebt."

Gleichwohl wissen wir aus den Berichten Aller, die ihm damals nahe standen, daß auch ihm selbst nachgrade sein Verhältniß zum Tychsen'schen Hause unerträglich schien. Am 5. Januar 1815 faßte er wieder einmal den Entschluß, sich aus dieser Lage zu befreien; er entwarf folgenden Brief an Adelheit:

„Noch einmahl muß ich Ihnen schreiben, um Ihnen im Tone unseres ehemaligen freundschaftlichen Verhältnisses Lebewohl zu sagen, denn leider werden wir künftig einander fremd seyn. Ich habe früher nie gefürchtet, daß einst eine solche Zeit kommen würde, und ich verdiente auch nicht, es zu fürchten. Aber schon lange mußte ich merken, wie sehr sich Alles seit meiner Abwesenheit verändert habe, wie lästig ich Ihrem Hause geworden sey, und wie gern man jede Gelegenheit benutze, mir auszuweichen. Ich habe zu viel Ehrgefühl, um zudringlich scheinen zu wollen, deshalb werde ich mich freywillig verbannen. Ich darf Ihnen keine Vorwürfe über diese Veränderung machen, denn es liegt in Jedes Willkühr seinen Kreis zu wählen, und ich bin Ihnen und den Ihrigen aus früheren Zeiten zuviele Ver-

*) Die Dame ist uns auch schon früher zuweilen im Tagebuche begegnet. Schulze hatte wiederholt Tändeleien mit ihr begonnen; die neue „Verbindung" mag sich auf den verloren gegangenen Blättern des Tagebuchs erwähnt finden.

Digitized by Google

pflichtungen schuldig, als daß ich nicht auch noch jetzt mich gern und dankbar der mannigfaltigen Freuden erinnern sollte, die ich in Ihrem Umgange genoß. Auch bemühte ich mich, Ihnen dieses Gefühl so gut als ich konnte, zu äußern: aber Sie forderten mehr, als ich zu leisten vermochte; ich sollte ein besserer Gesellschafter seyn, als die Lage meines Innern, die Sie kennen, mir möglich machte. Meine übrigen Freunde haben mich bisher mit Güte ertragen, da meine Laune doch wenigstens keinem etwas zu Leide that, und sie in ihrer eigenen Freude nicht thätig hinderte: aber es ist zu natürlich, gern lauter fröhliche Gesichter um sich her sehen zu wollen, deshalb kann ich es Ihnen nicht verargen, daß Sie das meinige zu vermeiden suchen. Ihr Haus war mein letzter Zufluchtsort vor mir selbst, und es wird mir sehr schwer, die Stellen zu verlassen, wo Cecilie lebte, und wo ich in Ihrer Nähe seyn konnte. Doch diese letzte Freude will ich gern Ihrer Zufriedenheit aufopfern. Es bleibt mir ja doch noch Ceciliens Grab. Sie antwortet mir freylich auch nicht mehr, wenn ich mit ihr rede, aber sie zürnt mir doch auch nicht, wenn ich im Schmerz schweige.

Ich habe Ihnen Entsagung und Ergebung, ja selbst Heiterkeit bei meiner Rückkehr versprochen, und ich habe diese Versprechen anfangs gehalten, so viel ich mir bewußt bin, denn ich hoffte in einem freundschaftlichen und theilnehmenden Betragen von Ihrer Seite Ersatz oder wenigstens Trost für jene Opfer und Aufmunterung zur Ausdauer in jenen Anstrengungen zu finden. Ich weiß nicht, ob ich nicht vielleicht zu verzärtelte Begriffe von Achtung und Schonung habe und mich deshalb in meinen Erwartungen getäuscht sehe. Auch bin ich aus früheren Zeiten einer zu liebevollen Behandlung in Ihrem Hause gewohnt worden, als daß mich nicht jede Zurücksetzung, jede fühlbare Verminderung der einstigen freundschaftlichen Verhältnisse doppelt kränken sollte. Nach meinem Charakter kann ich nichts Anderes thun, als mich zurückzuziehen, denn es ist mir nicht gegeben, um Achtung zu buhlen, wenn ich sie nicht von selbst durch mein Betragen erhalte. Ich werde sehr einsam und verwaist leben, denn die Zirkel, wo man mich vielleicht gern sähe, interessiren mich nicht, und der Übrige, worin ich mich allein heimisch fand, will mich nicht mehr sehen. Ich habe schon so viel entbehren gelernt, daß ich mich nach und nach auch hierin finden werde. Es bleibt mir doch wenigstens noch ein Trost in dem Bewußtseyn, daß ich trotz Ihrer Geringschätzung und meiner Entfernung Sie und die Ihrigen nicht minder lieben werde als vorher. Auch mein Gedicht, wodurch ich Ihnen und Cecilien ein unvergängliches Denkmahl zu stiften hoffe, wird mich erheitern, obgleich ich mich vor seiner Vollendung fast fürchte, da diese Arbeit meine letzte Freude war. Freylich habe ich auch hierin schon lange eine mir sehr schmerzliche Verminderung Ihrer Theilnahme bemerkt, denn wie selten ließ sich ein freyer Augenblick finden, wenn ich Ihnen daraus vorlesen wollte? Ich wurde oft neunmahl zurückgeschickt, und beym zehnten Mahle mußte ich fürchten, daß Sie, wenn ich kaum angefangen hätte, die Minuten bis zum Schluß schon ängstlich berechnen würden, weil ein anderes Engagement Sie abrief. Das kränkte mich, denn ich wollte Ihnen doch eine Freude machen, und da Sie gewiß manche Stunde einer Visite aufopfern, die Ihnen vielleicht nicht interessanter ist, glaubte ich eine gleiche Begünstigung durch sehr viele Anstrengung, durch die Arbeit meiner schönsten und heiligsten Stunden und durch Entbehrungen mancher Art zu verdienen. Ich werde Ihnen die folgenden Gesänge schicken und auch der letzten kleinen Eitelkeit entsagen, meine Freude über Manches, was ich gelungen glaubte, mit Ihnen theilen zu können.

Ich dachte einst hier eine Heimath zu finden, und meine bisherigen Lage, die so ganz frey war von allen Fesseln der Convenienz, ließ mich vielleicht die mißverwindlichen Hindernisse übersehen, die das gewöhnliche Leben einem solchen Wunsche entgegenstellt. Freylich gab es auch einst eine Zeit, wo diese Hindernisse nicht da zu seyn schienen: aber ich habe mich entweder damahls getäuscht, oder diese Zeit ist längst vorüber. Es wird wohl nie ein solcher Frühling wiederkommen, als der, den ich einst mit Ihnen verlebte, und wohl nie ein solches Jahr als jenes, worin ich Cecilie kennen lernte. Ich werde Ihnen künftig vielleicht willkommener seyn, wenn ich wie jeder andre Fremde, zu denen ich mich längst hätte zählen sollen, Sie nur dann sehe, wenn ich durch eine besondere Erlaubniß dazu berechtigt bin. Ich bin mir freylich nicht bewußt, Ihnen Etwas zu Leide gethan zu haben: aber ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß man sich oft in der Gesellschaft eines Menschen unbehaglich fühlt, wenn man auch überzeugt ist, daß er mit ganzer Seele an uns hängt. Leben Sie recht wohl, und sehen Sie es als das größte Opfer an, wozu die Liebe fähig ist, daß ich gern den letzten Genuß meines armen Lebens entbehren will, um Ihre Zufriedenheit zu befördern. Ich mußte Ihnen dieses schreiben, damit sie durch meine Entfernung nicht auf einen andern Verdacht geleitet werden möchten, der Ihnen die Beständigkeit meiner Gefühle für Sie in ein falsches Licht setzen könnte. E. Sch."

Diese Stimmung währte leider nicht lange; der Brief ist nie in's Reine geschrieben und abgesendet worden. Hingegen sind die beiden folgenden Briefe, der erste von Blumen begleitet, in Adelheids Hände gelangt.

Am 8ten Januar 1815. Blumen im Winter sind Bilder einer schönern Zeit, die entweder schon vorüber ist, oder noch kommen soll. Ich wünsche, daß sie bei Ihnen auf die Zukunft hindeuten mögen und noch über den heutigen thé dansant hinaus: mich werden sie immer wohl auf die Vergangenheit zurückweisen. Es ist doch seltsam, daß die Tage immer kürzer werden, und nicht länger, wie ich vor einiger Zeit hoffte, als ich ein neues Jahr anfing. Ich will es daher über mich zu gewinnen suchen, künftig so selten als möglich nach der Sonne zu sehen, weil es mich zu sehr betrübt, wenn ich trotz meiner Mühe und meinem Verlangen sie nicht finde. Andre Leute wollen freylich von dieser Dunkelheit

Digitized by Google

nichts bemerken, und ich muß am Ende befürchten, daß sie sich nur vor mir allein zu verstecken sucht.
E. Sch."

„Im Januar 1815. Da Kranke den Kranken näher sind als den Gesunden, so kommt es auch ihnen besonders zu, sich gegenseitig zu helfen. Ich kann nichts für Sie thun als allenfalls durch Lektüre zu Ihrer Unterhaltung beitragen, denn ich bin durch achttägige Entbehrung des Schlafs und durch Schmerzen aller Art zu Allem andern unfähig. Der einzige Dienst, den ich von Ihnen wünsche, ist, daß Sie sobald als möglich wieder völlig gesund werden. — Sie haben für Ihre Unpäßlichkeit doch noch das Vergnügen des Tanzes gehabt: ich bin für nichts und wieder nichts krank und habe nicht einmahl den Trost, durch meine Zahnschmerzen Ihren Husten abkaufen zu können. Wenn das möglich wäre, so verlohnte es sich wirklich der Mühe, die vergangenen acht Tage noch einmahl von neuem zu ertragen.
E. Sch."

Der Dichter litt nicht bloß an Zahnschmerzen, sondern auch an rheumatischen Schmerzen im Brustkorb; ebenso machte ihm ein Husten viel zu schaffen; das Schlimmste an seinem Zustand aber war seine gedrückte Stimmung, das unablässige Schwanken zwischen Hoffnung und Entmuthigung, Groll und Liebe. Was er am 27. Januar 1814 an Adelheid geschrieben: „Auch ist es ja nicht möglich, daß das Leben den anfeuernden Flammen eines ewig aufgeregten und mit sich selbst im Kampfe begriffenen Gemüths lange widerstehen könnte" — begann sich eben zu erfüllen. . . .

Merkwürdig reich entfaltete sich unter all diesen Qualen des Körpers wie des Gemüts seine Produktionskraft. Neben den zahlreichen Liedern des „Poetischen Tagebuchs," deren bereits gedacht ist, entstanden in diesem Winter eine Reihe von Gesängen seines großen Gedichtes. Bonterwed erzählt hierüber: „Schulze war leider nicht zu bewegen, einen andern Ort als Göttingen zu wählen, um eine künftige Bestimmung abzuwarten. In Göttingen wollte er seine „Cäcilie" vollenden und seine philosophischen Studien so lange fortsetzen, bis er eine Professur erhielt. Ungern sah ich meinen Freund wieder, so lieb mir auch seine Gegenwart war. Die alten Mißverhältnisse, in die er wieder gerieth, setzten ihn in eine peinliche Spannung. Was er von Gesundheit und Heiterkeit aus dem Feldzuge mitgebracht hatte, ging bald wieder verloren. In seiner düstern Stimmung glaubte er verkannt und geringgeschätzt zu werden, wo er Liebe und Vertrauen erwartete. Gram und Mißmut bemächtigten sich seines ganzen Gemütes. Er zog sich immer mehr von den Gesellschaften zurück, nur ungestört zu arbeiten und zu dichten. Die öffentlichen Vorlesungen, die er über alte Autoren hielt, schienen wenig Beifall zu finden, weil ihm (wie Allen mehr innerlich sich auslebenden) das Talent des freien Vortrags fehlte. Desto mehr wurde sein Privatunterricht im Griechischen und Lateinischen von den Studierenden gesucht und geschätzt. Die „Cäcilie" rückte mit unglaublicher Schnelligkeit vor. Da ihm ein guter Vers wenig Mühe kostete, ließ er sich zuweilen auch ohne Weigerung zu Gelegenheits-Gedichten, um die er oft angesprochen wurde, bereitfinden, sobald er glaubte, Jemandem eine Freude damit zu machen. Als er einmal ein solches versprochenes Gelegenheitsgedicht bis auf den letzten Augenblick verschoben hatte und ihm nichts in den Sinn kommen wollte, was er in Reime bringen konnte, fiel ihm plötzlich ein, aus dem Gedicht ein Akrostichon zu machen und auf diese Art einem schon teuern Namen zu huldigen, wovon der Mann, dem das Gedicht bestimmt war, nichts ahnen durfte. Sogleich stellten sich die nötigen Gedanken ein. In einer halbe Stunde war das Gedicht beendigt. Zu den vorzüglichsten der kleineren Gedichte Schulze's gehören mehrere lyrische aus dieser Periode."

Des besten Trostes, der Schulze neben der immer reicheren Entfaltung seines Talents erquickte, erwähnt Bonterwek nicht: es war die treue Freundschaft eines Kreises ausgezeichneter junger Männer. Er selbst berichtet darüber:

„Mein einsamer und unangenehmer Zustand führte mich zu meinen Freunden zurück, die ich lange vernachlässigt hatte, und lehrte mich ihren Werth kennen. Bey meiner Zurückkunft von Celle glaubte ich hier fast Niemanden zu treffen; aber durch Bunsens rastlose Bemühungen hatte sich unser ganzer Cirkel, Lachmann, Lücke, Reck, Bunsen und ich, wieder zusammengefunden und war noch durch den herrlichen Brandis und im weitern Sinne durch Brandis Bruder, Jacobs, Kreuze und Ullrich vergrößert worden. Ich hatte meine Freunde, trotz meiner Vertraulichkeit mit ihnen, immer in einer gewissen Entfernung von mir gehalten. Ich wurde von ihnen Allen herzlich geliebt, aber ich wünschte, daß diese Liebe sich in das Gewand der Achtung kleiden möge, und hatte mich deshalb nie überwinden können, das Sie unter uns aufzuheben, obgleich ich der einzige war, der so genannt wurde und so nannte. Jetzt näherte ich mich ihnen zutraulicher; ich hob jene höfliche Scheidewand auf und fand zu meiner großen Freude, daß unser Verhältniß dadurch weit wärmer und doch nicht unzarter wurde. Sie führen fort, mir gleichsam Frauenrechte in unserm Cirkel zu gestatten, und mich vorzugsweise vor den Übrigen mit der größten Feinheit und Achtung zu behandeln. Es entstand ein schönes, wetteiferndes Streben unter uns, und an einem fröhlichen Abend, den wir bey Wein und Gesang verbracht hatten, schwuren wir auf meine Aufforderung alle feyerlich, Etwas Großes in unserm Leben zu vollenden. Unser Kreis wurde in der Mitte des März durch das achttägige Hierseyn des liebenswürdigen und genialischen Hey verschönert. Eine allgemeine Offenherzigkeit belebte jene herrliche Zeit, die tiefsten Geheimnisse des Herzens traten verschämt entschleyert hervor und erschienen in Gedichten und traulichen Mittheilungen als die Grazien der heitern Feste. Es war ein herrlicher Cirkel, worin ein zerdrücktes Herz wohl wieder ein wenig aufathmen konnte; Bunsen mit dem königlichen, herrschenden Geiste, der alle Zweige des Lebens und der Erkenntniß nur als Mittel ansah, um zu einem einzigen großen Ziele zu gelangen, der für

Digitized by Google

jeden Eindruck zu jeder Zeit empfänglich, sich mit unbeschreiblicher Kraft auch das Widersprechendste zuzueignen wußte, der mit der höchsten, zuweilen schauderhaften Klarheit das tiefste Gemüth verband und bey unaufhörlicher, getheilter Regsamkeit dennoch nie seinen Zweck aus den Augen verlor; Brandis, dem das treue, fröhliche Herz aus dem Gesicht blickte, und der bey so viel Scharfsinn und Wissen doch einen so schönen Sinn für behagliche Gefälligkeit bewahrt hatte; Lachmann fein, kritisch, spöttisch und witzig, und doch bey dem unbestimmten und sehnsüchtigen Schwanken seines erwachenden Herzens äußerst zart und beynahe fieberhaft gestimmt; Lücke in der Glorie der glücklichen Liebe und der religiösen Begeisterung, grade, fest, nach einem großen Ziel des Wirkens strebend, aber auch sinnig und beynahe mystisch; endlich der treue Reck, der ewig für seine Freunde sorgte, ewig guten Rath gab, eine sehr klare, verständige, aber immer politische Ansicht vom Leben hatte und seinen Mangel an Empfänglichkeit für manche Art des Schönen und seine Entfernung von der Grazie des Lebens durch vielen Eifer und durch die treueste Anhänglichkeit ersetzte. Der Bund unter uns Allen ward in dieser Zeit auch für immer geschlossen, und ich hoffe, daß unser Vaterland diese Verbindung empfinden wird."

Erwägt man, was all die Männer, von denen wir eben vernommen, dem edlen und reinen Feuer ihrer Jugendzeit schulden, dann wird man die stolzen Worte, mit welchen diese Tagebuchstelle schließt, als ein wohleingelöstes Versprechen betrachten dürfen. Selten, vielleicht noch nie, sind aus einem an Zahl so geringen Kreise so viel wahrhaft bedeutende, ja bahnbrechende Männer hervorgegangen. Allen voran Bunsen und Lachmann, an deren Bedeutung hier nicht erst erinnert zu werden braucht, ferner der trefliche Carl August Brandis (1790—1867), der Bonner Philolog und Geschichtsschreiber der Philosophie der Alten, der berühmte Theologe Friedrich Lücke (1791—1855), endlich als Dichter neben Ernst Schulze Wilhelm Hey (1789—1854), als Dichter frommer Lieder, namentlich aber durch seine Fabeln weithin bekannt. Auch die geringeren Mitglieder des Kreises haben zwar nicht Jeder „Großes geleistet", aber ihre bescheidene Lebensstellung tüchtig und wacker ausgefüllt, vielleicht den einzigen Reck ausgenommen, dessen reiche Begabung nicht ohne seine Schuld keinerlei Früchte trug. Es war bisher von diesem zweiten Haim-Bund kaum die Rede, aber wohl verdiente derselbe eine eingehendere Schilderung, als sie ihm im Rahmen dieser Darstellung gewidmet werden kann.

Freilich, selbst der Einfluß solcher Arbeitsgefährten vermochte den Dichter nicht mehr aus den Banden dieser unseligen Leidenschaft zu erlösen.

(Ein neunter Artikel folgt.)

Otto Roquette.

IV. (Schluß.)

Aus den Erinnerungen, welche Roquette seinem dreijährigen Dresdener Aufenthalt widmet, sind einige Porträts berühmter Dichter von besonderem Interesse:

„Es war an einem Sommertage, als mich Auerbach zu dem kranken Dichter Otto Ludwig führte. Er wohnte in einer Vorstadt, zu ebener Erde, nach der Gartenseite. Wir traten zuerst in ein kahles Zimmer, in welchem Leinen gezogen waren, behängt mit Kinderwäsche, während an der Wand ein aufgeklappter Sessel stand, von derjenigen Art, die man sonst in den entlegneren Räumen zu bergen pflegt, umgeben von Geschirren zu verwandtem Gebrauch. Aus dem Nebenzimmer aber erscholl Kindergeschrei und das Zurufen von Frauenstimmen. Wir bückten uns unter der Wäsche durch, und da unser Pochen von dem Lärm übertönt wurde, traten wir unaufgefordert ein. Die Frauen wiesen uns in den Garten, wo wir in einer Laube den noch in jüngerem Lebensalter stehenden und schon schwer heimgesuchten Dichter fanden. Überreizung der Nerven hatte ihm die freie Verfügung über seine Glieder geraubt, so daß Arme und Beine häufig in plötzlichen Zuckungen emporgeworfen wurden. Zwar vorbereitet auf seinen Zustand erschrack ich doch, als ich diese Bewegungen in Gespräch zuerst auftreten sah. Er lebte damals in großer Dürftigkeit; eigentlich erschien es als eine Unmöglichkeit, unter solchen Verhältnissen von den Erträgnissen seiner Feder leben zu müssen. Ich kannte seinen „Erbförster", und konnte ihm von der Aufführung seiner „Makkabäer" erzählen, die ich in Berlin gesehen hatte. Besonders freute ihn, daß ich Gewicht auf die Musik legte, da die Ouvertüre und die sonst zu der Tragödie verwendete Instrumentalbegleitung von seiner eignen Komposition war. Von seiner Lage war mit keinem Worte die Rede. Er teilte einige Arbeitspläne mit, und verstand andrerseits „gut zuzuhören", wie Auerbach besonders betonte, da dieser, was ihn beschäftigte, gern im Erzählen sich entwickeln ließ. — Gutzkow stand in diesen Jahren auf der Höhe seines Ruhmes und auch seines Schaffens. Er verlangte nicht nur Bewunderung, sondern unbedingte Unterwerfung. Jeder Widerspruch reizte und stachelte ihn auf; er ärgerte sich leicht, und kranke Leben zu, daß sie ihn ärgern wollten. So sah er zuletzt überall Feinde, und machte sich Feinde. Jeder Schriftsteller war eigentlich sein geborener Feind. Denn litterarische Eifersucht, Neid, Mißgunst, Verkleinerungssucht haben selten einen so schroffen Ausdruck gefunden, als bei Gutzkow. Man wußte das, man spottete, man war unwillig darüber, aber man schonte ihn doch, denn man fürchtete ihn. Er redigierte ja immer irgend eine gefährliche Zeit-, Monats- oder Wochenschrift, setzt die „Unterhaltungen am häuslichen Herd", er übte damit eine Macht, er konnte über ihm mißliebige Leute so viel Böses als möglich sagen, und that dies sehr gern. Es verstand sich von selbst, daß ich mich auch bei Gutzkow zu einem ganz feierlichen Besuch meldete. Er

Digitized by Google

empfing mich herablassend; die Augen eingekniffen, die Nase in die Höhe gerichtet, begann er mich auszufragen. Als hätte er noch nie von mir gehört, begann er mit der Frage, was ich in Dresden zu „ambieren" dächte? Daß ich Lehrer sei, wie er wohl wußte, ließ er vorerst bei Seite. Dann verlangte er von mir zu erfahren, ob ich schon etwas geschrieben hätte? — während mir bekannt war, daß er sich über meine ersten Dichtungen bereits wegwerfend geäußert hatte. Nachdem ich ihm eine knappe Auskunft gegeben, meinte er: Lyrik sei zwar etwas recht Schönes, aber mit einem lyrischen Heftchen werde man noch nicht eigentlich zum Dichter. Vor allem glaube man nicht, daß man dadurch schon befähigt sei, etwa — eine Wochenschrift herauszugeben. Eine Wochenschrift! Das war es, worauf er hinaus steuerte! Er fürchtete die Konkurrenz! Ich gewann von ihm bei diesem ersten Besuche den Eindruck eines nicht sehr gewiegten Comödianten, den man zugleich etwas ganz Andres „bei Seite" sagen hört, als das, was er ausspricht. Die Befürchtung, ich könnte ihm durch ein Journal zum Brodabschneider werden, wurde er nicht los, und von verschiedenen Seiten mußte ich immer wieder von seinen geheimen Erkundigungen hören. Die Sache fing an, mir Spaß zu machen, und wenn in der Gesellschaft etwas recht Tolles zur Sprache kam, sagte ich wohl: Das ist etwas für meine Wochenschrift! Bald schenkten mir andere auch etwas „für meine Wochenschrift", und endlich wurde im engeren Kreise die Bezeichnung „Wochenschrift" zu einer Rubrik, unter welcher alles lief, was man gegen Gutzkow auf dem Herzen hatte. Ich war nicht der Einzige, gegen den er den Verdacht einer Konkurrenz hegte. Wer jemals etwas mit der Feder zu thun gehabt, bis zum bescheidensten Zeitungsgehülfen, wurde von ihm notiert und überwacht. Und er kannte sie alle, alle! Ein feinerer Geruch für Tinte, eine schärfere Witterung für geheimes, sogar verschämtes Artikelchenschreiben, wird nicht leicht wieder zu finden sein". Unseres Erachtens ist dies Urteil nicht zu scharf, eher zu milde.

Roquette verlor seine Anstellung im Jahre 1857, weil er, an dem Sterbebette seines Vaters zu Bromberg verweilend, nicht pünktlich zurückkehren konnte! Zur selben Zeit, wo er selbst brodlos dastand, fiel die Sorge für seine Angehörigen auf ihn, denn der Vater hatte fast nichts hinterlassen. Tapfer, wie immer, beschloß er, sich als Romanschriftsteller sein Brod zu verdienen, übersiedelte nach Berlin und vollendete hier seinen „Heinrich Falke", dem eine lange Reihe von Novellen folgten.

Daneben gab er Unterricht in Sprachen, jenen im „Dichten", den einige Damen von ihm wünschten, lehnte er vorsichtig ab. Von litterar-historischen Arbeiten fällt das treffliche Buch über Christian Günther in diese Jahre. Endlich wurde er sogar, da er Mutter und Schwestern zu sich in's Haus nehmen mußte, ihnen zu Liebe Theater-Kritiker der „Preußischen Zeitung", allerdings nur ein Jahr hindurch, länger trug er's nicht mehr. Dafür begann er nun seine „Geschichte der deutschen Dichtung" die 1868 erschien.

Das Buch sollte für ihn bedeutungsvoll werden: es verschaffte dem nun Vierzigjährigen eine Anstellung als Professor der allgemeinen Litteratur an der Berliner Kriegsakademie. Dazwischen wurden Novellen geschrieben.

Bezüglich dieser Arbeiten teilt der Dichter eine seltsame Bemerkung mit. „Es kam häufig vor, daß ich dasjenige, was ich erzählend dargestellt hatte, bald darauf an mir selbst erlebte. In einer gewissen Epoche geschah dies so häufig, daß auch andere in meinem Kreise aufmerksam wurden. Es war also ein Verarbeiten nicht schon eigner Erfahrungen, sondern schien gleichsam ein Vorausnehmen von Erlebnissen, welche erst kommen sollten. Glücklicherweise waren es nicht besonders tiefgreifende Dinge, und ich nahm sie scherzhaft. Denn wo hätte ich den Mut zu einer tragischen Verwickelung hernehmen sollen, wenn ich befürchtete, alle Gräuel hinterher auch noch persönlich durchmachen zu müssen?"

Aus Roquettes äußerem Leben bleibt wenig mehr zu berichten übrig. Er verlor die Stellung an der Kriegs-Akademie, als nachbar wurde, daß er einst bei einer Stichwahl zwischen Waldeck und Wrangel den Ersteren gewählt, doch entschädigte ihn dafür ein Ruf als Professor der deutschen Litteratur an die Technische Hochschule zu Darmstadt. Dort hat er die letzten 25 Jahre verbracht, „in einem ziemlich engen Kreis, über den der weite Himmel der großen Welt aber doch auch ausgespannt ist". Hart genug hatte er zuerst auch da zu kämpfen, den Norddeutschen empfing arger Haß, die Schule war in schlimmer Verfassung, gesellschaftlichen Verkehr mußte er fast ganz entbehren. Dies Alles und noch mehr hat dieser gute und tüchtige Mann überwunden: auch jede Verstimmung darüber, daß seinen späteren Werken nicht derselbe Erfolg zu Teil geworden, wie einst den Erstlingen. Nur ein Schmerz klingt auch noch aus diesem Buche wieder: daß man ihn nicht als Dramatiker gelten lasse. Ohne Zweifel stellt Roquette selbst seine Dramen weit höher, als alles andere, was er geschrieben und ebenso zweifellos ist er damit im Irrtum. Dramen waren seine ersten Arbeiten, wie seine letzten, nach diesem Lorbeer hat er stets am heißesten gestrebt — und doch hat ihn, den Mann von großem Kunstverstand und seltener Selbstkritik, die innere Stimme in diesem Einen getäuscht! Aber nicht damit wollen wir schließen, sondern daran erinnern, welche reiche Lebenserute ihm sonst als Epiker, Lyriker und Erzähler vergönnt war. Seine Selbstbiographie aber sei, wie am Eingang dieser Aufsätze, so am Schlusse, den Lesern auf's wärmste empfohlen. Das ist ein lehrreiches und unterhaltendes, noch mehr, das ist ein wahrhaft gutes Buch!

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— Zu dem Lehrer M. Albert ist am 21. April 1898 dem hart bedrängten Stamme der Siebenbürger Sachsen sein bedeutendster Dichter entrissen worden. Aber auch an sich war er ein wirklicher Poet, der nicht blos im entlegenen Ostland Beachtung verdiente, das beweisen seine eben von pietätvoller Hand gesammelten „Gedichte“ (Hermannstadt, W. Krafft 1893). Am meisten haben uns die Zeitgedichte ergriffen, in welchen des schwere Leid, aber auch das Gottvertrauen, die Treue, der tapfere Zorn des „verlassenen Brudersstammes“ klagt, hofft und wettert. Die deutsche Politik kann ihnen nicht helfen, aber die deutschen Herzen werden ihrer stets mit Teilnahme gedenken, und diese Gedichte haben das Zeug, diese Teilnahme zu mehren, wie sie das Zeug haben, den Bedrängten eine Waffe im geistigen Kampf zu sein, denn

Eisen auch sind Wort und Feder
Dem, der sie zu führen weiß,

— und M. Albert wußte sie zu führen; es ist nicht überschwänglich, wenn er die Widmung „an sein Volk“ mit den Versen schließt:

„Wohl werden Thaten gerne lieder,
Doch Lieder auch zu Thaten wieder.“

Nächst diesen politischen Gedichten haben uns durch den Stoff, wie die Eigenart der Behandlung die „Romanzen nach vaterländischen Stoffen“, namentlich aber die „Humoristischen Dorfgeschichten aus dem Siebenbürger Sachsenland“ besonders angesprochen. Die drei Abteilungen genügen, die Lektüre des Buches warm zu empfehlen; wer unserem Rate folgt, wird den tapferen, edlen und treuen Dichter ebenso liebgewinnen, wie den Stamm, der ihn geboren und zu dessen Besten er gehört hat. Damit soll nicht gesagt sein, daß sich nicht auch unter den rein lyrischen Gedichten, wie den Balladen aus deutschem Leben manches Treffliche findet, aber die eigentliche Bedeutung Alberts liegt in den siebenbürgischen Gedichten, und die Stellung, in der ihn die Erinnerung des Lesers festhalten wird, ist die eines Kämpfers und Trösters. l. h.

— „Eine neue Messiade.“ Von Fr. Arnold. (Berlin, Kommissions-Verlag des Bibliographischen Bureaus.) Wir wollen der Wahrheit die Ehre geben und gestehen, daß wir von den 388 Seiten des Buches nur 57 gelesen haben. Als wir da auf die schönen Strophen stießen:

Ja, durch Beten und Singen
Sucht des Thoren Gestalt
Gott selbst zu bringen
In seine Gewalt.

Und um Früchtesegen
Betet der Ein',
Und der And're um Regen
Oder Sonnenschein.

— bei diesen schwungvollen Strophen also ging uns die Geduld aus, die schon früher Seite um Seite auf immer härtere Proben gestellt gewesen, und wir klappten das Buch zu. Langweiligen Unsinn zu dichten, sieht jedem frei, ihn drucken zu lassen auch, wenn er das Geld dran wendet, aber daß nun auch Jemand das ganze Opus herunterwürge, darf kein solcher „Dichter“ verlangen. r. g.

— „Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck.“ Von Richard Nordhausen (Leipzig, Carl Jacobsen). Es war kein geschmackvoller, aber auch kein glücklicher Gedanke des Herrn Verlegers des vorliegenden Buches, demselben am Schlusse unter der Spitzmarke: Der geistvollste und bedeutendste Epiker der Gegenwart!“ einige Kritiken über ein anderes Buch desselben Dichters beizufügen, die allerdings sehr lobend sind; in einer von ihnen wird thatsächlich der ganze deutsche Parnaß der Gegenwart zu Ehren Nordhausens abgeschlachtet. Derlei wirkt selten gut, schon weil es die Erwartungen aufs Höchste steigert, und finden sie in dem Buche keine Erfüllung, so ist man geneigt, es strenger zu behandeln, als das eines minder anspruchsvoll eingeführten Verfassers. Wir wollen uns davon freihalten. Nach dem vorliegenden Buche zu schließen ist zwar Nordhausen ganz gewiß nicht der geistvollste, auch nicht der bedeutendste Epiker der Gegenwart, er wandelt im wesentlichen in den Bahnen, die Victor Scheffel, Julius Wolff und Rudolf Baumbach vorgezeichnet, jedoch in gebührendem Abstand, da ihm Scheffels poetische Kraft, Baumbachs Humor und Wolffs Sprachkunst fehlen, auch sinkt er öfter als billig ins Triviale und die nüchterne Phrase herab, aber Manches in dem Buche ist frisch, hübsch und bezeugt ein gefälliges, wenn auch weder kräftiges, noch originelles Talent. Am wenigsten bleibt dem hoffentlich noch jungen und entwicklungsfähigen Autor nach der formalen Seite zu lernen übrig, umsomehr wird er sich nach strafferer Komposition mühen müssen — die Schilderungen, namentlich aber auch die Gespräche, sind von ermüdender Breite — vor Allem jedoch wird er sich davor hüten müssen, nüchterne Prosa, die er glücklich in Reime gebracht, für Poesie zu halten. r. g.

— „Lyra germano-latina.“ Eine Auswahl der berühmtesten deutschen Gedichte. In's Lateinische übertragen von Ernst Eckstein. (Dresden, Karl Reißner). Natürlich ist das Büchlein keine dichterische Leistung des mit Recht beliebten Autors; wie schon der Titel erweist, führt es philologische Allotria vor, aber mit so viel erstaunlicher Sprachkunst und Grazie, daß jeder Kundige daran seine Freude haben wird. Da finden wir Goethe's Lied „An den Mond“, „Das Heideröslein“, „Wanderers Nachtlied“, das „Lied des Harfners“ und „Ich ging im Walde . .“, Heine's „Leise zieht durch mein Gemüt“, „Du bist wie eine Blume“, „Vorrei“, „Ein Fichtenbaum steht einsam“, Lenau's „Weiß auf mir, du dunkles Auge“, „Auf dem Teich, dem regungslosen“, „Drüben geht die Sonne scheiden“, Grüns „Ich hab' eine alte Mutme“, zum Schluß auch einige Volkslieder in die Sprache des Horaz übersetzt, und zwar mit einem Geschick, das in Staunen setzt. Zur Probe stehe hier der Version von „Ach, wie ist möglich dann“:

Heu, qui possibile	Tibi haec anima
Unquam te linquere?	Tota est tradita,
Tu mi carissimus,	Neminem gentium
Ne dubita!	Amo ni te!

Das Büchlein wird namentlich jedem Philologen Freude machen. —ss—

— Viele Dichter haben die Nord- und Ostsee besungen, aber eine Anthologie deutscher Meerlieder giebt es noch nicht. Dem tiefgefühlten Bedürfnis nach einer solchen Blütenlese sucht Rudolf Eckart's Auswahl: „Lieder und Bilder vom deutschen Meer“ (Norden, Hinrichs Fischer Nachfolger) abzuhelfen. Wäre sie gut und geschmackvoll getroffen, so wollten wir sie uns ebenso geduldig gefallen lassen, wie manches andere überflüssige Buch. Herr Eckart hat es zu Wege gebracht, die herrlichsten Gedichte, die bisher in deutscher Sprache das Meer geschildert, Heine's Nordseebilder, völlig zu ignorieren, obwohl er auf Zeitgenossen Heine's zurückreift, aber dafür hat er Perlen gehoben, wie die von Stine Andresen („Allgemach — Stirbt der Tag — “), Minette von Hanneken („Da hat den Rauschen, heilig Meer — Ein Friedenslied gesungen“), Oskar Schlemm („Wir standen am Strande des Meeres — In weicher Sommernacht — Da hat mein krankes Weib — Zuletzt mich angelacht“), Benno Freiherrn von Seckendorf („Unabsehbar lang und weit — Liegt der Strand zur Ebbezeit“) und Paul Schwarzkopf („Das Wasser heult, das Schiff erbebt — Und nachts auf höchsten Maste schwebt — Der Leichtmatrose jung und keck. — Es leuchtet der Blitz, ich steh' auf Deck“), womit aber nicht

Digitized by Google

gesagt sein soll, daß Anna Rumpf-Burmeister und Josef Freiherr von Doblhoff nicht gleichfalls durch lächerliche Reimereien vertreten sind. Wir kennen keine geschmacklosere Anthologie, und das will was sagen, denn wer sonst nichts leisten kann, hält sich doch nicht selten für gut genug, eine Anthologie zu machen. Herr Eckart scheint die Sache en gros zu betreiben, denn als „in Vorbereitung" befindlich kündigt er auf dem Schmutztitel an: „Aus hohen Kreisen. Album fürstlicher und adliger deutscher Dichter und Schriftsteller der Gegenwart". Aber derlei giebt es schon, hingegen noch kein Liederbuch für deutsche Köchinnen — wie wär's, Herr Eckart?! K. B.

— Ein ganz nettes und witziges Büchlein hat ein steirischer Volksschullehrer, Adolf Frankl bei A. Hartleben in Wien erscheinen lassen. Es betitelt sich: „Lachende Wahrheiten" und enthält 800 Epigramme. Man wird nicht verlangen dürfen, daß alle dreihundert gleich gut sind, und einige sind sogar ungebührlich trivial und witzlos, aber vieles liest sich amüsant. Hier einige Proben, die Frankl's Art und Ton charakterisieren mögen:

Wäscht eine Hand die andre fein,
So macht das stets mich stutzig.
Und immer fällt dabei mir ein:
Sie sind wohl beide schmutzig

„Alte Liebe rostet nicht,"
Lehren uns die Weisen;
Doch ihr fragt: „Warum denn nicht?"
Weil sie nicht von Eisen.

Die Welt spielt Vielen übel mit,
Für die sie Lorbeer sollte flechten,
Und Mancher, der für andre stritt,
Muß leider für sich selber — fechten.

„Und weiblichen Geschlechtes ist die Kunst!"
So sprach ein Weib. Das wird uns schwerlich kränken.
Denn wäre sie es nicht, — möcht' ihre Gunst
Gewiß sie nicht zumeist — den Männern schenken.

Man sieht, harmloser Witz, zumeist nur Wortwitz. Aber warum sollte man sich dies nicht auch gefallen lassen, gerade weil es harmlos ist? r. g.

— Eine neue Uebertragung sämtlicher Gedichte Walthers von der Vogelweide hat Eduard Kleber im Verlage von J. H. Ed. Heitz in Straßburg i. E. erscheinen lassen. Sie verdient warme Empfehlung, weil sie das Werk redlichen Fleißes und zugleich der Beweis für eine achtbare poetische Begabung ist. Die Gedichte unseres größten mittelalterlichen Dichters sind ja in den letzten sechzig Jahren überaus oft und darunter in trefflicher Art erneuert worden, die vorliegende Uebersetzung hat manchen ebenbürtigen Mitkämpfer um die Gunst des Publikums, aber auch ihr wird diese Gunst, wenn sich dem Verdienst das Glück gesellt, für lange Jahre hinaus nicht fehlen. —nz—

— „Bagatellen." Skizzen und Studien von Paul Marie Lacroma. Dresden. Pierson. Der Titel ist so bescheiden, daß das Buch angenehm enttäuscht. Die Verfasserin, eine in Görz wohnhafte Dame, schildert Landschaft und Menschen ihres Heimatlandes und Frauls. Die Darstellung könnte ruhiger, einfacher, namentlich aber auch sprachlich korrekter sein, doch ist der Inhalt durchweg lesenswert und zeugt von ernstem und redlichem Streben, den Leser gewissenhaft über wenig bekannte Zustände und Geschehnisse zu unterrichten. l. h.

— „Schattenbilder." Skizzen von Fran Mazuranić. Aus dem Kroatischen übersetzt von Ludwig Paul Wertwig. Berlin. Siegfried Cronbach. Mazuranić gilt als der bedeutendste und populärste kroatische Dichter der Gegenwart; nach diesem Buche zu schließen, wären die Kroaten ein genügsames Volk und ihre anderen Dichter armselige Stümper. Das Buch bietet schwache Nachahmungen von Turgenjews „Gedichten in Prosa"; rechnet man die Spuren kroatischen Nationalgefühls, das sich zuweilen bis zum Chauvinismus steigern, ab, so wird man in dem Buche nichts charakteristisches finden. Ab und zu fesselt wohl auch ein nicht gewöhnlicher Einfall die Aufmerksamkeit, aber die Darstellungskraft ist sehr gering und die Empfindung schwächlich, oft süßlich-sentimental. Die Ausstattung ist vortrefflich, die Uebersetzung gut, aber Herrn Mazuranić's Bekanntschaft ist leider eben an sich nicht lohnend. l. h.

— Einen recht geschmacklosen Titel hat Georg Müller-Frauenstein seinen „zehn gemeinverständlichen Vorträgen über die neueste deutsche Litteratur" (Hannover, Leopold Ost) gegeben: „Von Heinrich von Kleist bis zur Gräfin Marie-Ebner-Eschenbach." Denn wie hoch man auch das edle Talent der oesterreichischen Dichterin schätzen mag — und wir selbst schätzen es sehr hoch — die Zusammenstellung mit Kleist wirkt sehr sonderbar und muß unwillkürlich gegen den Kunstverstand der Litterarhistorikers, der sie unternimmt, einnehmen, denn sicherlich wird man Gottfried Keller, Paul Heyse, Gustav Freytag und Konrad Ferdinand Meyer — von anderen zu schweigen — einst auch in anderem Sinne nennen und anderes von ihnen zu berichten wissen, als daß sie Zeitgenossen der genannten Dichterin waren. Auch glauben wir ihren echt künstlerischen Sinn genügend zu kennen, um dessen versichert zu sein, daß sie selbst beim Anblick dieses Titels ein gelindes Grauen empfunden hat. Was Herrn Müller-Frauenstein zu diesem Titel bewogen hat, können wir nur vermuten, denn eine Begründung suchen wir im Buche vergebens: es war, scheint uns, lediglich der Wunsch, die Frauenwelt, für die das Buch vornehmlich bestimmt ist, auch schon durch den Titel zu gewinnen; daß die Ebner-Eschenbach „nur" Adlige, nicht Grafen sind und sich die Dichterin also auch eine Standes-Erhöhung gefallen lassen muß, anderen wir nur nebenbei, weil es für die Gründlichkeit des Verfassers bezeichnend ist. Dennoch möchten wir dem Buche mit dem kuriosen Titel nicht allzuhart mitspielen; es ist sichtlich wohl gemeint, auch hat der Verfasser viel gelesen. Aber eine ernstpaste Leistung ist es nicht; eine scharf ausgesprochene Stellungnahme zu den einzelnen Dichtern müssen wir ebenso entbehren, wie eine übersichtliche Gruppirung des ungeheuren Stoffs, die Urteile zeugen vielfach für eine nicht eben geklärte Kunstanschauung und über die Auswahl dessen, was der Autor breit behandelt, und dessen, was er knapp erwähnt, ließen sich Dinge vorbringen, die den Leser sehr heiter stimmen würden. Das wollen wir, es sei hiermit wiederholt, mit Rücksicht auf den guten Willen des Verfassers unterlassen, aber empfehlen können wir das schwache Buch nicht. l. h.

— Ein bekannter Berliner Arzt hat unter einem Pseudonym, dem Anagramm seines Namens, Edmund Olaß, bei A. Ascher & Co. in Berlin eine Sammlung „Novellen" erscheinen lassen. Die Erfindung in den acht kurzen Erzählungen ist nicht ohne Reiz, die Ausführung schlicht. Alles in allem: die anspruchslose Frucht der Mußestunden eines verständigen Mannes.

— Darf der Kritiker, ohne allen Kredits bei dem Leser verlustig zu werden, zugeben, daß er aus einem Buche, welches er aufmerksam gelesen hat, nicht klug geworden ist und nicht weiß ob es ernsthaft oder schalkhaft gemeint ist? So geht es uns mit dem Versuchen: „Lyrisch-satirische Nadelstiche einer verspäteten Jungfrau. Wiedergegeben von Thusnelda Bortmann." (Graz, Leykam, 1891.) Wir haben es anfangs, nicht allein durch den Titel, sondern auch durch den Inhalt verlockt, für eine Parodie gehalten; irgend ein Mann, dachten wir, hat, um sich über ältliche Blaustrümpfe und ihre Emancipations-Ideen lustig zu machen, in einer für sie charakteristischen Tonart gereimt, um sie durch die Verspottung ad absurdum zu führen. Das wäre denn in einzelnen Nummern nicht übel gelungen, z. B.

Digitized by Google

„Wie brüsten sie sich, Mann für Mann
Vom Wahlkampf zu erzählen,
Uns geht die Politik nichts an,
Wir dürfen ja nicht wählen."

Was aber kommt der Staat alsdann
Mit Steuern uns zu quälen.
Was gehen uns die Steuern an,
Wir dürfen ja nicht wählen."

Gewiß, so kann man einen solchen Blasirtnmpf, wenn man ihn verdöhnen will, dichten lassen. Und dann kann man einer solchen „verdrehten Schraube" auch die, als Parodie köstlichen Verse in den Mund legen:

„Was ist der König auf dem Thron?
Was ist der größte Dichter?
Hat tausend Menschen sich erdacht.
Nicht einen einz'gen selbst gemacht —"

im Gegensatz zum Weibe, das bekanntlich von Erschaffung der Welt bis heute immer „selbst Menschen gemacht hat." Andere Gedichte aber, die nur schlecht aber nicht komisch sind, und Stellen, wie die folgende: „Schwelgt immerzu im Duft von Bier und Kuaster Und in des Nebenjastes tollem Rausche, Behaltet Eure Lüste, Eure Laster Und gebt uns Eure Arbeit nur zum Tausche"

— diese Stellen haben uns den fürchterlichen Verdacht eingeflößt: Wie, wenn die Gedichte, die wir für Parodie hielten, ernstlich gemeint, und die Verfasserin wirklich eine „verpönte Jungfrau" wäre?! In diesem Dilemma können wir nur sagen: Ist unsere erste Vermutung richtig, dann ist der Witz zwar nicht groß, auch sind der schlechten, ernsten Gedichte zu viele, aber Einiges ist gelungen; ist aber dies Vorkämpfen für die Frauen-Emancipation ernst gemeint, dann mag Friederike Kempner trauernd ihr Haupt verhüllen, denn nun ist nicht mehr sie, sondern Thusnelda Vortmann Deutschlands größte Dichterin! K. B.

— Einer der berühmtesten Romane Paul Bourget's, Le disciple, ein merkwürdiges, freilich bezüglich seiner Originalität nicht unbestritten gebliebenes Buch ist kürzlich in deutscher Uebersetzung — „Der Schüler, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt" — erschienen. Die Uebertragung ist gut und geschmackvoll und kann jenen, denen das Original unzugänglich ist, die aber das interessante Buch kennen lernen wollen, empfohlen werden.

— „Et hic dii sunt", schreibt ein Herr Joh. Phil. Glock mit Stolz auf den stattlichen Band: Imker-Grüße aus Kurpfalz," den er im Selbstverlag hat erscheinen lassen. In der That, warum sollte ein Bienenzüchter nicht auch ein Poet sein, und die Imkerei besingen? Aber wenn wir das Buch aufschlagen, wird uns nicht ganz wohl zu Mut und zuweilen überkommt uns die Empfindung: das wäre doch das Langweiligste, was wir je in Reimen gelesen. Aber die Empfindung täuscht, es giebt gewiß noch viel Langweiligeres, und da das Buch keinen Schaden thun kann, so wäre jede weitere Beschäftigung damit überflüssige Mühe. K. B.

— Hans Hopfens Studenten-Geschichten: „Der letzte Hieb", die nach ihrem Erscheinen an dieser Stelle sehr eingehend besprochen wurde, liegt in zweiter Auflage vor (Stuttgart, Cotta).

— Edward Samhaber, ein österreichischer Gymnasial-Lehrer, dem wir eine gute und treue Uebertragung der Gedichte Walthers von der Vogelweide in's Neuhochdeutsche verdanken, hat (bei Kleinmayr & Bamberg in Laibach) eine Sammlung seiner „Lyrischen Dichtungen" herausgegeben. „Sie sind eine echt österreichische Natur," hat einmal Robert Hamerling an den Verfasser geschrieben und Niemand wird diesen schelten, daß er den Brief als Geleitwort des Bandes veröffentlicht, „warmblütig, fast leichtblütig und doch tiefverregbar, sangesfroh" u. s. w. Man wird dies Urteil unterschreiben dürfen, wenn auch mit einigen Einschränkungen: uns hat kein Gedicht getört, viele haben uns recht gut gefallen, aber keins hat uns tiefer ergriffen oder einen bleibenden Eindruck gemacht und keines ist fleckenlos. Was Samhaber kann und nicht kann, zeigt z. B. sehr bezeichnend das folgende Gedicht „An den Mond":

„Wie so ruhig doch dein Licht
Ueber allen ruht
Und sich silberglänzend bricht
In der dunkeln Flut.

Sinnend steh' ich an dem Baum
So verlassen hier,
Blicke nach der Wellen Schaum
Bald hinauf zu dir.

Manches Bild verlorner Zeit
Mir vorüber flieht,
Während unnennbares Leid
Durch die Seele zieht.

Komm, o schwarze Wolke komm
Nimm des Mondes Schein,
Laß es, wie der dunkle Strom,
Dunkel in mir sein!

Man sieht, die Empfindung ist poetisch, aber ihr Ausdruck mehr ein Stammeln, als ein Verkünden. Wer Gedichte zu lesen versteht — und nur für solche sind Rezensionen über Lyrik geschrieben — wird keiner weiteren Charakteristik des Dichters bedürfen. l. h.

— Studentenbeichten. Von Otto Julius Bierbaum (München, Verlag von Dr. E. Albert & Co.) Der Verfasser hat sich einmal sehr energisch dagegen verwahrt, daß er mit diesen Büchlein unsittliche Zwecke verfolgt habe. Wir halten diese Verwahrung für berechtigt; es ist ein banausischer Standpunkt, dem Schriftsteller, der unsittliche Zustände schildert, den Vorwurf unsittlicher Gesinnung zu machen, und wir haben nirgendwo den Eindruck gehabt, daß der Verfasser Lüsternheit habe erregen wollen. Unsere Bedenken gegen das Buch betreffen andere Punkte. Vor Allem: ist es auch wahr? Berlinn die Corpsstudenten der Gegenwart all ihre Kraft wirklich nur im Verkehr mit Dirnen und bei Zechgelagen, so daß selbst für die Mensuren nur ein kümmerlicher Rest bleibt? Es wäre grenzenlos traurig, wenn der Autor Recht hätte, aber uns will scheinen, daß er nicht Recht hat, daß sein Buch einseitig bei den Schatten, beim Wüsten und Häßlichen verweilt. Ferner aber sind die Skizzen mehr klingeschleudert, als geschrieben; es ist künstlerisch ein unerquickliches Buch und das ist um so mehr zu bedauern, als der Verfasser, wie einzelne Stellen beweisen, bei größerer Sorgfalt viel besseres leisten könnte. r. g.

— Immortellen. Gedichte von Elise Kastner-Michalitschke. Wien (Verlag von Böhmens deutsche Kunst und Poesie"). Die Verfasserin besingt ihre verstorbenen Lieben. Es war nicht recht von ihr, die Gedichte drucken zu lassen, noch unrichtiger, die Rezensions-Exemplare zu versenden. Aber weil das Heften eben aus Anlaß echter Schmerzen entstanden ist, so wollen wir uns mit der Bemerkung begnügen, daß es nichts mit der Kunst gemein hat. r. g.

— „Frista non cantat", sagt der mittelalterliche Chronist, aber das Büchlein: „Wat de Klewit sproot", will ihn Lügen strafen, denn der Verfasser, Louis Victor Israels, bietet darin: „Döntjes und Rimels in offrij' Plattdütsch" und hat im Anhang auch eine Reihe von Volksliedern beigefügt. Die Friesen singen also doch, aber nach diesen Proben zu schließen, sind sie doch die mindest sangesfreudigen unter allen deutschen Stämmen: es sind zumeist kurze, gereimte Sprüche, die wohl nur registrirt, nicht gesungen werden, und es ist nur etwas trockner Humor darin zu finden aber wenig Poesie. Wir setzen einige Proben hierher:

Digitized by Google

„Min goode Fründ, nehm Di in Acht!
Un gah' to Bedd dör Middernacht,
Dat böse Drinken dat nützt nät,
Dat laate [späte] Bummeln, dat schützt nät,
Dat gau [schnell] dat Geld Di word betün [knapp]!
Doch wan't 'n Good'n [wo es einen Guten] in de
Buddel [Flasche] giewt.
Des is bi Christjan Klün!

Oder die „Warnung“:

Wicht [Mädchen]! glöw [glaub'] feekerlik, Dn warst [wirst] bedrogen!
Det he gelewet Di [daß er geliebet Dich], hert he gelogen!
Dat he di ämig tren, dat sielbt in Twifel [Zweifel],
Of he di mänen [meinen] beiht, dat wät de Düwel [Teufel]“.

Das einzige Gedicht von wirklich poetischem Gehalt, das Israels unter die Volkslieder setzt, ist sicherlich ein Produkt der Kunstdichtung; es schildert die Empfindungen des getäuschten Liebenden:

„Dn wilde Deern [Mädchen],
Ich barr [hatte] Di gern,
För Di unn Hert hät flog [heiß schlug]!
Dn het mi narrt,
Falsch is Din Hert
Un falsch Din lachend Og!

O moje [schöne] Stünn [Stunde],
Heo scheen [wie schien] de Sünn,
In vulle Vörjahrspracht [Frühlingspracht],
Ás ick Di sunn [saud],
Ás ick Di wunn [gewann]
Un nn is däpe Nacht!“

Was die eigenen Gedichte Israels betrifft, so geben sie vielfach aus der trockenen humoristischen Tonart — und diese scheinen uns die besten, — daneben selbst es oder auch an reiner Empfindungslyrik nicht, in der dann die Weichheit zuweilen sogar ins Sentimentale hinunter gleitet. Der Dialekt ist mit einer Treue wiedergegeben, die den Oberdeutschen, aber vielleicht auch den Niederdeutschen anderer Stämme das Verständnis nicht eben leicht macht: schon darum wird das (bei Gerhard Stalling in Oldenburg) erschienene Büchlein wohl vornehmlich unter den Landsleuten des Dichters seine Verbreitung suchen müssen. Für Bismarckverehrer bemerken wir, daß es Israel ist, der alljährlich die Verse zu den 101 Kibitzeiern schreibt, welche die „Getreuen von Jever“ dem Altreichskanzler zu seinem Geburtstag zu bescheeren pflegen; die Reime finden sich gleichfalls im Büchlein und gehören zu seinen hübschesten Stücken. K. B.

— Ein wohlgemeintes, ja von den edelsten Absichten erfülltes, aber künstlerisch schwaches Gedicht ist: „Der Fluch auf Juda!“ von Lorenz Stahl (Berlin, J. von Groninger & Co.) Der Verfasser mahnt Christen und Juden zur Eintracht und zwar durch eine Tendenz-Novelle in Versen, welche die Verderblichkeit des religiösen Fanatismus darzustellen bemüht ist. Wir fürchten, der Verfasser wird nur jene überzeugen, die ohnehin seiner Meinung sind. r. g.

— „Schlaglichter.“ Aphorismen und Epigramme von Alfred Weis (Berlin, Alfred H. Fried. & Cie.) Das Vorwort des Büchleins ist arg trivial, auch Vieles im Inhalt. z. B. „Wär jeder Reiche ein Wohlthäter, wie wohl thät' er.“ oder: „Das Leben wäre für viele sehr schön, wenn sie nicht auch leben müßten,“ oder gar: „Aus tiefstem Leid sprießt gar manches echte Lied.“ Daneben gehen aber auch ganz hübsche Einfälle z. B.: „Zu einem engen Herzen hat fast immer noch ein weites Gewissen Platz.“ — „Das besondere Kennzeichen unanständlicher Menschen ist, daß sie sich für unwiderstehlich halten.“ — „Wer sich selbst verspottet, verdient ernst genommen zu werden.“ Weniger wäre mehr gewesen, aber wem das Büchlein in die Hände kommt, wird die Minuten, wo er darin blättert, nicht ganz den verlorenen beizuzählen haben. r. g.

— Ludwig Jacobowski scheint noch sehr jung zu sein und so ist die Hoffnung nicht aufzugeben, daß er einst bessere Gedichte schreiben wird, als wir sie in seine „Funken. Neue Dichtungen.“ (Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag) finden, ja vielleicht ringt er sich sogar bald zu der Erkenntnis durch, daß dieser Band besser ungedruckt geblieben wäre. Wir haben in demselben kein einziges gutes Gedicht, ja sogar keins gefunden, welches auf entschiedene Begabung deuten würde, und doch möchten wir die Talentfrage nicht unbedingt verneinen, denn möglich ist es immerhin, daß der Zwang der naturalistischen Schule, der sich Jacobowski mit Leib und Seele verschrieben, und deren Tonarten er sich mit fast klassischer Befissenheit zu eigen macht, ihm so verderblich ist, daß er eben seine Begabung nicht zum Ausdruck kommen läßt. Was uns bewegt, diese Möglichkeit offen zu lassen, sind einzelne Wendungen, die sich hier und da verstreut finden, im Ganzen und Großen aber beweist dieser Band nur, was Jacobowski nicht kann. Wie seine Genossen schreibt er „Berliner Skizzen,“ naturalistische Momentbilder aus dem Leben der Großstadt, schreibt sie deshalb, weil die Anderen sie schreiben, aber Augen zum Sehen und die Gabe plastischer Schilderung hat er nicht. Der Naturalismus paßt nicht für alle, so wenig, als irgend eine andere Richtung; die Einen hat er ihr Bestes finden lassen, den Anderen wird er zum Verderben, so Jacobowski. r. g.

— Bis in die Sechziger Jahre blühen florirte in Oesterreich der Typus des „Beamten-Dichters“, des Mannes, der morgens zum Gericht mit Akten und Abends zum Heurigen ging. Es waren durchweg edle, human gesinnte und hochgebildete Männer, die es freilich — den einzigen Grillparzer ausgenommen, dem es umgekehrt ging, im Amte weiter brachten, als in der Litteratur. Wir meinen da vornehmlich die Hermannsthal, Adolf Foglar, Leopold Schleifer, Faust Pachler u. s. w. Zu dieser Gruppe gehörte auch der erst vor wenigen Jahren in hohem Greisenalter verstorbene Hofrat J. Taubler, der sich als Dichter „Florus Netland“ nannte; er überragte sogar die meisten der eben Genannten an dichterischer Kraft und leistete namentlich in der Sprnchdichtung Hübsches, gleichwohl war er schon zu seinen Lebzeiten ein Verschollener und wer wie es Alexander Engel durch die Herausgabe von Taublers epischer Dichtung: „Junker Quirin“. Ein Jahr seines Lebens“ (Leipzig, Litterarische Anstalt), thut, nun sein Angedenken beleben will, unterninmt schwere Arbeit. Die Dichtung an sich ist hübsch erfunden und hat viele gelungene Stellen: woran es aber auch hier, wie bei den meisten Dichtern dieser Gruppe zumeist fehlt, springt sofort in die Augen: auf Stellen voll poetischem Schwunges folgen solche von nackter Prosa und auch sonst ist unverkennbar, daß Taubler nur zu den poetisch begabten Dilettanten zu zählen war, nicht zu den wirklichen Dichtern.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Lacroma, Paul Maria. Bagatellen. Skizzen und Studien. Dresden und Leipzig. E. Pierson. o. J.

Arendt, Olga. Sylvesternacht. Romantische Erzählung. Berlin. Hermann Walther. 1893.

Litterscheid, Franz. Erste Veilchen. Gedichte. Zürich, Erfurt, Leipzig. Eduard Moos. 1894.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gotzonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Die Geſchichte des Erſtlingswerks.

Meine Erſtlinge.

Von Richard Voß.

„Der Junge wird Landwirt!“ So beſtimmte mein Vater, als ich in meinem zehnten Jahre vom Friedrich Wilhelmſtädt'ſchen Gymnaſium in Berlin wegen „andauernder Kränklichkeit“ entlaſſen werden mußte; und der Mann mit dem ſchönen, ernſten Geſicht und dem leiſen, melancholiſchen Weſen gab mit dieſer Beſtimmung des zukünftigen Lebensberufes ſeines einzigen Sohnes eine ſeiner liebſten und ſtolzeſten Hoffnungen auf. Er mußte wohl! Denn was ſollte aus einem Knaben, der viel zu kränklich war, um ſtudiren zu können, wohl Anderes werden, als Landwirt?! Für's Erſte bekam ich Hauslehrer. Aber ich lernte nicht viel — ſo gut wie Nichts. Ich blieb „andauernd kränklich“, ein menſchenſcheues, fantaſtiſches, verträumtes Kind, das keine Spiele kannte, keine Kameraden hatte, und von keinen Freunden wußte. Ich litt häufig heftige Schmerzen, an die ich mich jedoch nicht nur gewöhnte, die ich ſogar lieb gewann. Denn wenn meine Krankheit mich ſo recht peinigte, überkamen mich ſeltſame, mir unverſtändliche Gedanken, die mich verwirrten und zugleich entzückten. Sie führten meinen Geiſt von dem Krankenbette weit fort in fremdartige Welten voller Schönheit und Glanz. Bisweilen war meine Einbildungskraft ſo krankhaft erregt, daß ich faſt Viſionen hatte; und danke ich es dieſer gefährlichen pſychiſchen Eigenſchaft, daß ich mich in der wirklichen Welt nicht zurechtzufinden vermochte. Drängte dieſe ſich mir gewaltſam auf, ſo litt ich phyſiſch darunter. Ich machte keine Gedichte; aber frühzeitig fing ich an, mir mein Leben bis in alle Einzelheiten umzudichten. Es waren geiſtige Morphium-Injectionen, die ich mir gab. Sie halfen mir, meinen elenden, körperlichen Zuſtand zu ertragen, jedoch der Schaden, den ſie in meinem Organismus anrichteten, ſollte ſich über meine ganze Jugend erſtrecken.

Schon als kleiner Knirps ging ich nie auf die Straße, ohne nicht zuerſt zu einer Litfaßſäule zu laufen. An den Litfaßſäulen prangten die Theaterzettel, manche darunter wunderſchön rot oder grün. Dann ſtand ich, ſtarrte andachtsvoll zu der Druckerſchwärze hinauf, buchſtabierte den Titel des Dramas, die handelnden Perſonen, und hatte eine Empfindung von etwas Wunderbarem, Geheimnisvollem und Herrlichem. Aus dem Titel und den Perſonen fabulirte ich mir die Handlung zuſammen, die immer trübſelig und ſchauerlich war. Ich erinnre mich, daß ich über dieſen Gedankentragödien manchmal in Thränen zerfloß. Das erſte Stück, das ich ſah, war im königlichen Schauſpielhaus Uriel Acoſta mit Fränlein Dönniger und Herrn Carlowa. Als das Stück aus war, und ich wieder nach Hauſe mußte, war ich außer mir. In der Nacht ſtand ich auf, zündete Licht an und begann einen neuen Uriel Acoſta zu ſchreiben. Am nächſten Morgen lag ich im Fieber. Lange Zeit durfte ich nicht wieder ins Theater. Da ſtand ich nun manchen Abend in Wind und Wetter auf dem Gensdarmenmarkt und ſah das Publikum in das hohe, für mich heilige Haus ziehen. Empfand ich jemals Neid, ſo wars in dieſen Stunden, wo ich mir vorkam, wie ein Hungriger vor der Thür des reichen Mannes. Wenn damals ein Hellſehender mir geſagt hätte, daß man in zwanzig Jahren in dasſelbe

Digitized by Google

feierliche Gebäude gehen würde, um ein Stück von mir zu sehen — der freudige Schreck würde mich getötet haben.

Erst nach geraumer Zeit wurde mir ein spärlicher Theaterbesuch von neuem gestattet. Auf jede dieser Aufführungen bereitete ich mich vor wie ich mich später auf die Communion vorbereitet habe. Daß man schon als Kind so große Eindrücke erleben kann, ist doch etwas Wunderbares und Herrliches!

Um endlich an Leib und Seele gesund zu werden, sollte ich Berlin verlassen. Fort aus der großen, tosenden Stadt, der Enge der hohen Häuser und all dem Menschengewühl; das allein galt mir als Anfang eines neuen Lebens. War ich doch auf meine Art schon vergnügt, konnte ich mich mit einem meiner heiß geliebten Bücher in irgend einen Winkel drücken, wo ich mich sicher fühlte, nicht einmal von meiner guten Mutter entdeckt zu werden. Schon damals schien mir der einsame Mensch der glücklichste zu sein.

Jetzt wurde ein liebliches Thal in Thüringen meine zweite Heimat, und zwei edle, hervorragende Menschen wurden meine zweiten Eltern. Mit meinem dreizehnten Jahre lernte ich auch noch das Spielen. Aber so oft ich nur konnte, schlich ich mich von meinen Gefährten fort, und verträumte jede freie Stunde an den Ufern der Ilm, die hinter dem Hause vorbeifloß. Ich blieb eben ein eigener Knabe, den seine Erzieher — sie seien noch im Grabe bedankt dafür! — in Gottes Namen seine eigenen Wege gehen ließen.

In der deutschen Stunde wurde uns einmal von unserm alten, guten Cantor als das Thema eines Aufsatzes: „Gedanken eines Geizhalses auf seinem Sterbebette“ gegeben. Ich verwandelte mich umgehend in den abscheulichsten, alten Knicker, der jemals zusammengescharrt und geknausert hatte, legte mich auf mein elendes Sterbelager, und dachte eindringlichst in meinem letzten Stündlein über meine irdische Schändlichkeit nach. Als uns die Aufsätze zurückgegeben wurden, war mein Heft das letzte. Wie mein Herz klopfte! Ich würde gewiß für meine Gedanken als sterbender Geizhals eine Nummer Eins erhalten. Und wenn es gar Eins A. war! Wie erschrak ich, als mein lieber, greiser Mentor in dem Labyrinth der Deutschen Grammatik mein Heft schweigend in der Hand behielt, ein seltsam feierliches Gesicht machte, die Hornbrille zurecht rückte, mit einer heftigen Bewegung die einzige gewaltige Locke seines Hauptes, die vom Hinterkopf ans kunstgerecht über den ehrwürdigen, kahlen Schädel geordnet lag, kühn in die Höhe strich, und mit einem schrillen Ton in seiner milden Stimme meinen Namen aufrief. Ich stand auf und trat vor; aller Blicke auf mir. — Wo hast Du Deinen Aufsatz abgeschrieben? — Ich habe ihn nicht abgeschrieben. — Du willst doch nicht sagen, daß Du diesen Aufsatz selbst gemacht hättest? — Ich habe ihn selbst gemacht. — Das lügst Du. — Ich lüge nicht. . . . Mir wurde jedoch nicht geglaubt. Mein alter Freund hatte über dieser ersten Lüge seines heimlichen Verzugs die Augen voll zorniger Thränen; aber geglaubt wurde mir nicht, daß ich in meiner Fantasie wahr und wahrhaftig selber der sterbende Geizhals gewesen. Da öffnete sich die Thüre und auf der Schwelle erschien eine seltsame Frauengestalt. Das war unsere „Frau Professorin“! In einer grellroten Flanelljacke, um den Kopf eine Garnitur eigentümlicher, rapunzähnlicher, schwarzweißer Gegenstände. Das waren ihre Locken, welche sie täglich bis Mittag in eine Beilage der Times eingewickelt trug. Denn unsere Frau Professorin war eine Tochter Alt-Englands, und ganz Alt-England sei gesegnet dafür, daß es diese Eine über den Kanal gesendet hat, um ungezogenen deutschen Jungen gute englische Sitte zu lehren. Und unsere Frau Professorin, die seit zwanzig Jahren eine Tochter Germaniens war, erklärte pathetisch vor der ganzen Klasse in ihrem perfektesten Deutsch: „Die Junge lüge nicht; die Junge habe geschrieben selber das Aufsatz; denn die Junge werde einmal ein Schriftsteller.“

Aber — „der Junge wird Landwirt!“ Mein Vater, dieser Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, war gestorben, das liebe Gut im goldnen Weizacker, wo die Leute so herzerquickend Plattdeutsch reden, war an meinen Schwager übergegangen, ich war noch immer ein blasser, mimosenhafter, hyperfantastischer Knabe, der von der wirklichen Erde und dem wirklichen Menschenleben die wunderlichsten, unwirklichsten Begriffe hatte. Aber — Landwirt sollte ich doch werden!

Digitized by Google

Mir war's recht, denn es war mir gleichgültig. Über alles Mögliche und Unmögliche dachte ich nach, und grübelte ich; nur nicht über mich selbst. Ich schuf mir meine Welt, die ich mit meinen Menschen bevölkerte, deren außergewöhnliche Schicksale ich erlebte. Sie waren samt und sonders tragisch, zum mindesten schrecklich. Ich litt derartig darunter, daß ich, um mich selbst zur Besinnung zu bringen, mich oft laut anrief: Du bist ja nicht der und der, hast ja nicht das und das gethan! Hast niemand umgebracht, wirst nicht als Mörder verfolgt, nicht eingefangen, zum Tode verurteilt — hingerichtet . . . Das grüne, waldkräftige Thüringen hatte seine Schuldigkeit an mir nicht ganz gethan; ich war zwar nicht mehr „andauernd kräuklich," aber immer noch herzlich viel. Jetzt wurde gereist, von einem Bad ins andre, von einem Land ins andre. Auch nach Italien kam ich. Da ging mir eine neue Welt auf; und ich ahnte in einem wahren Rausch von Entzücken, daß dies meine Welt sei.

Inzwischen ward ich achtzehn Jahre alt und begann nun allen Ernstes Landwirt zu werden. Auf dem klassischen Boden Weimars sollte ich meine ersten ökonomischen Sporen verdienen. Wehe dem Acker, den ich mit eigener Hand gedüngt, gepflügt und besäet: die Ernte fiel elendiglich aus! Einen solchen merkwürdigen „Strom", wie mich hat mein liebes Thüringen hoffentlich nicht wieder gesehen. Uebrigens darf ich das stolze Bewußtsein haben, in meiner Art auch ein Fritz Triddelsitz gewesen zu sein. Ausstaffiert war ich für ein viertel Dutzend angehender Oekonomikers mit guten Aussichten; den Roggen vom Weizen konnte ich wunderschön unterscheiden, und ein lukratives Speisekammer-Verhältnis zu einer gutmütigen und liebesbedürftigen Mamsell Möllers hätte ich grade so gut haben können, wie irgend ein anderer Volontär, der sich seine landwirtschaftlichen Studien pro Jahr so und so viel kosten lassen darf.

Das war so recht grünes, deutsches Land, von einem kräftigen Volksschlage bewohnt! Vor meinem Fenster stand die mächtige Dorflinde, im Frühling goldighell von Blüthen, deren schwüler, süßer Wohlgeruch, wenn ich daran zurückdenke, jene ganze Zeit zu erfüllen scheint. Und neben dem schönen Baum die kleine, graue Kirche, in der Sonntags während der langen, erbaulichen Predigt des guten, alten Pastors die fromme Gemeinde so behaglich von der Arbeit der Woche ausruhte, und dann so freudig ermuntert in den schrillsten Tönen den Schlußgesang anstimmte. An diesen Sonntag-Vormittagen saß ich in meinem großen, hellen Zimmer und schrieb, begleitet vom Orgelspiel und Orgelsang der Dorfgemeinde meine ersten Liebesbriefe. Es war aber kein thörichtes, glückseliges Stammeln, wie es sonst gewöhnlich bei einer ersten Liebe der Fall ist; sondern ein wildes, verzweifeltes Ringen mit einer dämonischen Gewalt, die gleich einem Element über den tief einsamen, seltsam leidenschaftlichen Knaben hereingebrochen war.

Ohne diesen allzufrühen, heftigen Gram, der in meinem melancholischen Gemüte unvertilgbare Spuren zurückließ, wäre meine „Stromtid" die glücklichste Zeit meines Lebens gewesen. Ich wurde gesunder, lebte in einem Kreise einfacher, aber vortrefflicher Menschen, bewegte mich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang auf Feldern und Wiesen, bald in den schattigen Tiefen des Ilmthals, bald auf den freien, fruchtbaren Höhen. Man hielt mich freilich für ein etwas wunderliches Menschenkind, dem die Landwirtschaft sehr komisch zu Gesichte stand; aber man hatte mich auf dem Hofe, im Herrenhause und im Dorfe gern, was man mir in derber, herzhafter Art bei mancher Gelegenheit zeigte. Schon damals kamen allerlei bedrängte Leutlein zu mir, um mir, als müßte es so sein, ihre großen und kleinen Sorgen anzuvertrauen. Namentlich die Verliebten — und unter diesen besonders die Unglücklichen — zeigten eine bedenkliche Neigung, mich unaufgefordert zu ihrem Beichtiger zu machen. Helfen konnte ich selten, trösten wohl fast immer. So lernte ich frühzeitig Menschen-Schicksal und Leid in den verschiedenartigsten Gestalten kennen, erhielt also frühzeitig Gelegenheit, mich in der einzig wahren Kunst des Lebens zu üben: über Anderen sich selbst zu vergessen . . . Unterdessen mühte ich mich nach Möglichkeit, praktischer Landwirt zu werden. Am heitersten war das Einbringen des Heues auf den Ilmwiesen, welche Arbeit unter Scherz und Gesang ein Fest zu sein schien. Weniger vergnüglich erwies

Digitized by Google

sich die Kartoffelernte, wobei ich ein paar Dutzend schwatzlustiger Weiber in Respekt und Schweigen zu halten hatte, was mir mehr Angstschweiß gekostet, als später manche Première. Auch bei häuslichen Arbeiten mußte ich Freiwilligen-Dienste thun: Sommers half ich einer Schaar fröhlicher Mädchen Obst und Gemüse zum Einmachen sammeln. An schönen Abenden saß man auf der großen Freitreppe des schloßähnlichen Hauses, und Herrschaft und Gesinde „schabbelte" in patriarchalischer Gemeinschaft Bohnen, die in gewaltigen Steingefäßen eingesalzen wurden, oder wir lasen Kirschen und Himbeeren für das feine Dampfobst aus. Jedoch als das Fest der Feste galt das große Schweineschlachten um die Weihnachtszeit. Wer niemals eine echte Thüring'sche Wurstsuppe kochen geholfen, der weiß nicht, wie köstlich das Leben eines Thüringer Landwirtes sein kann! Überhaupt — was wurde in dem kleinen Dorfe gebraten und gebacken, und in Herrlichkeit und Freuden gelebt! Auch dem ärmsten Mann gingen das ganze Jahr hindurch Wurst und Speck nicht aus, und Sonnabends buk jede wackre Hausfrau in dem ansehnlichen Gemeindebackofen so viele runde, platte, gewaltige Kuchen, daß die gesammte liebe Familie bis nächsten Sonnabend zum Morgen- und Nachmittagskaffee ihr großes Stück Hefeteig verzehren konnte. Und dann die Kirmesen! Bald Kirmes auf diesem, bald auf jenem Dorfe; und jede Kirchweih dauert drei volle Tage. Drei volle Tage wird gegessen und getrunken, als lebe der Mensch für nichts Anderes, und müsse sich durchaus in den Himmel hinein essen und trinken. Und jeden Sonntag gewissermaßen eine extra Kirchweih mit Spiel und Tanz, bei dem die Mädchen ihren Kranz verlieren, wie im Herbst die Bäume ihre Blätter. Verführung gehört zu jedem echten Thüringer Dorf-Idyll; und die Schande ist nicht einmal Schande.

Da kam ein Sommertag, den vergesse ich nie. . . . . Über der Welt lag ein Schimmer wie der Glanz auf dem Antlitz eines Glücklichen. Himmel und Erde leuchteten, als wären sie ein göttlicher Hymnus auf die Daseins-Freude der Menschen. Auf hoch getürmten, schwankenden Wagen fuhren wir das Korn ein, eine goldene, gesegnete Ernte! Die strahlenden Ährengarben schienen wie mit Engelszungen die Botschaft zu verkünden: Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen. Da sahen wir vom entfernten Dorf her einen Mann gelaufen kommen. Schon von weitem schrie er uns etwas zu, ein einziges, kurzes, gellendes Wort. Aber wir verstanden es nicht. Und als wir es verstanden hatten, begriffen wir's nicht.

„Krieg!"

Es war nicht nur der atemlose Mann, der das fürchterliche Wort uns zurief; es schien wie ein Aufschrei der ganzen Menschheit, dieser Erntefeiernden, fröhlichen Menschheit zu sein. „Krieg gegen Frankreich!" Schon am Abend sollten die jungen Männer, die eben erst die Früchte des Feldes geschnitten, Weib und Kind, Mutter und Braut verlassen, um mit Gott, für König und Vaterland in den Kampf, vielleicht in den Tod zu ziehen. Halbbeladen blieben die Wagen stehen, die Garben lagen zerstreut, auf dem Acker ward es einsam. Kein Jubelruf wurde gehört, aber auch kein Wehklagen. Eine kleine, ernste und schweigende Schaar zogen wir an dem strahlenden Tage durch die den Segen des Friedens tragenden Felder. Über uns jubilierten die Lerchen.

Und schon am Abend mußten sie fort: unter der Linde vor meinem Fenster war der Abschied. Als würde der alte Baum vom Jammer der Menschheit gepackt, so ertönte er vom Schluchzen der Zurückbleibenden; denn die Fortziehenden erstickten ihre Thränen in dem Ruf: Vater, Bruder, wir schlagen die Franzosen! Mutter, Weib, wir kommen wieder! Und dann erbrauste das Lied vom deutschen Rhein; und es wurde zu der unendlichen Melodie unsrer Nation. Wie ein Kirchenchor schwebten die Klänge hin über die Erde, die bald von Blut dampfen sollte. Kein Gesang war's, — es war Andacht.

Und schon am Abend war auch ich fort! Soldat konnte ich nicht werden, mit in den Krieg aber mußte ich; also ward ich Krankenwärter. Welche Fahrt nach Berlin, welche Ankunft! Das Herz von ganz Deutschland pochend in einem Schlag: wir kämpfen für unser teuerstes, heiligstes Eigentum, das nicht unsre Familie, das unser Vaterland ist! Bis zu diesem Tage war es mir nie so recht zu Bewußtsein gekommen, daß ich Preuße, daß ich Deutscher sei. Plötzlich fühlte ich mein

Digitized by Google

Deutschtum in jedem Blutstropfen. Jeder meiner Blutstropfen gehörte nicht mir, sondern dem Vaterlande. Für das Vaterland sterben zu dürfen, schien mir wert zu sein, gelebt zu haben. Der Herzschlag unserer Nation in jenen herrlichen, jenen gewaltigen Tagen war wie das „Ja“ eines liebenden Weibes vor dem Altar: Treue bis in den Tod!

Bis hierher habe ich — viel zu redselig! — von mir selbst gesprochen. Wie kann ich das jetzt noch?! Das eben ist ja das Größte bei solchem Großen: der einzelne Mensch versinkt in das Allgemeine, verschwindet mit seinem kleinen Geschick, hört auf zu sein. Unsere häßlichste und unsere menschlichste Eigenschaft: unsre Selbstsucht, verweht wie Spreu vorm Winde, wenn ein ganzes Volk kampfesfreudig in einen Krieg zieht, der gerecht ist.

Nach Frankreich ging ich, und ich blieb volle zehn Monate. Ich sah die Schlachtfelder von der Saar bis zur Loire. Ich pflegte — so gut ich konnte. Ich half — so gut ich vermochte. Des Elends, des Jammers und des Fürchterlichen war ein Meer, und die Hülfe des Einzelnen nur ein Tropfen. Auf den Schlachtfeldern, in den Feldlazarethen, an den Amputationstischen, den Sterbebetten und Massengräbern erschien mir das Antlitz der Kriegsfurie wie das Haupt der Gorgo: Etwas in meiner Seele erstarrte bei dem Anblick.

Jede Stunde brachte ein Ereignis; die Erlebnisse einer Woche hätten hingereicht, um ein Menschenleben voll und reich zu machen. Nicht Seiten kann ich darüber schreiben, es müßten Bücher werden. Aber nicht nur das Entsetzliche und Gräßliche erfuhr ich in dieser ungeheuern Zeit, auch unvergeßlich viel Gutes und Köstliches. Ich besaß wohl einen starken Geist, mein Körper war jedoch so schwach, so überzart, daß ich für meine robusten, vollblütigen Kameraden während des ganzen Feldzugs „Unser Kleines“ war. Und wie von diesen starken, durch den Drang der Zeit hartfühlig gemachten Menschen „Unser Kleines“ verwöhnt ward! Ihm gehörte im Bivouak der beste Platz, aus dem Feldkessel das beste Stück, ihm gehörte das weichste Lager, die wärmste Decke. Einmal schlief ich, von Mattigkeit überwältigt, auf dem Schlachtfelde ein, mitten unter Toten und Sterbenden. Als ich erwachte, sah ich keine Leichen, sondern einen Hügel von Herbstblumen, die man aus den nahen Gärten abgerissen und hoch um mich geschüttet hatte, damit ich beim Aufwachen nicht den blutigen, fürchterlichen Anblick haben sollte. Zu Weihnachten zeichnete unser herzlich verehrter Chef, der Graf Ysenburg-Büdingen, mein Bild, und schickte es mit Briefen meiner sämtlichen Kriegsgefährten meiner Mutter, damit diese wüßte, wie ihr Sohn aussähe unter dem roten Kreuze. Und unter dem Bilde stand geschrieben: „Unser Kleines.“

Aber auch vom Feinde wurde mir in Feindesland Gutes über Gutes zu Teil. Eine junge Bauersfrau rettete mich vorm sichern Tode, und in Orléans lag ich schwer darnieder im Hause einer vornehmen Familie, die mich wie einen Sohn pflegte, während der einzige Sohn vor Paris fiel — was ich erst erfuhr, als ich das Haus wieder verließ. Von den vielen Episoden, die ich erlebte und von denen manche Scenen aus großen Tragödien waren, möge hier ein heiteres Geschichtchen erzählt sein. In dem wunderschönen Nancy war ich einquartiert in einem — Fräuleinsinstitut! Die zwei Dutzend hübscher junger Kinder und die drei ältlichen Erzieherinnen schienen den kleinen Prussien so vollkommen ungefährlich zu finden, daß sie ihn wie ein lebendiges Spielzeug behandelten, und nach Herzenslust an ihm herumhätschelten. Nach drei Tagen mußte der Feind ausrücken, früh im Morgengrauen. Ich glaube, mir hatte von meiner Mutter geträumt, die mich im Traume geküßt. Ein Kuß auf meiner Stirn weckte mich auf. Es war noch dunkel, und vor dem Bett, ein Licht haltend, stand die würdige Vorsteherin des Stifts, so herzlich betrübt, als wäre ich ihr junger Sohn, der hinaus mußte ins feindliche Leben. Als ich das Haus verlassen wollte, fand ich auf dem Flur das gesamte Institut versammelt. Eine feierliche Deputation trat vor, mir wurde ein zierlicher Tornister überreicht, gefüllt mit lauter herrlichen Sachen: Cognac und Schokolade, Würsten und Cigaretten. Sogar eine köstliche, echt vaterländische pâtée de foies gras de Strassbourg befand sich darunter: das ganze Institut hatte für diese Herzens- und Leibes-Erquickung des Preußen von seinen Sparpfennigen zusammengelegt. Das gab eine

Digitized by Google

Rührung, ein Händedrücken, ein Klagen und Seufzen, ein Tücherwinken und Zurückblicken!

Der große, glorreiche Krieg war beendet, ich befand mich wieder in Deutschland — wieder in Thüringen. Aber nicht mehr an den idyllischen Ufern der Ilm, sondern in der klassischen Musenstadt Jena: nicht Landwirt wollte der Junge werden — studieren wollte der Junge! Ich hatte so lange geschlafen, und meine Kindheit und ein Stück meiner Jugend verträumt; da kam der Krieg, und mit einem flammenden, blutigen Mal auf der Stirn war ich erwacht.

Wiederum war ich „andauernd kränklich". Aber es machte mir nichts mehr, nicht das Geringste; denn etwas Seltsames und Wunderbares trug ich in meiner Seele. Oft besuchte ich die Vorlesungen von Ernst Häckel und Kuno Fischer unter heftigen Schmerzen. Welch eine Welt ging mir plötzlich auf. Die griechischen Philosophen, dann Kant, Hegel, Schopenhauer. Und dann — die natürliche Schöpfungsgeschichte. Das war Licht! Fluten waren es von blendendem Glanze. Aber ich schloß meine Augen nicht. Weit offenen, entzückten Blickes schaute ich in die Sonne der Erkenntnis. Das Leben, das hinter mir lag, war Nacht gewesen.

Noch immer erwachte ich manchen Morgen mit einem Angstruf, mit einem Schrei des Entsetzens: ich hatte von dem großen, glorreichen Kriege geträumt, den ich auf Schlachtfeldern und in Lazarethen erlebt hatte. Der Soldat kennt nicht die Folgen des Kriegs; denn er zieht weiter: vorwärts, immer vorwärts! Den Krieg kennt nur der, welcher nach dem Soldaten zurückbleibt, um die Toten zu begraben und die Verwundeten zu pflegen. Die Erinnerung an das fürchterliche Erlebte, das ich oft wie in Visionen wieder vor mir sah, lag wie Alpdruck auf mir. Ich mußte versuchen, ihn von mir abzuwälzen, um wieder friedliche Nächte zu haben. So begann ich zu schreiben — nur für mich selbst, um mich zu befreien. Plötzlich war ein Buch daraus geworden, ein kleines, wirres, unfertiges Buch; aber doch ein Buch. In meinem einsamen Gartenhause draußen vor dem Thor bei der historischen „Oelmühle," las ich in einer schwachen Stunde mein Geschriebenes einigen Comilitonen vor, die sich zu dem sonderbaren Schwärmer, der so ganz anders war, als andere Studenten hingezogen fühlten. Ich hatte gelesen, und es hieß: Das mußt Du drucken lassen! — Ich, das drucken lassen?! — Aber Mensch, Du bist ja ein Schriftsteller!

Ein Schriftsteller . . . Trotz jener prophetischen Worte meiner edlen, unvergeßlichen Pflegemutter hatte ich nie an die Möglichkeit gedacht, wirklich jemals ein Schriftsteller zu werden, und jetzt sollte ich plötzlich einer sein! Ich hatte ja nur gesagt, nur gestammelt — was ich empfunden, was ich gelitten hatte, um einen glühenden Schmerz in mir stille zu machen.

Meine guten Freunde ruhten nicht, mein Geschriebenes wurde wahr und wahrhaftig gedruckt; ein Verleger fand sich, ein Büchlein erschien: „Visionen eines deutschen Patrioten". Fantastisch wie der Titel, war der Inhalt. Zugleich war er nichts anderes, als der entsetzte Aufschrei aus einer Menschenbrust über die Möglichkeit eines Krieges in unserer Zeit. Doch man wollte ihn nicht hören; und man hatte ganz recht! Die Errungenschaft eines deutschen Reiches und eines deutschen Kaisers war zu gewaltig, um noch in der Stunde des unerhörten Triumphes sich daran erinnern zu lassen: wie sie errungen worden. Eines Morgens kamen meine Freunde zu mir, und fragten mich; ob ich wüßte, daß ich über Nacht ein bekannter Mann geworden sei? Mein Buch sei verboten worden!

So wurde aus dem Landwirt ein Schriftsteller . . . Und jetzt begann ein andrer Krieg, der auch grimmig und blutig war: der Kampf um mein geistiges Dasein. Ich kämpfte und kämpfte: gegen mein eigenes seltsames, fantastisches Ich, gegen die düstre und leidenschaftliche Art meiner Begabung, die mir Welt und Leben in grellen, flammenden Lichtern zeigte, gegen das Schicksal, das keine milde, helfende Göttin für mich war. Erst jetzt begannen meine Lehrjahre, die mich in ein Labyrinth führten, darin ich nicht ein, noch aus wußte. Aber ich kämpfte fort und fort; und ich kann von mir nur sagen, daß es ernst und ehrlich gekämpft war. Ich wurde dabei der müde Mann, ich wurde „der müde Mann"; und es war nicht Affektation, wie mir noch heute oft nachgesagt wird. Zwei Bücher er-

Digitized by Google

schienen, und erregten ein gewisses Aufsehen. Es waren die „Scherben," traurige und trostlose Fantastereien, in tausend Seelenqualen entstanden, wiederum nur um mich selbst zu befreien. Dann schrieb ich Tragödien, und ein Drama wurde preisgekrönt, wurde aufgeführt — mit lautem Erfolg. Und in demselben Jahre ein zweites preisgekröntes Werk: Luigia Sanfelice. Damals glaubte ich: jetzt ist der Kampf vorüber, jetzt hast du gesiegt! Aber er fing erst an . . .

Träumendes Glück.

Das Haupt in deinen Schoß gebettet,
Vom Buchenschatten überspannt,
Kühl' ich die heiße Stirn geglättet
Vom kühlen Drucke deiner Hand.
Lieblächelnd schaust du auf mich nieder,
Und trifft ein leises Wort mein Ohr,
Heb' ich die müden Augenlider
Kaum blinzelnd noch zu dir empor. —

Wie feierlich die weite Stille,
Kaum von des Lebens Hauch berührt!
Wie jede Regung, jeder Wille
Sich in der Seele Grund verliert!

Nur Blätter zittern leis im Winde;
Und deine Hand die meine sucht,
Indeß die schlanke scheue Hinde
Großäugig aus dem Dickicht lugt.

Und tiefer glänzt der satte Himmel,
Und kühre Düfte mich umziehn,
Und dichter ballt das Farbgewimmel,
Sich in der Buchenkronen Grün. —
Draus flattern Bilder, hold, berückend,
Gleich bunt verwirrtem Falterhauf,
Und lösen klingend und entzückend
Sich sanft in süße Dämmrung auf.

Julius Petri.

Es schwelt ein Nebel durch die Au . . .

Es schwelt ein Nebel durch die Au,
Ein Nebel goldgesäumt —
Du warst nicht jene süße Frau,
Die sehnend ich geträumt . . .

's war Sommerwahn, nur Sommerwahn
Dein schönes Angesicht;
Jetzt haucht dein Bild mich eisig an —
Du warst die Liebe nicht!

Warst nicht die Seele sonder Trug,
Die treue Seele nicht;
Der Schimmer, den dein Scheitel trug,
War falsches Himmelslicht —!

Zu halten wähnt' ich deine Hand,
Es war wohl Nebelstreif,
Du hast dich von mir abgewandt
Und sendest Schnee und Reif . . .

Es schwelt ein Nebel durch die Au,
Ein Nebel goldgesäumt —
Du warst nicht jene süße Frau,
Die sehnend ich geträumt.

Hermann Hango.

Dämmerung.

Die Welle plätschert leise,
Die Zweige flüstern sacht;
Versteh' du ihre Weise!
Bereite dich zur Nacht!

Vergiß einmal zu ringen
Mit ängstlichem Gefühl,
Und laß in dir verklingen
Den Tag und sein Gewühl!

Heilkräftig weht und labend
Der Erde Segensduft.
Sei mild wie dieser Abend!
Sei still wie diese Luft!

Und hast du nicht gefunden,
Was du zu tief begehrst,
Laß bluten deine Wunden!
Vergebens, daß du wehrst.

Laß fließen in die Stille
Dein Sinnen und dein Sein!
So schläft in dir der Wille
Mit allen Schmerzen ein. —

Schon flimmert auf den Hängen
Der letzte müde Strahl,
Die Nebelbilder drängen
Und wandern durch das Thal,

Und was den Tag geschieden,
Gestrahlt in stolzer Pracht,
Geht ein jetzt in den Frieden,
Ins große Eins der Nacht.

Curt Hacker.

Digitized by Google

Verheißung.

Es war ein Tag wie wen'ge nur,
So reich an holder Maiengabe,
Da trugen wir auf stiller Spur,
Ein teures Menschenkind zu Grabe.

Den Sarg, bekränzt nach schönem Brauch,
Umspielten flinke Sonnenlichter,
Und lieblich duftete der Hauch
Der kleinen Blumenangesichter.

Nun hielt der Zug. Dort war die Gruft
Im Hag von Ulmen und Syringen.
Auf Busch und Baum, in hoher Luft
Ein schier unendlich süßes Singen.

Der Pfarrer sprach: „Du kamst vom Staub,
Zum Staube wieder nun zerstiebe!
Ward auch der Leib des Todes Raub,
Uns bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe."

Er sprach: „Nicht enden diese drei!"
Und predigte zu unsern Ohren,
An Glaube, Lieb' und Hoffnung sei
Des Todes bittre Macht verloren.

Ich aber trank den Blütenduft,
Den Glanz sah ich im Äther schwimmen,
Ich hörte rings in freier Luft
Die tausend hellen Frühlingsstimmen.

Und herrlicher, als Priesters Mund
Thal mir dies frohe Weltgetriebe
Die tröstliche Verheißung kund:
Nicht enden Glaube, Hoffnung, Liebe!

Ernst Zehrend.

In schwüler Sommernacht.

Nicht hat erquickend frische Kühle
Der Sonne Untergang gebracht,
Allein ich lieb' auch dich, du schwüle,
Geheimnisvolle Sommernacht!

Am Horizont seh' hin und wieder
Ich fahl es leuchten und verglühn,
Vom Garten weht ein Duft von Flieder
Und süß berauschend von Jasmin. —

Wohl hab' ich einsam sonst in Kummer
Viel dunkle Stunden schon durchwacht,
Doch meid' ich gern den holden Schlummer
In solcher zaubervollen Nacht!

Ich glaub', auch du in solchen Nächten
Erhebst vom Kissen heimlich dich,
Gelöst sind deine blonden Flechten,
Leis hebt und senkt dein Busen sich,

Denn gar zu sehnsuchtsvoll ertönen
Läßt dann ihr Lied die Nachtigall,
Leis' klirrt das Fenster mancher Schönen
Und du auch lauschst entzückt dem Schall.

Vielleicht des Sängers in der Ferne
Denkst du, daß Lied nur dir geweiht, —
Es leuchten ihm die gleichen Sterne,
Und doch so weit von dir — so weit!

Siegfried von Volkmann.

Die Nackenlinie.

Wenn auf einem weißen Halse
Sich ein schwarzes Lockenköpfchen
Lächelnd wendet, giebt es eine
Wunderschöne Nackenlinie.

Diese wunderschöne Linie
Hab' ich hundertmal bewundert,
Wenn mein Liebchen mir noch einen
Letzten Abschiedsblick vergönnte.

Aus den Augenwinkeln glänzte
Mir dann Liebe, Glück und Freude,
Ihre schwarzen Nackenlöckchen
Kräuselten sich vor Vergnügen.

Nun in ihrem Mädchenzimmer,
Das ich heut zum ersten Male
Durft betreten — in der Göttin
Heiligtum dacht' ich zu wandeln —

Sind' ich einen wunderschönen
Tito Conti, eine süße
Dunkle Schönheit aus Italien,
Aus den Augenwinkeln blitzend;

Auf dem vollen, weißen Halse
Wendet sie das schwarze Köpfchen,
Lachend ihre Zähne weisend
Und die Nackenlöckchen kichern,

Fragen kichernd: War's die Liebe,
Die des Liebchens Kopf verdrehte,
Wenn sie dir noch einen letzten,
Gnädigen Abschiedsblick vergönnte?

Oder war es die bewußte
Kenntnis dieser schöngeschwungnen
Und kokketten Nackenlinie
Auf dem Bild des Tito Conti?

Hugo Salus.

Strenge und Milde.

Zethos sprengt mit wuchtigem Keulenschlage
Das Gestein zum Baue der Mauern Thebens.
Der Natur gewaltig Gebild' bezwingt er
Durch seine Stärke.

Doch beim süßen Klang von Amphions Stimme
Löst sich Stein um Stein, wie von selbst, vom Felsen,
Kranzumwund'nen Haupts sieht der Sänger still den
Bau sich erheben. —

Strenge kommt und fordert die Unterwerfung,
Widerstrebend fügel sich ihr das Schwäch're;
Doch erzwingt sie immer sich nur der Ohnmacht
Toten Gehorsam.

Aber Milde wirbt, wie die Liebe, gebend;
Ihr jauchzt ju, was gegen Gewalt sich auflehnt.
Wo die stille Schaffnerin weilt, erblühn ihr
Liebliche Rosen.

Rosa Rübsaamen.

Blaue Augen.

Die Jugend läßt sich nimmer halten,
Auch gold'ne Haare werden grau,
Die Zeit bringt Runzeln mit und Falten,
Doch blaue Augen bleiben blau.

Und aus den blauen Augen strahle
So hell wie nun stets Fried' und Freud',
Und in den blauen Augen male
Die Welt sich stets so rein wie heut!

Dann wird ein stillgeheimer Segen
In deinen blauen Augen ruh'n,
Die dann auf ihren leisen Wegen
Die allergrößten Wunder thun.

Dann wird aus deinen süßen, blauen,
Unschuld'gen Augen licht und rein
Der liebe Gotteshimmel schauen
In jedes dunkle Herz hinein! —

Wilhelm Langewiesche.

Im Hohlweg.

Im Hohlweg an dem Buchenhain
Pflückt' ich ein grünes Zweigelein,
Drauf ich die Lippen drückte;
Dann bot ich's dir mit sel'gem Blick,
Du gabst ein and'res mir zurück
Und ungezählte Küsse.

Die Zweiglein sind schon lang verdorrt,
Vom Liebchen zog der Liebste fort,
Im Hohlweg ward es stille;
Doch ist verzaubert rings der Plan,
Und naht ein Pärchen, sieht sich's an
Und tauscht die gleichen Küsse.

Marie Stona.

Sei mein . .

Sei mein, bring' meiner Nacht den lichten Tag!
Hier ist ein Herz, das jeden Wunsch vernimmt,
Und wär er leise wie der Flügelschlag
Des Falters, der im stillen Äther schwimmt.

Sei mein, so wie du bist. Und wenn einmal
Dein Aug' mich meidet, deine Lippen kalt —
Dann gehe! Doch mein Herz in seiner Qual,
Verstummen wird's, noch eh' dein Schritt verhallt.

Ottokar Winicky.

Die Uhr.

In stummer, schwüler Nacht
Tickt die Uhr
Stürmischlaut.
So schlägt kein totes Metall:
Es pocht das Herz der Nacht
In heftigen Schlägen.
Denn alle Seufzer und bangen Gebete,
Die im Dunkel

Bebenden Lippen entfliehn,
Muß die Nacht,
Die weiche Julinacht,
Welche flüsternde Liebe liebt,
Traurig vernehmen.
Drum pocht das Herz der Nacht,
Der weichen, mitleidigen Nacht,
In heftigen Schlägen.

Paul Wertheimer.

Digitized by Google

Mal' occhio.

Erzählung in Versen von **Richard Specht.**

„Ihr wollt es wissen, Herr, wie ich die Hand
Verlor? Das kann ich schwer so ruhig sagen, —
Es war kein Unfall, der sie mir geraubt,
Und Krankheit nicht, — auch nicht ein Hieb im Kriege.
Doch die Geschichte ist zu lang. Erlaßt mir's.

Wir sind zur Stelle, Herr. In diesem Hause
Wirds wohnlich sein. Die Stuben sind geräumig, —
Ihr seht den Hafen, doch Ihr hört ihn nicht,
Und werdet von dem Schreien der Matrosen,
Der Träger und der Mäkler nicht gestört.
Ich setze das Gepäck, das Ihr mir gabt,
Hier an die Schwelle — denn ich darf das Haus
Mit meinem Fuß jetzt nicht betreten. Er.
Mein Freund, dem es gehört, will mich nicht sehn,
Obgleich er mir sonst wohlgesinnt . . .

Weshalb?

Aus gleichem Grund, aus dem die Hand mir fehlt.
Ihr findet's seltsam, Herr, und wollt es wissen, —
So sei's. Ihr werdet mich ja nicht verhöhnen.

Ich soll zu Euch auf diese Bank mich setzen?
Nein, nein, das ziemt sich nicht. Laßt hier mich stehn.
Indes Ihr ruht.

So will ich Euch erzählen.

Habt Ihr mir schon in's Aug' gesehn? So thuts!
Ihr zuckt die Achseln, — und erschreckt Euch nicht.
Und duldet mich noch hier? Es scheint, die Fremden,
Sie wissen's nicht, was böser Blick bedeutet,
Und daß er Andern Unheil bringt und Gram.

Das wußt' ich selber nicht, bevor ich herkam.

Ich bin ein Grieche, und verlebt in Armut
Die Jugend und in harter, schwerer Arbeit.
Doch war ich niemals traurig. Meine Kraft,
Sie half mir über manche Hungerstunde
Und über manche Nacht auf Steinen weg.
Dann kam es besser, — denn ein guter Mann,
Er lohnte kleinen Dienst mit reicher Gabe, —
Und als ich meine Xene heimgeführt,
Die ich geliebt, und die mich wieder liebte,
Da glaubt' ich, daß mein Glück ein ew'ges sei.

Herr, sie war schön. Mag sein, sie ist es noch . .
Sie war so blaß, und stille braune Augen,
Die blickten mich so klug und sorglich an.
Und meine größte Freude war es, kindisch
In ihrem dunkeln, weichen Haar zu wühlen,
Das reich und voll aufs lichte Kleid herabfiel.

Wir waren beide glücklich, — viel zu glücklich . . .

Dann kam die Pest. Der Stadt Bevölkerung floh
Den schwarzen Tod und ich war arbeitslos.
Wir wanderten, bis wir ans Meer gelangten.
Nach vielen Bitten nahm ein Kapitän
Uns auf. Die Fahrt war hell und sonnig warm. —
Ich kanns Euch kaum beschreiben, wie mir war. —
Ich hatte niemals noch das Meer gesehn —
Mir schiens, als schwebt ein unsichtbarer Geist
Ganz langsam über all die blauen Wellen,
Und streute Silberstücke funkelnd drüber. —
Die tanzten hin und flirrten und versanken.
Jetzt, wo ich lang am großen Wasser bin,
Ward ich wohl stumpf dafür; doch lieb' ichs noch,
Aus Dankbarkeit beinah, — von damals her, —
Denn damals habe ich zum letzten Mal
So frei geatmet wie ein andrer Mensch.
Wir kamen her nach Alexandrien.
Mir war nur kleine Barschaft noch geblieben.
Mit der wollt' ich bescheidnen Handel treiben.
Ich war in Töpferkunst nicht unerfahren,
Und hoffte unser Leben so zu fristen.

Der Erste, den ich ansprach, starrt mich an,
Und prallt entsetzt zurück und eilt davon,
Als wär ich ein Gespenst. Ich stand verdutzt,
Und ging mit meinem Weibe langsam weiter,
Und sah mit zorn'ger Angst, wie alle, alle,
Die mir in's Antlitz blickten, jäh erschraken
Sich wandten und in Hast des Weges liefen,
Den sie gekommen waren. Und der Nächste,
Den ich mit schener Bitte aufhielt, schrie
Ein unverständlich Wort mir ins Gesicht,
Spie aus und floh. Ich war betäubt, verzweifelt.
Und leise weinend hing mein Weib an mir.
Was es nur war, das allen Grausen einflößt'
Und sie von dannen trieb! Ein Rätsel schiens.

Ich fragte eine blinde alte Frau,
Die in der milden roten Abendsonne
Vor ihrer Hütte saß, und klagte ihr,
Was uns geschehen war. Die sagte nur:
„Habt Ihr den bösen Blick?" — „Den bösen Blick?" —
„Wir alle glauben fest an seinen Zauber.
Das falsche Aug' ist Spiegelbild der Seele.
Und wer hineinblickt, dem gerät nichts gutes.
Drum, wenn sie einem auf dem Weg begegnen
Mit bösem Blick, so kehren sie nach Hause,
Um neu ihr Tagwerk zu beginnen, neu
Zu beten, — denn dies Aug' bringt Unglück mit,
Und der, auf dem es ruht, der ist verflucht,
Bis er gereinigt ist. — Hier glaubens alle,
Ob reich, ob arm. Mag sein, es ist nicht wahr,

Digitized by Google

Und all das Unheil käm von *selber* auch,
Doch bin ich schon zu alt, drob nachzudenken.
Auch schadets mir nicht mehr, denn ich bin blind,
Und kann den bösen Blick ja nicht mehr sehn.
Wenn Ihr es wollt, so bleibt bei mir. Das Kostgeld
Ist nicht zu hoch, — der kleine Laden hier
In meinem Hause wird Euch wohl genügen,
Und viele Leute kommen hier vorbei,
Die Eure Ware kaufen können. Wollt Ihr?"

Sie hatte Recht. Ich hab' den bösen Blick,
Doch hab' ichs nicht gewußt. Auch Xene nicht.
Ich hab' auch einmal einen Buckligen
Gekannt, der nichts von dem Gebrechen ahnte, —
Was Wunder, daß mir mein's verborgen blieb'
Bis damals . . .

Herr, wir lebten kümmerlich.
Ich saß des Nachts an meiner Töpferscheibe
Und bot am Tag dann die Gefäße feil, —
Doch selten nur verkauft ich meine Arbeit,
Und oft geschah's, daß einer mir die Ware,
Die er schon zahlen wollte, wieder hinwarf,
Weil er genauer mir ins Aug' gesehn,
Und fortstürmt', und die andern Leute warnte:
Dort säße einer, der das Unglück bringt.

So ging es immer schlechter mit uns beiden,
Wir schlichen trüb' den langen Tag umher,
Und Xene ward von Stund' zu Stunde blasser,
Und wich mir ans in rätselhafter Scheu.
Als wir noch beide jung und lustig waren,
Da hatte sie ja noch nicht wissen können,
Daß sie an einen Menschen sich gebunden,
Den alle mieden und verachteten.
Das drückte jetzt auf ihrer Kinderseele,
Und manchmal hatte sie auch Furcht vor mir.
Das schmerzte mich, — und gar, als ich es sah,
Wie schmal und abgehärmt ihr Antlitz wurde,
Und als ichs hörte, wie die Leute raunten,
Das hätte nur mein böser Blick verschuldet.

Herr, heute glaub' ich beinah' selber dran.

Oft schwanden Tage, wo kein Kunde kam,
Bis mich die blinde Frau, bei der wir wohnten,
Beiseite nahm und sagte: „Seht, mein Lieber,
Ihr seid ein Thor. Die Menschen meiden Euch,
Weil sie Euch fürchten, — und so müßt Ihr hungern . . .
Ihr sagt doch selber, Euer Weib sei schön,
Und auch die andern meinen's. Laßt nun sie
Die Töpfe Euch verkaufen, — bleibet Ihr
Bei Eurer Scheibe, und Ihr werdet sehn,
Es ist zu Eurem Frommen."

Und ich folgt' ihr.
Der Rat war gut. Gar viele Käufer kamen
Von Stund an. Und der Ruf der schönen Xene
Drang weit hinaus, — und oftmals sah ich heimlich
Vornehme Herrn vor meinen Laden stehn,
Und hörte oft des Weibes helles Lachen.
Das schon seit langer Zeit vor mir verstummt war.
Sie sprach mit jenen nur in Zucht und Ehren,

Das wußte ich, und baut, auf ihre Treue,
Doch that ihr's wohl, manch schmeichelnd Wort zu hören;
Sie blühte wieder auf, wie in der Heimat,
Und war auch wieder gut und lieb zu mir.
Bis einer kam . . .

Was soll ichs Euch erzählen!
Er war wohl schöner, als der arme Töpfer,
Und reich . . . Ich weiß es noch, wie ich versteckt
Hinauslugt' und ihn sah, und ein Gefühl
Von unerklärlich tiefer Angst, von Haß
Und Neid zugleich in meinem Herzen aufstieg . . .

Und wenn er kam, so lachte Xene nie!

Und eines Abends, als sie lange flämmte,
Und ich hinaustrat, da war alles leer, —
In wildem Haufen lagen meine Krüge,
Die Thür war offen, — Xene war entflohn.
Mit ihm entflohn! Jetzt wußt ich, was mir bangte . . .

In tollem Laufe keucht' ich durch die Straßen.
Ich wußte wo sein Heim war, — ihnen nach!
Was ich gewollt, ich kann es heut nicht sagen,
Doch regte sich der stille Wunsch in mir,
Es möge *Liebe* sein, die sie verleitet,
Und nicht allein der Durst nach Gold und Schätzen.
Und wenn ich wüßte, daß sie glücklich wären,
So würd' ich ja verzichten, würd' verzichten . . .
Wer war ich denn, daß ich sie fesseln durfte!
Sie hatte mir zwar ew'ge Treu geschworen,
Und ich, ich hatte zwar für sie gedarbt,
Gehungert, — aber wenn der böse Blick
Sie wirklich krank gemacht an Leib und Seele.
So wars ja gut, wenn sie dem Gift entfloh . .
Ich würde ja verzichten . . .

Nun bei ihm.
Ich horche an der Thür. Ich höre Schluchzen.
Dann Worte. Seine Stimme. Rauh und kurz.
Er herrscht sie an: „Nun schweig' und geh!" Ich reiße
Den Dolch herans und bohr' ihn in die Thüre.
Ich spähe durch den Spalt. Da liegt sie weinend
Vor ihm auf ihren Knieen und umfängt
Die seinen: „Stoß mich jetzt nicht fort von Dir!
Du kannst mich nicht für eine flüchtge Stunde,
Die Dir nur Spiel war, ewig elend machen!
Du logst, als Du mir Liebe schworst, — Du logst,
Als Du mir tausend Bilder vorgezaubert,
Wie unsre Zukunft herrlich nahen würde.
Das will ich Dir verzeihn, — Nur laß mich hier!
Sag mirs nur nicht, wie wenig ich Dir bin,
So will ich träumend selber mich betrügen, —
Nur jage mich nicht heim zu ihm! Mir graut
Vor dieser dumpfen, schweren Luft der Armut . . .
Du hast um meine Ehre mich betrogen,
Laß mir mein Leben noch! Denn muß ich gehn,
So geh ich in den Tod!"

Er wehrt sie ab.
Sie klammert sich an ihn in irrem Weinen,
„Du mußt mich hören!" Und er hebt die Faust,
Und will sie schlagen, Herr, — wie eine Dirne,
Die sich ihm aufgedrängt . . .

Digitized by Google

Die Thür zerſchmettert!
Ich ſtürze auf ihn zu, — ein kurzes Ringen, —
Die Atemzüge pfeifen, — heißes Blut
Rinnt über meine Stirn und ſchließt die Augen. —
Den Dolch heraus, — doch nein! zu gut für den —
Ich werf ihn klirrend hin, — und faſſe ihn
An ſeiner Kehle und erwürge ihn . . .

Er lag vor mir, — ich war mit ihm allein.
Das Weib war fort. Entflohn, — entflob'n auf immer.
Ich hab' ſie niemals, niemals mehr geſehn.

Und wie es dann gekommen? Wie es mußte!
Ich ward vor die Aſſiſen hingebracht,
Hab nichts geleugnet und auch nichts verſchwiegen.

Die Richter waren mild. Ein kurz Gefängnis,
Und dann Verluſt der Hand durch Henkersbeil,
Das war ihr Spruch.

So iſts denn auch geſchehn.
Es ſchmerzte nicht ſo ſehr, als ichs geglaubt.
Dann war ich lange krank. Als ich geneſen,
Ging ich zum Hafen, um als Träger dort
Mich zu verdingen. Zwar die andern ſchalten, —
Doch hätt' ich ſonſt von nichts mehr leben können.
Die fremden Herrn vertraun mir wohl ihr Gut,
Sie wiſſens nicht, was böſer Blick bedeutet,
Und daß er andern Unheil bringt und Gram.

Im Anfang war es hart, mit einer Hand,
Doch jetzt iſts nicht mehr ſchwer. Ihr ſeht, ich winde
Die Bänder meiner Trage um den Stumpf,
So kann ich viel auf meine Schultern nehmen.

Die Leute ſtiehen mich noch jetzt. Nur manche,
Die's wiſſen, daß ich weder ſchlecht noch falſch,
Die ſenden hie und da mir Brot und Fleiſch, —
Auch der, dem dieſes Haus gehört. Doch ſehen
Will keiner mich. Sie fürchten doch den Zauber.

Das iſt das Ganze, Herr. Nun laßt mich gehn.
Ich hab' es Euch erzählt, denn Ihr ſcheint gut,
Und habt nicht blos aus Neugier mich gefragt.
Lebt wohl. Ihr ſeht ſo ernſt und traurig drein. —
Laßt Euch durch die Geſchichte nicht verſtimmen.
Das wär mir leid. Mir iſt wohl Recht geſchehn."

Der Falltabach.[1])

(Schwäbiſch.)

Haſt ea Grenzer[2]) g'fraugt,
Oder haſt z' Sonthofa dunt[3])
Doar'm Herr Amtma' a Buckerle g'macht,
Und haſt dettlat, ob D' it dürfeſt
G'ſtät[4]) und hoimli ſchleicha ums Eck?
Hei, du luſtiger Falltabach!
Gelt, da werd it g'fraugat und dettlat.
Friſch und g'ſchwind und kräftig
Springſt aus'm Felſa,
Jodleſt unter de Canna,
Guckſt ins Thal na' und ſchreiſt:
„Geits koine Grenzer und Schandarm?
Her da! Wer hat a Schneid?
Wer hebt de Falltabach auf?"
Und mit drei mächtige Sätz
Springſt du de Berg 'ra'.[5])
Herrgott, da brauſets und ſauſts
Und ſprudlets im Keſſel!
Hals denn koiner probiert und hat's ihm verwehrt
Dem übermüatiga Kerle?
Ja, da käm oiner recht,
Der laßt ſi' it fanga und binda. —
Hat's da a Tann, weil oda am Berg,
A alta und kurriga,
Oimal probiert, hat nix als g'ſchimpft
Über den luſtiga Bach,
Und hat ſi' voll Zoera[6]) in Weg g'ſtellt.
Was g'ſchieht?
Wurzweg hat er ſie g'riſſa,
Überzwergs leit ſie da, werd dürr
Und iſt bald halba verfaulet. —

Felsblöck, g'fährliche Kerl,
Hands ausg'macht ſtill miteinander,
Sie wöllet[7]) de Falltabach treiba,[8])
Wöllet ihm d' Freud verderba.
Was hat er ihna?
Gin um de andere Block
Hat er de Berg na'g'ſchupft;
Ausg'lacht hat er die Kümmel,
Und jatz liegat ſie da,
Schneidet verdrießliche G'ſichter,
Und es wächſt ihna Moos auf de Köpf.
Ja, 's iſt a fürnehmer Burſch
Der Falltabach, 's laßt ſi' it läugna;
Aber foppa dürf ma' ihn it,
Sei' Bergrecht weiß er z' behaupta. —
Gins no', Falltabach, muaß i dir ſaga!
Sieh, von all dene Bergbäch
Biſt du der allerſchöaſt ita,[9])
Manche ſind broiter als du,
Viele ſpringet no beſſer,
Sauſet no' ärger,
Ärger als du.
Woißt, i ſag dir's ganz redli,
Daß du im Übermuat it
Allerhand Dummheita macheſt.
Mir haſt g'falla, auf Ehr!
's könnt ſi' fuega,[10]) wer woiß? —
Wir treffet uns wieder;
's könnt ſi' fuega, bi Gott!
Daß mir dei' Waſſer, dei zoarnigs,
No'mal in's G'ſicht ſpritzt!

Hyazinth Wäckerle.

[1]) Der Falltenbach in den Algäuer-Alpen bildet einen hübſchen Waſſerfall; [2]) Grenzwächter, [3]) drunten, [4]) langſam; [5]) herunter [6]) Zorn, [7]) wollen, [8]) wecken, [9]) nicht; [10]) es könnte ſich fügen.

Ernst Schulze und Adelheid Tychsen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulze's.

IX.

Wir schlossen unsere letzten Mittheilungen mit der Bemerkung, daß auch der Einfluß seiner trefflichen Gefährten Schulze nicht mehr zu retten vermochte. Er fuhr fort, abwechselnd zu hoffen und zu verzweifeln. Zunächst ist von Tagen des Hoffens zu berichten.

Das Tagebuch fährt fort:

„In den freylich bewölkten, aber doch ruhigen Himmel, der sich im Kreise dieser Freunde über meiner Seele ausbreitete, schien auch die Liebe einige herrliche Sonnenstrahlen, leider waren es die letzten des scheidenden Lichtes, mischen zu wollen. Im Anfang des Februars entschloß ich mich, seltener zu Tychsens zu gehen, um so vielleicht meinem Verhältniß mit Adelheit einige der früheren längstverblühten Reize abzugewinnen. Ich bestimmte den Dienstag Abend zu meinen Besuchen und gewann es über mich, sie in den übrigen Tagen der Woche nicht zu sehen. Es schien, als ob dieser Entschluß sie zu einem veränderten Betragen bestimmte. Sie war ungewöhnlich milde, gab mir die zartesten Zeichen der Achtung, machte mir freundliche Vorwürfe über meinen schwachen Glauben an sie und nahm auf eine tröstende Art Theil an meinen Freuden und Schmerzen. Ich erzählte ihr von meinen Freunden, brachte ihr Gedichte von Hey und mir und erhielt von ihr manches Zeichen der verschwiegenen Huld. Einst war ich ins Sonnabendskränzchen gebeten. Ich war mit Minna Schl, Mensling, Adelheit und der Großmutter in Adelheits Zimmer, und sie sang und spielte. Als die Übrigen fort gegangen waren und ich noch allein auf dem Thron zu Adelheits Füßen saß, sagte sie: Jetzt will ich auch für Sie etwas spielen. Sie machte die Thür des Gesellschaftszimmers zu und spielte die chromatische Fantasie. Als sie geendigt hatte, wollte ich vor ihr hinknieen und ihr die Hand küssen, als Adolf hereintrat. Ein andermahl, am 8ten Februar, als ich ihr ein kleines Gedicht brachte, das ich am Morgen gemacht hatte, als sie vor meinem Fenster vorbeyzog,*) sagte sie: Sie müßten eigentlich jedesmahl, wenn Sie mir ein Gedicht geben, auch eine Ehrenerklärung hinzufügen, weil Sie mich immer so falsch darstellen. Sie bezog sich dabey auf ein Gedicht vom 5ten Februar.*) Sie sollten nicht ein solches Mißtrauen in mich setzen, fuhr sie fort, und mehr überzeugt seyn, daß ich Alles was Sie thun, erkenne, und Ihnen meine Freundschaft nicht bloß auf ein Jahr geschenkt habe. Sie fügte dann noch viele solche Worte hinzu, die mich damahls sehr glücklich machten. Am 4ten März, als wir zum ersten Mahle im Garten waren, und sie sich einen Strauß von den frühesten Blumen gepflückt hatte, sagte sie: Nun will ich doch sehen, ob ich nicht noch ein Veilchen finde. Als ich zweifelte, fragte sie mich: Sollen wir wetten? und als ich die Bestimmung des Preises verlangte, sagte sie: Wir wollen um diesen Strauß wetten. Natürlich fand sich kein Veilchen, wie es vorauszusehen war, und ich erhielt den Strauß. Es war damahls eine schöne Zeit, reich an beweglichen und doch sinnigen Gefühlen, die eben so schnell, als sie entstanden, zu Liedern wurden."

In der That fallen in die Zeit zwischen dem 4 und 22. März 1815 eine Reihe von Gedichten, die sich nicht blos durch besonderen poetischen Wert auszeichnen, sondern auch sichtlich einer helleren Stimmung entstammen, als die vorhergehenden und die folgenden. (Poetisches Tagebuch, Ausgabe von 1855, S. 91—98.) So singt er z. B. am 5. März 1815:

„Alle Sterne seh' ich glänzen
Auf der dunkelblauen Bahn,
Und im Herzen hat uns droben
Sich der Himmel aufgethan.

Holder Nachhall, wiege freundlich
Jetzt mein Haupt in milde Ruh,
Und noch oft, ihr Thränne, träufelt
Ihr geliebtes Wort mir zu!"

Am 14. März:

„Denn mein Herz ist fromm bescheiden,
Und wenn du nur fröhlich bist,
Will es gern dein Zürnen leiden,
Das sein höchstes Leiden ist.
Aber wär' ihm auch vor Allen
Ein beglückend Loos gefallen,
Wüßt' es sich von dir erhört,
Dennoch würd' es schüchtern fragen:
Werd' ich's tragen?
Bin ich's werth?"

*) „Ich sang von wildem Schlachtgetümmel . . ." (Poetisches Tagebuch, „Am 8. Februar 1815", in der Ausgabe von 1855, Band III. S. 90):

„Und sah ich sie auch nur von ferne,
Und hat sie mein auch nicht gedacht,
Doch waren holde Liebessterne
Mir schnell im dunkeln Lied erwacht . . ."

*) Das Gedicht ist unbekannt geblieben, es liegt auch im Nachlaß nicht vor.

Digitized by Google

In einem Lied vom selben Tage:

„Ach, wer hilft mir klnger Wahl
All die Lieder mir gestalten,
Die um deine Lippen walten,
Die in deiner Augen Strahl
Ohne Zahl
Mit so holdem Liebesleben
Lächeln, blitzen, glühn und schweben?!“

Die vier Sonette vom 26. März atmen indeß gleichfalls noch eine andere, weitaus hoffnungsfreudigere Stimmung, als man nach den obigen Mitteilungen des Tagebuchs vermuten könnte. So heißt es in dem ersten, auf die Vollendung des Epos „Cäcilie“ bezüglichen Sonett:

„Nur kleine Lieder pfleg' ich dir zu singen,
Drum lohnst du mir mit kleinen Wiesenblüten;
Doch werd' ich einst dir größre Gaben bieten
Und höhern Preis aus deiner Hand erringen . . .
Mit dir, mit ihr, mit Gott werd' ich's vollenden!
Mir geben Erd' und Himmel gleiches Sehnen,
Und gleiche Kraft Gebet mir, Lieb' und Thränen.
Mag Gott mir Ruhm, mag sie mir Frieden senden,
Magst du mich einst mit ehrn Lorbeer krönen,
Ich acht' es gleich, wie Schönes stets dem Schönen.“

Auch die Terzinen des vierten Sonetts sind von einer männlicheren Stimmung durchdrungen, als die früheren Liebesklagen:

„Wohl werd' ich nimmer zürnen, ewig lieben,
Doch such' ich nie durch Flehn dich zu gewinnen,
Mag tief mich auch dein kaltes Herz betrüben;
Denn könnt' ich auch der Liebe nicht entrinnen,
Ist doch der Stolz dem edlen Geist geblieben,
Der werth mich macht, um deine Huld zu minnen.“

Echte Frühlingslieder sind die folgenden Gedichte vom 31. März 1815:

„O wär' ich doch das Vöglein nur
Dort an dem Wiesenhang!
Dann blieb' ich auf den Zweigen hier,
Und sing' ein süßes Lied von ihr
Den ganzen Sommer lang.“

Vom 1. April:

„O wie dringt das junge Leben
Kräftig mir durch Sinn und Herz!
Alles fühl' ich glühn und streben,
Fühle doppelt Lust und Schmerz.
Fruchtlos such' ich euch zu halten,
Geister meiner regen Brust!
Nach Gefallen mögt ihr walten,
Sei's zum Leide, sei's zur Lust.“

Vom 2. April:

„Kleine Lieder, geht nur immer,
Grüßt die Liebste schön von mir!
Glaubt mir, sie verstößt euch nimmer
Kommt ihr täglich auch zu ihr;
Denn bei mir könnt ihr nicht bleiben,
Voll ist schon das ganze Haus,
Und die losen Buben treiben
Fast mich selbst zur Thür hinaus.

Auf den Büschen, auf den Bäumen
Wachsen sie wie Laub empor,
Schaun aus allen Blütenkeimen,
Wie der Frühling, bunt hervor;
Wo ich geh' und gehe, schwärmen
Sie in Scharen hinterdrein.
Kann bei solchem Kinderlärmen
Wol ein Mensch vernünftig sein?“

Auf Nichtigkeiten gründeten sich die Hoffnungen, die ihm diesen Liederfrühling eingaben, und eine Nichtigkeit warf sie in Scherben. Man höre das Tagebuch:

„Dieses Glück dauerte in seiner ganzen Reinheit nur bis zum 22. März, meinem Geburtstage. Ich hatte gehofft, ein Geschenk zu erhalten, wäre es auch nur ein Kranz oder eine Blume gewesen. In dieser schönen Erwartung begleitete ich am frühen Morgen Brandis, der nach Koppenhagen zurückreiste, einige Stunden weit. Bunsen, der mit ihm ging, war schon am Tage vorher abgereist. Als ich zu Hause kam, glaubte ich, die Freude würde mich dort schon erwarten: aber ich fand nichts und erhielt nichts. Am Nachmittage ging ich auf eine halbe Stunde zu Tychsens, und man erwähnte meines Geburtstages nicht einmahl, obgleich man sehr wohl wußte, daß er auf jenen Tag fiel. Das kränkte mich tief. Ich lief fast bewußtlos umher, um mich zu zerstreuen, und kam endlich zur J. Fast waren vier Monate vergangen, seit ich sie zuletzt besucht hatte. Sie wunderte sich über meine plötzliche Erscheinung und machte mir einige Vorwürfe über meine Entfernung, die ich, gleichsam berauscht von meiner erlittenen Kränkung, durch eine Fluth der zärtlichsten und falschesten Betheuerungen fortzuschwemmen suchte. Ich bitte Sie, lassen wir diese Komödie, sagte sie mir endlich, als ich mich ihr zu Füßen warf und ihre Hand mit Küssen bedeckte; armer Freund, fuhr sie fort, indem sie mich mit zärtlichen Blicken ansah, haben Sie sich vielleicht entzweit mit einer gewissen Dame, und kommen jetzt zu mir, um sich zu trösten? Sie haben wohl viel ausgestanden in den harten Ketten, die Sie so lange schon tragen. Ich bin doch ganz unbeschreiblich gut, daß ich noch Mitleiden mit Ihnen habe, und beynahe geneigt bin, Ihnen alle Ihre Sünden zu vergeben. Ich beschwor sie, alle falschen Muthmaßungen aufzugeben und brachte die unverschämtesten Lügen vor von einem zerstörenden Kampfe, den ich ein Vierteljahr lang mit mir und mit meiner Liebe zu ihr gekämpft und worin sie am Ende den Sieg behauptet hätte. Diese Versicherungen begleitete ich mit einem gewissen zärtlichen Ungestüm, der ihr nicht zu mißfallen schien. Sie saß auf dem Throne vor ihrem Fenster. Ich setzte mich ihr zu Füßen, umfaßte ihre Knie, drückte lange Küsse darauf und legte mein Haupt in ihren Schooß. Auch sie ward immer zärtlicher, und wer weiß, wohin wir am Ende gerathen wären, wenn man nicht den Herrn von B. aus Hannover gemeldet hätte. Am folgenden Tage ging ich wieder zu ihr, fand sie aber bey ihrer Familie. Seit jener Zeit habe ich sie nicht wieder gesehen. Jener Abend hatte mich gewaltsam aufgeregt, und obgleich mich Adelheits Nähe bald wieder besänftigte, weckte doch der herrliche Frühling eine Unruhe von Gefühlen und Wünschen in mir, die oft mit heftigen Schmerzen verbunden waren. Wenn ich Adelheit nicht sehen konnte, schweifte ich auf dem Felde umher; an Arbeiten war gar nicht zu denken.“

Am 6. April waren Tychsens nach Ebergötzen gefahren. In dieser Zeit war Napoleon wieder in Paris eingezogen; überall begannen die Rüstungen von Neuem. Das Tagebuch fährt fort:

„Der Krieg war indeß wieder ausgebrochen, und

ich schwankte zwischen dem Wunsch mitzugehen und den Hindernissen, die sich der Ausführung entgegensetzten. Adelheit schien keine Notiz davon zu nehmen. Am Abend des Tages, als sie fortgereist waren, hörte ich, daß auf dem Harz ein neues Jägercorps errichtet werde, worin mein ehemaliger Capitain von Mansberg eine Compagnie erhalten sollte. Ich entschloß mich kurz, nach Clausthal zu gehen, um mich näher zu erkundigen und meinen Weg über Ebergötzen zu nehmen. Ich zog meine alte Uniform wieder an, nahm meine Büchse und traf am 7ten des Morgens in Ebergötzen ein, als Tychsens grade in einer halben Stunde wieder zurückreisen wollten. Adelheit zeigte nicht die mindeste Theilnahme an meinem Entschlusse; überhaupt sprachen wir nicht ein Wort mit einander. Als ich in Andreasberg angekommen war, erfuhr ich, daß das dort gebildete Corps schon am folgenden Tage marschiren werde, und ich also zu spät gekommen sey. Ich beschloß jetzt über den Brocken und Wernigerode zurückzugehen, vorzüglich um in Plessburg mich nach dem Mädchen zu erkundigen, das dort einst so tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte. Ich fand alles ganz verändert und hatte nicht einmahl den Muth zu fragen.*) In Wernigerode blieb ich den Tag meiner Ankunft bey Hildebrands, von welchen ich erfuhr, daß der Unterpräfekt Leist wirklich um Adelheit geworben und von ihr einen Korb erhalten habe, obgleich die Eltern diese Verbindung gewünscht hätten. Die Reise, worauf ich fünf Tage zubrachte, erfreute mich wegen meiner alten Vorliebe für den Harz und wegen der vielen Jägerbekanntschaften aus dem Kriege, die mir überall aufstießen. Als ich am Morgen nach meiner Zurückkunft zu Tychsens ging, begegnete mir Adelheit auf der Treppe, kam aber nicht ins Zimmer, sondern spielte mit einigen Kindern auf dem Hofe. Das schmerzte mich. Einige Tage vergingen nachher, bis wir uns wiedersahen, und sie erkundigte sich weder nach meiner Reise noch nach meinen Entschlüssen, die ihr doch wichtig seyn mußten, wenn sie nur die mindeste Theilnahme an mir fühlte. So verglugen noch einige Tage in tödlicher Kälte."

Dies brachte den Entschluß des Dichters, wieder ins Feld zu ziehen, zur Reife. Er schrieb am 18. September 1815 an Oberst von Beaulieu:

„Sollten Sie, bester Herr Oberst, jetzt noch einmal in's Feld ziehen, so gebieten Sie ganz über mich. Wenn ich es in Rücksicht meiner Verhältnisse irgend möglich machen kann, möchte ich noch einmal unter Ihnen dienen, unter Ihnen oder unter Niemand."

Der Oberst antwortete erst am 15. Mai 1815 aus Brüssel, wo er sich, dem Hauptquartier Wellingtons attachirt, befand, seine eigene nächste Zukunft sei noch ungewiß. Wie sich inzwischen die Verhältnisse in Göttingen gestaltet, mag uns wieder das Tagebuch erzählen:

„Am 21. April Nachmittags ging ich nach dem Garten und fand ihn verschlossen, obgleich der Hofrath, die Hofräthin und Adelheit drinnen waren. Ich glaubte Thibeaut,*) der fremde Gesellschaft nicht liebt, sey dort und ging zu Cäciliens Grabe, das ich lange nicht besucht hatte. Dieser Gang stimmte mich sehr wehmüthig. Am Abend sah ich Tychsens bey Bouterwek im Freytagskränzchen. Ich mochte anfangs nicht sprechen; nachher setzte ich mich zu den Damen und fragte Adelheit, ob Thibeaut bey ihnen gewesen sey? Als ich den Grund meiner Muthmaßung hinzufügte, schien Adelheit beleidigt, besonders da Christel Mayer darüber zu scherzen anfing. Ich war sehr stumm. Die Damen langweilten sich bey mir und gingen in das andere Zimmer, wo Adelheit die Hofräthin Bouterwek im Spiel ablöste. Ich blieb in dem Cabinet und träumte. Bouterwek kam niehrmahls zu mir und fragte mich um den Grund meiner Einsamkeit. Ich antwortete ihm etwas Gleichgültiges. Er sagte: Sie sind ein übermäßiger Schwärmer, und führte mich in den Salon, wo Adelheit schon wieder bey den Uebrigen saß. Haben Sie ihn erzürnt? fragte er Adelheit, und sie antwortete mit einem etwas verächtlichen Lächeln und großer Empfindlichkeit einige unbedeutende Worte. Ey, Sie müssen sich wieder mit den Damen versöhnen, sagte er zu mir. Die, welche den meisten Theil an Ihnen nimmt, soll Ihnen jetzt ein Glas Wein einschenken. Christel Mayer hatte die Unbesonnenheit zu sagen: Das kann sich immöglich auf Fräulein Smidbeim und mich beziehen, deshalb bleibst du allein über, Adelheit. — Ich wußte nicht, wie es sich auf mich beziehen könnte, meinte sie empfindlich. — Ich werde es mit mir wohl selbst am besten meinen, sagte ich und schenkte mir ein Glas ein. Wir saßen nachher ziemlich stumm; besonders merkte ich an Adelheit die höchste Empfindlichkeit und konnte sie nicht bewegen, auch nur ein Wort mit mir zu reden. Ich nahm mir vor, mich sehr gleichgültig zu stellen, da sie doch eigentlich keine gerechte Ursache hatte, mit mir zu zürnen. Mein Stillschweigen und Träumen in Gesellschaften mußte sie schon gewohnt seyn, und konnte sich daher wohl mit mir langweilen, aber nicht böse auf mich werden; daß aber jene ganz unschuldige Außerung über Thibeaut sie so habe kränken können, muthmaßte ich gar nicht. Am folgenden Morgen wollte ich zu ihr gehen und ihr, wenn sie über meine Aufführung klagen würde, versichern, daß ich mich durchaus entschlossen hätte, mir durch die Konvenienz nicht so enge Fesseln anlegen zu lassen, daß die Wahrheit meines Gefühls und die jedesmahlige Außerung desselben darunter leiden und gehemmt werden müßte. Ich fühlte eine gewisse Beruhigung in mir, daß ich sie heute mit Festigkeit behandelt und dadurch gleichsam eine kleine Rache, wegen der vielen Schmerzen, die ich ihretwegen gelitten hatte, an ihr genommen habe. Am folgenden Morgen sah ich einige schöne Levkoienstöcke vor meinem Fenster vorbeytragen. Ich kaufte

*) Das oft erwähnte „Brockenmädchen".

*) Der berühmte Rechtslehrer (1774—1840), damals Professor in Göttingen.

Digitized by Google

zwey davon und schickte sie an Adelheit mit folgendem Billet:

„Am 22sten April 1815. Die Blumen, die ein heitres, fröhliches Leben lieben, und die uns deswegen alle so schön sind, weil Freude schön macht, haben seit gestern so viele Langeweile bey mir empfunden, daß sie nicht länger bleiben wollen. Zu wem könnte ich sie also besser schicken als zu Jemand, der mit ihnen ein gleiches Schicksal gehabt hat? E. Sch."

Nach einer halben Stunde kam Tychsens Mädchen und brachte die Blumen mit einer höflichen Empfehlung wieder zurück; man habe selbst dergleichen Blumen so viele, daß man sie nicht lassen könne und mich deshalb bitte, sie in meinem Zimmer aufzustellen. Die Bestellung kam nicht von Adelheit, sondern von der Hofräthin. Ich war in den ersten Augenblicken heftig zwischen Schmerz und Zorn getheilt, aber aus beyden Empfindungen ging schnell eine sehr kalte Ruhe hervor, die mir die klare Überzeugung gab, ich dürfe Tychsens nie wiedersehen, wenn sie nicht selbst die ersten Schritte zur Versöhnung thäten. Dieser Entschluß wurde ohne Kampf gefaßt und ist auch bis jetzt ohne Kampf durchgesetzt. Ich fühle freylich eine unendliche Sehnsucht nach der verlohrnen Geliebten, ich werde heftig bewegt, wenn ich sie zufällig erblicke und schleiche deshalb oft heimlich um den Garten, oder stehe stundenlang an meinem Fenster, um sie vielleicht vorbeygehen zu sehen, oder lausche des Abends an dem übrigen, um vielleicht ein Wort von ihr zu vernehmen: aber nie ertappe ich mich auch nur auf dem leisen Vorsatze, mich ihr wieder zu nähern und die früheren Verhältnisse unter uns herzustellen. Noch weiß ich nicht, ob diese Kälte nicht einst vielleicht in eine schreckliche und verzehrende Gluth ausbrechen wird, deshalb suche ich schon jetzt durch vielfache Zerstreuungen mein Gefühl zu vertheilen und abzustumpfen. Ich bin fast täglich mit Lachmann und Lücke zusammen; wir kosen mit einander, gehen aus und vergnügen uns auf mannigfache Weise. Auch habe ich mir vorgenommen, meine alten Bekanntschaften zu erneuern, besonders wieder den Umgang mit Blumenbachs zu cultiviren und neue Verbindungen mit Hausmanns, Heerens und Roddens einzugehen. So helle ich vielleicht nach und nach das verwundete Herz, das freylich wohl nie wieder lieben, nie glücklich seyn wird, aber sich doch vielleicht einst so ruhig fühlte, um mit freundlicher Wehmuth an untergegangene Sonnen und verblühte Frühlinge denken zu können.

Meine bürgerlichen Verhältnisse haben sich nicht verändert, obgleich ich manche Entwürfe gemacht, manche Hoffnungen genährt habe. Bey meiner Zurückkunft trug vieles dazu bey, mich heiter und erwartungsvoll zu stimmen. Meine Gedichte, die überall die günstigsten Recensionen erhalten hatten, fingen schon an mich berühmt zu machen.*) Die freundliche Behandlung, die mir von dem General Gneisenau, der mir auch später einen sehr artigen Brief hierher schrieb, während meines Aufenthaltes in Elsen widerfuhr, gab mir eine große Zufriedenheit, die freylich durch Rehberg bey meiner Durchreise durch Hannover wieder etwas niedergeschlagen aber durch einen späteren Vorfall von neuem geweckt wurde. Im November des vorigen Jahres kam der Herzog v. Cambridge hieher und mit ihm der geheime Kammerrath v. Arnswaldt, dem die Aufsicht über die Universität zugefallen ist. Ich hatte auf die Bitte des Magistrats und der Studenten zwey Gedichte an den Herzog gemacht, die von sehr großer Wirkung waren, so schlecht sie auch ausfielen. Der Herzog verlangte mich zu sehen und ich wurde ihm nebst den übrigen Professoren auf der Bibliothek vorgestellt. Besonders behandelte mich Arnswaldt, dem mich mein herrlicher Beaulieu dringend empfohlen hatte, sehr artig. Ich ging zu ihm und sprach mit ihm über meine Angelegenheiten. Er sagte mir im Ganzen daßselbe, was ich schon von Rehberg gehört hatte: aber er machte mir doch Muth hier zu bleiben, indem er mir versicherte, daß er jede Gelegenheit ergreifen werde, mich hier zu fixiren. Auch in Hannover hatten meine beyden Gedichte großen Effekt gemacht und mich besonders Rehbergen von neuem sehr empfohlen. Jetzt bewarb ich mich um eine erledigte Collaboratur in Holzminden, eigentlich nicht um sie anzunehmen, sondern nur um von Arnswaldt ein bestimmtes Wort zu erhalten. Er schrieb mir indeß fast daßselbe zurück, was er mir früher gesagt hatte. In Holzminden wurde ich mit großer Freude ohne weitere Frage angenommen, und erhielt diese Nachricht durch einen expressen Boten, dem ich gleich meine abschlägige Antwort wieder mit zurückgab. Vorzüglich bewogen mich meine Freunde und unter ihnen Reck zu diesem Entschluß, der sich überhaupt zu allen möglichen Aufopferungen erbot, um mich hier zu halten. Ich nahm seine Anerbietungen an, denn ich hatte mir fest vorgenommen, meinen Eltern nichts ferner zu kosten. In dieser Zeit trug mir Dankwarts die Redaction eines Almanachs an, es ist indeß noch nichts weiter darüber ausgemacht, und die Sache wird wohl ins Stocken gerathen seyn. Durch eine Disputation mit dem berühmten Charlatan Münnich, den ich, nebst Bauermeister und Bunsen gänzlich zu Grunde richtete, hatte ich mir unter den Studenten einen großen Ruf erworben, unter den Professoren aber, die den jämmerlichen Menschen selbst bewundert und in Schutz genommen hatten, meine Freunde vermindert, denn man glaubte, daß das Ganze eine Verschwörung der philologischen Societät*) sei, zu deren Präses ich im November erwählt worden war. Nach Ostern erfuhr ich, daß die Direktorstelle in Hannover ausgeboten werde, und meldete mich dazu, mehr um meine Gönner wieder etwas anzuregen, als in der Hoffnung, die Stelle zu erhalten. So viel ich weiß, haben sich mit mir

*) Die 1818 in Göttingen erschienene Sammlung.

*) Eine Vereinigung von Dozenten, Doktoren und Studenten, die sich kurz vorher gebildet hatte.

Digitized by Google

Bauermeister, Mahn, Lünemann, Seebode in Hildesheim, und Hülsemann in Osterode gemeldet und der Erstere soll Hoffnung haben. Mir ist das gleichgültig, denn ich mache mir gar keine Rechnung darauf. Mein Collegium über den Homer ist zu Stande gekommen, und ich habe zehn Zuhörer darin. Auch den Herodot würde ich haben lesen können, wenn ich mir diesen Sommer nicht einige Muße wünschte, theils meines Gedichts wegen, theils weil ich die Herausgabe der Acta societatis, die diesen Sommer zum erstenmahle erscheinen sollen, besorgen muß.

Am 10ten May 1815. Bouterwek ist der herrlichste Mensch. Ich war heute bei ihm, da ich ihn seit jener traurigen Katastrophe nicht gesehen hatte, und er fing gleich von jenem zerstörten Verhältnis an zu reden. Ich gestand ihm alles aufrichtig. Er sagte mir, daß er durch Christel Mayer erfahren habe, wie bitter man bey Tychsens über mich zürne, bloß wegen jener Äußerung in Bezug auf Thibeaut; Adelheit habe zu den übrigen Mädchen gesagt, wenn ich mich nur im geringsten zurückgesetzt glaube, erlaube ich mir gleich beleidigende Ausfälle. Er gab mir Recht, daß ich nicht wieder hingehen dürfe, sondern daß wir uns zuerst in einem fremden Hause treffen müßten und versprach mir, die Versöhnung zu Stande zu bringen. Wenigstens solle Adelheit ihm aufrichtig gestehen, wie sie gegen mich gesinnt sey. Ich hatte ihn um Alles das nicht gebeten, aber ich willigte ein, weil es mich freute, daß er so vielen Teil an mir nahm. Er gab mir dann eine Menge Regeln, wie man mit Frauenzimmern umgehen müsse, um sie zu gewinnen, und belegte seine Behauptungen mit eignen Erfahrungen. Gänzliche Hingebung, sagte er, frömme nicht mehr wie ehemahls, um Liebe zu erregen; die beiten Weiber könnten es nicht lassen, mit dem zu spielen, von dem sie wüßten, daß er ihnen ganz eigen sey; man müsse eine gewisse Gleichgültigkeit gegen sie blicken lassen, um sie zu fesseln, denn sie glichen dem Schatten, der uns entfliehe, wenn wir ihn verfolgen, und uns verfolge, wenn wir ihm entfliehen. Es kam mir fast lustig vor, daß mir alle diese Lehren von einem Göttingischen Professor der Philosophie gleichsam wie in einer Vorlesung vorgetragen wurden, aber ich konnte nicht umhin, den herrlichen Menschen zu bewundern und zu lieben, der in diesen Verhältnissen und Umgebungen sich noch seine ganze Menschlichkeit zu bewahren gewußt hatte. Ich bin nun auf den Erfolg sehr neugierig.

Am 29sten May. Vorgestern kam ich von einer vierzehntägigen Reise nach Hannover zurück, die ich theils wegen meiner Bewerbung, theils der Zerstreuung halber und aus dem Wunsche, meine dortigen Freunde zu sehen, unternommen hatte; was das erstere betrifft, so haben sich meine Aussichten weder vermehrt noch vermindert. Iffland versicherte mir freylich, daß ich die besten Zeugnisse hätte, und daß auf mich vorzügliche Rücksicht genommen werden würde; aber das sind gewöhnliche Vertröstungen, und man soll seinen Versprechungen auch nicht trauen können. Arnswaldt hat mich wieder ganz besonders gütig behandelt. Er hatte, ehe er meinen Brief erhielt, sein Vorwort schon einem Andern versprochen, aber dennoch sein Möglichstes für mich zu thun gesucht. Beym Abschiede sagte er mir: Seyn Sie versichert, daß ich jede Gelegenheit Ihnen zu dienen, suchen werde, denn das glaube ich Ihnen schuldig zu seyn. Rehberg war artig wie gewöhnlich, wollte sich aber in Nichts mischen, was ich ihm bey seinen Verhältnissen nicht verdenken kann. — In meines Bruders Hause that man Alles, um mir Freude zu machen: auch Kestners empfingen mich sehr freundlich. Die Rehberg lud mich und Kestner zum Frühstück ein und unterhielt uns wie immer sehr geistreich Ihre herzliche Theilnahme ist mir sehr werth. Auch Agnes Lichtenberg, die sich jetzt dort bey ihrem Bruder aufhält, habe ich näher kennen gelernt und mir vorgenommen, mich ihr nach ihrer Zurückkunft zu nähern. Mein schönster Punkt auf der Reise war mein Aufenthalt in Misburg. Die Frau von Beaulieu und ihre Töchter nahmen mich mit der Freundschaft und Herzlichkeit auf, die mir um so theurer ist, weil ich nicht begreifen kann, womit ich sie verdient habe. Ich fühle wieder recht deutlich den Unterschied zwischen Adelheits Betragen und dem ihrigen. In solchen Verhältnissen kann auch ein ganz verweltetes Leben frischen Reiz und neue Kraft erhalten, da Jene jeden Keim, der noch vielleicht wieder ausschlagen könnte, durch tödliche Kälte, oder durch eine freundliche Lauheit, die nie das Herz berührt, erstickt. Von den Eglofftseins könnte sie lernen, wie man die größte Betraulichkeit mit dem feinsten Gefühl für Sittlichkeit und Anstand verbindet. Karoline hatte mein Jägerlied ganz reizend componirt, und Julie eine Reihe Zeichnungen aus dem „Zauberringe" entworfen, die der Geheime Regierungsrath v. Müller Göthen vorgelegt, und worüber er einen sehr interessanten Bericht eingeschickt hatte, der Göthes und des Hofraths Meyer Urtheile wörtlich enthielt. Ich wohnte auf Julieus kleinem Zimmer, das so freundlich von der großen Linde beschattet wird und der Aussenthalt der sinnigen und schönperlischen Rube zu seyn scheint. Mit großer Wehmuth schied ich von dem lieblichen Orte, den ich wohl nicht wiedersehen werde, da Beaulieu das Forstdepartement Hildesheim erhalten hat, wohin er gleich nach Beendigung des Feldzuges, und die Familie schon in einigen Monaten ziehen wird. Am Morgen nach meiner Zurückkunft nach Hannover kam die Familie auch dorthin, weil Julie sehr an den Augen leidet und sich dort einer neuen Kur unterwerfen soll. Sie bat mich, sie auf einigen Wegen durch die Stadt zu begleiten, und ich merkte bald ihre Absicht, mit mir allein zu reden. Schon in Misburg hatte ich einige Worte über mein zerstörtes Verhältnis mit Tychsens fallen lassen und man muthmaßte, daß meine Annäherung an die Frau v. J. die Ursache davon sey. Unterwegs fing sie gleich davon an und bezeugte mir so viel tröstende Theilnahme, daß ich nicht umhinkonnte, ihr den ganzen Vorfall zu erzählen. Ich habe mir vorgenommen, ihr mein vollkommenes Vertrauen zu schen-

Digitized by Google

ken, denn es ist so süß ein weibliches Wesen zur Aufbewahrerin unserer tiefsten und zartesten Geheimnisse zu machen.

In Hannover fand ich auch meinen alten guten Freund, den schwedischen Lieutenant v. Wehrs, der diesen Feldzug als Hannöverscher Volontair mitmachen wollte. Diese Begegnung war mir sehr angenehm, denn weil er fast immer in Stralsund gelegen hatte, konnte er mir die genauesten Nachrichten von meinen lieben, längst für mich verschollenen Freunden Furchau und Fabritzius geben. Ich hörte, daß die guten Menschen sich meiner noch immer mit vieler Liebe erinnern und sehr wünschen mich wiederzusehen. Furchau, der sonst so lustige Bruder, ist jetzt Prediger in Stralsund und äußerst sinnig und gesetzt geworden. Die Poesie scheint bey ihm zu ruhen, obgleich er Bräutigam ist.*) Auch Wehrs hat dort in der Gegend eine Braut, von der er mit vieler Liebe spricht. So wurde eine schöne Vergangenheit wieder einmahl recht lebendig vor meinem Geiste aufgeregt, und ich brachte von meiner Reise sehr viel neue Kraft und fröhlichen Lebensmuth zurück.

Gleich wie ich wieder ankam, erfuhr ich, daß Lachmann plötzlich seinen schon lange gehegten Vorsatz, den Krieg als preußischer Volontair mitzumachen, ausgeführt habe. Diese Nachricht betrübte mich, denn ich hatte ihn sehr lieb, und seine Gesellschaft war mir zu Zeiten selbst unentbehrlich. Schon seit einem halben Jahre sah ich die Keime, die diesen Entschluß hervorbrachten, sich entwickeln. Lüfe's Liebesglück, wovon er zum Theil Zeuge gewesen war, hatte seine früher schlummernde Empfindung gewaltsam aufgeregt, und da ihr ein Gegenstand mangelte, hatte er sie in eine überspannte Freundschaft gegen Klenze übertragen. Natürlich konnte ihm ein solches Verhältniß dennoch nicht genügen, und er gerieth durch den Mangel an Befriedigung in eine träumerische Schlaffheit, in ein Schmachten und Schwanken, in eine krankhafte Reizbarkeit, die ihn zu jedem Geschäfte untauglich machte. So lange Klenzes Hiersein ihm noch einen festen Punkt für sein Gefühl darbot, fühlte er nicht Alles Traurige dieses Zustandes, sobald jener aber wiederum in den Krieg gegangen war, konnte er seine Lage nicht mehr ertragen. Glücklicherweise hat er noch grade vor seiner Entfernung seinen Properz ganz vollendet, und ich hoffe, daß es ihm gut thun wird, wenn das Leben ihn ein wenig zusammenrüttelt. —

Heute Mittag war ich bey Bouterwek. Er hatte noch nichts für mich bey Adelheit thun können, weil zwischen seiner Frau und Tychsens Mißverständnisse entstanden sind. Doch erneuerte er seine Verheißungen, und ich weiß, daß ich ihm in dieser Rücksicht trauen darf. Die J. giebt sich von neuem Mühe, mich zu fangen, und ich habe wohl Neigung noch eine Zeit lang mit ihr zu tändeln."

*) Adolf Friedrich Furchau, 1787 zu Stralsund geboren, 1808 als Prediger der Jacobikirche daselbst gestorben, war 1806—10, wo er in Göttingen studierte, mit Schultze sehr befreundet worden. Damals schrieb er Trauerspiele, in der Folge wandte er sich dem Epos zu, sein letztes Werk erschien 1831.

Im Tagebuche folgt nun der nachstehende Entwurf zu einem Schreiben an die Gräfin Julie von Egloffstein:

Göttingen, den 31sten May 1815. Wenn ein Briefwechsel mit Ihnen und den Ihrigen, meine liebenswürdige Freundin, nicht schon an und für sich so viel Genuß gewährte, und ich Ihnen nicht auch früher auf das innigste verpflichtet wäre, so müßte mich doch jetzt seit meiner Zurückkunft die wärmste Dankbarkeit zum Schreiben zwingen. Freylich werden Sie finden, daß diese erste Periode ganz im Canzleystyle geschrieben ist, und Sie können vielleicht vermuthen, daß nur mein pflichtschuldiges Herz mich antreibe, Ihnen mit vielen Bücklingen und zierlichen Redensarten eine verlegne Visite zu machen, wenn Sie nicht wüßten, daß es oft schwer sey, einen Eingang zu solchen Äußerungen zu finden, die aus der tiefsten und wärmsten Empfindung kommen. Die Ursache davon ist, weil solche Empfindungen sich immer wie ein verschlagenes Schiffchen auf der stürmischen Höhe umhertreiben und keinen Hafen finden, von dem sie auslaufen, noch worin sie ihren Lauf endigen könnten. So ganz abgerissen aus der Mitte anzufangen ist gegen jede Regel des guten Briefstyls, und wir arme Menschen, deren ewiges Geschäft darin besteht, Regeln zu geben, gewöhnen uns endlich so daran, daß wir sie selbst anwenden, wo das Herz jede Regel verbietet.

Aber im Ernst, meine gute Freundin, es ist mir bey Ihnen unmöglich, anders als rein menschlich zu fühlen und zu handeln, und ich will lieber frey wie ein Irrwisch im Felde umherhüpfen, als mich in jene Zauberlaternen zwängen lassen, worin auf das Gebeiß der Tausendkünstler des Ceremonials das göttliche Fünkchen in uns sich auf mannigfaltige Weise spiegeln und wiederspiegeln muß. Darum scheue ich mich auch nicht, Ihnen ohne Umschweife zu gestehen, daß mein Aufenthalt in Misburg besonders dieses Mahl, da ich es so sehr bedurfte, mir neuen Muth und verjüngte Kraft zum Leben gegeben habe, daß Ihre zarte Theilnahme mir unaussprechlich theuer und tröstend gewesen sey, und daß ich dieses ganze Glück Ihrer Freundschaft nur so tiefer fühle, weil ich nicht begreife, wie ich es verdiene, wenn ich nicht glauben will, daß das Schicksal, ohne meine übrigen wenigen Ansprüche darauf zu erwägen, mir dadurch einen Ersatz geben wolle für so viel Böses, was es mir zufügte. Ich habe mich mit unbeschreiblichem Schmerz von Misburg und von Ihnen getrennt, weil ich einen Kreis verlassen mußte, der allein fähig ist, mich so glücklich zu machen, als ich noch werden kann, denn leider wird mein ganzes künftiges Leben, selbst in seinen schönsten Augenblicken, doch nur eine bewölkte Abendsonne bleiben und nie die Frische und Klarheit des frühen Tages wiedererhalten. Könnte ich doch immer in Ihrer Nähe wohnen, dann würde vielleicht ein Widerschein Ihres reichen und lebendigen Gemüths auf mich fallen und mir wenigstens einen täuschenden Glanz geben. Aber solch ein Widerschein bleibt doch immer ein unangenehmes Licht, weil es blendend

Digitized by Google

und trübe zugleich ist, und durch sein unbeständiges Umherirren das Auge verletzt. Es macht mich sehr wehmüthig wenn ich bedenke daß auch ich einst sagen konnte wie Tasso:

In dieser Woge spiegelte so schön
Die Sonne sich, es ruhten die Gestirne
An dieser Brust die liebend sich bewegte,

und daß mir jetzt fast Nichts von Allem den geblieben ist, was mich sonst zuweilen meinen Freunden und mir selbst lieb und angenehm machte, als höchstens nur ein Schein der Freude, den ich von mir gewaltsam erzwingen oder von Andern borgen muß. Ich wage es fast nicht, mich Jemandem vertraulich zu nähern, weil ich mich meiner selbst schäme, und doch will Ihre Güte mich überreden, ich dürfe es. Ach wenn Sie so ganz meine Freundin seyn wollten, wenn ich mit Ihnen Alles theilen dürfte, was mich freut und schmerzt, so würde mir vielleicht um vieles besser werden. Jetzt stehe ich ganz einsam und verzehre mich in mir selbst, weil ich meine Umgebungen und zuweilen mich selbst glauben machen will, ich sey ruhig. Aber wirklich, fast möchte ich es wagen, Sie zu bestechen und mich durch ein unbegränztes Vertrauen, das ich Ihnen vielleicht wider Ihren Willen aufbürde, in Ihre Freundschaft einzuschleichen. Auch möchte ich mich gern bey Ihnen von dem Verdachte befreyen, als hätte ich durch meine Schuld in jenem bloß zur augenblicklichen Unterhaltung eingegangenen Verhältniß mit der Fr. v. J Veranlassung zu einer Situation gegeben, wovon Sie alles drückende noch bey weitem nicht kennen.

Liebe Julie, ich wollte, ich wäre Ihr Bruder, oder ich hätte so viel für Sie gethan, um mich Ihren Freund nennen zu dürfen, dann würde ich vielleicht weniger fürchten, Ihnen in diesem Augenblicke zu mißfallen.

Sie werden leicht begreifen, daß mir nach Cecilens Tode die ganze Welt fremd werden mußte, weil ich glaubte, sie würde mir nie wieder etwas bieten, was mich anziehen könnte, und wie ich mich bloß an die anschloß, die meinen ganzen Schmerz mit mir fühlen konnten, weil er auch der ihrige war. Erst in Cecilens Krankheit hatte ich mich Adelheit genähert, weil ich früher ihre stille und starke Seele verkannte. Jetzt sah ich Alles, was sie that, was sie litt und was sie mit heldenmüthiger Kraft verschwieg, wie sie allein den Schmerz Aller auf sich nehmen wollte, indem sie uns mit ihrem zerrissenen Herzen zu erheitern suchte. Diese äußere Ruhe wurde damahls von kleinlichen Menschen gehässig gedeutet: aber ich achtete sie nun so mehr, daß sie, die sonst mit einer etwas überspannten Delikatesse zu ängstlich jeden nachtheiligen Schein zu vermeiden sucht, der schönen Pflicht, die sie sich selbst aufgelegt hatte, die Meinung Anderer aufopferte. Ich war damahls ganz ein Mitglied der Familie geworden. Adelheit war meine Freundin, meine Schwester, sie war das einzige theure Erbe, das mir Cecilie zurückgelassen hatte. Es ist so verzeihlich, das zu lieben, was einem über Alles geliebten Wesen unaussprechlich werth war; ich fühle deutlich, daß ich niemahls wieder hätte lieben können, wenn Cecilie keine Schwester gehabt hätte. Der Schmerz der Gegenwart, der Trost der Erinnerung, die schreckliche Verödung meines verwaisten Herzens, das, fast allen andern Leidenschaften fremd, nur durch die Liebe leben und von ihr allein jeden andern Schmuck, dessen es fähig ist, empfangen kann, führten mich zu ihr, und ich liebte Cecilien nie reiner, ich gedachte ihrer nie häufiger und wehmüthiger als in den ersten glücklichen Zeiten meiner Neigung zu Adelheit.

Denn wie sich Träum' im Leben oft entfalten.
Und Leben oft in lust'gen Träumen blüht,
So gatten sich die mindlgen Gestalten
Zu einem Bild im liebenden Gemüth.
In dieser strebt' ich jene festzuhalten
Und wähnte, daß mit dieser jene flieht:
Doch weil die Eine längst sich mir entrissen,
Must' ich auch stets der Andern Liebe missen.*)

Ich habe nie einen schönern Frühling erlebt als den ersten nach Cecilens Tode, denn auch der stille Schmerz hat eine unbeschreibliche Süßigkeit, und die Erinnerungen und Hoffnungen der Liebe vereinigten sich mit ihm und ließen mich in mannigfaltigen und seltsam in einander verfließenden Gefühlen und Träumen umherirren, wie in einem moudhellen Zaubergarten, voll von leisem Gesang und Blumenduft und Quellengerieſel und Blättergesäusel, worin der Himmel sich schon wieder röthet, während gegenüber der Abend noch dämmert. Adelheit war damahls immer so freundlich und mild gegen mich. Der befangene Scharfsinn meines regen Gefühls ließ mich so manches bemerken, was vielleicht nicht da war oder doch anders gedeutet werden mußte, ich hoffte, daß sie mir das ersetzen wolle, was ich verlohren hatte, und diese Hoffnung befestigte sich in mir nach und nach zur Überzeugung. Ich bedachte nicht, daß auch das Mitleiden in schönen Seelen die Farbe der Zuneigung annehmen, daß die ehrende Anerkennung eines fremden Gefühls dem eigenen Gefühle gleichen kann, daß ein argloses und unbefangenes Gemüth gern Jedem freundlich entgegenkommt, den zu verachten und zu vermeiden es keinen Grund findet. Sie mußte bemerken, was in meiner Seele vorging, und wie ich glaubte, bemerkte sie es gern. Einst, an einem schönen Nachmittage, den wir in einem reizenden Thale bey Göttingen zubrachten, schien mir mein Glück die höchste Stufe erreicht zu haben. Ich hatte mich ihr schon früher durch Andeutungen und nachher offen erklärt und sie durfte heute nicht länger ausweichen, mir zu antworten. Nie gab sie mir süßere und zartere Zeichen der Huld; ach, es waren nur Gaben des Mitleids, nur Vergütungen für den unendlichen Schmerz, den sie mir machen wollte, es waren die Kränze, womit man ein Opfer schmückt. Ich sah die Sorgsamkeit des Zartgefühls, womit sie mich für mein Unglück vorbereiten wollte, für schüchterne Hingebung an und hielt die Thränen der Wehmuth für Thränen der Liebe. Könnte ich mit meinem halben Leben doch nur einige Stunden jenes Nach-

*) Aus dem Einleitungs-Gedicht zum „Poetischen Tagebuch." „Erklärung" (in der Ausgabe von 1855 Band III. S. 4)

Digitized by Google

mittags zurückerkaufen. Wohl ist es ein wahrer Gedanke, daß in den seligsten Augenblicken des Glücks das Unheil uns am nächsten schwebt. Es war Alles nur ein schöner Traum gewesen. Sie erklärte mir mit vieler Schonung, ja selbst mit unverhehltem Schmerze, daß sie fest entschlossen sey, nie solche Verhältnisse einzugehen, wie ich sie von ihr verlangte, daß ich sie aber sehr unglücklich machen würde, wenn diese Erklärung irgend einen übereilten Entschluß von meiner Seite herbeyführen würde. Ich kannte die Festigkeit ihrer Vorsätze und mußte nach dieser Versicherung allen Hoffnungen entsagen. Sie machte mich unaussprechlich unglücklich, aber ich konnte es nicht über das Herz bringen, irgend etwas zu thun, was sie unglücklich gemacht hätte, deßhalb gab ich den Entschluß auf, den ich früher gefaßt hatte, im Fall einer Weigerung durch eine rasche Veränderung meiner äußeren Verhältnisse und meines ganzen Schicksals meinen Schmerz zu betäuben und ihn vielleicht, wenn der Zufall es wollte, auf eine ehrenvolle Art, wozu sich damahls so schöne Gelegenheiten darboten, mit meinem Leben zugleich zu enden. Ich gab ihr mein Ehrenwort in Göttingen zu bleiben, und meinen Gram, so viel ich es vermöchte, still zu dulden, und sie versprach mir dafür meine Freundin zu seyn und Alles zu thun, um mich die Vernichtung der schönsten Hoffnungen meines Lebens vergessen zu lassen.

Ernst Schulze.

Voll deutlicher Anspielungen auf sein eigenes Schicksal ist auch die folgende Stelle aus einem Schreiben an die Gräfin Karoline von Egloffstein. Es handelt sich darin um die von Karoline erbetene Übersetzung einer französischen Romanze, von welcher sie gewünscht hatte, daß der Held, ein Sänger, am Leben bleibe.

Göttingen, 17. Juni 1815. Wie unaussprechlich gut sind Sie, meine liebenswürdige Freundin, daß Sie mich so bald und so unverhofft mit einem Briefe erfreuten. Das Schicksal hat aber auch noch besonders die Stunde, worin Sie schrieben, für mich geweiht, denn Ihre freundlichen Worte schienen dazu bestimmt zu seyn, einem sehr schön verlebten Tage in seinem letzten Augenblicke noch die Krone aufzusetzen. Eine zahlreiche Gesellschaft machte gestern eine recht hübsche Waldpartie auf den ganzen Tag nach der Pfesse und Mariaspring. Ich habe seit langer Zeit alle solche Vergnügungen gemieden, weil ich wegen meiner Stimmung immer nur eine stumme und den Übrigen lästige Rolle dabei spielte. Aber mein letzter Aufenthalt in Miesburg hat mich wieder bei weitem menschlicher gemacht; und so verdanke ich auch Ihnen in gewisser Hinsicht die große Heiterkeit, die mich den ganzen gestrigen Tag keinen Augenblick verließ.

Man frühstückte auf der Pfesse und tanzte zwischen den Ruinen, und da natürlich die Ruinen, zu denen ich schon seit mehreren Jahren in manchen Stunden zu zählen bin, nicht mittanzten, und Ihnen auch noch von Göttingen her meine Vorsätze bekannt seyn werden, begnügte ich mich am Zuschauen und dachte an die Zeit, wo ich auch in Arkadien war. Gegen Mittag gingen wir nach Mariaspring und aßen dort im Freyen; dann tanzte die junge Welt noch bis 10 Uhr, während ich mich zu den vernünftigen Leuten setzte und ohne große Beschwerlichkeit mit einigen ehrwürdigen Damen wohl erfonnene Redensarten über die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens wechselte. Das ganze schloß mit einer Erleuchtung und einem artigen Feuerwerke, nach dessen Abbrennung plötzlich die größte Dunkelheit und die schnellste Trennung erfolgte. So löst sich in den meisten Köpfen und Herzen ein solches Bergnügen in flüchtigen Dampf und dunkle Vergessenheit auf.

..... Meine erste Beschäftigung, als ich heute erwachte, war ein Versuch, die allerliebste Romanze zu übersetzen. Sie werden finden, daß es mir nur schlecht gelungen ist... Trotz meinem guten Willen und Ihrer Fürbitte habe ich den armen Sänger nicht vom Tode retten können, denn der Effekt würde dadurch sehr geschwächt worden sein. Er verdiente es wohl, einen so schönen Tod zu sterben, als ich ihn mir immer gewünscht habe. Aber wenn er auch geliebt wurde, so nimmt er doch jetzt die Bitte und die Thränen seiner Braut mit ins Grab. Wer weiß, ob er nicht einst bey der Veränderlichkeit des menschlichen Herzens ungeliebt und unbeweint hätte sterben müssen, oder ob seine Braut nicht vielleicht vor ihm gestorben wäre, und er dann ein langes Leben voll Gram und Nacht mit sich umhergetragen hätte. Der früheste Tod ist immer der schönste, denn ein kurzes Leben gibt uns die wenigsten Täuschungen...

... Ihre Grüße an Adelheit habe ich treu überbracht und es sind mir wieder tausend an Sie Alle aufgetragen. Wenn mir doch jemals von ihr so herzliche Grüße an mich selbst ausverirrt wurden!..."

Aus der zuletzt mitgeteilten Stelle ersehen wir, daß sein Verkehr mit dem Dychsen'schen Hause wieder begonnen. Wie sich dies trotz seinen festen Vorsatze gefügt, wissen wir nicht; höchst wahrscheinlich hat er selbst den ersten Schritt gethan; an Bonterweks Vermittlung ist aus verschiedenen Gründen nicht zu glauben. Höchst bezeichnender Weise begegnen wir nun auch wieder einer Eintragung im „Poetischen Tagebuch," nachdem er in den Monaten, wo er Adelheit fern geblieben, kein Lied gefunden, singt er wie am 17. Juli 1815:

„Nimm mir Alles, falsches Glück,
Gib' mir Täuschung, Freud' und Schmerzen,
Eins bleibt mir doch zurück:
Hohe Lieb in treuem Herzen.
Deinen Zorn erleb' ich nicht,
Klage nicht um Ruhm und Freude,
Muthig ist, wie Morgenlicht
Lieb' im Leide."

Auch das Lied vom 20. Juli 1815 ist eine Mahnung zum Ausharren. Er hatte sie wahrlich nötig. Man lese seinen nächsten Brief an Adelheit:

Am 29sten Juli 1815. Ich kann nicht anders, ich muß Ihnen schreiben, meine liebe Adelheit. Sie baten mich selbst zu reden, darum will ich es thun. Sie wollten einst meine Freundin seyn, darum

Digitized by Google

müssen Sie mir rathen und wahr gegen mich handeln, so lange Sie mich nicht beschuldigen können, jemahls unwahr gegen Sie gewesen zu seyn.

Ich habe schon lange Schmerz ertragen gelernt und manches mußte mir eine Kleinigkeit scheinen, was Andre auf das Schmerzlichste verwunden würde. Aber aus zu vielen Kleinigkeiten entsteht doch am Ende eine unerträgliche Last, und nichts ist so stark, was nicht zuletzt niedergedrückt werden könnte. Ich habe Gelegenheiten genug gehabt und sie zum Theil von Ihnen selbst erhalten, Ihnen meine Standhaftigkeit und Ergebung zu bewähren, deßhalb werden Sie nicht glauben, es sey etwas Geringfügiges, was mich jetzt den Entschluß, schweigend zu dulden, brechen läßt.

Das Verhältniß, worin ich schon seit meiner Zurückkunft mit Ihrem Hause stehe, muß Ihnen und den Ihrigen eben so lästig seyn als es mir bitter kränkend ist. Darum ist es besser, es durch eine freywillige Entfernung ganz aufzuheben, wenn es sich auf keine andre Art umwandeln läßt. Ich will es Ihnen nicht sagen und mag es mir selbst nicht einmahl denken, was mir eine solche Trennung kosten müßte, aber ich würde dennoch die Kraft dazu haben, denn ich bin der Opfer schon gewohnt und würde auch Ihnen eins damit bringen. Sie haben ja selbst vor einiger Zeit bemerken können, wie ich im Stande bin, mir Das zu versagen, was ich mir nach meinen Begriffen von Ehre und Selbstachtung nicht erlauben darf. Ich habe meine Rückkehr Ihrer Willkühr überlassen. Ich versprach Ihnen Entsagung, Geduld und Heiterkeit, und wünschte nur den Platz in Ihrem Hause wieder zu erhalten, dessen ich einst durch die Güte der Ihrigen und durch meine Anhänglichkeit versichert zu seyn glaubte. Konnten Sie ahnen, daß sich Alles in einem halben Jahre so ganz verändert habe, daß ich aus einem Kinde oder aus einem Freunde des Hauses ein gleichgültiger und unwillkommener Fremdling geworden sey, so würden Sie mir die Rückkehr abgerathen haben. Sie thaten es nicht; daraus muß ich schließen, daß neuere Ursachen jene Veränderung, von der ich mich schon so lange schmerzlich niedergedrückt fühle, hervorgebracht haben. Ich könnte freylich denken, daß der Sinn des Menschen sich so leicht ändert, daß es angenehm sey, eine zu altgewordene Umgebung mit einer neuen zu vertauschen, aber ich mag das nicht denken, denn der Gedanke, bey Ihnen einmahl Mode gewesen zu seyn, würde mich noch unglücklicher machen, als die Furcht, durch eine mir unbewußte und auf jeden Fall nicht beabsichtigte Schuld mir Ihr Mißfallen zugezogen zu haben, obgleich es ein Fehler bey mir seyn mag, daß ich zu wenig mit der Welt lebe und meiner eignen Treue gegen Alles, was ich einmahl liebe, zu sehr versichert bin, um einen solchen Gedanken nicht unerträglich zu finden. Nein, ich muß irgend ein Unrecht begangen haben, wodurch die Freundschaft der Ihrigen gegen mich vermindert ist, oder es muß überhaupt etwas Unangenehmeres und Abstoßenderes als früher in mein Betragen gekommen seyn, welches Sie wünschen läßt, meine Annäherung zu vermeiden. Sie müssen jenes wissen, oder dieses an mir selbst bemerkt haben, darum bitte ich Sie, es mir nicht zu verhehlen. Seit ich selbst wahr geworden bin, habe ich auch Wahrheit ertragen gelernt, darum kann Sie nichts zurückhalten, offen gegen mich zu seyn. Sie waren seit einiger Zeit sehr freundlich gegen mich, so daß ich bennahe glauben mußte, Sie wollten mir dadurch manches vergüten, was mich kränkte, deshalb werden Sie mir gewiß nicht minder gern behülflich seyn wollen, die Ursache jener Kränkungen zu heben. Ich kann Ihnen bey Gott versichern, daß ich ohne Vorsatz gefehlt, und immer nur den festen Willen gehabt habe, Sie und die Ihrigen zu lieben, und Ihnen dankbar zu seyn, für die freundschaftliche Aufnahme, die mir einst von Ihrem Hause zu Theil wurde. Freylich war ich der letzteren Bemühung nicht immer ganz glücklich, wie ich aus der Gleichgültigkeit bemerkte, womit ich das aufgenommen sah, wodurch ich allein meine Dankbarkeit beweisen konnte, und zu dessen Vollendung ich die besten Kräfte meines Lebens bestimmt hatte. Sie wissen selbst, meine liebe Adelheit, wie sehr ich alle Lobpreisungen hasse: aber eine freundliche Anerkennung der Bemühung wird ja sonst, selbst dem mißlungenen Versuche gern gewährt. Es ist so natürlich sich mit Andern über das freuen zu wollen, bey dessen Vollendung man selber Freude empfunden hatte: aber Sie erinnern sich, daß sich schon lange nur selten eine Stunde finden ließ, worin Ihnen eine solche Mittheilung gelegen gewesen wäre. Es kränkte mich anfangs, ich habe es längst verschmerzt und mich nach Ihrer Bequemlichkeit gerichtet. Ich glaube wenigstens bey Ihnen bemerkt zu haben, daß meine Bemühung Ihnen nicht ganz unlieb war, und das ist mir schon viel; noch mehr aber ist mir das täglich festere Bewußtseyn, daß Cecilens Name und Gedächtniß durch mich fortleben wird.

Ich beschwöre Sie bey den letzten wenigen Strahlen von Friede und Freude, die nach Cecilens Tode und nach der Vernichtung meiner Hoffnungen auf Ihre Liebe, noch auf mein trauriges Leben fallen können, verhehlen Sie mir nichts, meine geliebte Adelheit. Die Vergleichung zwischen dem Jetzt und dem Einst ist mir zu fürchterlich. Ich will ja gern Alles thun um wieder gut zu machen, worin ich es vielleicht versehen habe, und es kann den Ihrigen ja nicht viele Aufopferungen kosten, mir die Stelle in Ihrem Kreise wieder zu gewähren, die ich einst besaß. Ich habe so treu die Leiden Ihres Hauses getheilt, warum traut man mir denn weniger Fähigkeit zu, auch seine Freuden zu empfinden? Sollte es vielleicht meine Liebe zu Ihnen seyn, die meine Entfernung wünschenswerth macht? Sie wäre das Einzige, was ich um jenen Preis nicht aufopfern könnte: aber ich kann unmöglich glauben, daß ich gezwungen werden sollte, wegen des Heiligsten und Reinsten, was ich in mir erkenne, den einzigen Kreis, worin ich mich noch glücklich fühlen kann, zu meiden.

Und müßten wir uns dennoch trennen, meine geliebte Adelheit, so würden Sie wenigstens meiner

Digitized by Google

mit Freundschaft gedenken, so wie ich mit Liebe Ihrer und der Ihrigen. Ich würde den Trost in meine Verbannung mitnehmen, daß ich einst Ihrem Hause werth gewesen, und wenn auch vielleicht durch meine Schuld, doch ohne meinen Vorsatz Ihnen später minder geworden sey. Ich würde dennoch das vollenden, was ich für Cecilie begonnen habe und für Sie einst beginnen werde und dann einst, wenn auch durch Andre, vielleicht erfahren, daß ich Ihnen Freude durch meine Bemühungen gemacht hätte, wenn ich es auch aus Ihrem eignen Munde nicht mehr hören dürfte."

Welche Wirkung der Brief geübt hatte, konnten wir uns aus unserer Kenntnis der Persönlichkeiten und Verhältnisse selbst leicht sagen. Aber das Tagebuch wird uns Schlimmeres bringen, als wir ohnehin befürchtet hätten.

(Ein zehnter Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— Ein wertvolles Buch, das wir mit Vergnügen und nicht ohne Bereicherung unserer Kenntnisse gelesen haben, sind die „Kulturgeschichtlichen Bilder aus Göttingen" von Dr. Otto Mejer (Lindenhannover, Carl Manz) und wir möchten meinen, daß auch jene Leser unserem Urteil beistimmen werden, die unsere Vorliebe für Göttingen und die Geschichte studentischen Wesens nicht teilen. In schmuckloser, aber um so klarerer und unbedingt verläßlicher Darstellung giebt der Verfasser ein Bild der Entwickelung der Göttinger Universitäts-Verfassung, dann der Göttinger Gesellschaft im XVIII. Jahrhundert, der Studenten-Verbindungen u. s. w. daneben werden einzelne hervorragende Geschehnisse aus der Vergangenheit Göttingens vorgeführt. Hier und da wird die Darstellung allerdings etwas zu nüchtern, so in dem Kapitel „Göttinger Studentenwohnungen," das wir folgt anhebt: „Beginnen wir unsere Wanderung vor dem Weenderthore, so ist da nur das Haus Weender-Chaussee 40 (Freise) bemerkenswert, wo — „auf Dankwarts Garten" — in seinem letzten Studenten-Semester, dem Sommer 1810, der Dichter der bezanberten Rose Ernst Schulze gewohnt hat. Er hatte vorher drei andere Wohnungen gehabt: Michaelis 1806—7 Untere Karspule 3, Michaelis 1807—9 Stumpfebiet 2 (jetzt Theol. Stift, damals Böhmers Erben) und den Winter 1809—1 Bapendiek 27—28." Und so geht es manche Seite fort. Andere Kapitel wieder sind lebendig geschrieben, darunter jenes, das für weitere Kreise daß meiste Interesse hat: „Aus des Reichskanzlers Göttinger Studentenzeit." Einiges sei daraus hier mitgeteilt. Bismarck verbrachte seine drei ersten Semester — Ostern 1832 bis Herbst 1833 — in Göttingen. Im ersten Semester war er am fleißigsten; da hörte er noch pünktlich und gewissenhaft Morgens um sieben bei Heeren, der zwar schon bejahrt, aber noch immer sehr geistreich und anregend war, Länder- und Völkerkunde, nun acht bei dem Aesthetiker Amadeus Wendt Logik und Metaphysik, dann folgte eine einstündige Pause für den Fechtboden, um zeim hörte er bei dem berühmten Hugo Rechtsencyclopädie, um elf bei Göschen Institutionen. Das Mittagessen wurde um zwölf eingenommen. Nachmittags 4 Uhr folgte ein Colleg bei Thibaut über reine Mathematik. Also unter fünf Collegien nur zwei juristische. Im zweiten Semester blieb er nur dem alten Heeren treu und hörte daneben Kriminalrecht bei Meister: bei Göschen belegt' er nicht mehr, weil ihm dieser in den Index geschrieben hatte: „Fleißig, eine Vorlesung aber unfleißig," — dies eine Mal hatte Bismarck nämlich nicht mitgeschrieben! Der Dozent, bei dem er nun Pandekten hörte, Dr. Bolett, war ein Flachkopf, galt aber als „praktisch" zur Vorbereitung für's Examen. Im dritten Semester gar hörte Bismarck nur zwei Stunden bei Bolett; mehr Zeit ließen ihm die Corpsgeschäfte nicht mehr übrig. Daneben gestaltete sich auch der Verkehr mit dem Universitätsstsrichter recht zeitraubend. Aus dem „vollkommen bescheidenen Fuchs," der nur ein einziges Mal wegen Hinauswerfens einer Bonteille aus dem Fenster einen Gulden Strafe hatte bezahlen müssen, wurde ein gewaltiger Kneiper und Schläger. Die erste größere Strafe — elf Tage Carcer — erhielt er wegen seiner Funktion als Unparteiischer bei einem Duell, die zweite — vier Tage — wegen seiner Mitgliedschaft an einem, von der akademischen Behörde aufgehobenen Corps, zugleich mußte er auch das „bedingte consilium abeundi" unterschreiben: Ich unterwerfe mich hierdurch der Strafe des consilii abeundi, falls ich wieder an einer unerlaubten Verbindung teilnehmen werde. D. o. Bismarck." Der Name ist „mit kräftigem Federzug, der noch nicht so steilen Ductus wie sein heutiger hat, unterzeichnet. Man könnte meinen, aus den Zügen blicke eine gewisse Heiterkeit verständlich hervor." Er blieb nämlich ruhig im Corps. Ein viertes Mal kam er mit einem Verweis davon obgleich die Verschuldung an und für sich nicht gering war: er drang „in erhöhter Stimmung" in das Zimmer eines fremden Studenten und bedrohte ihn; das Gericht urteilte so mild, weil Bismarck dabei nur mit einer Lichtscheere bewaffnet war. Wegen seiner eigenen Duelle kam er nie in Untersuchung. Im Ganzen ist also sehr milde und nachsichtig gegen ihn verfahren worden, was er auch 52 Jahre später selbst anerkannt hat. Als ihm der Verfasser, Dr. Otto Mejer, diesen Absatz vorlegte, erwiderte er: „Ich habe mich bei der Lektüre Ihrer Aufzeichnungen mit einer gewissen Wehmut in meine Jugend zurückversetzen können. Ich ersehe daraus mit Vergnügen, daß das Universitäts-Gericht nachsichtiger über mich urteilte, als ich nach meinen Erinnerungen verdient." Wir können das Buch empfehlen.

— Von Theodor Nöldeke, dem bekannten ausgezeichneten Orientalisten der Straßburger Hochschule liegt uns ein Band „Orientalische Skizzen" (Berlin, Gebr. Paetel) vor, populär-wissenschaftliche Studien aus dem Forschungsgebiete des ausgezeichneten Autors. Ein Eingehen auf die einzelnen Arbeiten verbietet sich leider an dieser Stelle durch das Programm unserer Zeitschrift; so sei zum Mindesten kurz gesagt, daß mehrere Abhandlungen schon durch ihren Stoff das Interesse weiter Kreise verdienen — so namentlich die über den Koran, den Islam, vor allem aber der meisterhafte Essay: „Zur Charakteristik der Semiten," der zugleich ein Muster an Objektivität ist. Aber auch die anderen Aufsätze — über Syrische Heilige, den König Theodor von Abessynien u. s. w. — wird Jedermann gerne lesen, schon weil sie auch in der Form höchst anziehend geschrieben sind, ohne je im schlimmen Sinn des Worts populär zu werden. l. h.

— Ernst Eckstein's Eigenart als Romandichter ist vor nicht allzulanger Zeit aus berufener Feder an dieser Stelle charakterisirt worden. So mag diesmal der bloße Hinweis auf ein neues Werk des rastlos schaffenden Dichters genügen, das sich seinen früheren Arbeiten würdig anschließt. Es ist der zweibändige, im Verlage von G. Grote in Berlin erschienene Roman „Themis," ein Criminal-Roman, der sich namentlich an Schärfe der Charakteristik dem besten anreiht, was Eckstein auf diesem Gebiete geschaffen. l. h.

— Seit Heinrich Heine's geistsprühendem, wenn

Digitized by Google

auch nicht erschöpfendem Buche über „Shakespeare's Frauengestalten" ist in deutscher Sprache kein Buch über dieses Thema erschienen, bis es neuerdings von Dr. Louis Lewes in einem Buch unter gleichem Titel behandelt worden ist (Stuttgart, Carl Krabbe.) Es ist ein fleißiges und recht hübsch geschriebenes Buch, das für unsere Empfindung nur etwas zu sehr in's Breite geht, was sich um so fühlbarer macht, als wesentlich neue Gesichtspunkte nicht beigebracht werden.
l. h.

— Ein frisches und liebenswürdiges, dabei sehr belehrendes und zu alledem auch noch ein anspruchsloses Buch sind die „Kultur- und Landschafts-Bilder aus Steiermark und Kärnten" von Michel Knittl (Klagenfurt, Leon.) Der Verfasser, einst Student der katholischen Theologie, nun Professor am Gymnasium zu Villach, schildert uns, was er selbst gesehen und erfahren hat, dies aber so, wie oben gerühmt ist. Als besonders wertvoll seien die Mitteilungen über die deutsche, von Slovenen umflutete Sprachinsel Cilli, die autobiographische Skizze: „Erinnerungen aus dem Grazer Priesterhause," die köstlichen Schilderungen Kärntnerischer Landbäder und Sommerfrischen, sowie der Studie „Sennenleben in den kärntnerischen Alpen" hervorgehoben. Knittl schreibt einen etwas kuriosen Stil, aber es steckt Kraft und Eigenart darin.
l. h.

— In F. J. Webers bekannter Sammlung von Katechismen ist auch jüngst ein „Katechismus der Mimik und Gebärdensprache" erschienen; der Verfasser ist ein tüchtiger, früher in Prag, jetzt, so weit uns bekannt, in Weidenstichland wirkender Dramaturg, Karl Skraup. Das Buch ist verständig geschrieben und kann wohl orientieren; es verdient Empfehlung.
l. h.

— Vorlesungen über Lessings Nathan, gehalten an der Universität zu Berlin von Karl Werder (Berlin, F. Fontane & Co.) Das schöne, von edelster Menschlichkeit und feinstem Kunstverständnis erfüllte Buch des kürzlich verstorbenen, berühmten Aesthetikers hat sich bereits so allgemeine Wertschätzung und große Verbreitung errungen, daß wir mit unserer Empfehlung fast zu spät kommen. Aber es giebt wohl noch immer viele Gebildete, die es nicht kennen, und denen sei gesagt, daß es wenige Schriften über unsere Klassiker giebt, die so lesenswert sind und eine solche Fülle von Anregungen enthalten, wie dieses Werk, das, seither in zweiter Auflage erschienen, gewiß noch manchen Neudruck erleben wird.
l. h.

— „Der Naturalismus in kritischer Beleuchtung." Von Peter Philipp (Leipzig, Litter. Anstalt A. Schulze.) Eine heftige Philippika gegen den Naturalismus. Viel Neues enthält das Schriftchen nicht, aber es ist vernünftig, nur etwas zu heftig, geschrieben. Daß sich die Mode des Naturalismus bereits überlebt hat, dies hat Herr Philipp übersehen; diese Erkenntnis hätte ihn sicherlich ruhiger, vielleicht auch gerechter gestimmt
K. B.

— „Die alten und die neuen Wege in der Musik." Von Dr. Heinrich Pudor (Dresden, Oskar Damm.) Mehrere Stellen dieser Broschüre haben uns den Eindruck gemacht, daß Herr Pudor verrückt ist, wieder andere den Eindruck, daß er sich nur verrückt stellt. Welches von beiden richtig ist, wissen wir nicht, die Kritik hat aber in beiden Fällen nichts weiter über ihn zu sagen.

— „Grundzüge der deutschen Poetik für den Schul- und Selbstunterricht." Von Hans Sommert (Wien, Beermann & Altmann.) Das Büchlein liegt bereits in vierter Auflage vor. Der Erfolg ist ein wohlverdienter; es ist durchaus brauchbar und zweckdienlich.

— „Welmor, genannt der Salzburger. Ein denkwürdiges Charakterbild aus dem Ende des letzten und Anfang dieses Jahrhunderts." Von C. Roller. (Heilbronn, Otto Weber.) Ein Mann des Namens „Welmor" hat in der Umgebung von Heilbronn um 1800 wirklich als Wahnsinniger sein Wesen getrieben, und unzweifelhaft hatte er vorher viel Bildung erworben und vielerlei erlebt. Auch beschäftigte er lange die Phantasie der Zeitgenossen, die ihm einen Lebensroman, ähnlich wie der des Kaspar Hauser, andichteten. Aus den Schriften über ihn und den mündlichen Ueberlieferungen in der Umgebung von Heilbronn hat der Verfasser eine Art Roman zusammengestellt, der nicht uninteressant, aber leider sehr geschmacklos geschrieben ist.

— Eine Biographie Scheffels hat Professor Josef Stöckle in Schwetzingen im Verlage von Ferdinand Schöningh in Paderborn, unter dem Titel: „Ich fahr in die Welt. Joseph Viktor von Scheffel. der Dichter des fröhlichen Wanderns und harmlosen Genießens," erscheinen lassen. Es enthält an Urteilen und Thatsachen nichts Neues, bietet aber das Bekannte in knapper Form und ist mit rechter Begeisterung für den Dichter geschrieben.

— „Deutsche Verslehre." Von Sigmar Mehring (Leipzig, Phillipp Reklam jun.) Ein recht praktisches Büchlein, das Jenen, die seiner bedürfen, als Führer und Berater gute Dienste thun wird.

— Wer in Deutschland angeblichie Gelehrsamkeit mit der richtigen Grobheit verbindet, kann leicht zu Erfolg kommen: es gab wirklich einige Monate, wo Herr Wustmann, als ein feinfühliger Sprachgelehrter galt und alle Welt die „Sprachdummheiten" las. Diesem Modebüchlein haben Prof. Minor in Wien und andere Leute, die mitreden können, ein rasches Ende bereitet. Nachträglich erschien dagegen noch noch eine Streitschrift von Dr. Karl Kaerger (Berlin, Gergonne & Cie.), die viel beachtenswertes enthält und noch heute gelesen zu werden verdient, obwohl von Herrn Wustmann nun unter ernsthaften Leuten nicht weiter die Rede ist. Ihr Titel lautet: „In tyrannunculos. Streitschrift zur Verteidigung der deutschen Sprachfreiheit."
l. h.

— „Die freien Rhythmen in Heinrich Heine's Nordseebildern." Ein Beitrag zur neuen deutschen Metrik von Paul Remer. Heidelberg, Carl Weber's Universitätsbuchhandlung. Eine kleine, aber sehr gehaltvolle Schrift, die warme Empfehlung verdient. In Ausführung eines Gedankens von Wilhelm Jordan aber durchaus selbständig und mit feinstem Gefühl weist Remer nach, welche epochemachende Bedeutung den freien Rhythmen Heine's zukommt: er habe darin mit der Opitz'schen Metrik gebrochen und habe, natürlich in durchaus modernerem Geiste, die Freiheit des altgermanischen Rhythmus wieder zu Ehren gebracht. Was Heine auch in formaler Beziehung für die Entwicklung unserer modernen Dichtung bedeutet, findet sich hier schön und verständig ausgeführt.
r. g.

— Von Ludwig Finda's „Stungedichten," die in der „Deutschen Dichtung" bei ihrem ersten Erscheinen eingehende Würdigung gefunden, liegt nun eine zweite, vermehrte Auflage vor (Stuttgart, Cotta.)

— Max Hoffmann hat sich in seinen „Frischen Liedern," die an dieser Stelle Würdigung gefunden, als hübsches und frisches Talent erwiesen. Die gleiche Anerkennung wird man seiner Sammlung: „Morgenstimmen und Anderes" (München, E. Albert & Co.) zollen dürfen. Ab und zu stört wohl auch eine gezwungene Wendung, wie z. B. „Die Mondorange wallt auf Wolkenflur," aber das Meiste verrät neben dichterischem Können auch Geschmack.

— Poetik. Die Lehre von der deutschen Dichtkunst. Entworfen von Dr. Ernst Kleinpaul. Ausgeführt für Dichter und alle Freunde der Poesie von Wilhelm Langewiesche. Neunte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Bremen, M. Heinsius Nachfolger. Es freut uns, aus der Thatsache dieser neuen Auflage zu ersehen, daß das vortreffliche Buch von den zahlreichen Jüngeren, aber minder wertvollen Rivalen nicht verdrängt worden ist. Es ist und bleibt das nützlichste

Digitized by Google

Buch dieser Art und die verständnisvolle Art, in der es für die neue Auflage einer Umarbeitung unterzogen worden ist, erhöht seinen Wert.

— Andreas Hofer. Zeitbild aus den Tiroler Befreiungskriegen in vier Akten von Josef Kerausch-Heimfelsen, Wien, L. Rosner. Die Frage, ob der Sandwirt zum dramatischen Helden tauge, ist anläßlich der Dichtungen von Immermann und Auerbach viel und oft behandelt worden: er ist es nicht, weil die dramatische Schuld fehlt. Dies Zeitbild wird, obwohl es in Akte und Scenen eingeteilt ist, die alte Streitfrage nicht wachrufen, es ist kein Drama, sondern eine Reihe von Bildern. Die patriotische Begeisterung des Verfassers tritt leider viel klarer daraus hervor, als sein poetisches Talent; auch der Stil zeigt ganz unglaubliche Verrenkungen und Wortungetüme. Vieles ist ganz unverständlich, z. B. S. 89: „Nicht des Geschehnen wollte ich läutern, Sandwirt, allein von wem und dann zu welcher Zeit, dem galt jetzt dieser Vorwurf. Demütig hätte ich das Haupt entblößt vor einem Wallfahrtszuge, dem der letztgenannte Teil gefehlt." Das soll dichterische Sprache sein! l. h.

— Aus der Streusandbüchse. Gedichte von Ewald Müller. Dresden, E. Pierson. Der Verfasser ist ein Brandenburger und lebt in der Mark, daher der Titel. Die Verse sind formal gut und glatt, aber das Meiste erhebt sich nicht über die Mittelmäßigkeit; auch wirkt die lyrische Redseligkeit störend. Besseres findet sich unter den kürzeren Gedichten; zur Probe geben wir die folgenden Strophen: „Ein Geheimnis":

Zu der Felsen wildem Reich
Steigt die Nacht mit tausend Leuchten,
Wandelt auf der Alm, der feuchten,
Bang und bleich.

Droben trifft sie fels'nen Fund:
Schleier, Stock und Reisegüter,
Winselnd dicht dabei als Hüter
Einen Hund.

An des jähen Abgrunds Rand
Tritt sie bang mit stummer Frage,
Starrt, getroffen wie vom Schlage,
Schreckgebannt.

Und sie weicht vor Furcht und Graus,
Hebt die langen, schwarzen Flügel,
Löscht ihr Licht ob Thal und Hügel
Weinend aus.

Die „vom Schlag getroffene" Nacht ist freilich keine glückliche Wendung, aber das Gedicht zeigt immerhin eine gewisse Kraft, die leider vielen anderen im Buche abgeht. l. h.

— Morgenglühen. Oden und Lieder eines Antimodernen. Von Karl Friedrich Jordan. Berlin, Rehwisch & Seeler. Der Verfasser ist der edelsten und sittlichsten Absichten voll, aber ein Poet ist er nicht. Das erweist schon das „Vorwort „Antimodern," das ganz entsetzlich platt und nüchtern ist. „Modern" sei nur eben ein Schlagwort, meint Herr Jordan, und da hat er ja auch recht, aber nicht recht ist's von ihm, darüber folgende Reime zu machen:

„Tritt man nun näher dem Wesenskern
Des Schlagworts, dem sich Alles beugt,
Dem man die größte Verehrung bezeugt,
So findet man — fast nichts als Verneinung,
Keine wahrhaft förderliche Erscheinung."

Namentlich mißfällt Herrn Jordan Eines an der „Moderne":

„Auch hat für Gebet und Inn're Erbauung
Keinen Raum die moderne Weltanschauung."

Was dieser Prolog ankündigt, hat uns das Buch gehalten: Jordan ist ein ernster, frommer Mann vom besten Willen, aber seine Verse sind zum Teil fächterlich, zum Teil mittelmäßig. „Hinab zum Rhonegletscher" ist vielleicht noch das beste Gedicht im Buch, und da finden sich Stellen, wie folgende:

„Heisa! Helsa! weiter voran!
Wenige Schritte noch
Mutig und leicht,
Und es berührt dich,
Ewiger Eisstrom,
Rastend mein Fuß!"

Daraus mag man auf den sonstigen Inhalt schließen! r. g.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Bodmann, Emanuel. Stufen. Lyrisches und Satyrisches. Zürich. „Stern's Literar. Bulletin der Schweiz". 1894.

Lacroma, Paul Maria. Drosta von Drontheim. Eine wundersame Geschichte. Zweite durchgesehene Auflage. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1892.

Sommer, Fedor. Pestalozzi in Stanz. Charakterbild in 3 Aufzügen. Biegnitz. Carl Seyffarth. 1894.

Kemschens, Peter. Traumn der Liebe. Verse. Düsseldorf. Düsseldorfer Vereins-Druckerei. 1894.

Fulda, Ludwig. Lebensfragmente. Zwei Novellen. (Erwin Dürer. Die Hochzeitsreise nach Rom.) Stuttgart. J. G. Cotta, Nachfolger. 1894.

Schaumberger, Julius. Die neue Ehe. Drama in fünf Akten. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Conrad, M. G. Wahl-Fahrten. Erinnerungen aus meiner Reichstags-Kandidatenzeit. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Herse, Albert. Liebe und Sport. Berlin. Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1894.

Krebs, Otto. Gedichte. Zürich. J. Schabelitz. 1894.

Dominicus, J. Vor der Auferstehung. Berlin. Deutsche Schriftsteller Genossenschaft. 1894.

Mazuranić, Fran. Stizzen. Aus dem Kroatischen übersetzt von Ludwig Paul Bertwig. Berlin. Siegfried Cronbach. 1898.

Stilgebauer, Edward. Menschenschicksal. Der Novellen neue Folge. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Hoffmann, Max. Morgenstimmen und anderes. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Müller, Josef. Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart. München. Dr. H. Lüneburg. 1894.

Gehrke, Else. Dornröschen. Zaubermärchen. Frei für die Bühne bearbeitet. Duisburg a. Rhein. 1893.

Hildebrandt, Paul. Die Kunst, das Steifkind der Gesellschaft. Berlin. Amsler und Ruthardt. o. J.

Ulschner, K. W. Schauspiele. II. Sommerfrische. Die ist verdächtig. Ein Geburtstag. Die Fee von Heidelberg. Leipzig. G. Kreysing. o. J.

Fontane, Theodor. Von, vor und nach der Reise. Plaudereien und kleine Geschichten. Berlin. F. Fontane & Co. 1894.

Oliphant, Mrs. Die Herzogstochter. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von S. Maugold. Stuttgart. J. Engelhorn. 1894.

Behrend, Ernst. Novellen. Bernauer Brei. Christophorus. Martinus von Krüchten. Berlin. Freund & Jeckel. 1894.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von J. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gerzonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Mein Erstling: „Till Eulenspiegel redivivus".

Von Julius Wolff.

Genau zwanzig Jahre ist es her, daß mein — nicht zuerst gedrucktes, aber zuerst von mir geschriebenes Buch erschien, „Till Eulenspiegel redivivus."

Mein zuerst gedrucktes Buch war das „Aus dem Felde", Kriegslieder, eigentlich mehr Kriegsbilder, unter den Eindrücken und Erlebnissen im deutsch-französischen Kriege auf feindlichem Boden entstanden und Ende 1871 in einem Bändchen herausgegeben, das im Buchhandel längst vergriffen ist.

Die erste Niederschrift von „Eulenspiegel" begann und beendete ich im Jahre 1869 in Quedlinburg, wo ich damals noch lebte. Schüchterne, ziemlich ungeschickte Versuche, ihn zu Verlag und Druck zu bringen, noch dazu an den unrechten Stellen gemacht, scheiterten und wurden damals nicht von mir fortgesetzt. Soviel ich mich erinnere, spürte ich keinen starken Trieb in mir, meine Dichtung gedruckt zu sehen. Das Dichten hatte mir Freude gemacht, reichliche Mußestunden beglückend ausgefüllt, und mir war nun zu Mute, als hätte ich mir in leichtfüßigen Versen etwas von der Seele heruntergeschrieben, was mich unwillkürlich zum Aussprechen gedrängt hatte. Die ersten Verse waren es nicht, die ich dabei schmiedete. Damit habe ich sehr früh angefangen, denn wenig über zwölf Jahr alt, verfaßte ich mein erstes Gedicht, ein fünf- oder sechsstrophiges Neujahrsgedicht, an meine Eltern gerichtet; — nun, es war auch danach! ich glaube, ich habe es noch. Dennoch wiederfuhr meinem Machwerk und mir die Ehre, daß meine Eltern mir anfangs gar nicht glauben wollten, es ohne fremde Hilfe fertig gebracht zu haben, was mich nachdenklich und eitel machte. Frühreif war ich keineswegs, bin im Gegenteil, bei guten natürlichen Anlagen und trotz meines von Kindheit an sehr lebhaften Temperaments, in meinen Verstandeskräften und Charaktereigenschaften immer sehr langsam und demzufolge sehr spät gereift. Aber die poetische Ader, die doch wohl in mir schlagen mußte, regte sich ungezwungen und fast unaufhörlich. In den vierundzwanzig Jahren von jenem Neujahrsgedicht bis zu den Liedern aus dem Felde entstanden eine Menge kleiner und größerer Gelegenheitsgedichte von verschiedentlichem Inhalt und wechselnder Form. Ich hielt sie aus angeborener Scheu vor der Öffentlichkeit streng geheim wie etwas Unerlaubtes, Verbotenes, und erst in späteren Jahren, als mir die Übung etwas mehr Sicherheit in der Handhabung der Sprache und des Versmaßes verlieh, wagte ich es, dann und wann einmal eines in irgend einem kleinstädtischen Wochenblättchen, natürlich anonym, abdrucken zu lassen. Fanden sie Beifall bei den Lesern, was meist der Fall war, so lachte ich mir ins Fäustchen und nannte mich nicht als Verfasser. Nur wenige von den vielen mögen noch vorhanden sein, und das ist recht gut, denn ich bin überzeugt, sie verdienten alle nichts weniger, als die Unsterblichkeit.

Wie ich nun endlich dazu gekommen bin, mich einmal an ein größeres „Werk" heranzumachen, weiß ich selber nicht mehr.

Es mag mich wohl „die Lust am Fabuliren" und „der Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug" dazu getrieben haben, die jedem Poetlein im Blute stecken und ihn zum frischen, fröhlichen Schaffen anstacheln.

Digitized by Google

Volkstümliche Sagen- und Heldengestalten waren sowohl in meiner Lektüre wie in meiner Phantasie von Jugend auf meine Lieblinge, und namentlich Till Eulenspiegel hatte es mir angethan, von dem — kaum glaublich, aber wahr! — unter den schlichtesten Leuten meiner kleinen, alten Vaterstadt noch allerhand abenteuerliche Geschichten von Mund zu Mund gingen. Im Jahre 1864 trat ich einmal auf einem Polterabend in der wohlkostümirten Rolle des Kneitlinger Bauernsohnes aus dem vierzehnten Jahrhundert auf, weil ich eine, allerdings nur sehr lose Beziehung zwischen ihm und dem mir befreundeten Bräutigam herausgefunden hatte, und verflocht in meinen gereimten Vortrag schon damals auch einen andern Freund meiner Seele, den Rattenfänger von Hameln.

Fahrende waren sie beide, und von Stund an ließ mir zumächst der jüngere von ihnen, Till, der Schalk und Schelm, der überall, wohin er kam, mit Bürgern und Bauern seine Possen trieb, keine Ruhe mehr. Wie er später mir selber ein paar derbe Streiche spielte, werde ich weiterhin erzählen.

Aus dem ruhelosen, übermütigen Wandergesellen mit dem merkwürdigen Namen „Ulenspiegel", wie in der niederdeutschen Mundart ihres Heimatdorfes die Familie hieß, wuchs mir in meinen Gedanken und Vorstellungen allmählich etwas wie eine komische Idealgestalt, eine Verkörperung schlagfertigen, thatlustigen Humors empor, deren poetische Darstellung und Verklärung mich unwiderstehlich lockte. Er war in allen Landen wegen seiner Verkehrtheiten und Durchtriebenheiten bekannt und beliebt, denn das Volksbuch, das sie berichtet, hat in unzähligen Ausgaben eine Verbreitung gefunden wie, mit Ausnahme der Bibel, kein anderes Buch auf Erden. Aber die darin enthaltenen Narrenspossen in Versen nachzuerzählen war nicht meine Absicht. Mir schwebte der Plan vor und gewann in meinem Sinnen und Suchen immer deutlichere Gestalt, den alten Fahrenden auferstehen und leibhaftig, aber unerkannt die Gegenwart noch einmal durchwandeln zu lassen. Als lachender, die Welt und die Menschen mit ihren kleinen und großen Schwächen verspottender Philosoph mit Pritsche und Fuchsschwanz, als weiser Narr, der jedem Begegnenden gefragt oder ungefragt die Wahrheit keck ins Gesicht sagt, diesem ein Bein stellt, jenem eine Nase dreht, sollte er in meiner Dichtung erscheinen.

Ohne mir vorher mit dem Ausspinnen einer Fabel und Handlung lange den Kopf zu zerbrechen, ging ich frohgemut an die Arbeit, schrieb darauf los, was mir gerade einfiel, und die Verse flossen mir so leicht und rasch aus der Feder, als diktierte sie mir — nicht der heilige, sondern ein recht weltlich gesinnter Geist.

Auf den Inhalt des Gedichts will ich hier nicht eingehen. Wer das Buch gelesen hat, kennt ihn, und wer es nicht gelesen hat, nun — „De mag't jo woll nich mägen," tröste ich mich mit Fritz Reuter. Mir machte die Arbeit innigste Freude, und heute noch könnte ich mich selber um die sorglose Naivität beneiden, mit der ich mein erstes Buch geschrieben habe. Sie ist mir natürlicher Weise längst verloren gegangen, so treu mir auch die hohe Lust am dichterischen Schaffen geblieben ist.

Ja, und dann war's fertig, d. h. was man so nach der ersten Niederschrift fertig zu nennen pflegt, denn nun fängt ja das Fatum eines Buches eigentlich erst an. Nach den schon erwähnten verfehlten Versuchen, es an den Mann zu bringen, ließ ich das Manuskript ruhig im Kasten liegen, und sein Schlaf störte meinen Schlaf nicht. Dann kam der französische Krieg, während dessen mir mein Till Eulenspiegel völlig aus dem Gedächtnis entschwand. Als ich aber aus Feindesland heimgekehrt und mit meiner Familie nach Berlin übergesiedelt war, hatte sich in meinen Verhältnissen, äußerlich und innerlich, manches verändert. Meine Kriegslieder, die zuerst vereinzelt in den von Franz Lipperheide herausgegebenen „Liedern zu Schutz und Trutz" erschienen, hatten weit mehr Beifall gefunden, als ich erwartet hatte; ich hatte überhaupt keinen erwartet, hatte an dergleichen garnicht gedacht. Die Anerkennung jedoch, die ich dafür nicht nur von der günstigen Kritik (Gott bessre sie!) hie und da erfuhr, sondern auch aus andern, mir bedeutsameren Zeichen merkte, gaben mir den Mut und das Selbstvertrauen zu weiterem Schaffen, auch für die Öffentlichkeit. Dazu kam die Erwägung, ob mir die praktische Pflege der Dichtkunst nicht auch zur Erwerbsquelle werden könnte. Es sollte lange dauern, bis diese Hoffnung in

Digitized by Google

Erfüllung ging; später hat sich das so leidlich gemacht, aber Lampenöl hat's gekostet.

Nun nahm ich mir meinen Till Eulenspiegel wieder vor, um ihn noch einmal durchzuarbeiten, doch viel habe ich damals nicht daran geändert, soweit ich mich entsinnen kann. Schon früher hatte ich die Idee einmal dem mir befreundeten Ferdinand Freiligrath in mündlicher Unterhaltung mitgeteilt. Dieser hatte mir den Plan gelobt und mir auf meine Bitte die Erlaubnis gegeben, das fertige Buch, wenn es einst das Licht der Welt erblicken sollte, ihm widmen zu dürfen. Ihm sandte ich nun das Manuskript nach Stuttgart und bat ihn, es mit seiner gütigen Fürsprache der Cotta'schen Buchhandlung zum Verlage anzubieten. Nach einiger Zeit schrieb mir der Freund unter Rücksendung des Manuskriptes, der Lector der Cotta'schen Buchhandlung hätte meine Dichtung vorläufig abgelehnt; wenn es mir aber gelänge, die und die Mängel darin, die er mir namhaft machte, zu beseitigen, so wäre noch einige Aussicht auf Annahme vorhanden. Mit heller Begeisterung und einem Herzen voll Hoffnung fiel ich über mein Werk her, flickte und feilte mit fliegender Feder daran herum, und noch nicht zwei Wochen später war Till Eulenspiegel zum zweiten Male in Stuttgart. Aber da kam ein strenges „Oho!" von Ferdinand Freiligrath. Was ich mir denn eigentlich einbildete, schrieb er in freundschaftlicher Entrüstung; ich wäre verfahren, wie ein Schneider, der einen verschnitteneu Rock in ein paar Tagen wieder zurechtmeistert. Das hätte die Herren dort sehr verschnupft, und sie lehnten den Verlag nun ein- für allemal ab.

Nun hatten wir uns wieder, mein Till und ich; aber nicht für lange, denn nun begannen seine fröhlichen Wanderjahre. Von Verleger zu Verleger reiste er nun im deutschen Reiche herum, kam aber nach jedem einzelnen Ausfluge wie Noah's Rabe zu mir zurück, ohne in der Ferne Rast und bleibende Stätte gefunden zu haben. Geschriebene Worte brachte er stets mit, nichts als Worte, zwischen denen ich manchmal las, daß man ihn gar nicht gelesen hatte. Offenbar sträubte sich der Nedivivus, in der Gegenwart öffentlich wieder zu erscheinen. Dieser mein Verdacht gegen ihn wurde noch bestärkt durch den ersten tückischen Streich, den er mir, seinem Wiederwecker an seinem Grabe spielte.

Während er nämlich unverdrossen von einer deutschen Verlagsfirma zur andern fechten ging, besuchte ich eines Tages sein Grab, wenigstens seinen Grabstein in Möllu. O der ist sehenswert! nur hat er einen schlechten Platz und befindet sich gewiß nicht da, wo Till Eulenspiegel begraben steht, denn Till soll in aufrechter Stellung in das Grab versenkt worden sein. Der weit über zwei Meter hohe Stein befindet sich, befand sich wenigstens damals in einer Art Nische an der Außenwand einer Kirche und ist mit einer morschen, hölzernen Flügelthür verschlossen, zu welcher der Küster den Schlüssel hat. Auf diesem Stein ist in rohen, tief eingegrabenen Umrissen das lebensgroße Bild des Fahrenden zu sehen. Breitbeinig steht er da, mit einer Hand die Eule, mit der andern einen Spiegel emporhaltend. In den Gesichtszügen aber liegt soviel Lustigkeit und Übermut, soviel Keckheit und Bosheit ausgedrückt, daß ich mich halb darüber freute, halb mir davor graute. In Gedanken versunken stand ich lange davor; dann griff ich zu Papier und Bleistift, um mir die Grabschrift von dem Steine zu kopieren. Aber da kam ich schön an! quod non! das wollte sich Till nicht gefallen lassen; er schickte mir einen strömenden Platzregen auf den Hals, der mich im Nu bis auf die Haut durchnäßte und mir buchstäblich die Grabschrift, ehe ich sie ganz kopiert hatte, vom aufgeweichten Papier in meiner Hand verlöschte. Das war in Möllu.

Ich konnte nun schon eine recht stattliche Anzahl von Körben aufweisen, die sich mein Till bei den Verlegern geholt hatte, und war darüber etwas kleinmütig geworden. Da flog mir eines Tages zu meiner großen Ueberraschung ein Verlagsantrag von selber ins Haus. Er kam, auf Anregung eines Bekannten von mir, von der Meyerschen Hofbuchhandlung in Detmold, die sich unter Zubilligung eines bescheidenen Honorars bereit erklärte, meine Dichtung in Verlag zu nehmen. Seelensvergnügt sandte ich ihr das Manuskript ein, und der Druck begann, ging aber sehr langsam von statten, denn ich erhielt wöchentlich zwei, höchstens drei Druckbogen zur Korrektur im Format von groß Oktav. Endlich, Mitte

Digitized by Google

August 1874, empfing ich drei fertige, brochirte Exemplare, von denen ich eines sofort an Ferdinand Freiligrath sandte, den Freund, dem ich das Buch gewidmet hatte. Meine Freude war groß, sollte aber bald durch eine böse Nachricht gedämpft werden. Denn kaum ein paar Tage später erhielt ich von der Buchhandlung in Detmold die telegraphische Mittheilung, daß in der Nacht die Druckerei niedergebrannt und mit ihr auch die ganze Auflage meines Till Eulenspiegel in Flammen aufgegangen sei.

Dieses war der zweite Streich, den mir der närrische Kauz spielte. Noch einmal und noch in letzter Stunde sträubte er sich hartnäckig, meiner Beschwörung aus dem Dunkel seines Grabes zu folgen und in das Licht der Gegenwart zu treten. Es half ihm aber nichts; er mußte es eben leiden, daß er nun noch einmal von vorn an neu gedruckt wurde. Und endlich, endlich erschien er wirklich als Redivivus, nachdem er mir seine Wiederbelebung schwer genug gemacht hatte.

Das Jahr darauf ging er in den Verlag der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin über und scheint sich nun in sein papiernes Wanderleben gefunden zu haben, denn wie er es einst vor einem halben Jahrtausend als fahrender Mann zu thun pflegte, schrieb er in diesen zwanzig Jahren an manches Haus in deutschen und in fremden Landen sein „Hic fuit".

Mein Erstlingswerk: „Zlatorog".

Von Rudolf Baumbach.

Die siebziger Jahre waren eine frohe Zeit für mich, gewissermaßen die zweite Auflage meiner vielleicht allzu fröhlichen Studentenzeit. Ich saß in Triest am Gestade der blauen Adria, wenn ich nicht durch die Berge des Karstes und der Julischen Alpen strich und botanische Studien machte.

Als der küstenländische Alpenverein gegründet wurde, ward ich ein eifriges Mitglied. Da wir Geld brauchten, um auf dem Krainer Schneeberg ein Unterkunftshaus zu bauen, lieferte ich eine (nur im Manuskript erscheinende) Wochenschrift, genannt „Enzian". Der Leipziger Verleger, Felix Liebeskind, bekam diese „Kneipzeitung" (denn mehr war es nicht) zu Gesicht, nahm sie in Verlag und gab drei Jahre hintereinander je ein Heft heraus, welches er auch „Enzian" nannte mit dem Zusatz „ein Gaudeamus für Bergsteiger". Eine Zeit lang galt in „alpinen" Kreisen ein gewisser Baron Czörnig, der 1893 in Wien gestorben ist, für den Verfasser und Rudolf Baumbach für sein Pseudonym. Die von mir herrührenden Beiträge sind später von Liebeskind unter meinem Namen und dem Titel „Mein Frühjahr" herausgegeben worden.

Auf den Enzian folgte die in dem gleichen Verlag erschienene Alpensage „Zlatorog". Diese slovenische Sage wurde mir mitgeteilt von einem Triester Professor Wilhelm Urbas, der damals an einer Landeskunde von Krain arbeitete. Die Sage handelt von dem weißen, goldgehörnten Gemsbock, der das Alpenparadies der weißen Frauen (Rojenice) bewacht und schließlich zerstört. Der Schauplatz der Sage ist der Triglav (Terglow), der höchste Gipfel der Julischen Alpen.

Viermal setzte ich an, diesen Gipfel zu ersteigen, und viermal zwang mich das Wetter unter der Spitze bei einer Schafhütte, deren Name mir entfallen ist, umzukehren. Zu den notwendigen Naturschilderungen, an denen man die überwiegende Botanik tadelt, lieferten mir die den Triglav umgebenden, niederen Berge das Material, namentlich die Černa prst, deren Gipfel in der That ein Zaubergarten ist.

Das Gedicht „Zlatorog" entstand in den Jahren 1874 und 1875 in dem Krainer Bad Veldes und erschien Weihnachten 1876 bei Liebeskind in Leipzig. Die erste Recension, die mir zukam, lautete: „Nicht über das Niveau der landläufigen Wald-, Feld- und Wiesen-Dichtungen erhebt sich das Gedicht Zlatorog von R. B. Freilich wird hier die ungebührlich prächtige Ausstattung ganz besonders die Kritik herausfordern." Bald liefen andere Besprechungen ein, in denen das Gedicht gelobt wurde, so z. B. eine Recension von Robert

Digitized by Google

Hamerling, die für die Verbreitung des Büchleins in Oesterreich wichtig wurde. Als Curiosum sei eine Erwähnung des Gedichtes in dem zu Florenz erscheinenden Blatt „Le Touriste“ verzeichnet: R. B. a fait un recueil des proverbes en usage parmi les habitants des Alpes Juliennes dans l'idiome slave et les a imprimées dans un petit volume intitulé Zlatorog.

Ein Glück für das Gedicht war es, daß der Wiener Hofburgschauspieler Josef Lewinsky darauf aufmerksam wurde. Er las die Dichtung zuerst in Wien, dann in vielen anderen Städten, und von dem Beifall, den der berühmte und beliebte Recitator erntete, fiel allemal auch für mich etwas ab.

Das Gedicht wurde als Cantate (später auch als Oper) behandelt von A. Thierfelder, der jetzt als akademischer Musikdirektor in Rostock lebt, als Oper von Victor Gluth in München und von Hans Schmitt in Wien. Die Opern scheinen aber keinen Erfolg gehabt zu haben.

Im vergangenen Frühling traf ich bei einer Wanderung in Kärnthen auf ein „Hôtel Zlatorog“,*) allwo man mir viel Ehr' erwies. Vergelt's Gott!

Bei mir daheim in Meiningen ist der goldgehörnte Gemsbock in verschiedenen plastischen Darstellungen zu finden und wird den bei mir vorsprechenden Freunden mit Stolz gezeigt.

Die Dichtung hat viele Auflagen erlebt, und ich hoffe, obwohl es mit meiner Gesundheit nicht gut steht, noch die fünfzigste zu sehen. Die letzte ist geschmackvoll illustriert von Franz Meyer.

*) Ein merkwürdiger Zufall ist es, daß in der Nähe dieses Hauses ein Gemsbock steht, der halbweiß ist. Hoffentlich werde ich im Herbst desselben habhaft.

Einer Unglücklichen.

Das sind der Berge Thränenspuren,
Die Rinnen, drin mit Donnerklang
Des Wildbachs Fluten niederfuhren
In Sommers Glut, in Wetterdrang.

Dir aber zogen leise, leise
Die kleinen Perlen hell und licht
Eingrabend Deines Lebens Gleise
Die Spuren tief in's Angesicht.

Am tiefsten, wenn Dein Herz bezwungen
Welteinsamkeit wie Wüstenhauch,
Dann sind in's Auge Dir gedrungen
Die brennendsten, die stillsten auch.

Fern ist Dir nun der Sturm geblieben,
Doch auch der Sonnenschein, wie weit,
Still aber steht die Schrift geschrieben,
Die tote Schrift der toten Zeit.

Die düstre Freundin nur verweilet,
Die Einsamkeit, in Deinem Haus
Und wie sie Deine Schmerzen teilet
So löscht sie Deine Freuden aus!

Franz Herold.

Lied.

Den stillen, stillen Weg entlang
Sind wir allein geschritten,
Die Luft war all' voll Duft und Klang
Und Sonnenstrahlen glitten
Hinab den grünen Wiesenhang
Den stillen, stillen Weg entlang.

Es lag so heiß die Mittagsglut
Auf all' den tausend Zweigen —
Ich war ein frisches junges Blut,
Noch wußt ich nicht, wie Liebe thut —
Mir war so fremd, so eigen.

Du aber schlugst die Augen auf,
Die Augen, die reinen, blauen —
Ich sah so stumm zu dir hinauf
Und konnt' nicht lassen vom Schauen,
Ich hielt deine kleine weiße Hand,
Und nimmer weiß ich, wie lang ich stand.

Ein munt'rer Fink im nahen Tann
Sang seine laute Weise,
Und warmer Hauch strich dann und wann
Durch all' die Blumen leise,
Durch all' das Gras am Wiesenhang
Den stillen, stillen Weg entlang ...

Georg Edward.

Digitized by Google

Ankunft.

Froh braust der Zug; man eilt, fliegt zu den Schienen.
Es sucht und fragt und ruft der wirre Schwarm. —
Dem Gatten zeigt mit selig-stolzen Mienen
Die junge Frau den Buben auf dem Arm.

Zäh zischt der Dampf; ein sprühend feiner Regen
Des Kindes Haupt mit frommem Wasser weiht:
Sei Glück dir hold auf deinen Schleierwegen,
Du dampfgetauftes Kind der neuen Zeit!

Paul Wertheimer.

Goldene Hochzeit.

Er:

Was hat mir Frieden gebracht;
Mein Leben eingehürdet?
Was hat mich froh gemacht,
Mein Herz unrastentbürdet?
Was hat meinen Herbst, meinen harten Herbst
In hellem Lenz gelichtet?
Was hat meines Lebens keuchenden Kampf
Zum leisen Lied gedichtet?
Das hat dein hold reich Herz gethan,
Und deine süßen Augen, die
Mein Leben übersonnten, —
Sieh, sieh mich mit den Augen an,
Die solche Wunder konnten!

Sie:

Was hat mich stolz gemacht,
Meinem Leben Stand gegeben? —
Daß ich bei Tag und Nacht
Für dich, dich durfte leben?
Was hat mein Herz, mein ängstliches Herz
Mit fröhlicher Kraft umschmeidet?
Was hat mich alte, schwache Frau
Bis heute froh begleitet?
Das thaten die starken Hände dein
Und deine guten Augen, die
Aus Liebe stumm mir dankten, —
Schließ mich in deine Arme ein,
Die mich mit Glück umrankten!

Beide:

Es kommt die Nacht, es nahet an
Mit leisem Schritt der bleiche Mann,
Der Keinen je vergißt.
Wir nehmen beid' ihn an der Hand:
Führ uns, o Tod, in jenes Land,
Wo unſres Kindes Seele ist.

Otto Julius Bierbaum.

Lebenswanderung.

Ein müder Pilger, wandr' ich durch die Nacht.
Frühnebel steigen flatternd aus dem Moor
Und rieseln an mir nieder kühl und sacht'.
In düſt'rer Pracht
Türmt ferne ein Gewitter sich empor.

Verhall'ner Donner rollt vom Bergeshang
Herüber durch die herbstlich stille Flur.
Er klingt im Ohre mir wie Jubelsang
Und Becherklang
Und fröhlicher Gesellen Freundesschwur.

Wann war es, als ich im verlaſſ'nen Saal
Allein mich sah beim grauen Morgenlicht,
Als von der Freude letztem Bacchanal
Ich fort mich stahl?
Es ist wohl lange her. Ich weiß es nicht.

Der Kranz, der höhnend noch mir schmückt das Haupt,
Hängt wirr herab, zerissen und entstellt.
Welk sind die Blüten, müde und bestaubt,
Vom Wind geraubt
Sind viele auch verweht in alle Welt.

Grell fährt ein Blitz durch dunkler Wolken Saum.
Ein dumpfes, bleiernes Ermatten schleicht
Mir in die Seele wie ein schwerer Traum.
Ich merk' es kaum,
Wie Stern auf Stern am Firmament verbleicht.

Der junge Tag, der durch den Nebel bricht,
Gießt Flammenschein auf die bereifte Flur.
Hell fällt ein Sonnenstrahl mir in's Gesicht, —
Da sinkt das Licht
Zurück, verschwindend in der Wolken Grau.

Und wie der Blick im Dunkel suchend schweift,
Da ist es mir, als hätte mich das Glück
Mit seinem letzten flücht'gen Kuß gestreift.
Sehnsüchtig greift
Die Hand in's Leere und fällt matt zurück.

Und laut und lauter schon der Donner brüllt.
Entfesselt rast des Lebens Sturm heran.
Da hemme ich den Schritt, und gramerfüllt,
Das Haupt verhüllt,
Erwarte ich den brausenden Orkan. — —

Otto Oppermann.

Bulgariſche Volkslieder.*)

Ueberſetzt
von
Georg Roſen.
(Ungedruckter Nachlaß.)

I.

Des Todten Abſage.

Dreihundert Flintenſchüſſe, laut
Auf Stojans Hof, an Stojans Grab,
Verkünden ſie, daß Stojan todt!
Militſchka, Stojans junges Weib,
Sie jammert an des Gatten Grab,
Kuft jammernd ihren Gatten an:

„O Stojan, lieber Ehgemahl,
Hörſt du der Heerde Blöken nicht?
Die Heerde blökt in ihrer Hürd',
Daß du ſie nicht zur Weide führſt!
Hörſt du des Kappen Wiehern nicht?
Der Kappe wiehert in dem Stall,
Daß du ihm Hafer nicht gereicht!'" —

„Wohl, was du ſprichſt, vernahm ich, Weib,
Doch aufzuſtehn vermag ich nicht.
Von Winterkälte ſtarrt mein Leib,
Verweſungsſchweiß deckt mein Geſicht,
Die Schlange trank mein Auge aus
Und flicht in meinem Haar ihr Neſt!'"

II.

Der verleumdete Prälat.

Verleumdet ward ein Biſchof einſt,
Er liebe eine Türkenmaid,
Ein Weib aus des Propheten Stamm.
Die Türken griffen ihn darum;
Sie zwangen ihm den Islam auf
Und ſchoren ihm das Lockenhaar.
Doch nahm das Haar ein Diakon
Und warf es in ein ſprühend Feu'r,
Und in den Gluten rief das Haar:
„Verleumdet ward der Kirchenfürſt!"

Sie brachten ihn in die Moſchee,
Und alle Türken kamen mit.
Die Türken dort verneigten ſich
Und beteten nach Türkenart.
Der Biſchof auch verneigte ſich
Und betet' zum Bulgaren-Gott:
„O thu' ein Wunder, lieber Gott!
Errette mich von dieſem Ort
Und führ' mich in die Wallachei.
Dort werd' ich ſelber Wunder thun,
Ein Kirchlein werd' ich jedem Dorf
Und jeder Stadt ein Kloſter bau'n."

Drauf Gott der Herr ein Wunder that,
Er ließ gewalt'gen Sturmwind wehn,
So daß einſtürzte die Moſchee.
Die Türken alle kamen um,
Der Biſchof nur gerettet ward,
Und unverſehrt trat er hervor.
Die Diakonen harrten ſein
Im Hofe drauß' vor der Moſchee;
Sie nahmen ihn in ihre Mitt'
Und führten ihn in fernes Land,
Fernhin in das Wallachenland.
Dort hat er Kirchlein jedem Dorf
Und Klöſter jeder Stadt erbaut
Und ward ein großes Kirchenhaupt.

*) Die vorliegenden Lieder lagen lange in unſerer Mappe, ſie wurden uns von dem ſeither verſchiedenen, um die Kenntnis des europäiſchen Südoſtens ſo hochverdienten Verfaſſer noch ſelbſt zugeſendet. Der Grund lag nur im Raummangel; daß die Uebertragungen gekannt zu werden verdienen, wird ſicherlich mit uns Niemand bezweifeln, der ſie lieſt. Allerdings liegt ihr Hauptwert nicht nach der äſthetiſchen Richtung, obwohl ſie auch darin nicht allzu hochgeſpannten Anforderungen genügen können, ſind ſie doch vornehmlich als Beiträge zu unſerer Erkenntnis einer fremden Volksſeele intereſſant. Bemerkt zu werden verdient die ungemeine Treue in der Wiedergabe, deren ſich Roſen befliſſen; ſeine Uebertragungen decken ſich mit den Originalen nicht blos im Sinn, ſondern auch im Wortlaut. Das iſt ein Verdienſt, das ſich nicht alle Uebertrager ſüdſlaviſcher Volksdichtungen erwerben; namentlich aus dem Serbiſchen haben Einzelne ſo „ſchön" überſetzt, daß das Wichtigſte, die Eigentümlichkeit, faſt ganz verloren gegangen iſt. Aber an dieſem Verſchönern allein liegt es allerdings nicht, wenn das ſerbiſche Volkslied poetiſcher erſcheint als das bulgariſche; dem iſt auch wirklich ſo. Daß gleichwohl auch das Volkslied der Bulgaren Beachtung verdient, werden hoffentlich dieſe Proben neuerdings erweiſen.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

III.

Die Sklavinnen.

Einstürzen mög' sie, die große Kirche,
Daß sie erbaut ward zwischen zwei Straßen,
Zwischen zwei Straßen, zwischen zwei Wegen!
Des einen Wegs ziehn Truppen des Pascha,
Des andern Wegs ziehn braune Tartaren,
Jeder der Tartern reitet zu Rosse,
Her vor sich treibend je einen Sklaven.
Doch vor dem Zuge wanken drei Ketten —
Wanken drei Ketten armer Gefangner.

An der ersten Kette das Mädchen Kalina,
An der zweiten Kette das Mädchen Malina,
Und an der dritten der Mädchen Mutter.
Jammernd der Schwester zurief Kalina:
„Wo, o Malina, sind' ich die Mutter?"

An ihrer Ketten hört es die Mutter,
Und zu den Töchtern also sie redet:

„Still doch, Kalina, schweige Malina!
Klagen nur mög' und jammern die Mutter!
Euch wird man schleppen, ihr Mädchen, nach Stambul,
Wo's doch giebt Menschen unseres Glaubens,
Unseres Glaubens, des Christenglaubens.
Doch mir entriß man den lieben Säugling
Und wird mich schleppen ins Land der Tartaren,
Wo nicht ein Mensch lebt unseres Glaubens,
Unseres Glaubens, unseres Volkes.
Klagen drum mög' und jammern die Mutter!"

IV.

Die eigennützige Spröde.

„Karanfila, schönes Mädchen,
Stets noch meidest du den Ehstland?
Und wenn du dich zeigst als Jungfrau,
Setzest du die Welt in Flammen!
Hast mich schmählich hintergangen,
Hast mir abgelockt die ganze
Habe und das ganze Erbgut,
Was ich erbte von dem Vater,
Was ich erbte von der Mutter,
Weißes Geld dreihundert Groschen
Und fünfhundert Goldzechinen!
Leih' mir, Mädchen, von dem Geld jetzt;
Möcht' so dürftig nicht erscheinen,
Möcht' ein schwarzes Roß mir kaufen
Und nicht wie ein Lump einhergeh'n
Daß ich in die Pfütze trete,
In den Koth der Weg' und Straßen!
Daß nicht schrei'n die Bauernmädchen:
Seht! ein Vampir ist im Dorfe,
Küßt die Jungen, würgt die Alten!"

Ihm erwidert Karanfila:
„O du wunderlicher Jüngling,
Bring doch Zeugen, die's gesehen,
Da du mir das Geld gegeben!" —

Drauf der Jüngling ihr entgegnet:
„Karanfila, schönes Mädchen,
Nicht beschenkt' ich dich vor Leuten,
So daß jetzt ich Zeugen hätte;
Nein, im Dunkeln gab ich Alles!
Zeugen sind die kleinen Sterne,
Kadhi, Richter, sei der Vollmond!" —

Sprach die Jungfrau Karanfila:
„O du wunderlicher Knabe,
Du warst reich und hast's gegeben,
Ich war arm und hab's genommen."

V.

Die Sünde des Straßenräubers.

Krank darnieder Kußo lag, der Räuber,
Wohl der Jahre neun lag er darnieder;
Er verdarb der Polster neun im Liegen,
Mit den neun, den Polstern, zehn der Pfühle!
Und es fragt' den Kußo seine Mutter:

„Was hast du gesündigt, sprich, o Kußo,
Daß so lange Zeit du liegst und leidest?"

„O du Mutter, meine liebe Mutter,
Einer Sünde bin ich wohl bewußt mir: —
Da wir waren junge Straßenräuber,
Gingen wir zur Meß' einst in die Kirche,
Frische Gräber zwei daselbst wir fanden;
Und es banden meine Kameraden
Ihre Roß' an einen schlanken Gelbaum,
Ich allein, o Mutter, band das meine
An das Grabkreuz eines jungen Mädchens.
Sich bewegend, riß der Kapp' das Kreuz aus,
Daß zum Vorschein kam des Mädchens Antlitz.
Doch es war kein Mädchen, liebe Mutter,
Nein, es war Nedeliza, die heil'ge. —
Kauf drum zu mir her neun Popen, Mutter.
Daß sie für mich singen Sühngebete,
Sei's zum Tode, sei es zur Erlösung."

Digitized by Google

Gedichte in ſchwäbiſcher Mundart.

Von

Hyazinth Wäckerle.

I.

Der Bart.

Gang 'naus ins Dorf, gang 'nei' in d' Stadt,
Du merkſt glei', wie viel's g'ſchlage hat,
Du ſiehſt gar bald auf deiner Fahrt:
A jedes Mannsbild trait[1] en Bart,
Und wer koin trait, kommt fella
Zum gella.
Dös hat ſi' freili au bewährt:
Es geit il lauter ſchöane Bärt,
Gar mancher iſt ſo ſtupfig
Und rupfig,
So mancher iſt als wie verhext,
Wenn nu all Stund a Härle wächſt,
Und's weard durch Salb und Wäſſer
Il beſſer.
Der Ma' hat auf de Bart a Recht,
Er g'höart[2] amal zum ſtarka G'ſchlecht;
A Mädle, dem a Schnurrbart blüaht,
Jed's Härle mit der Zang' rausziaht,
Sie findt die Haar[3] um's Mäule[4]
Abſcheule.
I denk's no' guat, in früh'rer Zeit
Hat ſo a Bart viel mehr bedeut';
En Fortſchrittsma', der's Reich il trennt,
Den hat ma' an ſei'm Bart glei' kennt;
Beim Bärtiga, da hat ma's g'wißt,
Daß dös ganz g'wiß „a Koalter"[5] iſt;
Wer it grad wie der Pfarr' hat thau,[6]
Hat ſi' de Schnauzel wachſa lau;[7]
Der Ma' im Bart hat zoigt a Schneid,
Ma' fürcht' ihn, weils koi G'ſpäßla leidt,
Im Bart, da därfet d' Kratza
It kratza.
Jatz merkt ma' wenig Unterſchied,
Weil ma' de Bart bei alle ſieht.
Der Schandarm und der Spitzbua au',
Der Ma', der Schläg kriegt von der Frau,
Der Grauf im Schloß, der Bau'r im Feld,
Der Millionär bim Stumpa[8] Geld,
Der General, der Bettelma',
Laßt wachſa, was nu wachſa ha'.

Wie ſoll ma' d' Leut no' kenna
Und nenna?
Der Bart alloi wenn Geltung hätt,
Na wärel alle g'ſcheit und nett,
A jeder wär a rechter Ma',
Koi Weibsbild hätt mea d' Hoſa a'.
A Mädle, dös am Bart gern pupft,
Und herzli lachet, wenn er ſtupft,
Die ha' jatz doch beim wähla
It fehla.
Wie richt i's ei', wie mach i's gau?
Soll i de Schnurrbart wachſa lau?
En Vollbart traga um und um,
En Knebelbart am Kienza[9] 'rum?
Es muaß ſo glei' it ſei', i ſpar's,
Und fürcht nu g'rad, es weard nix rar's;
Mueß i beim groeßa Hauſa
Mitlaufa?
Es fehlt der Earnſt zur ganza G'ſchicht,
Mir g'fallet's it, die Haar im G'ſicht,
I woiß, es g'höart Kuraſch drzua,
Und merk's, ma' lacht mi' aus g'rad 'gnua,
Und doch will i's probiera,
's raſiera.

[1] trägt; [2] gehört; [3] Haare; [4] Mäulchen; [5] ein Notar, ein Freiſinniger; [6] gethan, gehandelt; [7] laſſen; [8] Beutel voll; [9] Kinn.

II.

I will und will it.

Halb hi' und halb her,
Bald wenig, bald mehr,
Jatz fürſche,[1] na z'ruck,
Schließ d' Kuga und guck,
Bald falſch und bald offa,
Halb zweifla, halb hoffa,
I ſchimpf und i bitt: —
I will und will it.

Bald g'ſcheit iſt's, bald dumm,
Ma lebt und kommt um,
I will's und verſchrick,
's bring A'glück und Glück,

Digitized by Google

Möcht's frei lau,[2] möcht's binda,
I fuach's, will's it finda,
Wirf's weg und nimm's mit: —
I will und will it.

Bi sehig,[3] bi blind,
Halb Mannsbild, halb Kind,
Bi' trauri und lach,
Bi' stark und bi' schwach,
I gang und möcht bleiba,
Zieh's her, will's vertreiba,
Bleib schuldi, bi' quitt: —
I will und will it.

Bald fei', bald mit G'wall,
Heut warm, morga kalt,
Lad's ei' und jag's 'naus,
's Fuir[4] brennt und löscht aus,
Fang a' und will's b'schließa,
Guck weg und thua's grüßa,
Kass' ei' und verschüll: —
I will und will it.

[1] vorwärts, [2] frei lassen, [3] sehend, [4] Feuer.

III.

A guats Mittel.

Mei' Schatz hat a Huesta,[1]
En arga Katarrh,[2]
Und au ihr Humörle
Ist nimma so rar.
Der Doktor geit Pulver
Und wickelt sie feucht,
's will aber it helfa,
Es werd ihr it leicht.
Da sag i: „ei, Schätzle,
Vielleicht leif's im Bluat,
A Kra voll Brustthee[3]
Wär doch am End guat."
Kaum hat sie dös Mittel
A paarmaal probiert,
Da merkt ma' ganz deutli
Wie's d' Krankheit verliert. —

[1] Husten; [2] Katarrh; [3] ein Arm voll Brustthee.

IV.

Zigeuner.

Auf der Wies' beim Schlangaholz
Leit[1] a Trupp Zigeuner,
Wüast[2] sind d' Mannsleut, aber stolz,
D' Mädla sind scho feiner.

Kubeds hand's a Fuir[3] a'zündt,
Gockel hand sie brauta;
„Schwarze Hex, was Du verkündst,
Wag i it verrauta.[4]

Kriegst mei' Hand it, netter Kratz!
Hall it viel auf's Deuta,
Kind scho' sell en lieba Schatz,
Brauch koin prophezeita.

's nutzt di nix dei Katzatritt
Und Doi' Kartaschlaga,
Hyazinth spannt's Kößle it
An Zigeunerwaga."

[1] liegt, [2] wüst, [3] Feuer, [4] verraten.

Kinderfüße.

Die kleinen Füße noch können nicht schreiten,
Mit beiden Händen selbst nicht geleiten
Kann ich mein Kind, das hinaus, in Weiten,
Aus meinen Armen zur Erde strebt,
Bittend und sehnend die Händchen hebt:
Laß mich hinunter vom Schoß doch gleiten,
Ich möchte schreiten dir stolz zu Seiten. . . .

Ach, mein Geliebtes, wie bald doch erlebt
Alles die drängende, kleine Seele,
Lernest das Gehen, das Wandern, das Schreiten,
Läufst uns vorüber wie bald, in die Weiten,
Wandelst den langen, den endlosen Weg
Über der Kindheit lenzknospenden Steg,
Durch eines Lebens Dornengehege,
Wanderst in Wonnen, wanderst in Schmerzen
Weiter und weiter von meinem Herzen!

Hermine von Preuschen.

Am Tag.

Laß uns nicht sterben! Laß uns der Welt zum Trotz
Entfalten das blutrote Banner in blauer Luft
Ueber dem lichten Grün
Deines Gartens!

Flecht' dir den Lorbeer, den ich gepflückt, ins Haar,
Wirf deine Rosen lachend mir in den Schoß.
Laß sie am Gartengitter stehn
Mauien und gaffen.

Unser Geheimnis hätten sie doch erspäht —
Stahl doch mein Auge aus deinem sich sein Licht,
Schwellender lächelt dein Mund,
Seit ich ihn küßte!

Albrecht Mendelssohn Bartholdy.

Digitized by Google

Graues Aug'.

Du gleichst dem grauen Meere, du prächt'ges Augenpaar,
Ihr teilt denselben Zauber: so schön, so voll Gefahr.

Wie in der Abendsonne Leuchten das Meer erglüht,
Und über seine Tiefen ein goldnes Glänzen zieht —

So ruht ein seltsam Schimmer, ein eigner Zauberhauch,
So lockend, so bethörend auf dir du graues Aug'.

Es birgt des Meeres Tiefe die Perle und den Tod,
O wüßt ich, was so rätselhaft auf deinem Grunde loht?

H. Lange.

Im Wald.

Wir saßen bei einander
Unter dem Buchenbaum,
Hatten die Welt vergessen,
Es war uns wie ein Traum.

Ein Wehen in den Wipfeln,
Wir haben still gelauscht:
Der Flügelschlag des Glückes
Hat über uns gerauscht!

Hans Haß.

Ist's möglich?

Der Friedhof lag im Dämmerschein,
Noch kaum ein Sternlein blinkte,
Mir war's, als ob ein Leichenstein
Geheimnisvoll mir winkte.

Doch eisighall mich's überlief,
Als ich die Schrift gelesen;
Die Tote, die da unten schlief,
War einst mir lieb gewesen.

Das Herz, das einst in guter Stund
So heiß für mich gelodert,
Das liegt jetzt in des Grabes Grund,
Erkaltet und vermodert.

Ist's möglich, daß ich oben weil'
Und darf im Licht mich laben,
Indeß von mir der beste Teil
Schon längst — schon längst begraben?

Armin Werherr.

Auf dem Bodensee.

O Seligkeit im leichten Boot,
Indeß die Ruder lässig ruhten,
Dem Leben fern und nah dem Tod,
Sich schaukeln lassen von den Fluten.

Von keinem Menschenwort gestört,
Der Liebe und dem Haß entzogen,
Von keines Menschen Ohr gehört
Zwiesprach zu halten mit den Wogen.

Die wußten von der alten Zeit
Und von der neuen mir zu melden,
Von dunklen Festen, blutgem Streit,
Von Kaisern, Märtyrern und Helden.

Und wie von Lust und Qual befreit,
In ihren dunkelstillen Tiefen
Den großen Schlaf der Ewigkeit
Traumlos so viele Müde schliefen.

Was sonst ich keinem anvertraut,
Gedanken, die im Herzen ruhlen
Ich gab sie preis, ich sagt' es laut
Den lieben, den verschwiegnen Fluten.

Spät in der Nacht mein Schifflein fand
Den Weg zum Hafen in der Ferne
Und über See und Stadt und Land
Wie segnend schimmerten die Sterne.

Wilhelm Langewiesche.

Verblüht.

Herbstlich vergilben die Blätter am Baum.
Silberne Fäden durchspinnen den Raum.

— Sie auch im sorglich geglätteten Haar
Herbstliche Fäden schon wird sie gewahr.

Wogend erschauern die Wunder der Saat,
Blätter der Rosen bestreuen den Pfad.

— Ihr auch entschwand ihre Jugend geschwind,
Wie sich die Rose entblättert im Wind.

Doch es erklingt in des prangenden Flucht:
Sterbende Blüte trägt heilige Frucht!

— Ihr ach, die stets sich in Tugend gemüht,
Blieb es ein Rätsel, warum sie geblüht.

Heinrich Hege.

Digitized by Google

Ernſt Schulze und Adelheid Tychſen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulze's.

X.

Wie Adelheid das zuletzt mitgeteilte Schreiben des Dichters aufgenommen, erfahren wir aus ſeinem folgenden an Bunſen und Brandis gerichteten Brief. Die Freunde weilten damals in Kopenhagen.

„Göttingen, den 18ten Auguſt 1815.

... Da Ihr nun einmahl etwas von meinem Leben wiſſen wollt, ſo kann es Euch doch nicht genügen, wenn ich Euch ſage, daß ich aufſtehe, wache und mich ſchlafen lege. Denn das iſt das Einzige, was ſich von meinem äußeren Leben ſagen läßt; das innere aber iſt nur Liebe und Schmerz und Alles, was ich thue, denke und fühle, iſt ſo genau mit Beidem verknüpft, iſt ſo ganz Eins damit, daß ich nur von meiner Liebe und meinem Schmerze reden kann, wenn ich von mir ſelbſt reden will. Es iſt ſchön von Euch und ich beneide Euch darum, daß Ihr fähig ſeid, noch aus anderen Antrieben zu handeln; ich habe aber nur einen Brennpunkt, von dem alle Strahlen meines Lebens auslaufen und zu dem ſie zurückkehren. Doch werde ich auch ſo vielleicht nicht als der Letzte daſtehen, unter denen, die etwas vollbringen, wodurch ſie verdienen gelebt zu haben. Ich habe ſeit unſerer Trennung ſo vielen ſtillen Schmerz, ſo viele geheime und offenbare Kränkungen erlitten, daß ich demüthiger und ſtolzer geworden bin als je; demüthiger gegen den Willen und die Rache des Himmels; ſtolzer gegen die, welche er, ohne daß ſie eignes Recht dazu hätten, zu den Werkzeugen ſeiner Rache erſehen hat. Ich weiß, daß ich in früheren Zeiten oft die Nemeſis gereizt habe, aber indem ich vieles ſtill dulde, fühle ich mich mit ihr verſöhnt und von Neuem geheiligt und darf mein Haupt gegen die erheben, die mich leiden laſſen, ohne zu ahnen, daß ich es verdiene. Ich bin jetzt aus dem Hauſe verbannt, das ich als meine Heimath anzuſehen pflegte, das mir durch viele Leiden und Freuden theuer geworden, und für welches ich die beſten Kräfte meines Lebens und alles Gute und Heilige, was in mir iſt, nicht zu theuer geachtet hatte. Man hat mich anfangs durch Vernachläſſigung, dann durch unverheimlichte Zurückſtoßung und zuletzt durch den offen geäußerten Wunſch, mich ſeltener zu ſehen, aus einem ehemaligen Freunde und Kinde der Familie wieder zum gleichgültigen Fremdling gemacht. Es iſt die Zeit, wo ſo viele Stühle der Könige fallen und ſo viele Kronen von den Häuptern der Gewaltigen genommen werden; darum darf ich Menſchlein dergleichen ja nicht für etwas Unerhörtes und Unbilliges halten. Kann ich mich doch noch zuweilen mit Krone und Scepter vor den Spiegel ſtellen und mich in der Erinnerung daran freuen, wie es mich vor Zeiten gekleidet habe. Ich klage nicht die an, welche mir das Theuerſte auf der Welt iſt, und von der nur ein mir unerforſchliches Verhängniß mich trennt. Sie hat mich immer mild und freundlich behandelt, um mir das, welches ſie mir verſagen mußte, und was ich für ſie und um ſie litt, zu vergüten. Aber wenn die Klarheit ihrer Anſichten und die Unwandelbarkeit ihrer Entſchlüſſe es fordert, ſcheint ſie ſich auch nicht, mir großen Schmerz zu machen, weil ſie ſelbſt ſtark genug iſt, den größten Schmerz zu ertragen. Aus ihrem Munde habe ich die Worte gehört, die mich jetzt noch weiter von ihr ſcheiden, und ich habe ihr ſchweigend gehorcht, ohne ihr zu zürnen. Auch denen zürne ich nicht, die eine ſolche Äußerung nöthig machten, denn ſie denken und fühlen nicht groß genug, um ahnen zu können, daß nicht ich bloß ihnen, ſondern auch ſie vielleicht mir Dank ſchuldig ſind. Undankbarkeit kann ich ihnen deshalb nicht vorwerfen; aber auch ich darf mir nichts vergeben und bin daher höflich und ſtolz gegen ſie. Die einzige Rache erlaube ich mir, daß ich ihnen nur dann eine kurze Viſite mache, wenn ich ihnen einen neuen Geſang meines Gedichts zu bringen habe. Es muß ihnen doch wenigſtens dabei einfallen, daß das Abſchreiben mir einige Mühe und Zeit koſtet, und ſie müſſen ſich jetzt, da ich nichts mehr von ihnen habe, dadurch in einiger Schuld bey mir fühlen. Wenn es wahr iſt, daß diejenigen, die ſich auf das Heißeſte lieben, durch ewiges äußeres Beſchauen einander auch äußerlich ähnlich werden, ſo muß das innere Beſchauen noch mehr auf die innere Ähnlichkeit wirken; und ich glaube deshalb, daß ich Adelheit größtentheils die große, freylich ſchmerzliche, aber doch ſtill erhebende Ruhe verdanke, die mir jetzt, gerade während dieſer Verhältniſſe, eine mir früher unbekannte Kraft der Phantaſie und des Gefühls giebt. Ich arbeite ſchnell und genüge mir oft. Bis Weihnachten wird das Ganze auf jeden Fall vollendet ſeyn, denn ich fange jetzt den 17ten

Digitized by Google

Gesang an. Wenn also auch bis dahin meine Briefe an Euch seltener sind, so müßt Ihr es dem Gotte verzeihen, der mich ewig weiter treibt, bis ich die heilige Rose gewonnen*) und dadurch die Schuld früherer Zeiten gesühnt habe . . .

Möge es Dir — Brandis — nie so gehen. Du hast schon Vieles durch Deine Kraft überwunden und wirst Alles überwinden, denn das, was Du aufopfern mußt, war noch nicht durch langes äußeres und inneres Zusammenleben, durch die ewige Beziehung alles Deines Wirkens und Denkens und Empfindens bloß darauf, so sehr zu Dir selbst geworden, daß Du es nicht verlieren könntest, ohne Dich selbst und alle Liebe und das ganze Leben vieler früheren Jahre zu verlieren. Es scheint mir unrichtig, wenn man eine plötzlich aufkeimende Leidenschaft stärker und zerstörender nennt, als eine langsam aufkeimende, die zuerst sogar Gleichgültigkeit war. Ich habe anfangs gezweifelt an meiner Liebe, ich habe Besinnung genug gehabt, sie zu überlegen und Kälte genug, mich gegen sie zu wehren: aber jetzt fühle ich, daß die Kette sich zwar langsam, aber eisern und unzerbrechlich um mein ganzes Daseyn geschlungen hat. Und wenn eine stärkere Hand sie zerrisse, so würde ich Nichts seyn, weil sie allein alles Geistige in mir zusammenhielt und auf einen Punkt, auf ein Ziel hinzwang. Mir ist nicht mehr zu helfen, denn meine Krankheit ist zu meiner Natur geworden, und der Arzt würde mich tödten, wenn er mich heilte, ohne mir ein anderes Selbst gegeben zu haben . . ."

Die Vollendung seines großen Gedichts behandelt auch das Gedicht: „Am Sonntag, den 27. August 1815" in ergreifenden Strophen. Der Schluß lautet:

„Doch wenn dann einst, was ich geliebt im Leben,
Durch meine Kraft verherrlicht und erhöht,
Von Engeln rings und Glorien umgeben,
Vor aller Welt ein leuchtend Vorbild steht,
Wenn ich getilgt des Lebens alte Schulden,
Wenn ich der Welt auch ihre Schuld verzeihn
Und bittern Haß gerächt durch stolzes Dulden
Und großen Lohn für großen Schmerz verliehn;
Dann laß, o Gott, wohl kann ich kühn es fordern,
Nicht hast Du Lust an Deines Kindes Schmerz,
Nur einen Blitz auf mich herniederfodern;
Dann nimm es hin, dies tief gedrückte Herz!
Daß hell und leicht auf Deiner Flammenschwinge,
Von welcher stets ein Strahl in mir gebrannt,
Der Tod zurück den reinen Geist Dir bringe,
Den hier die Welt verstoßen und verdammt."

Eine Woche später richtet er folgendes Schreiben an Adelheid:

Den 21en Septbr. 15. Wenn ich noch lange so in meiner stillen Abgeschiedenheit sitze und Vergangenheit und Gegenwart vergleiche, muß ich fürchten, wahnsinnig zu werden. In manchen Augenblicken kommt es mir vor, als sey ich es schon, und ich bitte oft den Himmel, mich nur bis Weihnachten**) noch davor zu bewahren. Dann mag er mit mir machen was er will.

Nein, ich darf nicht länger so dumpf hinstarren, ohne Thränen, ohne Worte, ohne Gedanken, ohne Gefühl fast, denn das, was sich jetzt so wüst und dunkel in mir durcheinander bewegt, scheint mir mehr ein bewußtloser Todeskampf als ein lebendiges Gefühl des Schmerzes zu seyn. Ich muß mir einmahl einen recht großen Schmerz machen, um Trost zu finden; ich muß Alles, was mich quält, klar und deutlich in Worten vor mir sehen, um mich einmahl ganz auszuklagen.

Haben Sie aus jenen frühesten seligen Zeiten meines Unglücks, denn so muß ich sie in Vergleich mit dem jetzigen nennen, wohl noch so viel Freundschaft für mich gerettet, meine geliebte Adelheit, um mich ohne Zorn anzuhören, wenn ich vielleicht ungerecht gegen Sie bin und nicht jedes Wort so genau wäge, als Sie es in Ihren Briefen zu thun gewohnt sind? Ich will es glauben, denn es ist kaum eine Freundschaftspflicht, um die ich Sie bitte, es ist eine Pflicht der bloßen Menschlichkeit. Ach ich habe längst auf jedes wärmere Gefühl bey Ihnen Verzicht geleistet und auch Ihren Zorn brauche ich nicht zu befürchten, da Sie die Zufriedenheit des Lebens darin finden, die Menschen weder zu lieben noch zu haßen. Auch ich könnte sehr ruhig leben, wenn ich Niemand auf der Welt liebte.

Sie werden mir vielleicht eine große Feigheit vorwerfen, daß ich jetzt in einer Lage so viel Verzweifelung zeige, die ich mir in meinem letzten Briefe als möglich vorstellte und zu ertragen versprach. Aber ich glaubte nie, daß wir uns so trennen würden. Hätten Sie mir doch lieber schriftlich geantwortet, Sie würden dann vielleicht irgend ein Wort gefunden haben, das mir die Nothwendigkeit milder gemacht, das mich weniger hätte fühlen lassen, wie ganz gleichgültig Ihnen ein solches auf immer zerstörtes Verhältniß sey. Freylich erinnere ich nur zu gut, wie wenig Trost mir immer Ihre Briefe geben konnten, da Sie denn Schreiben noch aufmerksamer auf Ihre Gefühle und Ausdrücke sind und ängstlich jedes Wort vermeiden, das nicht der kälteste Verstand billigen würde. Ich schreibe an meine glücklichen Freunde, wie ein Glücklicher, und an die unglücklichen, wie ein Unglücklicher, weil ich immer das bin, was sie sind. Auch Gott hat die Welt durch Liebe von ihren Sünden rein gemacht, nicht durch Verstand und Überlegung.

Als ich Sie neulich zu dringend um ein freundliches Wort bat, wollte ich den letzten Versuch machen, ob Sie mir nicht einen einzigen kleinen Trost in meine freudenleere Einsamkeit mitzugeben hätten. Sie verweigern gewiß keinem Armen gern ein Almosen; ich war der Ärmste von Allen und bat um das, was ich durchaus bedurfte, um mich vor Verzweiflung zu sichern. Sie wissen freylich nicht, was ein einziges freundliches Wort aus einem geliebten Munde vermag; wie es tausend vergangene Schmerzen ganz verlöschen, für tausend künftige trösten und stärken kann. Möchten Sie diese Erfahrung nie machen, denn sie ist eine Erfahrung der Unglücklichen. Hätten Sie meine Bitte erfüllt, so

*) Bekanntlich das Siegessymbol des Guten im Epos „Cäcilie".

**) Der Zeit, wo „Cäcilie" vollendet sein soll.

Digitized by Google

würde ich, auch fern von Ihnen, zwar wehmüthig, aber doch auch glücklich gewesen seyn in meiner Liebe zu Ihnen. Ich würde freylich die Nothwendigkeit, die grade mich so seltsam trifft, nicht minder hart gefunden haben; aber ich würde doch heiter geworden seyn durch den Gedanken, daß Sie noch immer dieselben Gesinnungen gegen mich hegten als damahls, da Sie mir die ersten Tage meines Unglücks durch unbeschreibliche Milde ermunterten, daß Sie auch jetzt sich nur ungern jener Nothwendigkeit fügten. Jetzt darf ich nicht hoffen, wenn mir auch die Beweise von Gegentheile fehlten, denn Täuschungen der Leidenschaft darf ich nicht für Beweise gelten lassen. Als Sie gestern dem Herrn v. B. den Arm gaben, da dachte ich, wie viel würdest du für eine solche Gunst aufopfern, wie oft hast du sie darum gebeten, wie könnte sie durch einen solchen kurzen Augenblick so langen Schmerz vergessen lassen und doch wollte sie ihn dir nie gewähren. Freylich ist es wahr, was Schiller sagt:

— leicht erworben aus dem Schoße
Der Götter fällt das Glück herab.

und mein Geist ist durch langen Kummer zu schwer und mühseelig geworden, als daß die rasche, fröhliche Göttin Gefallen an mir finden könnte. Sie werden mich bey diesen Worten gewiß nicht mißverstehen. Ich weiß sehr wohl, daß Sie das, was Sie thaten, durchaus nicht als eine Gunst betrachten, aber soll ich mich nicht betrüben, daß Sie mir immer selbst das verweigerten, was Ihnen nicht einmahl eine Gunst scheint? Wenn es eine Pflicht ist, dem weniger zu gewähren, der uns liebt, so muß es auch eine Pflicht seyn, den Unglücklichen noch unglücklicher zu machen, und daß kann selbst die Moral des Verstandes nicht billigen.

Wie beschieden sind meine Wünsche geworden, wenn ich sie mit denen vergleiche, die ich einst hegte. Nach Cecilens Tode hoffte ich auf Ihre Liebe, und als Sie mir die versagten, glaubte ich, Sie würden sich nicht weigern, meine Schwester zu seyn, da ich durch meine Liebe zu Cecilien ja fast schon Ihr Bruder seyn mußte. Später beschränkte ich mich auf Ihre bloße Freundschaft und jetzt muß ich mich betrachten wie ein Armer, der vor Ihrer Thür um Nichts als um sein Leben bettelt. Wollen Sie mir auch das versagen, Adelheit?

Wäre ich doch von einer feindlichen Kugel geblieben, oder hätte ich doch meinen Entschluß ausgeführt, nie an einen Ort zurückzukehren, wo ich selbst so vielen Schmerz leide und Andere so beschwerlich bin! Aber es war keine eingebildete Kraft, die mich die Rückkehr wagen ließ. Ich wußte, daß ich das leisten konnte, was ich versprach, daß ich stark werden würde zum Dulden, zu selbst zur Freude, wenn meine Wunden mit schonender Hand berührt würden. Ich wäre jetzt vielleicht ganz geheilt, da ich nun ewig siechen muß. Meine Freunde wissen, daß ich ihnen zu Gefallen heiter seyn kann; sie sehen mich gern, weil ihre Liebe mich kühn und lebendig macht zur Fröhlichkeit. Aber Kälte erzeugt starrenden Schlaf aller Kräfte. Im Winter kann man keine Blumen von der Erde fordern, warum forderten Sie sie denn von mir, — wenn Sie mir nicht zugleich die Sonne dazu gönnen wollen? Ach, ich bedachte nicht, daß es viel verlangt sey, wenn ein Kranker in der Gesellschaft Gesunder geduldet werden will, daß man nur im Vaterhause, nur von der Hand der wahren Liebe die zarte Sorgsalt erwarten darf, die ein solcher Zustand fordert, wenn er wieder ins frische Leben übergehen soll. Es war meine eigne Schuld, daß ich mich so täuschte, und ich habe Niemanden Vorwürfe darüber zu machen.

Ich werde vielleicht von hier gehen. Beaullens haben mir ihr Haus angeboten, in ihnen habe ich zum zweyten Mahle Ältern und Geschwister gefunden. Sie thun Alles für mich, ohne daß ich Etwas für sie gethan hätte: aber ich scheue mich dennoch nicht, ihren Vorschlag anzunehmen, denn sie lieben mich, und ich weiß, daß auch ich Alles thun könnte für die, die ich liebe, selbst wenn sie mir den bittersten Schmerz machten. Die Erde brennt mir hier unter den Füßen; ich sehne mich unaussprechlich zu Menschen, die mich ebenso kennen, wie ich sie, die nicht in der Lage sind, mich aus Convenienz verläugnen zu müssen. Und doch macht es mich wieder so traurig, wenn ich bedenke, daß ich mich von Cecilens Grabe trennen, daß ich das Fenster verlassen muß, vor dem ich sie zweymahl in der Woche vorbeygehen sehe. Bis auf diese sind alle meine hiesigen Freuden zusammengeschmolzen. Ach Adelheit, schon lange bemühe ich mich vergebens, zu vergessen, daß es eine Zeit gab, wo ich zu Ihren Füßen saß, wo ich Ihnen vorlesen durfte und Sie singen hörte. Wenn wir uns freundlicher getrennt hätten, so würden diese Erinnerungen selige Schatten seyn, die mich so friedlich umschwebten, wie Cecilie, wenn sie mir im Traume oder im Geiste erscheint; jetzt sind es schreckliche Gespenster, die mich höhnisch verfolgen und denen ich nicht entfliehen kann.

Mein Entschluß hängt nicht von mir ab, ich muß mit meinen Ältern darüber reden und vielleicht doch zurückkehren. Sie werden mir viele Gründe entgegensetzen, aber ich werde thun, was ich kann, sie zu bestreiten. Dürfte ich ihnen Alles sagen, was mich zur Entfernung treibt, so würden sie mir selbst dazu rathen. Aber das darf ich nicht, denn ich habe ihnen durch meinen Schmerz schon so viel eigenen Schmerz gemacht, daß ich ihn nicht noch durch neuen vermehren will. Ach sie kennen immer noch nur einen Quell meines Kummers und ahnen nicht, wie lange er sich schon verdoppelt hat. In jedem Briefe erkundigt sich meine herrliche Mutter mit zarter Liebe nach Ihnen, weil sie mir dadurch wohl zu thun glaubt. Ich kann ihr Nichts darauf antworten, denn ich darf ihr nicht sagen, daß sie mir weh thut durch ihre Sorgfalt.

Liebe Adelheit, wenn Sie nur einiges Mitleid mit mir fühlen, so schreiben Sie mir einige Worte auf diesen Brief; nur irgend Etwas Freundliches, das ich im und am Herzen tragen kann, mag ich gehen oder bleiben. Etwas Anderes wage ich nicht von Ihnen zu bitten, weil ich weiß, daß Sie nicht

Digitized by Google

gern Mühe haben und mir vielleicht zuweilen nur deshalb Etwas versprechen, um den ewigen Quäler los zu werden. Schreiben Sie mir kennen kalten Spruch von Pope, wie Sie ihn mir ins Stammbuch schrieben, als ich wußte, ob ich lebend wiederkehren würde; nur dies einzige Mahl lassen Sie Ihr Herz lauter reden als Ihren Verstand, nur dieses einzige Mahl sagen Sie mir einige Worte der Liebe, wie sie ein Freund zum Freunde wohl sagen darf. Diese Bitte ist vielleicht die letzte, die ich in meinem Leben an Sie thue, ihre Erfüllung vielleicht der ganze Gewinn aller meiner großen und seligen Hoffnungen, das letzte gerettete Kleinod aus dem Schiffbruche meines Lebens. Werde ich auch dieses mal eine Fehlbitte thun?

Ich lege Ihnen etwas bey, das neulich entstand, als ich in einem großen Schmerze nach Trost suchte.*) Ich begegnete Ihnen am vorigen Sonntag zufällig, da Sie nach der Landwehr gingen, und der Abstand von der Gegenwart zur Vergangenheit erschien mir ganz in seiner schroffen Gestalt. Wir sind oft diesen Weg mit einander gekommen, auch damahls, wie wir nach dem Erdfall fuhren und wie wir aus dem Bürgerthale zurückkamen. Jetzt gingen Sie hin und ich kam her. Ich eilte schnell nach Hause, um mich an mein Gedicht zu setzen, denn das ist meine einzige Rettung in der Verzweiflung. Aber da dachte ich, wie bald nun auch das ein Ende nehmen müsse, und wie ich dann vielleicht nicht Kraft mehr haben würde, mit meinem durch langen Gram abgespannten Geiste das zweyte zu vollenden. Verzeihen Sie mir, daß ich vielleicht zu kühn von meinem eigenen Werke spreche: es ist ja die einzige Lust und die einzige Frucht meines Lebens. Nur dort konnte ich zuweilen in den schönen seligen Himmel fliehen, wenn mir die irdischen Verhältnisse zu schmerzlich wurden, und so entstanden auch die Schilderungen im vierzehnten und funfzehnten Gesange in den Stunden des trostlosesten Kummers. Mein Glaube an Gott hat viel gewonnen durch dieses Gedicht, und ich bin viel demüthiger und geduldiger geworden in Ertragung meines Verhängnisses. Sie wissen, daß ich Manches abzubüßen habe aus meinem früheren Leben; erst dann werde ich mich ganz versöhnt fühlen, wenn ich die heilige Rose gewonnen habe, denn diese Allegorie ist mir aus dem tiefsten Herzen gekommen.

Leben Sie wohl, meine geliebte Adelheit. Ich reise in acht Tagen und werde Sie vorher noch einmahl sehen. Dann hängt es von Ihnen ab, mit welchen Gefühlen ich Göttingen verlassen soll.

E. Sch.

In welchem Sinne dieser Brief beantwortet wurde vermögen wir aus des Dichters nächstem Schreiben zu erkennen:

Göttingen, den 11ten Septbr. 15. Nicht bloß um Ihnen für Ihre freundlichen Worte zu danken, sondern auch um Ihnen eine Vorstellung zu benehmen, die mir schmerzlich ist, muß ich Ihnen noch einige Zeilen schreiben.

Ich will gern alle Schuld allein tragen, wenn Sie es so wollen, denn eine genaue Untersuchung und Auseinandersetzung, ob der scheinbare Mangel an Theilnahme von der einen Seite dem wirklichen von der anderen vorangegangen, oder ob nicht vielmehr der erstere aus Betrübniß über den letzteren entstanden sey, würde unnöthig und uns Beyden nicht angenehm seyn.

Nur von dem Vorwurfe muß ich mich bey Ihnen reinigen, als wäre ich je über Ihr Benehmen gegen mich empfindlich gewesen, ja als hätte ich selbst absichtlich Sie zu kränken gesucht. Wenn Sie mein ganzes Herz kennten, meine geliebte Adelheit, wenn Sie so wie ich es fühlen könnten, daß ich nur Sie allein auf der Welt mit allen Gedanken meiner Seele liebe und für Ihre Freude und Zufriedenheit mein Blut und Leben hingeben würde, so könnten Sie das nicht von mir denken. Aber den ewigen Schmerz der unerwiederten Neigung, den trostlosen Zustand, wenn man sich nun auch noch die letzte arme Freude eines solchen Verhältnisses, die Nähe, den Anblick und die Unterredung versagt sieht, die Verzweiflung, wenn man, obgleich ohne Grund vielleicht, zu bemerken glaubt, daß eine Nothwendigkeit, die das Unglück des Einen vollendet, dem Andern nicht das mindeste Bedauern erregt, dies Alles dürfen Sie mir nicht vorwerfen, wenn Sie mir nicht überhaupt meine Liebe zum Vorwurf machen wollen. Ich habe mich geirrt: aber war dieser Irrthum nicht natürlich? Wir hätten uns Beide viel Schmerzliches ersparen können, wenn die Umstände damahls eine freyere und herzlichere Erklärung zugelassen hätten. So wie sie jetzt geschah, mußte ich mich irren. Ich habe es nie so wie an jenem Abende gefühlt, daß man von einem plötzlichen Schmerze sterben könne, denn in den ersten Stunden glaubte ich mich wenigstens dem Tode näher als dem Leben. Cecilie starb Wochen und Monate lang; in ihrem Tode war nichts Plötzliches und Unerwartetes, und der Gram darüber nagte wie ein langsames Gift entkräftend, aber nicht rasch zerstörend. Am 9ten Junius, als alle Hoffnungen meines Lebens zum zweyten Mahle und auf immer untergingen, legte Ihre besorgte Freundlichkeit doch wenigstens ein kleines Gegengewicht auf die Wage des ungeheuren Schmerzes. Aber jetzt fand ich Nichts, was mich hätte trösten, woran ich mich hätte halten können; die Erinnerung war mir eine Hölle und die Zukunft ein Grab. Ich fühlte mich nicht durch Sie gekränkt, denn hätte ich es je in meinem Leben dahin bringen können, Ihnen zu zürnen, so würde meine Liebe nur Eitelkeit gewesen seyn. Aber ich war unbeschreiblich unglücklich, und das dürfen Sie mir doch nicht übel nehmen. Sie sagen, ich hätte Sie unrecht verstanden: aber war das so ganz meine Schuld? Schon früher hatte ich angefangen, meine Besuche einzuschränken, mußte ich also nicht glauben, daß Sie einen noch größeren Zwischenraum wünschten?! Auch

*) Das oben erwähnte Gedicht: „Am 27. August 1815."

Digitized by Google

hielt ich den Vorfall des vorigen Tages für einen Wink, ich sollte in das Verhältniß eines Fremden zurücktreten. Bloß aus diesem Grunde wagte ich es in vierzehn Tagen nicht, Sie zu sehen, nicht aus Empfindlichkeit, denn dann würde ich nicht jede Stunde, jeden Augenblick mit der heißesten Liebe, mit dem bittersten Schmerz an Sie gedacht haben. Eben so wenig wollte ich Sie durch die Worte kränken, die ich später gegen Sie äußerte. Ich habe Ihnen schon den Grund jener Äußerung gesagt; ich wollte nur ein freundliches Wort von Ihnen hören. Die Bitterkeit war wohl niemals so fern von meinem Herzen, als in jenem Augenblicke der tiefsten Wehmuth. Und wie dürfen Sie mir Mangel an Zutrauen vorwerfen, da Ihnen kein Geheimniß in meinem Herzen mehr verborgen ist, während ich an dem unseligsten Räthsel meines Lebens wohl ewig umsonst rathen werde.

Ihre Besorgniß, mich durch Ihren Brief zu beleidigen, ist mir theuer gewesen als ein Beweis, daß Sie meine Zufriedenheit wünschen, und ich will diese Worte deßhalb lieber für einen freundlichen Ausdruck der Theilnahme, als für die Äußerung einer wirklichen Besorgniß nehmen. Das Gefühl der Beleidigung erstickt das der Liebe, und hätte ich wohl so vielen und langen Schmerz für Sie ertragen können, wenn es Ihnen so leicht wäre, Unmuth gegen Sie in mir zu erwecken?

Leben Sie wohl, meine geliebte Adelheit, und denken Sie zuweilen an mich, wenn ich Sie nicht wieder sehen sollte. Müßte ich aber doch zurückkehren, so sollen Sie mir nicht vorwerfen, daß ich zu wenig Kraft anstrenge, alle Ihre Wünsche und Forderungen zu erfüllen. Ich habe mitten in meinem tiefsten Unglücke einen neuen Trost und eine unerschütterliche Stütze gefunden, worauf ich früher zu wenig traute, und das ist Gott. Wenn Cecilie noch lebte, so dürfte ich jetzt um dieses Glaubens willen mein Auge noch kühner zu ihr erheben, als damahls. Aber sie sieht mir ja doch ins Herz und freut sich gewiß, daß meine Liebe mich endlich ihrer ganz würdig gemacht hat. Sey getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. An diese Krone will ich gerne mein armes, irdisches, schon so lange blütbenloses Leben setzen.

E. Sch.

Brandis hatte kaum das oben mitgetheilte Schreiben Schulze's vom 18. August 1815 erhalten, als er Alles aufbot, dem Freunde eine bescheidene Stellung in Kopenhagen anbieten zu können. Es gelang ihm und mit glühendem Eifer sprach er ihm nun, in einem Brief vom 16. September 1815, zu, Göttingen zu verlassen. An des Freundes Wunde rührte er freilich nur mit zarter Hand und begnügte sich mit der Andeutung: „ . . . Daß Dich der Entschluß, Göttingen zu verlassen, viel kosten würde, begreife ich gewiß. Aber sollte es Dir nicht selbst nützlich seyn auf einige Zeit Dich der Nähe Deiner A. zu entziehen? Meine Gründe brauche ich Dir nicht zu entwickeln . . .“

Es war umsonst; konnte sich doch Schulze kaum entschließen, auch in diesem Herbste seinen gewohnten Ferien-Aufenthalt in Celle zu nehmen. Es bedurfte wiederholter Mahnungen des Vaters, bis er es endlich that. Im Elternhause ist der nachstehende Brief an Adelheid geschrieben:

Celle, den 21sten Septbr. 15. Ich weiß nicht, ob ich zu Ihnen zurückkehren werde, um Ihnen diesen Brief geben zu können, noch weniger weiß ich, ob Sie mir, wenn ich nicht zurückkehre, einen fernern Briefwechsel erlauben, und ob es überhaupt nicht besser sey, alle Täuschungsmittel der Entfernung zu vermeiden, die so süß und schmerzlich zugleich sind, aber dennoch, weil sie die tiefe Wunde immer von neuem berühren, schmerzlicher als süß. Und doch schreibe ich Ihnen, mögen Sie diesen Brief erhalten oder nicht, wie man täglich zu seinem Gott beten soll. Ich tas neulich: wenn wir uns so oft und so innig mit Gott und der Ewigkeit beschäftigten, wie mit den Heiligen unseres Herzens, so würde es gut um unsere Seligkeit stehen. Ich glaube nicht, daß es um die meinige deßwegen schlimmer steht, weil bey mir die Liebe zur Religion geworden ist, denn unsere Religion ist ja die der Liebe; und wenn sie auch auf eine höhere und göttliche Liebe hindeutet, so ist doch auch die meinige so keusch und heilig, daß sie mit jener zusammenfließt, und vielleicht ebenso verdienstlich, weil sie schmerzlicher ist und durch ewige Entsagung die Treue schwerer macht. Aber wenn ich hier auch trauern soll bis an den Tod, so vertraue ich auf jene Welt der Freude und des Friedens; denn jetzt weiß ich gewiß, daß sie nicht bloß ein frommer Wahn ist, und daß Cecilie in ihr wohnt und ich auch einst dort wohnen werde mit Allen, die ich liebe. Dort, wo auch Sie mich lieben werden, hoffe ich zu erfahren, ob Sie mich vielleicht auch hier hätten lieben können, wenn nicht jenes für mich verschleyerte Schicksal uns von einander trennte. Dieser Zweifel, nicht die Entbehrung des Genusses ist es, was mich in Ihrer Nähe so verwirrt, so ängstlich und bekümmert macht. Wenn man aus tausend Wahrnehmungen einen beruhigenden Schluß zu ziehen sucht und immer nur neue Räthsel findet, wenn man aus tausend Hoffnungen tausend Täuschungen hervorgehen sieht, kann man denn still und gemüthlich seyn und sich unbefangen seinen Umgebungen überlassen? Sie können diesen langen, vergeblichen und gewiß auch für Sie schmerzlichen Kampf durch ein einziges Wort endigen, und, wenn kein heiliger Zwang Sie bindet, würden Sie es thun, wenn Sie Vertrauen zu mir hegten. Es ist viel, ein ganzes Leben und die ganze Kraft und alle Thaten eines Lebens in unruhigem und ermattendem Schmerz zu verzehren. Sie mögen das minder lebhaft fühlen, weil Sie in einer unendlichen Reihe von schmerzlichen Augenblicken vielleicht nur die einzelnen Augenblicke sehen, während sie sich bey mir alle zu einem großen schmerzlichen Ganzen verbinden. Ich könnte vielleicht glücklich, vielleicht wenigstens ruhiger seyn, wenn Sie mir vertrauten: aber ich habe nur zu oft Ursache, Ihnen den Vorwurf zu machen, den Sie mir in Ihrem letzten Briefe machten. Haben Sie denn binnen vier Jahren

Digitized by Google

mein Herz noch nicht kennen gelernt, dessen größtes Verdienst doch vielleicht die Offenheit ist? Und wenn Sie mich kennen, warum behandeln Sie mich immer so, als ob Sie Etwas von mir besorgten? Liebe Adelheit, habe ich denn je Etwas gesagt oder gethan, was Sie ängstlich machen könnte, wenn wir zufällig mit einander allein sind? Als ich neulich Abschied von Ihnen nahm, waren Sie so verlegen um die Gegenwart einer dritten Person, daß Sie Ihren Bruder riefen. Es war ja nicht meine Absicht gewesen, Sie allein zu treffen, und ich hatte Ihnen nichts Heimliches zu sagen, da ich ja schon seit langer Zeit nie Etwas mit Ihnen reden darf, was nicht die größte und gleichgültigste Gesellschaft hören könnte: aber mußte mir Ihr Mangel an Vertrauen nicht schmerzlich seyn, und wurde ich nicht dadurch auch gegen Adolf in eine peinliche Situazion gesetzt, da wir Beyde wußten, er sey bloß meinethalben gerufen? In früheren Zeiten war das nicht so; doch jene Zeiten sind lange vorüber, und ich mag mir nicht so oft durch die Erinnerung daran wehe thun. Mit Julie oder Caroline Egloffstein darf ich allein bleiben, wo und wie lange es seyn mag, ohne daß es weder uns selbst noch sonst Jemandem auffiele. Liebe Adelheit, glauben Sie denn, daß ich weniger Achtung habe für Sie als für Jene? Obgleich ich nie meine einstige Offenherzigkeit gegen Sie bereuen werde, so muß ich doch fast fürchten, dadurch einen so ungünstigen Eindruck auf Sie gemacht zu haben, daß er noch immer nicht wieder verlöscht ist. Wie lange soll ich für jenen so oft verzeihlichen und nie ganz verderbten Leichtsinn früherer Jahre büßen? Sie äußerten noch neulich, ich hätte meine Neigungen so oft geändert, daß Sie auch jetzt nicht für mich bürgen möchten. War es nicht ein wenig grausam, daß Sie mir das einzige Kleinod, das ich für den ganzen Reichthum meines vergangenen Lebens mit so vielen Schmerzen eingetauscht habe, die einzige Stütze, woran sich mein Muth aufrecht erhält, die einzige Tugend, womit ich meine einstigen Verirrungen zu sühnen suche, absprechen wollten? Ich habe ja schon lange allem Glücke auf der Erde entsagt, warum wollen Sie mich noch daran erinnern, daß ich auch vielleicht keins verdiene? Als mir einst die Frau v. J. sagte: fordern Sie von mir was Sie wollen, und ich will es Ihnen gewähren — da stand ich auf, küßte ihre Hand und entfernte mich stillschweigend, ohne sie in drey Monaten wiederzusehen. Sie zwingen mich, Ihnen solche Vorfälle zu erzählen, um Ihnen zu zeigen, daß ich mich seit langer Zeit doch wenigstens bemühe, Vergessenheit früherer Fehler zu verdienen, und ich weiß auch, daß ich sie vor Gott schon verdient habe. Menschen sollten nicht länger rächen wie Gott.

Celle, am 28ten September. Ich habe die Frau von Beaulieu und Egloffsteins noch nicht gesehen, weil mir der Aufenthalt in Göttingen während der letzten Zeit zu schmerzlich war, als daß ich auf ihre Briefe worten wollte, wodurch ich erfahren hätte, daß sie nicht mehr in Misburg, sondern schon in Hildesheim sind. Ich werde aber zu ihnen reisen, sobald ich mich entschieden habe. Mit meinen Eltern habe ich über die Sache noch nicht gesprochen, weil sie sich zu sehr über meine Ankunft freuten, als daß ich ihnen eine Besorgniß oder irgend einen Schmerz hätte machen mögen. Meine treuen Freunde rathen mir ab, da auch sie die eigentlichen Beweggründe nicht wissen. Ich will für mich selbst meinen eignen, festen Entschluß fassen, und wenn ich mich überwinden kann, zurückzukehren, so sollen meine Ältern gar nichts erfahren und kein Zeichen der Bekümmernuß oder des Zwangs, den ich mir anthue, an mir bemerken. Weil ich aber ungewiß war, habe ich von Göttingen Abschied genommen wie auf immer. Auf Ceciliens Grabe fand ich zwey kleine Rosenknospen, die wegen der Kälte wohl nicht mehr aufgebrochen wären. Sie wird mir nicht zürnen, daß ich sie pflückte und auch einige Knospen aus dem längst verwelkten Kranze nahm, womit gewiß Sie einst das Kreuz geschmückt haben. Sie hat im Himmel Rosen genug, und auch ich werde ihr Weihnachten einen unverwelklichen Rosenkranz dafür geben.

Celle, am 6ten Oktober. Ich schreibe nur selten an Sie, weil ich viel an meinem Gedichte arbeite, um noch hier den achtzehnten Gesang zu vollenden. Auch auf diese Art beschäftige ich mich ja immer mit Ihnen, wenn ich auch meine Worte nicht grade an Sie richte. Aber wenn mir das Herz überfließt von einer großen, augenblicklichen Bewegung, sey es Schmerz oder Freude, dann muß ich zu Ihnen selbst reden. Ich hatte schon oft mein Gefallen an den vielen schönen Blumen geäußert, die noch in unserm Garten blühen, und meine Mutter hatte es nicht überhört. Als ich heute von einem Spaziergange zurückkam, fand ich zwey Körbe voll Blumen auf meinem Schreibtisch, und alle übrigen Tische und meine Fenster waren mit Blumen geschmückt. Die gewirkte Tapete meines Zimmers stellt einen Wald vor, der, besonders wenn die Sonne darauf scheint, eine sehr liebliche Wirkung macht. So trat ich denn aus der rauhen Luft und den herbstlichen Umgebungen wie in einen grünen und bunten und blühenden Frühlingsgarten. Ich errieth gleich die freundliche Zauberin, die diese Verwandlung hervorgebracht hatte, und war tief bewegt über diese zuvorkommende zartfühlende Liebe. Als ich ihr herzlich dankte, sagte sie mir: wir sind immer besorgt, daß Dir Etwas mißfällt, oder daß Du zu wenig Freude hast. Wenn ich gewußt hätte, daß ich Dir mit so geringer Mühe Freude machen könnte, so würde ich oft weniger bekümmert gewesen seyn. — Mein Gott, und ich sollte nicht gern Alles aufopfern und ertragen, um einer solchen Liebe würdig zu werden? Es ist mir unendlich lieb, daß ich noch kein Wort von meinem Kummer und von meinen Vorsätzen geäußert habe, denn jetzt sollen sie nichts davon erfahren, und ich werde auf jeden Fall zurückkehren. So oft ich mich künftig gekränkt oder bekümmert fühle, will ich daran denken, daß es noch Jemand giebt, der jede Kränkung und jeden Schmerz gern für mich er-

Digitized by Google

tragen würde, und den es betrübt, wenn er mir nicht genug Freude machen kann. Und warum sollte sich Jemand nicht dennoch für sehr reich halten können, wenn auch der größte und kostbarste Diamant auf der Welt seinem Schatze noch mangelte?

Celle, am 10ten Oktober. Morgen reisen wir von hier ab, werden aber nur bis Hamburg gehen, weil die große Reise, wozu wir den Plan gemacht hatten, wegen der Verhinderung einer Familie, die Theil daran nehmen wollte, bis zum Frühjahr verschoben ist und dann vielleicht in eine Rheinreise verwandelt wird. Meine guten Freunde in Copenhagen werde ich also nicht sehen, und bey der Veränderung meines Vorsatzes, zu Beaulieus zu ziehen, würde ich es ohnehin nicht gekonnt haben, da die Zeit mir zu kurz geworden wäre.

Holm,*) den 18ten Oktober 1815. Vor den höchst abgeschmackten Späßen eines Postmeisters, eines alten Pastors, eines pensionirten Rittmeisters und unseres Pächters und vor dem noch langweiligeren Gespräch ihrer Frauen, Töchter und Muhmen rettete ich mich zu Ihnen, meine geliebte Adelheit. Fast scheue ich mich, Sie mit einer so schlechten Gesellschaft auch nur in eine Periode zu bringen: aber ich habe mich ja als Scheidewand dazwischen gesetzt. Könnte ich doch immer zwischen Ihnen und allem Bösen und Unangenehmen im Leben stehen.

Sie würden lachen, wenn Sie in diesem Augenblicke meine Situazion sähen. Da ich mich weder auf dem Zimmer meines Vaters noch auf dem meinigen sicher wußte vor der höflichen Zudringlichkeit von Leuten, gegen die eine Weigerung die Farbe der Unhöflichkeit annehmen muß, wenn man ihnen begreiflich machen will, daß man wirklich nicht gern Boston spiele, habe ich mich ausgegangen melden lassen und sitze jetzt in einem Zimmerchen, welches die Jungfer meiner Mutter bewohnt, an einem kleinen Tisch, woran sie mir gegenüber sehr andächtig strickt und nebenher in einem alten Romane liest, den die Mamsell unseres Pächters vor zwanzig Jahren aus Mecklenburg, einem bekanntlich sehr geschmackvollen Lande, hierher mitgebracht hat. In demselben Romane, welcher das einzige Produkt der schönen Litteratur hier im Hause ist, pflegt auch allnächtlich der alte Voigt zu lesen, der während der Anwesenheit meines Vaters hier im Vorsaale wacht. Er hat sich nun schon seit dem Jahre 1796, als mein Vater Holm erhielt, dieser Lectüre zur Abwehrung des Schlafes bedient, daß er aber glücklich hierin gewesen sey, möchte ich fast bezweifeln, denn er konnte mir von dem Inhalt nichts weiter verkündigen, als daß, wie er sich ausdrückte, ein Ritter eine junge Frauensperson anfangs nicht haben sollte und am Ende doch bekam. Wenn ich in einer so scherzhaften Laune wäre, wie die Herrn dort unten, so würde ich hier bemerken, daß der Roman meines Lebens mir grade nach dem entgegengesetzten Plane entworfen zu seyn scheine. Indeß wäre dieser Witz doch noch zu gelehrt, denn sie pflegen gar nicht von der Litteratur zu sprechen, ausgenommen von den Zeitungen, von den Steuerverordnungen und von Zahlungstabellen beym Boston. Ich habe eine Zeitlang eingehalten, um an Sie zu denken, denn das bringt mich Ihnen immer fast noch näher als selbst das Schreiben. Was sind auch Worte gegen Träume und Gedanken? und verhalten sich nicht jene gegen diese wie die mühsam gezeichneten und schattirten, aber doch bewegungslosen Wolken eines Gemäldes gegen ihre lebendigen Urbilder, die weich und bunt in einander verfließen und leicht und fröhlich hinflattern in ihrer himmlischen Freyheit? Das Gefühl ist wie eine schüchterne Jungfrau, die sich verschämt abwendet, wenn wir sie genau ins Auge fassen, um ihre Züge zu entwerfen. — Wie uns der Teufel oft einen bösen Streich spielt, wenn wir im Reiche des Idealen grade am sichersten vor ihm zu seyn glauben, so thut er es auch jetzt mir, denn indem ich aufblicke, sehe ich die Jungfer mir gegenüber bey ihrem Romane fest eingeschlafen. Sie hat eine Brille auf der Nase und macht durch ihr starres und unbewegliches Angesicht, wie fest ich sie auch anschaue, einen so grellen Kontrast mit dem Bilde, das ich eben gebrauchte, daß sie mich aus der ernsthaftesten in die lächerlichste Stimmung versetzt. Wenn die Extreme einander so nahe liegen, warum sollte man sich nicht eben so leicht vorstellen können, daß Sankt Johannes Toback gerauchт und eine Perrücke getragen habe, so ernsthaft auch Tieck das erstere wenigstens bestreitet? Sankt Klopstock that bekanntlich Beydes und von dem bis zu Sankt Johannes ist doch keine sehr weite Kluft. Ich weiß mir jetzt auch zu erklären, wie Sie bey einer Stelle in einem meiner Briefe, wo ich von meiner Abneigung gegen den Doktor Toelken sprach, bezüglich hatten lachen können, obgleich ich sie in einer sehr bittern Stunde geschrieben hatte. Es that mir damals weh, als Sie es mir sagten; in diesem Augenblicke kann ich es Ihnen nicht mehr übel nehmen, eben so wenig, als daß Sie einst eine Blume, die ich Ihnen gepflückt hatte, einer hübschen Ziege zu fressen gaben. Es ist sehr unüberlegt, daß man den Hanswurst aus dem ernsthaften Drama verbannen will, da ihn der liebe Gott doch so augenscheinlich in die große Schicksalstragödie des menschlichen Lebens verflochten hat. Wohl dem, der die Rolle der lustigen Person zu spielen erhält, denn weil er Niemand genirt und Alle belustigt, gewinnt er eben aus Mangel an tiefer ausgezeichneter Liebe, die Liebe des Publicums. Die ernsthaften und weinerlichen Charaktere genießen wohl hin und wieder, weil es so herkömmlich ist, eine nüchterne Bewunderung oder ein laues Mitleid: aber man fühlt bald, daß es sich nicht häuslich und bequem mit ihnen leben läßt und freut sich, wenn sie ihren pathetischen Monolog endlich einmal geschlossen haben und abgetreten sind. Ich wollte, daß ich auch eine lustige Person wäre.

*) Kleines Gut bei Celle, Eigentum der Familie des Dichters.

Digitized by Google

Ich war bey den letzten Worten in eine etwas bittere Stimmung gerathen und ging deshalb auf eine halbe Stunde hinter das Haus auf die Wiese mit dem schönen Waldkranze, wovon ich Ihnen schon einmahl geschrieben habe. Als ich hinaustrat in die herrliche, helle Nacht und den Mond und die Sterne wie freundliche Augen Gottes auf mich herniederblicken und den Wald, obgleich schon halb entblättert, doch in stiller heiliger Ruhe von dem blauen Himmel wie von dem Arme der großen ewigen Liebe umfaßt sah, da fühlte ich mich wieder recht stark und freudig im Herzen. In wenigen Wochen wird die Wiese welk und der Wald ganz entlaubt seyn, und doch werden die Sterne und der Mond noch eben so hell und mild auf sie niederschauen als jetzt und als damals, da die Erde noch in jugendlicher Kraft blühte und grünte. Und wenn auch zuweilen Wolken vor ihnen vorüberziehen und Nebel und Regen sie verhüllen, so lehren sie doch immer glänzend wieder, denn die Wolke verfliegt und der Regen verrinnt, wie Alles was von der Erde stammt, sie aber stehen ewig an der himmlischen Feste und leuchten freundlich hinab auf jede Verwandlung des Irdischen. Das ist die heilige Liebe, die von Gott kömmt und nicht vermindert noch gebunden wird durch Schmerz oder Entbehrung und Verkennung. Und so schließe ich Ihr Bild mit der reinen vollen Liebe von neuem in mein Herz. Verzeihen Sie mir die Wolken und den Nebel, denn auch mich werden Sie nicht lange über das Verweilen des irdischen Frühlings trauern sehen.

Holm, den 14. Oktbr. Holm wird mir jetzt im Herbst eben so lieb, als es mir im Frühling war. Ich habe Sie schon oft hierher gewünscht, wenn ich mich an der wunderlieblichen Abstufung und Verschmelzung der Farben ergötzte, die mir der herbstliche Wald bey jedem Blick aus dem Fenster darbietet. Sie können diesen Anblick nie so vollkommen genossen haben, da man nur in unsrer sonst so verrufenen Haidegegend eine so mannigfaltige Vermischung der verschiedensten Baumarten findet. Grün, gelb, roth, braun, violelett und schwarz wechseln so anmuthig und kräftig zugleich, daß man gern die hellen und bloß lieblichen Farben des Frühlings vergißt, um sich an jenen markigen Schattirungen zu weiden. Hoffnungen, Träume und Entschlüsse sind reizender und begeisterter als die Mühe und That des Lebens, aber nicht so beruhigend. Und so zieht nun die Erde in Frieden ihr letztes Feyer- und Sterbekleid an und schmückt sich mit Farben, die so fest und gediegen sind als das Bewußtseyn dessen, was sie vollbracht hat. Und der Himmel schenkt ihr zu den Ehrentagen ihrer Amtsunbelsteyer nicht jene berauschenden und erschlaffenden Dünste, worin die Frühlingsfantasieen schwebeln und nebeln, sondern seine reinsten und kräftigsten Lüfte und seine lautersten Strahlen, die sie still und glorreich umfließen wie die Ruhe des guten Gewissens und wie die Klarheit des erkannten und ertragenen Lebens. Gebe Gott doch uns Allen einst so zu sterben, daß wir freudig sagen können: Herr, Herr, hier bin ich, und von Allen was du mir vertraut hast, ist nichts verlohren.

Holm, am 15ten Oktbr. Meine Ältern sind heute auf eine Einladung, die sie nicht gut ablehnen konnten, anderthalb Meilen weit zu einem Thee gefahren, denn näher pflegt man hier die Gesellschaft nicht zu haben, und ich bin schon den halben Tag ganz allein im Hause, weil ich mich wegen einer Unpäßlichkeit entschuldigen ließ, um nicht das Vergnügen zu haben, bis in die Nacht am Boston tische zuzusehen, oder heimlich gähnend die Fensterscheiben zu zählen. Es ist heute trübe und nebelig, aber ich hüllte mich doch in meinen Mantel und machte einen Spaziergang von vier Stunden, um diese ganz liebliche Haide-Oase, wie ich Holm mit seinen Umgebungen nennen möchte, erst zu umgehen und dann im Innern zu durchstreifen. Ich bin ganz durchnäßt vom Regen und geriet auch einige Mahle tief in's Moor: jetzt aber fühle ich mich wieder recht behaglich, denn ich fand bei meiner Zurückkunft mein Zimmer hübsch warm und eben bringt mir die freundliche Tochter unseres Pächters, die trotz meinen Protestationen meinetthalber zu Hause bleiben mußte, den Thee. Das gute Mädchen, das nebenher gesagt ein recht hübsches Haidebblümchen ist, rieth mir, da sie mich wieder schreiben sah, das viele Arbeiten ab, weil ich ganz blaß und elend davon würde. Freylich mag ich in diesen Tagen vielleicht mehr geschrieben haben, als man sonst binnen eines Jahres in ganz Holm zu schreiben pflegt, aber was mich so blaß macht, wissen Sie allein, meine liebe Adelheit. Die guten Leute hier scheinen von solchen süßen Sorgen gar nichts zu wissen, denn selbst der Schäfer, den man doch billig als die am meisten poetische Person am Orte betrachten muß, ist, wie ich diesen Morgen gesehen habe, sehr roth und sehr en bon point. (Fragen Sie doch gelegentlich Agnes Lichtenberg, wie man diesen Ausdruck auf eine anständige und schickliche Art ins deutsche übersetzt.) Denn wenn ich an Sie schreibe, mag ich auf die Worte nicht sinnen.

Die Tochter unseres Pächters hat mich mit ihrem Thee und ihrem guten Rath unvermerkt von dem Wege abgeleitet, worauf ich eben war, Ihnen Etwas von meinem Spaziergange zu erzählen. Vielleicht wäre es Ihnen recht lieb, wenn ich es ganz vergessen hätte, denn ich habe Ihnen jetzt und früher schon so viel über Holm gesagt, daß Sie wohl nichts mehr davon hören mögen. Aber Sie kennen ja meine böse Gewohnheit, lange und oft von Allem zu sprechen, was ich lieb habe. Nur von Ihnen rede ich zwar unaufhörlich mit mir selbst, aber nur selten und schüchtern mit Andern, weil ich mich fürchte, Ihnen zu mißfallen, und weil man seinen Bekannten oder Gästen wohl seine Kostbarkeiten gern zeigt, aber seine Heiligthümer ihnen sorgsam verbirgt.

Als ich heute immer auf der Grenze zwischen Kultur und Wildniß hinginge und auf der einen Seite die graue, unabsehbare Halde und auf der andern die hübschen Wiesen und die bunten freundlichen Bäume sah, da dachte ich, wie leicht es

Digitized by Google

doch sey, sich eine solche friedliche Insel in dem stürmischen Weltmeer des Lebens zu schaffen. Ich glaubte auch einmahl auf immer in einer unfruchtbaren und freudelosen Haide wohnen zu müssen. aber ich fange doch jetzt schon an, mich recht hübsch darin anzubauen, und wenn Gott mir ferner seinen Seegen und seine Kraft verleiht, so denke ich bald ein stilles bescheidenes Ruhepätchen zu haben, worin ich mit allen meinen Wünschen und Träumen bequem hausen kann. Sonst hielt ich meine Liebe für eine schwüle Julissonne, worunter mein Geist und mein Herz matt und krank hinwelken müßte; jetzt wird sie mir allmählich zum lauen lieblichen Maylicht, das meine Schöpfungen gar schön gedeihen läßt Wenn sie auch zuweilen Wasser an sich zieht und es mir bey den Frühlingsnachtfrösten in einen Hagelwetter zurückschickt, das mir, wie es neulich geschah, meine Blumen zerschlägt, so hat sie doch eine so frische und lebendige Kraft, daß sie den Verlust gleich wieder durch neue Knospen ersetzt. Es giebt eine gewisse Summe von Schmerz in der Welt, die einmahl ertragen werden muß. Wenn Gott Allen gleichviel davon auflüde, so würde es ungerecht seyn, weil er nicht Allen gleichviel Kraft oder gleichviel leichten Sinn gegeben hat. Wenn ich ein wenig ungeduldig werden will, so tröste ich mich damit, daß ich für viele mittrage, und daß ich stärkere Schultern und behendere Füße habe als Viele, die unter meiner Last zu Boden sinken würden. Manche zürnen, wenn ihre Liebe nicht erwiedert wird, andere hassen, andre werden gleichgültig, andre zerrütten sich durch ihre Verzweiflung; ich suche mir den Mangel an Gegenliebe dadurch zu vergüten, daß ich liebe. Aber es giebt zwey Leiden in der Liebe, die sich durch Nichts vergüten lassen: verkannt zu werden und über den eigentlichen Grund seines unglücklichen Verhältnisses zu einer geliebten Person ungewiß seyn zu müssen. Das letzte fließt aus dem Ersten, denn wer nicht verkannt wird, von dem weiß man, ob er Zutrauen verdiene oder nicht. Um dies zu ertragen, wird nicht bloß leichter Sinn sondern auch Kraft erfordert, und ich kann nicht läugnen, daß Sie mir wenigstens in dieser Rücksicht ein sehr ehrendes Zutrauen beweisen.

Zürnen Sie mir nicht, meine geliebte Adelheit, wenn sich grade dieser Schmerz vielleicht zu häufig ausspricht, denn er ist der einzige, der sich nicht unterdrücken läßt. Auch verdiene ich ja wohl Verzeihung für solche Klagen durch meine unbeschreibliche Liebe und Hingebung. Schon längst habe ich nicht mehr gesucht, Sie durch glänzende Worte zu bestechen oder durch ungestüme Bitten zu erweichen. Und wenn es auch wahr wäre, was mir das Gerücht früher zutrug als ich es selbst bemerkte oder nur zu denken wagte, wenn Sie einst, vielleicht bald, einem Andern angehören sollten, so würde ich doch schweigen, dulden und lieben. Es hieße Gott versuchen, wenn ich schon jetzt kühn versprechen wollte, mich über das Glück des Andern eben so zu freuen, als ob es mein eignes wäre; aber Gott ist groß und gütig, er weiß, daß ich wünsche, mich darüber zu freuen zu können und er hat es in seiner Hand, mir die Kraft dazu zu geben. Auch das danke ich meinem Unglück, daß ich durch das Vertrauen auf ihn einen solchen unerschütterlichen Anker in jeder Noth gewonnen habe.

Nachts 12 Uhr. Noch vor einer Stunde, als ich die Nacht recht ungestüm werden sah, wandelte mich die Lust an, mich draußen umherzutreiben. Ich habe oft diesen Hang, der Andern seltsam scheint, denn ich glaube, wer sich bloß an der Lieblichkeit der Natur weiden und sich nicht auch zuweilen an ihrem Zorn und an ihrer Kraft ermuthigen will, der begreift ihre ganze Größe und Herrlichkeit nicht. Ich nahm meinen Mantel und meinen Hirschfänger, denn wegen eines ungeheuren, halbwilden Hundes, der selbst seinem Herrn nur nach Willkühr gehorcht, für unsre Sicherheit aber bey der einsamen Lage des Gutes unentbehrlich ist, darf man hier fast nie und am wenigsten des Nachts unbewaffnet das Haus verlassen. Der Wald rauschte im Sturm und der Mond sah durch raschgejagte Regenwolken. Alles um mich her war wie ein zerrissenes, kaltes und doch leidenschaftliches Leben voll tiefen Schmerzes, aber auch voll stolzer, trotziger Kraft. Ich war in meinem Gedichte grade an einer Stelle, wo sich Thorilde in einer solchen Lage befindet. Trotz ihren kühnen Anstrengungen tritt ihr das unbezwingliche Schicksal immer drohender von allen Seiten entgegen. Alle Versuche des Widerstandes schlagen ihr fehl und scheinen nur Mittel zur Beförderung ihres Sturzes. Erst eben hat sie, während sie einen herrlichen Sieg zu erringen glaubte, eine fluchwürdige That vollbracht. Nur ihre Liebe hält sie noch aufrecht, und als sie jetzt das äußerste wagt, findet sie das einzige Heil in dem Verderben dessen, den sie liebt. Jetzt ist ihr stolzes Herz gebrochen, zum ersten Mahl fühlt sie ganz menschlich, und je wilder und ungestümer die Natur um sie her wird, desto weicher wird sie. Meine Umgebungen waren recht dazu gemacht, mich in diese Situation zu versetzen und sie auszuführen. Ich setzte mich auf einen alten Baumstamm an's Wasser, um nachzusinnen, und das Bild, welches mir jetzt von meinem eignen Leben vorschwebte, nahm bald ganz die Gestalt dessen an, welches ich zu entwerfen hatte. Ich habe aus meinem Herzen gedichtet, deßhalb ist es mir gelungen."

Den Schluß der Reiseblätter wird der folgende Aufsatz bringen.

(Ein elfter Artikel folgt.)

Digitized by Google

Metrische Uebertragungen.

I.

Es ist ein tröstliches Zeichen, daß auch in unseren Tagen, wo breite Schichten des deutschen Volkes von einem übertriebnen Chauvinismus ergriffen erscheinen, der sich vom berechtigten Nationalgefühl so scharf unterscheidet, wie die Krankheit von der Gesundheit — daß, sagen wir, auch nun das rastlose Mühen um den Ausbau der „Weltlitteratur" im Goethe'schen Sinn nicht abbricht. Im Gegentheil, was schon ein kritischer Vorgänger bei gleichem Anlaß an dieser Stelle aussprach, dürfen auch wir unserer heutigen Uebersicht voranschicken. Die „stille, edle Kunst" der Nachdichtung blüht in Deutschland wieder so reich, wie nur je vorher. Die Werke, die wir diesmal zu besprechen haben, sind an Wert sehr verschieden, aber unter dem eben erwähnten Gesichtspunkt verdienen sie alle Beachtung und ein freundliches Willkommen.

Aus der englischen Litteratur, mit der diese Rundschau begonnen sei, haben wir zuerst eine schöne und vollwichtige Leistung zu begrüßen: „Die englischen Dramatiker vor, neben und nach Shakespeare" von Adolf Friedrich Graf von Schack (Stuttgart, Cotta Nachf.). Dies letzte Werk des kürzlich dahingeschiedenen Dichters könnte an sich, auch wenn man von seinen „Stimmen vom Ganges", den „Strophen des Omar Chijam", den „Heldensagen des Firdusi" oder dem Standardwerk: „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien" absehen wollte, den Beweis erbringen, was diese eine Kraft im Dienste der Weltlitteratur bedeutete; denn auch hier vereint sich ein eiserner Fleiß und ein seltenes Wissen mit dem erlesensten Geschmack, um ein Buch zu schaffen, wie kein Volk, auch nicht das unsere, das nach dieser Hinsicht thatsächlich eine „grande nation" ist, ihrer viele über fremde Litteraturen aufzuweisen hat. Es verfolgt anscheinend nur den Zweck: auf die in Deutschland wenig bekannten Vorläufer, Mitstrebenden und Nachfolger Shakespeare's hinzuweisen und dadurch eine Lücke unserer Kenntnisse auszufüllen, in Wahrheit aber ist es auch ein reicher Quell poetischen Genusses, vor Allem aber ein wichtiges, ja unseres Erachtens unentbehrliches Hülfsmittel zur richtigen Erkenntnis und Würdigung des größten Dramatikers aller Zeiten. Auf diesen Zweck des Buches weist das Vorwort gar nicht hin, und wollten wir nachweisen, wie sehr das Buch ihn erfüllt, so müßten wir fast einen kurzen Anzeige zum mindesten eine Broschüre schreiben. So begnügen wir uns denn mit einer kurzen Inhalts-Uebersicht und wenigen daran geknüpften Bemerkungen. Das Buch bringt Proben und Inhaltsanzeigen von etwa siebzig Dramen. Die wichtigeren Dichter sind durch eine große Reihe von Werken, so Thomas Heywood durch sieben, Christopher Marlowe durch fünf, John Webster durch vier, John Ford durch fünf, Ben Johnson durch sieben, Philipp Massinger durch fünf, John Fletcher durch vier Dramen vertreten. Je zwei Dramen lernen wir von Cyrill Tourneur, Thomas Decker, John Marston, James Shirley und Robert Green, je eins von Thomas Middleton, George Chapman, William Rowley, Richard Broome, Thomas Kyd und vom Herzog von Newcastle kennen. Natürlich fehlt es auch an Proben von Compagnie-Arbeiten nicht, die ja damals ganz allgemein üblich und auch nicht mit dem Odium des Unkünstlerischen behaftet waren, wie in unseren Tagen; da finden wir ein Drama von Heywood und Browne, ein anderes von Heywood und Rowley, ein drittes von Chapman und Shirley, andere von Decker und Massinger, Beaumont und Fletcher, auch eine Compagniearbeit Shakespeare's, den von ihm im Verein mit William Rowley gedichteten „Merlin". Eins der Dramen: „Die Hexe von Edmonton" ist sogar von drei Dichtern, Ford, Rowley und Decker verfaßt. Endlich enthält das Buch noch sechs Dramen unbekannter Verfasser. Jeder Kundige weiß, daß dieser überquellende Reichtum nur ein kleiner Teil dessen ist, was uns vom altenglischen Drama erhalten blieb, aus dem Erhaltenen wieder hat Schack nur einen Teil übersetzen können, und auch von diesem kein einziges Werk ganz übersetzt: er beschränkt sich überall auf die Hauptscenen und verbindet sie durch Notizen, welche das Verständnis ermöglichen. Daß er sich darauf beschränkt, hierfür entschuldigt sich Schack im Vorwort, wie folgt: „Es ist, ich weiß nicht, von wem gesagt worden, wenn man Einzelnes aus einem Drama als Beweis von dessen Trefflichkeit anführe, so sei dies dasselbe, wie wenn man einen Stein aus einem Gebäude vorzeigen wollte, um die Trefflichkeit des Bauwerkes darzuthun. Es kann darauf erwidert werden, die Vorzüglichkeit des Materials, aus dem das Werk bestehe, sei jedenfalls dadurch bewiesen, denn in ganz schlechten Produkten finde sich auch nicht einmal eine einzige hervorragend schöne Stelle. Aber man muß weiter gehen und sagen, daß viele Werke, selbst der größten Dichter, nicht jene Vollkommenheit besitzen, die man ihnen andichtet. Otto Ludwig hat an Schiller ebenso viele und schreiende Mängel nachgewiesen, wie Rümelin an Shakespeare. Aber auf die Schönheiten kommt es an, nicht auf die Fehler, die sich überall finden. Die Sterbeszene des Kardinals Beaufort in Heinrich VI, die Szene zwischen Percy und der Lady in Heinrich IV, sonst bedeutungen, in denen glänzend auftritt, wiegen vielleicht die ganzen übrigen Stücke auf, die zwar auch sonst noch einzelnes Hervorragende enthalten, aber sicher nur ein sehr mangelhaftes Ganzes ausmachen. . . Wenn nun auch Shakespeare auch der weltaus größte aller Dramatiker dasteht, so ist es doch nur ein Zeichen von Unwissenheit, wenn man seine Zeitgenossen so zurücksetzt, als kämen sie neben ihm gar nicht in Betracht. Websters „Herzogin von Malfy", Fords „Giovanni und Arabella", Marlowe's „Eduard II.", Fletchers „Valentinian" und „So will's die Sitte des Landes" und manche Stücke von Heywood, Decker, Tourneur und Anderen bieten Szenen von hinreissender Schönheit, und wer diese gelesen hat, der wird von vornherein annehmen, daß dieselben auch noch andere vortreffliche Partieen enthalten". So weit Schack. Die Berechtigung ist natürlich keine erschöpfende; über einen Punkt, der doch wahrlich von größter Wichtigkeit ist, die Technik des altenglischen Drama's belehrt uns sein Buch nur höchst unvollkommen, im Grunde überhaupt nicht zuverlässig. Das ist ein Mangel des Buches, der sich, ohne den Umfang stark zu vermehren, leicht durch die Wiedergabe einiger vollständiger Dramen hätte vermeiden lassen; der Raum wäre durch die Beglassung minder wichtiger Fragmente leicht zu gewinnen gewesen. Höchst wertvoll aber bleibt das Buch auch in der vorliegenden Gestalt: wer es ließ, wird auf's Klarste begreifen, daß auch Shakespeare's Genie nicht plötzlich vom Himmel gefallen, sondern nur die Blüte einer langen, mühsamen Entwickelung darstellt, und wird sich an tausend herrlichen Einzelheiten ergötzen dürfen. Als Probe wählen wir einige Stellen aus dem „Faust" des Christopher Marlowe, des größten Dramatikers vor Shakespeare. Das Drama beginnt, wie der Goethe'sche „Faust", mit einem Monolog des Helden in seinem Studirzimmer:

„Faust, wähle deine Studien und beginn,
Die Tiefe dessen zu ergründen, dem
Du weih'n dich willst; da mit Theologie

Digitized by Google

Du anfingst, widme solchem Fache dich
Zum Scheiln; doch jede Kunst zu machen dir
Zu eigen, sei dein Endziel."
Er erinnert sich nun selbst daran, wie er „Analytik, Arzneikunst, Jurisprudenz und Theologie" bereits ergründet und fährt fort:
„Warum denn müssen sünd'gen wir und sterben,
Und eines ew'gen Todes sterben, ach!
Welch' eine Lehre ist das? Cho sera, sera.
Was sein wird, das muß sein. Theologie,
Leb wohl. Himmlisch sürwahr ist dieser Nekromanten
Und Zauberer Metaphysik. Die Lettern,
Die Cirkel und die Charaktere hier,
O sie sind das, was Faust am meisten wünscht.
Welch eine Welt von Wonne und von Macht,
Von Ehre und von Allgewalt wird hier
Dem ein'gen Forscher zugesagt!"

So beschließt er, sich der Magie zu weihen. Nachdem ihm Mephistopheles vierundzwanzig Jahre gedient und alle Herrlichkeiten der Erde dargeboten, kommt die Stunde, wo dem Bösen seine Seele verfällt. Es ist elf Uhr, Faust durchwacht allein seine letzte Stunde auf Erden:

„Ihr Himmelssphären, die ihr ewig rollt,
Steht still, so daß die Zeit aufhört und nie
Die Mitternacht herankommt. Thu aufs neu
Dich auf, o schönes Auge der Natur,
Und bringe ew'gen Tag mir oder gieb,
Daß diese Stunde doch ein Jahr, ein Monat,
Ja eine Woche, nur ein einz'ger Tag sei,
Und Faust bereuend seine Seele rette.
Die Sterne kreisen noch, die Zeit verrinnt
Und schlagen wird die Glocke, kommen wird
Der Teufel und verdammt muß Faustus werden.
O in den Himmel will ich fliegen, wer
Reißt mich herab? Seht hin, wie Christi Blut
Das Firmament durchströmt! Ein Tropfen Bluts
Wird mich erretten, o, zerreiß, mein Heiland
Nicht dies mein Herz! — —
— — Kommt, kommt, ihr Berge,
Ihr Hügel stürzt auf mich, schützt vor dem Grimm
Des Himmels mich. Nein? Häuptlings in die Erde
Dann will ich stürzen. Thu dich auf, o Erde!
Doch nein, nicht schützen will sie mich. Ihr Sterne
Die ihr, als ich geboren ward, regiertet,
Die ihr durch euren Einfluß Tod und Hölle
Verhängt mir habt, gleich einem Nebeldunst,
Saugt jetzt den Faust in jener Wolke Schlund.
Die dort hinwallet, auf; damit, wenn ihr
Sie in die Lüfte auffpellt, meine Glieder
Aus einem dunst'gen Munde neu hervorgehn,
Doch macht, daß meine Seele in den Himmel
Emporsteigt.
(Die Uhr schlägt.)
Halb verflossen ist die Stunde,
Vorbei ist alles bald. Wenn meine Seele
Für meine Sünde büßen muß, o Gott,
So sey' ein Ende meiner Höllenpein!
Laß Faustus in der Hölle hundert Jahre,
Ja hunderttausend leben, nur am Schluß
Gerettet werden! Für verdammte Seelen
Ist festgestellt kein Ende. Warum machst
Du denn ein Wesen ohne Seele nicht?
Warum ist diese, die du hast, unsterblich?
O Seelenwand'rung des Pythagoras!
Wenn wahr sie wäre, diese Seele würde
Ja nur entflieh'n und in ein wildes Thier
Ich umgewandelt werden. Alle Thiere
Sind glücklich, denn sobald sie sterben, kehren
In ihre Elemente ihre Seelen
Zurück. Allein fortleben muß die meine
Um in der Hölle stete Qual zu leiden.
Verflucht die Eltern, welche mich gezeugt!
Nein, Faust, verfluch dich selbst, verfluch den Satan,
Der dich beraubt der Himmelswonnen hat!
(Die Uhr schlägt zwölf. Die Teufel treten ein.)

Die Fäden, die von Marlowe's Drama zur größten Dichtung unserer Litteratur reichen, brauchen gewiß nicht erst ausdrücklich colorirt zu werden, so wenig, als erst ein Nachweis nötig ist, welche Dichterkraft sich in der von uns zitirten Szene ausspricht.

Recht hübsche Uebersetzungen aus der englischen Lyrik (Kingsley, Longfellow, Moore, auch Volkslieder), bietet das anspruchslose Büchlein: „Von meinem Lebenswege." Lieder und Uebersetzungen von Heinrich Dieter (Salzburg, Dieter). Wir erwähnen es an dieser Stelle, weil auf die Uebersetzungen aus dem Englischen das Hauptgewicht fällt. Als Probe stehe hier die Uebertragung von Bourdillon's hübschen Gedicht: „The night has a thousand eyes":

Die Nacht hat tausend Augen,
Der Tag nur eins,
Doch das Licht eines ganzen Tags erlischt
Mit dem Scheiden des Sonnenscheins.

Der Geist hat tausend Augen,
Das Herz nur eins;
Doch wenn dich die Liebe verläßt, erlischt
Das Licht deines ganzen Seins.

Auch aus dem Französischen hat Dieter Einiges treu und liebevoll verdeutscht. Dies leitet uns zu den Uebertragungen aus dem Französischen hinüber. An die Spitze seien die Volkslieder aus Lothringen gestellt, die Emil Erbrich, den wir bereits als verdienstvollen Uebersetzer polnischer Volkslieder kennen, u. d. T. „Lieder aus dem Meyer Lande" deutsch wiedergegeben hat (Metz, Paul Even). Man weiß, wie spät sich in Frankreich das Interesse für die Volksdichtung gezeigt hat; im Gegensatz zur deutschen Romantik ließ die französische das Volkslied fast unbeachtet; erst 1846 erschien eine Sammlung bretonischer Lieder. Freilich folgte schon sechs Jahre später ein sehr energischer Schritt zur Bergung dieser bisher unbeachteten Schätze; was in Deutschland die Bemühung der Einzelnen im Lauf mehr als eines Jahrhunderts (seit Herder) zu Stande brachte und noch auszubauen bestrebt ist, geschah dort durch eine Verfügung der Regierung: am 13. September 1852 erließ Louis Napoleon, damals noch Präsident der Republik, die Verordnung, welche die Aufzeichnung und Veröffentlichung der französischen Volkslieder anordnete. Unter den Sammlungen, die nun in rascher Folge erschienen, war jene für das Mosel-Departement von Puymaigre, 1865 veröffentlicht, die letzte; aus ihr hat Erbrich die Originale entnommen. Es ist nicht viel darunter, was man spezifisch lothringisch bezeichnen könnte, auffallend gering, wie die Zahl der Lieder, die sich auf alte Sitten und Gebräuche des Landes beziehen, ist auch jene in lothringisch-französischer Mundart, das meiste stimmt mit den Volksliedern der benachbarten französischen Landschaften überein. „Deutscher Einfluß", bemerkt Erbrich, „ist unverkennbar", man darf ihn ja wohl auch ohne Weiteres nach Sachlage voraussetzen, aber rechten Spuren sind wir mindestens in Erbrichs Auswahl nicht begegnet; in allem Wesentlichen tragen die Balladen, die Tanz- und Liebeslieder durchweg französisches Gepräge. Deshalb ist Erbrichs Arbeit dennoch dankenswert, eben weil er ein guter Uebersetzer ist. Einige Belege dafür waren ja schon in dieser Zeitschrift zu lesen; zwei andere Proben mögen das Gleiche erweisen. Die echt französische Ballade vom „stolzen König" übersetzt Erbrich wie folgt:

„Viermal zwanzig Jungfraun,
In der guten Stadt Paris,
Tanzten einen Reigen
In der guten Stadt Paris.
O süß Herzliebchen mein,
Wie schön bist du, mein Liebchen.

Kommt ein fremder König
Aus dem fernen Engelland,

Digitized by Google

Grüßt die Jungfraun alle,
Nur die schönste grüßt er nicht.

Warum, junger König,
Wendest du dich ab von mir?
„Du bist der Frauen schönste,
Ja schönste, doch keine Jungfrau nicht!“

Stolzer Fremdling, gehe
Zu dem König nach Paris
Bei ihm wirst du finden
Vierzehn Söhne hochgesinnt.

Meine vierzehn Brüder
Lassen trinken dich vom Wein,
Von dem weißen Weine
Der in der Seine trübe rinnt.
O süß Herzliebchen mein,
Wie schön bist du, mein Liebchen!“

Ebenso charakteristisch sind die Lieder. Auch ihnen entnehmen wir eine Probe: „Der Schreiber.“

Ein Schreiber wohnt am Marktplatz dort,
Der malt gar zierlich Wort für Wort!

Bei jedem Wörtlein stockt sein Fleiß,
Nach einem Kusse seufzt er leis.

„O nein, Herr Schreiber, nimmermehr,
Den Vater fürcht' ich viel zu sehr.

Die Schläge träfen mich allein!“ —
„„Wer könnte der Verräther sein?““ —

„Die Vöglein sprechen ja sogar!“ —
„„Sie können's lernen, das ist wahr!““ —

„Bald klängen laut und lauter bald
Der Vögel Stimmen durch den Wald:

Schlimm sind die Männer, weiß man's doch,
Viel schlimmer sind die Bursche noch.“ —

„„Doch von den jungen Mägdelein?““ —
„Da schweigen still die Vögelein.“

Einen Allerneuesten, den Symbolisten Albert Giraud, hat Otto Erich Hartleben verdeutscht; „Pierrot Lunaire“. (Berlin, Verlag der deutschen Phantasten 1893.) Vieles ist bizarr, Anderes krankhaft, und auch haarsträubende Geschmacklosigkeiten, die sich einzig daraus erklären, daß Giraud, wie seine meisten Genossen, um jeden Preis originell sein möchte, fehlen nicht. Aber auch viel wahrhaft dichterische Phantasie, satte Farbe und Kraft der Darstellung ist in dem Buch zu finden, so daß die Nachdichtung auch an sich nicht unberechtigt ist; sie wäre es zudem selbst dann, wenn Giraud noch viel bizarrer und ganz unbedeutend wäre, denn auch er hat ja vorübergehend in Deutschland Nachahmer gefunden und so wird auch für jene, die französische Verse nicht lesen, eine Vergleichung von Interesse sein. Hartleben hat sich mit der Verdeutschung nicht allzuviel Mühe gegeben, der Mangel an sorglicher Feile macht sich oft genug störend bemerkbar; wenn die Nachdichtung dennoch im Ganzen genügt, so ist dies nur seiner starken Begabung und großen Sprachgewandtheit zu danken. Da nahezu in jedem Gedicht entweder der Pierrot oder der Mond oder beide wiederkehren, so würde der Leser, der das ganze Büchlein in einem Zug lesen wollte, wahrscheinlich nicht geneigt sein, unsere Ansicht, daß Hartlebens Arbeit berechtigt war, zu unterschreiben, aber wer es ab und zu aufschlägt, wird auch auf wirkliche Poesie treffen, z. B. „Die Kreuze“:

Heil'ge Kreuze sind die Verse,
Dran die Dichter stumm verbluten,
Blindgeschlagen von dem Heere
Flatternder Gespensterschaaren!

In den Leibern schwelgten Schwerter
Prunkend in des Blutes Scharlach!
Heil'ge Kreuze sind die Verse
Dran die Dichter stumm verbluten.

Tod das Haupt, — erstarrt die Leiber —
Fern verweht der Lärm des Pöbels.
Langsam sinkt die Sonne nieder,
Eine rote Königskrone. —
Heil'ge Kreuze sind die Verse!

Auch das folgende Gedicht beweist Giraud's poetische Empfindung. Es ist „Valse de Chopin“ überschrieben:

Wie ein blasser Tropfen Bluts
Färbt die Lippen eines Kranken,
Also ruft aus diesen Tönen
Ein vernichtungsflücht'ger Reiz.

Bildet Unis Accorde stören
Der Verzweiflung elf'gen Traum —
Wie ein blasser Tropfen Bluts
Färbt die Lippen eines Kranken.

Heiß und jauchzend, süß und schmachtend,
Melancholisch düst'rer Walzer,
Kommst mir nimmer aus dem Sinn!
Haftest mir an den Gedanken
Wie ein blasser Tropfen Bluts!

Zwischendurch wird man freilich auch Verse genießen müssen, wie die folgenden:

„O gieb mir wieder,
Rosarzt der Seele,
Schreemann der Lyrik,
Durchlaucht vom Monde,
Pierrot — mein Lachen!

Wenn dem Dichter diese seine eigenen Verse das Lachen nicht wiedergeben, dann ist ihm nicht zu helfen. Wohin ihn die Sucht nach Originalität zuweilen führt, beweise ein einziges Gleichnis. Sonnenuntergang.

Die sieche Sonne läßt ihr Blut entströmen
Auf rotem Wolkenbett.
So öffnet sich ein müder Lüstling,
Von Ekel vor dem Tage übermannt,
Die Adern, daß das kranke Leben
Im Staub verrinnt . . .
Die sieche Sonne läßt ihr Blut entströmen.

Eine Phantasie, die derlei zu Stande bringt, ist zweifellos siech . . . Schließlich sei noch bemerkt, daß Herr Hartleben viele von seinen Uebertragungen je einem mehr oder minder bekannten Dichter oder Kritiker gewidmet hat. Das ist auch neu, aber nicht geschmackvoll.

Aus der italienischen Dichtung bietet Dr. C. Mühling u. d. T. „Ça ira!“ zwölf Sonnette des Giosuè Carducci (Berlin, Paul Hüttig). Die Sonnette schildern einzelne Momente der französischen Revolution; das folgende, das die Schlacht von Valmy (20. September 1792) schildert, sei hier als Probe des Inhalts, wie der Art der Uebersetzung wiedergegeben:

„Ob den Argonnen steigt im Nebelflore
Empor der Morgen naßkalt und verdrossen,
Auf Valmy's Mühle fehnt die Tricolore
Nach Wind und Sonne sich, vom Thau begossen.

Mut, Meister Müller! Heute malt die Hore
Der Zukunft eine Großthat, und die Sprossen
Des Mühlenrades dreben sich im Chore,
Von des zerrumpten Volksheers Blut umflossen.

„Hoch die Nation“, jauchzt Kellermann und hebet
Das Schwert empor inmitten der Geschütze;
Der Sansculotten epische Colonnen

Steh'n dicht gedrängt; die Marsellaise schwebet,
Der neuen Zeit Erzengel, durch die Blitze
Des Kampfes ob den Wäldern der Argonnen.“

Digitized by Google

Man sieht, die Uebersetzung ist brave, korrecte, gewissenhafte Arbeit, aber doch ein wenig steif und ungelenk und von dem hinreißenden Schwung, der nach Mühlings Versicherung die Originale auszeichnet, ist in dieser Nachbildung wenig zu verspüren. Hingegen ist Mühlings Essay über Carducci, der ohnehin den größten Teil des Büchleins füllt, eine tüchtige, geschmackvolle und wohl orientierende Arbeit.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— Von Karl Emil Franzos ist eben im Verlage von Hermann Costenoble in Jena eine neue Novellensammlung unter dem Titel: „Ungeschickte Leute“ erschienen. Einige der — vorwiegend humoristischen — Novellen des Bandes sind vorher in der „Deutschen Dichtung“ erschienen, andere in „Westermanns Monatsheften“ und ähnlichen Revuen. Es sind ihrer fünf: „Ein Irrthum“, „Kossowicz's Rache“, „Das Zettelchen“, „Die Geheimnisse einer kleinen Zeitung“ und „Der Stern von Lopuschna“. Das Buch erscheint auch in dänischer, englischer und russischer Uebersetzung.

— Es fällt uns nicht leicht, unsere Ansicht über das Buch: „Die Anarchisten. Kulturgemälde aus dem Ende des 19. Jahrhunderts.“ Von John Henry Mackay (Berlin, Magazin für Volks-Litteratur, F. Harnisch & Co. 1893), zu äußern. Die Tendenzlyrik des Autors ist vor einiger Zeit (Band XIV, S. 125) an dieser Stelle besprochen worden; der Kritiker betonte neben dem Talent „eine gewisse Verschwommenheit des Empfindens, wie des Denkens“ und als Motiv von Mackay's Anarchismus neben dem Mitleid auch die unselige Veranlagung, überall nur Schatten zu sehen, und die Eitelkeit, zu jenen zu gehören, denen eben nichts genügen kann. All dies wird man auch in diesem Prosawerk finden. Das Interessanteste daran sind nicht die vom Mitleid eingegebenen, mit respektablem Können hingeschriebenen, und, so weit wir es beurteilen können, auch treuen Schilderungen des Londoner Massenelends, denn derlei ist schon oft genug und besser gemalt worden, als es Mackay vermag, noch weniger die Kritik bestehender Zustände — hier steht der Verfasser an Geist und Sachkenntnis hinter vielen anderen zurück —; leiderswert ist das Buch durch die Schilderung der anarchistischen Conventikel, der verschiedenen Typen unter den Sozial-Revolutionären. Das ist in Wahrheit ein „Kulturgemälde“, das geschrieben zu werden verdiente, und wenn auch Mackay's nicht immer klare Darstellung für eine bessere Raum ließen, so ist doch dieser erste Versuch dankenswert. Er ist es aber auch in ganz anderem Sinne, als dem Verfasser vorgeschwebt hat. Er selbst ist Anarchist, freilich ein theoretischer, der Gewalthaten überhaupt verabscheut, geschweige denn Bomben-Attentate, aber sein Buch soll doch für den Anarchismus Anhänger werben, indem es seine Grundideen darlegt. Nun denn, was sich uns da enthüllt, ist ein solches Chaos von unverstandenen Thatsachen und schiefen Behauptungen, daß es einen ordentlich fröstlich anmutet: hat der „Anarchismus“ wirklich nichts mehr und nichts klareres und besseres zu sagen, als was der Autor S. 110—113 darüber aussprícht, so wird der Wahn nicht lange währen.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Bülow, Frieda Freiin von. Margarete und Ludwig. Stuttgart. J. Engelhorn 1894.

Werherr, Armin. Balder. Trauerspiel. Selbstverlag des Verfassers. 1894.

Reuter, Paul. Unterm Regenbogen. Berlin. Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1894.

Müller-Rastatt, Dr. Carl. Friedrich Hölderlin. Sein Leben und sein Dichten. Nebst einem Anhang ungedruckter Gedichte. Bremen. Eduard Hampe. 1894.

Stinde, Julius. Der Liedermacher. Roman aus Neu-Berlin. Berlin. Freund & Jeckel. 1892.

Stinde, Julius. Ut'n Knick. Plattdeutsches. Berlin. Freund & Jeckel. 1893.

Küttenauer, Bruno. Unmoderne Geschichten. Heidelberg. Georg Weiß. 1894.

Bulthaupt, Heinrich. Dramaturgie des Schauspiels. Shakespeare. Fünfte neu bearbeitete Auflage. Oldenburg und Leipzig. Schultze'sche Hof-Buchhandlung. 1894.

Saar, Ferdinand von. Wiener Elegien. Dritte durchgesehene Auflage. Heidelberg. Georg Weiß. 1894.

Falk, Paul. Das Gesetz der Genialität und ihr Entdecker Wilhelm von Lenz. Eine Anregung. Zürich, „Stern's litterarisches Bulletin der Schweiz.“ 1894.

Strindberg, August. Die Vergangenheit eines Thoren. II. III. Berlin. Bibliographisches Bureau. 1894.

Schöbel, A. Faschings Ende. Leipzig. Carl Reißner. 1894.

Friedrich Nicolai's Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland. (1755.) Herausgegeben von Georg Ellinger. Berlin. Gebrüder Paetel. 1894.

Arnold, Fr. Eine neue Messiade. Berlin. Bibliographisches Institut. 1894.

Kreyer, Max. Irrlichter und Gespenster. Volksroman. Weimarer Schriftenvertriebsanstalt. Lieferung 41—47.

Bergills Aeneis. Gesang I. Tibull ausgewählte Elegien. Uebersetzt von Dr. Klammer. Elberfeld. C. Lucas. 1894.

Henckell, Karl. Zwischenspiel. Zürich. J. Schabelitz. 1894.

Weigand, Wilhelm. Die Frankenthaler. Roman. Zweite, umgearbeitete Auflage. München. Hermann Lukaschik. 1894.

Kellner, August. Die Rothenburg. Oldenburg. Schultze'sche Hofbuchhandlung. o. J.

Jacoby, Leopold. Es werde Licht! Poesieen. Vierte Auflage. München. M. Ernst. 1893.

Sims, George R. Erinnerungen einer Schwiegermutter. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von F. Mangold. Stuttgart, J. Engelhorn. 1894.

Arno, Carl. Aus dem Leben. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Claar, Emil. Neue Gedichte. Stuttgart. J. G. Cotta Nachfolger. 1894.

Franke-Schievelbein, Gertrud. Rothorn. Novellen. Berlin. F. Fontane & Co. 1894.

Spitta, Philipp. Musikgeschichtliche Aufsätze. Berlin. Gebrüder Paetel. 1894.

Conrad-Ramlo, Marie. Feuer! Eine Klostergeschichte. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Fräulein Bertha.

Aus den Erinnerungen einer Schauſpielerin.

Von **Feodor Helm.**

Wenn ich an die großen dramatiſchen Künſtler zurückdenke, die mir auf meinem Lebenswege begegnet ſind, ſo taucht mir unter all den reizvollen, ſinnigen und ſieghaften Geſtalten ein rührendes Menſchenbild empor; ein Mädchen, deſſen Namen Niemand kennt, deren Fuß nie die Bühne betreten hat; und doch die genialſte Schauſpielerin, die ich jemals ſah! Sie iſt es, die den entſchiedenſten Einfluß auf meine künſtleriſche Bildung ausgeübt hat. Der Gedanke an ihre mutige Begeiſterung hat mich oft aufgerichtet, wenn ich verzagen wollte auf dem ſteilen Künſtlerpfade, deſſen Roſen auch für mich nicht ohne Dornen waren.

— — — — — — — — — — — — — —

Was ſich zuerſt bei mir zeigte, Luſt oder Talent zur dramatiſchen Bethätigung, ich weiß es nicht. Gewiß iſt nur, daß ich mich ſchon lange mit dem Wunſche trug zur Bühne zu gehen, ehe ich es wagte meinen Eltern davon zu ſprechen. Mein Vater, ſeit dreißig Jahren Buchhalter in einem ſoliden Bankgeſchäft, war ein ruhiger, pedantiſcher Mann und allem Extravaganten abgeneigt. Die Mutter hatte mit Haushalt und Kindern ſoviel zu thun, daß ihre Geſpräche ſelten über die Sorgen der unmittelbarſten Gegenwart hinausreichten. So war ich ſiebzehn Jahre alt geworden, ohne daß ich meinem erſehnten Ziel näher gerückt wäre.

Endlich zeigte ſich mir ein Hoffnungsſtern in der Perſon des Schauſpielers Lothar Schröder.

Schröder ſpielte damals im Oſtendtheater die jugendlichen Helden. Noch vor Kurzem hatte ſich kein Menſch um den aufſtrebenden Künſtler gekümmert; ſeitdem ihn aber Wilbrandt geſehen, für ein Genie erklärt und direkt für die Wiener Burg engagirt hatte, wurde er plötzlich Mode. Ganz Berlin wallfahrtete hinaus nach dem Oſten, um ihn zu bewundern. Ich hatte ihn einmal in Grillparzers „Hero und Leander“ geſehen, und mein Backfiſchherz war rettungslos für ihn entbrannt. Mein Entzücken aber kannte keine Grenzen, als ich erfuhr, er habe im erſten Stock des Hauſes, das wir bewohnten, einige chambres garnies gemietet. Noch ein Jahr war er für Berlin verpflichtet, und dieſes ganze Jahr hindurch würde ich unter einem Dache mit ihm leben! Alle meine Freundinnen beneideten mich darum und ich ſelbſt ſetzte die kühnſten Hoffnungen auf eine etwaige Begegnung mit ihm.

Sobald ich drunten die Etagenthüre gehen hörte, ſtand ich auf der Lauer, und wenn der gute Papa aus dem Comptoir kam, lief ich ihm jedesmal als zärtliche Tochter entgegen, denn um dieſe Stunde kam „er“ aus der Probe.

Ein paarmal glückte das Manöver und zweimal ſagte er ſogar ein paar Worte zu mir. Von der Zeit ſtand es feſt in mir — er mußte mir helfen, ich mußte ſeine Collegin werden. Bis jetzt freilich war davon noch nicht die Rede! Da ich eine ganz leidliche Stimme hatte und muſikaliſch war, ſollte ich zur Geſangslehrerin ausgebildet werden. Zu meiner Freude erwähnte mein Muſiklehrer gelegentlich, es würde mir nützlich ſein, wenn ich Deklamationsſtunden nähme. Begierig griff ich den Gedanken auf und erhielt glücklich die Einwilligung meiner Eltern. Der erſte Schritt! Mein Glück war groß! Die Frage war nur noch — bei Wem? Bei unſern beſcheidnen Finanzen war an die Sterne

Digitized by Google

erster Größe nicht zu denken! Da fanden wir in der Zeitung, was wir suchten: Ein Fräulein zeigte sich für Unterricht aller Art an, und auch für Deklamationsstunde. Nähere Erkundigungen ergaben die verblüffende Thatsache, daß die Dame Vorsteherin einer Lehrerinnenpresse, einer Kinderbewahranstalt, eines Pensionats für Ausländer und eines Bureau für Gesindevermietung war. Man sagte uns, wir würden ein Original zu sehen bekommen.

Papa und ich machten uns also eines Tages auf und fanden ein hohes, schmales Haus mit einer sinnverwirrenden Menge von Inschriften. Böse Mahnungen erweckten auch die vielen schwarzen Hände mit gekrümmten, ewig langen Zeigefingern, die auf die Wand gemalt waren, und die düstern Pfeile, die nach irgend einem unmöglichen Winkel des Hintergebäudes zeigten.

Wir folgten dem nach oben gerichteten Finger, der den Weg zur „Direktion“ wies, erkletterten drei dunkle, schmale Treppen, und gelangten in einen Flur, dessen Thüre offen stand. Als wir näher traten, quoll uns ein Geruch von Speise und Staub entgegen, und zwei weitgeöffnete Thüren, die auf den Flur mündeten, gewährten intime Einblicke in das „Ausländer-Pensionat“.

Fräulein Kirchner sei im „Kindergarten“, berichtete uns eine der Töchter Albions, die da drinnen mit ihrer Toilette beschäftigt war, „im Hof rechts, zweite Treppe“.

Wir also wieder hinunter, hinauf, und, der zweiten Teufelshand folgend, zum Kindergarten. Auch hier stand die Thüre auf. Eine weißgetünchte Stube, aus der eine entsetzliche Luft herausdringt, vollgepfropft mit Kindern, die mit gefalteten Händen auf ihren Bänken sitzen.

Ein merkwürdiger Wechselgesang tönt uns entgegen. Es klingt fast wie eine Liturgie. Vorn am Katheder steht eine große, hagere Person mit grauen Locken, ein blaues Band um den Kopf geschlungen und eine große Eulenbrille auf der Nase, die singt mit hoher, scharfer Stimme: „Kinder, wem gehört Euer Herz?“

„Der Tante Kirchner“ antwortete der Chorus.

„Wen habt Ihr lieb?“

„Die Tante Kirchner!“

„Gut! Steckt einmal alle miteinander die Zungen heraus. Eins, zwei, drei, so! Sehr gut!“ Jetzt bemerkte sie uns. „Jaja, man muß mit den Kindern zum Kinde werden, sonst erreicht man nichts,“ sagte sie, indem sie uns von oben bis unten betrachtete.

Papa stellte uns vor. „Pfannenstiel! Ach, da sind Sie gewiß mit dem Baumeister Pfannenstiel verwandt! Nicht? Das thut nichts. Sie müssen die Pläne sehn zu meinem neuen Hause in der Dorotheenstraße!“

Sie führte uns hinaus. Unterwegs rief sie noch in ein Zimmer hinein, in dem junge Mädchen Sprachunterricht zu haben schienen: „Gehen Sie mal hinauf, Mademoiselle, und unterrichten Sie bei den Kindern.“

„Sind die Lehrerinnen hier für alle Klassen Ihres Institutes angestellt?“ fragte Papa erstaunt.

„Angestellt nicht grade, aber man darf bei mir nicht einseitig sein. So ein bischen Kinderspiel, das macht frisch.“

„Na na“, sagte Papa.

Sie sah ihn mißtrauisch an. „Darf ich fragen, womit ich dienen kann?“ fragte sie dann geschäftsmäßig. Papa sagte ihr, was wir wollten, obgleich er sich augenscheinlich unbehaglich fühlte unter den Blicken dieser eigentümlichen Dame.

„Deklamation, — ach so!“ Es lag etwas unsäglich Verächtliches in dieser Betonung. „Dann brauchen wir gar nicht erst in mein Zimmer hinaufzugehen. Deklamation ist Bertha's Sache.“

Wir standen in dem heißen, dunstigen Hof, rings an den Fenstern neugierige Mädchengesichter, ein Drehorgelmann spielte den unsterblichen „Mann mit den Coats“.

„Bertha, Bertha!“ rief Fräulein Kirchner zum Hause hinauf. Ein blasses, leuchtendes Gesicht zeigte sich oben am Fenster des Dachstübchens.

„O wie schön“ sagte ich unwillkürlich, denn trotz der Entfernung wirkte das Gesicht mit seinen großen Augen auf mich wie etwas Außerordentliches.

„Hier! Deklamationsstunde!“ Wie ein wohldressirter Hund verschwand das Mädchen sofort aus dem Fensterrahmen. Man hörte sie die Treppen herunterjagen und athemlos stand sie nun vor uns — ein kleines bukliges Geschöpf!

Ich war so erschrocken, daß mir die Thränen in die Augen kamen.

Digitized by Google

„Meine Nichte Bertha ist ein Genie," erklärte Fräulein Kirchner mit einer pathetischen Handbewegung zu dem armseligen jungen Ding hinüber. „Wenn ihre unglückliche Figur nicht wäre, sie würde mit der Wolter wetteifern können. Sie hat das Talent der Familie in sich, das Kirchnersche Talent! Ihr Vater, mein Bruder, war Schauspieler, aber eine unglückliche Verkettung von Umständen — es ist ihm nicht gelungen, dem Kirchnerschen Talent den Platz zu erobern, der ihm gebührt.

„Und sie" — ihre Stimme senkte sich zu einem geräuschvollen Flüstern — „ist es nicht, als ob eine schöne Seele in niedriger Klause gefangen schmachtete?" Ich hatte Mühe, das Lachen zu verbergen bei dieser poetischen Phrase, die sie mit sentimentalem Augenaufschlag begleitete. Aber die Anwandlung schwand, als ich zu Fräulein Bertha hinübersah, die mit einem tiefgequälten Ausdruck in dem blassen Gesichtchen im Rahmen der Hausthür stand.

Sie wartete geduldig, bis ihre Tante geendet hatte, dann fragte sie, während sie ihre großen schimmernden Augen mit einer gewissen Feierlichkeit auf mich richtete: „Sie wollen zur Bühne gehn?"

Ich wurde feuerrot, als sie meinen geheimsten Wunsch so einfach aussprach. Aber ich schüttelte den Kopf. „Nein, nur wegen des Gesanges!"

„Ach so!" Es war als ob auf ihrem Gesicht etwas verlöschte, das es belebt hatte. Jetzt lag darauf ein Ausdruck müder Trauer, der ihm natürlich zu sein schien.

„Ich denke, zwei Stunden die Woche werden genügen?" fragte sie.

Papa bejahte. „Wir müssen uns überhaupt erst — man muß sehen wie es mit den andern Stunden einzurichten geht." Ich merkte wohl, die Sache war ihm nicht geheuer.

Fräulein Kirchner war längst ins Haus zurückgestürmt.

„Sie hat soviel zu thun" sagte Fräulein Bertha entschuldigend, und ein leises Erröten flog über ihr Gesicht.

„Das arme Ding scheint Zartgefühl zu besitzen," meinte Papa nachher, „das ist eine schlimme Zugabe bei solcher Tante. Na", fügte er hinzu, „schön finde ich die geniale Wirtschaft nicht. Aber die Nichte scheint ein ordentliches Mädchen zu sein. Du kannst es ja immerhin bei ihr einmal versuchen."

Zwei Tage darauf nahm ich die erste Stunde.

Fräulein Berthas Residenz war nicht viel mehr als ein großer Wandschrank. Alles in dem kleinen Gemach aber war sauber geordnet. Uber dem Bett hing ein Bücherbrett an blauen Schnüren. Schiller, Shakespeare und ein paar Grillparzer standen da neben einer Menge Reclam-Bändchen, deren Titel ich nicht lesen konnte. — Schon vor der Thüre hatte ich ein lautes Sprechen gehört; als ich nun eintrat sah ich Fräulein Bertha mit glühenden Wangen vor mir stehen. Sie hatte ein Buch in der Hand, rot mit Goldschnitt. Es war die Jungfrau von Orleans. „Sie haben gelesen?" fragte ich. „Ich habe studiert" erwiderte sie. Ein glückseliges Lächeln lag auf ihrem Gesicht und sie strich liebkosend über den Deckel des Buches. „Herrlich, herrlich diese Johanna!" sagte sie, noch ganz erregt „es ist meine Hauptrolle."

Ich sah sie verwundert an.

Sie errötete und stammelte: „Das heißt, wenn ich — ich spiele das so manchmal für mich." „Eine gefangene Seele!" Unwillkürlich kam mir die Bezeichnung wieder in den Sinn, und jetzt hatte sie nichts lächerliches mehr für mich.

Aber wie das so ist bei einem jungen Ding, ich fand das alles sehr poetisch und „furchtbar traurig", aber anzufangen wußte ich nichts damit. Und so fragte ich denn mit der ganzen Unbedachtsamkeit meiner siebzehn Jahre: „Sie wären wohl sehr gerne Schauspielerin geworden?"

Meine Frage schien die innere Erregung, in der ich sie gefunden hatte, noch zu steigern. „Ja wenn ich grade und gesund wäre, wie andere Mädchen," sagte sie, den Blick zum Fenster hinausgewendet, dem Stückchen Himmel zu, das hier zwischen den Dächern sichtbar wurde. „Aber es nützt nichts daran zu denken und an alles, was schön ist in der Welt!" Sie schwieg und ich wußte nichts zu erwidern. Vielleicht hatte sie auch meine Gegenwart ganz vergessen! Vielleicht war sie es gewohnt auf diese Weise mit sich selbst zu sprechen.

Wenigstens fuhr sie fort zu reden, mit einer sanften klagenden Stimme, die etwas unsäglich rührendes hatte: „Wäre es nicht besser gewesen, Gott hätte uie diese Sehnsucht

Digitized by Google

in mein Herz gelegt, die mich verbrennt? Was soll Talent, Begeisterung für ein Wesen wie ich? Erschwert es mir nicht mein elendes Dasein um so mehr? Und drückt es nicht den Fluch des Lächerlichen auf mich herab?“

Und auf einmal bekam diese sanfte Stimme etwas Fanatisches. Ihr Gesicht, das wie ein weißes Rosenblatt aus dem Rahmen der goldigen Löckchen hervorleuchtete, nahm einen tragischen Ausdruck an. Miene und Phrase waren völlig verwandelt.

„Und ich muß es dulden, daß Andere fliegen, während ich am Boden krieche!“ rief sie leidenschaftlich. „Wie sie gerühmt, vergöttert werden, diese Andern! Und sie sind doch nicht halb so viel als ich! — Ich weiß es Alles, wie ich es machen würde — die Mienen, die Bewegungen, wahrer, als Alle, die ich sah, — denn ich fühle es, was die nur wissen, was die nur sprechen! Es drängt sich ganz von selbst aus mir heraus, formt sich zu Worten und Geberden —! Und ich, mit meiner schwachen Brust, mit meiner dünnen Stimme — was habe ich studiert und geübt — ich glaubte oft, die Lungen müßten mir zerspringen —! Ich habe es alles überwunden! Meinen Atem kann ich brauchen, wie ich will die Stimme tönt und trägt — Wenn ich mich sprechen höre, dann meine ich, es redete der Genius aus mir — und dann sehe ich zufällig in der Fensterscheibe mein Bild —“

Es stürzten ihr plötzlich mit Gewalt die Thränen aus den Augen. Sie selbst schien überrascht zu sein, und — als hörte sie sich nun erst reden — preßte sie die Hand auf den Mund.

„Es ist zum Lachen, daß ich so spreche“, sagte sie dann mit völlig beherrschter Stimme, während die letzten Thränen noch ihr Gesicht durchfurchten. „Verzeihen Sie nur, es passirt mir nicht oft, daß ich mich gehen lasse, aber die Jungfrau von Orleans und Ihre Frage —! Wollen wir jetzt anfangen?“ Sie sah nach der Uhr.

„Sieben Minuten. Wenn Sie erlauben, gebe ich die nachher nach.“

Ich nahm ihr verlegen das Buch aus der Hand, das sie mir gab. Es war Minna von Barnhelm. Ich mußte bald die Minna, bald die Franziska lesen; dann las sie mir dieselben Stellen vor, um den Unterschied der reinen Sprechweise und des höheren Conversationsstils klarzulegen. Und dann ließ sie mich Verse lesen.

Es kam mir wunderschön vor, wenn ich so mit allem Pathos, dessen ich fähig war und mit Aufbietung meines tiefsten Brustregisters las: „Schwer und dumpfig eine Wetterwolke.“ Wenn mir Frl. Bertha dann dieselbe Strophe vorsprach, die Konsonanten stark betonend, ruhig im Tempo, sonst Alles so schlicht, so natürlich, dann verstand ich erst das Plastische der Schilderung. Es war merkwürdig, mit welchem Stilgefühl sie für jedes Gedicht eine besondere Tonfärbung, ein charakteristisches Tempo fand. Und da war nirgends etwas Gesuchtes. Nie wurde sie in dem Bestreben zu nuancieren unruhig.

Kleinlichkeit und Buntheit der Deklamation waren ihr ganz fremd. Selbst Humoristisches färbte sie edel. Und alles das mit einer verblüffenden Sicherheit, mochten ihr auch manchmal die Kenntnisse abgehen, um ihre Regeln zu begründen.

Wo sollte sie es auch herhaben? Ihr Vater war irgendwo in einem Vorstadttheater gewesen, es scheint, daß er getrunken hat. Später ist er heimlich nach Amerika gegangen und hat Frau und Kind im Elend zurückgelassen. Die Mutter hat durch Aufwartungen etwas verdient und die Bertha mußte schon mit vierzehn Jahren aus der Schule, — um Maschine zu nähen für Wäschegeschäfte. Anderes konnte sie nicht bei ihrem elenden Körper.

Ich hörte das alles von der Tante Kirchner, die mir manchmal auf der Treppe vorüberhuschte, wenn ich in das Dachkämmerchen hinaufstieg. „Ja wenn sie mich nicht gehabt hätte, die Bertha“ sagte sie mit einer ihrer großartigsten Handbewegungen. „Nicht jeder schützt das Genie in seiner armseligen Hülle!“

Mit Fräulein Bertha selbst hatte ich nichts Persönliches mehr gesprochen seit jenem leidenschaftlichen Monolog, der mich so erschreckt hatte.

Ich war ganz erfüllt von meinen Studien und gab mir alle Mühe etwas zu lernen, denn die Lust, Schauspielerin zu werden, befestigte sich bei dieser Beschäftigung mit der Kunst immer mehr in mir. Eines Tages weihte ich Frl. Bertha in mein Geheimnis ein. Sie blickte mir mit feierlichem Ernst in die Augen

Digitized by Google

und drückte mir schweigend die Hand. Von da ab interessirte sie sich für mich. Sie wählte Rollen aus, die ich vielleicht einmal spielen könnte. „Sie eignen sich am Besten für die muntre Liebhaberin," sagte sie zu mir.

Da hatte ich nun meine Rubrik — und ich bin ihr treugeblieben. Wir studierten jetzt die Marianne in Goethes Geschwistern. Die Partie lag mir gut — ich spiele sie noch heute gern — und es ging auch zuerst ganz leidlich. Als dann aber die Scene kam, in der Marianne, durch den Heirathsantrag des Freundes erregt, dem vermeinten Bruder ihre ganze Liebe offenbart, da schüttelte Fräulein Bertha, die auf ihrer Bettkante saß und mich beobachtete, einmal über das andere Mal den Kopf. „Wärmer, mehr Pausen, Pausen!" rief sie. „Man muß hören, daß Ihnen das Herz bis in den Hals hineinschlägt!" Und plötzlich erhebt sie sich von ihrem Bettende, sieht an irgend einem imaginären Wilhelm herauf, und mit einer Süßigkeit des Tons, einer Reinheit, einer Glut, die unbeschreiblich ist, spricht sie die Worte: „Denn nur mit dir mag ich leben, kann ich leben. Es liegt von jeher in meiner Seele, und dieses Mal hats herausgeschlagen, gewaltsam herausgeschlagen — ich liebe nur dich!" Es war wie eine Offenbarung für mich, diese paar Worte. Ganz so, als spräche sie sie eben aus sich heraus, geängstigt, getrieben und halberstickt vor großer Herzensnot.

Ich habe nie wieder Ähnliches gehört! „Und sie liebt ja", dachte ich voll Mitleid, „aber Wen nur, Wen?"

Fräulein Bertha sah ein Weilchen mit glänzenden Augen lächelnd vor sich hin. Ich wagte nicht sie zu stören.

Da wurde die Thüre aufgerissen — „Bertha, die Zeugnisse für die Amme aus Pommern! Wo in aller Welt können die Zeugnisse sein?" — „Ich komme, Tante!" Und mit einer Entschuldigung für mich lief sie die Treppe hinunter, kam nach zwei Minuten zurück und setzte ruhig den Unterricht fort.

Ihre Schule war vorzüglich. Noch heute, wenn ich irgend eine lange Tirade so recht natürlich herausgebracht habe, denke ich dankbaren Herzens: „Das verdankst Du Fräulein Bertha."

Sie hat vielleicht mehr Künstler gebildet, als viele der berühmten Lehrkräfte an den Theaterschulen. Und sie hatte Erfolge! Freilich keine äußeren!

Die Meisten, die Carriere machen wollten, gingen, nachdem sie bei ihr fertig ausgebildet waren, noch auf vier Wochen zur Frieb oder zu Berndal, um sich deren Schüler nennen zu können und so den Hintergrund eines berühmten Namens zu haben. —

„Wie Mancher haben Sie nun schon den Weg zum Heiligtum gezeigt", sagte ich einmal zu ihr, „ich denke mir, das muß Sie ganz stolz und glücklich machen!" Da schossen dem armen Ding die Thränen in die Augen. „Glücklich? Glücklich hätte ich werden können, trotz meines elenden Körpers, wenn ich nie etwas davon geahnt hätte, welche vollkommne Schönheit es giebt. Aber, daß ich Augen dafür habe, grade das ist ja mein Unglück."

„Jedes Talent bringt Freude und Schmerz," bemerkte ich altklug.

„Die Bücher sind Schuld daran", fuhr sie fort „die und —" Sie murmelte etwas, das ich nicht verstand, und ihre Wangen färbten sich.

„Die Bücher waren noch vom Vater", erzählte sie dann, „Mutter hatte sie mir gegeben, damit ich sie verkaufen sollte. Ich aber fing an darin zu lesen. Damit begann mein Unglück. Es war die Jungfrau von Orleans, die ich aufgeschlagen hatte, und jetzt bemerkte ich erst, wie elend und häßlich ich war, da ich mich vergleichen mußte mit dem herrlichen Bilde. Es war gerade wie bei Adam und Eva, als sie von dem Apfel des Paradieses gegessen hatten, ich schämte mich. Und auch das paßt, daß ich nun wußte, was gut und böse, schön und häßlich war. Es muß wohl das Alles schon in mir gelegen haben, aber gerade, als hätte mich Jemand zum erstenmal im Leben angeredet, Jemand in meiner eigenen Sprache, und als hätte ich bis dahin immer in der Fremde gelebt. Von da ab hatte ich Heimweh."

Sie schwieg, aber ihre Augen wurden dunkel und schimmernd. Nach einer Pause fuhr sie ruhiger fort.

„Anstatt die Bücher zu verkaufen, wie mir aufgetragen war, verbarg ich sie unter meinem Kopfkissen. Um der Mutter Geld bringen zu können, ließ ich mir mein langes Haar abschneiden — ein Friseur hatte es gelobt — und ich bekam soviel dafür, daß die Mutter

Digitized by Google

sehr zufrieden war. Nun las ich die Nächte hindurch, denn am Tage mußte ich nähen. Und es machte mich wie toll, das Lesen. Wo ich ging und stand sprangen mir die Worte, die ich dachte, über die Lippen, und ich war manchmal wie im Traum, daß ich vergaß, wo und wer ich war, bis mir die Straßenjungen nachliefen: „Seht, eine Verrückte! Eine aus dem Narrenhause!“ Die Mutter schalt und schlug mich, aber es wurde nicht anders dadurch. Und dann — dann kam noch etwas —“. Fräulein Bertha schwieg, aber ihre Augen sprachen deutlich von einer großen inneren Glückseligkeit.

„Noch etwas?“ fragte ich athemlos. Ihre Art zu erzählen hatte für mich etwas ganz Außerordentliches. Es lag über mir wie eine Verzauberung, wenn sie sprach. Wenn die Schauspielerin geworden wäre — am Bändel hätte sie Alle gehabt! Die konnte lachen und weinen machen wie sie wollte! Freilich war es auch ihr lebendiges Menschenherz, dem sie diese Töne entlockte! —

Sie antwortete nicht auf meine Frage, aber sie erzählte weiter:

„Ein paar Jahre hielten wir noch miteinander aus, Mutter und ich, dann kam die Tante und nahm mich zu sich. Das werde ich ihr nie vergessen. Wo hätte ich auch sonst hin sollen? In der Vorstadt waren sie böse auf mich und höhnten mich, weil ich zwei ansehnliche Partien ausgeschlagen hatte, um die mich manches Mädchen beneidete! Ich konnte aber nicht — damals schon nicht mehr!“

Die Ankunft einer Schülerin unterbrach uns. Ich hätte so gern noch mehr gehört von ihr! — — —

Wir studierten jetzt Romeo und Julia. Zum erstenmal fand ich dabei, daß Fräulein Bertha während des Unterrichts nervös werden konnte. Ich ertappte sie sogar dabei, daß sie mir Fehler durchgehen ließ und wieder Betonungen, die mir ganz gut erschienen, mit einer gewissen Gereiztheit tadelte. Im ganzen war die Julia überhaupt nichts für mich, die ich schon damals lieber in zierlichen Stöckelschuhen umhertrippelte, anstatt auf hohem Kothurn zu schreiten. Meine sonst so sanfte Lehrmeisterin aber war diesmal wie verwandelt. Ihr Tadel klang ungeduldig und ich fühlte es, daß jede falsche Betonung sie förmlich quälte. „Sie wird abgespannt sein“, tröstete ich mich selbst und sann auf eine Zerstreuung für sie.

Da Papa mir die Erlaubnis gab, lud ich daher Fräulein Bertha zu der bevorstehenden Karlos-Aufführung ein — der letzten mit Schröder! Fräulein Bertha nahm meine Einladung dankbar an und wir verabredeten, uns im Theater Rendezvous zu geben. Nachts sollte sie dann bei mir schlafen, da der Heimweg für sie weit und umständlich gewesen wäre.

Ich befand mich an jenem Abend in großer Aufregung und schwatzte unaufhörlich. „Er soll sich einen ganz neuen Anzug für die Rolle haben machen lassen“, flüsterte ich, „weiße Seide auf blauen Puffen. Ich habe ihn als Hamlet bei Schulte gesehn — ich sage Ihnen, entzückend!“

Fräulein Bertha äußerte ihre Gefühle weniger lebhaft, aber man sah ihr die freudige Erwartung an den Augen an. Sie war ein wenig menschenscheu und unter Fremden immer schüchtern. Um so mehr war ich erstaunt, als sie — kaum hatte die erste Scene begonnen — sich weit über ihren Platz vorbog, und schließlich sogar aufstand, um besser sehen zu können. Und als nun Karlos mit seinem „Was seh' ich? O ihr guten Geister, mein Roderich!“ Posa entgegenstürzte, da hörte ich neben mir einen leisen Schrei. Fräulein Bertha war totenblaß geworden. Sie schloß die Augen, tappte sich nach ihrem Platz zurück und saß dann still in sich zusammengesunken da.

„Was ist Ihnen?“ fragte ich leise, „Ist Ihnen nicht wohl?“ Sie winkte abwehrend mit der Hand, ich möge sie in ihrem Horchen nicht stören.

Und man sah es ihr an, daß ihre ganze Seele bei dem war, was sie hörte. Ich nahm's für reine Kunstbegeisterung und überließ mich ruhig meinem Entzücken für den Träger des weißseidenen Kostüms. Ein bißchen ärgerte es mich, daß Fräulein Bertha in den Zwischenakten gar so still blieb. „Ist er nicht schön, ist er nicht herrlich?“ fragte ich begeistert. Sie antwortete mit einem traurigen Lächeln, das ich nicht verstand.

In der Pferdebahn traf ich Bekannte, mit denen ich mir das Herz ausschütten konnte. Fräulein Bertha saß in ihrer Ecke, mit geschlossenen Augen, stumm und teilnahmslos.

Zu Hause hatte man uns kalten Aufschnitt

Digitized by Google

und etwas zu trinken hingestellt. Fräulein Bertha rührte nichts an von alledem. „Ich möchte schlafen gehen“ sagte sie leise auf meine Frage, ob sie müde sei. Sie lag schon im Bett, als ich ins Zimmer kam, und da sie sich nicht regte, glaubte ich, sie schliefe, entkleidete mich rasch, löschte das Licht und war selbst bald fest eingeschlafen.

Ein unbestimmtes Geräusch, das sich in meinen Traum drängte, weckte mich nach wenigen Stunden wieder auf. Ich horchte — Alles blieb still. Endlich hörte ich es deutlich — ein jammervolles, halbersticktes Schluchzen.

„Fräulein Bertha!“ rief ich.

Sie antwortete nicht. Da machte ich Licht, um zu sehen, was es gäbe? Unsre Betten standen an derselben Wand, Fräulein Berthas hinter dem meinen. Ich richtete mich auf und sah hinüber. Nichts als ein Gewirr zerwühlter Decken und Tücher und tief im Kissen eingegraben ihr blasses Gesicht.

Sie hatte das Ende ihres kurzen, starken Zopfes zwischen den Zähnen und weinte.

Als sie sich entdeckt sah, verhielt sie sich ganz ruhig, vor Schreck hypnotisirt, wie ein Insekt, das man berührt.

„Aber so sagen Sie mir doch nur was Sie haben?“ rief ich halb geängstigt, halb geärgert. „Hat Sie irgend jemand gekränkt?“

„Nein, o nein“, hauchte sie.

„Ist es das Stück, das Sie so erregt hat?“

Sie schwieg.

„Vielleicht Schröders Spiel?“

Darauf antwortete mir ein so leidenschaftliches Stöhnen, daß ich voll Mitleid aus dem Bette sprang und zu ihr eilte.

„Fräulein Bertha,“ flüsterte ich ihr zu, während mir selbst die Thränen in die Augen traten „Sie müssen mir sagen, was Ihnen fehlt? Kann ich irgend etwas für Sie thun? Aber so reden sie doch nur!“

Fräulein Bertha schwieg noch immer und ihr Körper zuckte vor gewaltsam unterdrücktem Weinen.

„Beneiden Sie Schröder um sein Talent?“ fragte ich wieder.

Aus ihrem halbgeschlossenen Augen brach ein Blick grenzenlosen Staunens. „Beneiden? ihn?“

Dieses „ihn“ machte mich stutzig.

„Sie lieben ihn?“

Sie nickte langsam, resignirt.

„Sie haben ihn schon früher gesehn?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Aber so erzählen Sie doch!“ rief ich ungeduldig.

Ich begann zu frieren, halb vor Kälte, halb vor Aufregung. Was konnte Fräulein Bertha mit meinem Idol für einen Zusammenhang haben?

„Ja, ich will — ich will erzählen — aber löschen Sie das Licht!“ flehte sie.

Ich that, was sie verlangte und kroch in mein Bett zurück. Eine Weile blieb noch alles still da drüben, endlich fing sie an mit ganz kleiner, dünner Stimme zu sprechen.

„Ja, ich kannte ihn und wußte es doch nicht! Ja, ich liebte ihn, und hatte ihn nie gesehn!“

Sie machte eine Pause, als müsse sie erst ein wenig Ordnung bringen in ihre Gedanken, dann begann sie wieder:

„Als ich noch bei der Mutter wohnte — es sind jetzt wohl sieben Jahre her, da stand ich wieder einmal Nachts am Fenster, weil ich vor Traurigkeit nicht schlafen konnte. Es war eine wunderbare Nacht! Fliederduft und Reseda von den Anlagen drüben und über mir ein Kastanienbaum voller Riesenkerzen, die nur auf die Morgensonne warteten, um aufzubrechen. Jetzt aber stand der Mond am Himmel, ein silbernes Sichelchen, das gerade an dem Stückchen Himmel stand, das ich von da unten sehen konnte. Wir wohnten nämlich damals in dem Souterrain einer Villa. Die Mutter schlief in der Stube, ich in der Küche, die auf den Hintergarten ging. Ein eisernes Gitter, an dem Fliedersträucher gepflanzt waren, trennte den Garten von der Straße, und an meinem Fensterchen waren noch Drahtstäbe befestigt, so daß der Umblick freilich nicht groß war. Aber es flutete doch alles zu mir herein, Mondschein und Blütenduft, hier und da der verschlafene Schrei eines Vogels und das Geräusch der Tritte einsamer Nachtgänger. Und auf einmal hörte ich eine Menschenstimme draußen. Erst dachte ich, es wären da drüben zwei; einer der sprach, und einer der zuhörte; bald aber merkte ich, daß es Verse waren, die jemand ganz allein für sich hinsprach. Es war auch nichts störendes. Gerade so als hätte all das Duften und Tönen der Natur

Digitized by Google

auf einmal vernehmliche Sprache bekommen und ich sei das Sonntagskind, das diese Sprache verstand.

Es waren Romeos Worte, die so zu mir drangen:

„Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt . . . Doch still — was schimmert durch das Fenster dort?“ und so fort, der ganze Monolog.

Ich hatte die Julia grade erst studiert und als ich mein Stichwort hörte: „Wär ich der Handschuh doch auf dieser Hand und küßte diese Wange“, konnte ich mich nicht enthalten mein: „Weh mir“ zu sprechen. Einen Augenblick schien der Mensch da draußen zu horchen, dann antwortete er mit Romeos Worten: „Horch, sie spricht, o sprich noch einmal, holder Engel.“

„Und das — das war „er“?“ fragte ich ahnungsvoll.

„Er“ antwortete sie. Dann fuhr sie fort:

„Ich hätte nun wohl vom Fenster weggehen sollen,“ aber diese verschleierte, vibrirende Stimme! Sie kennen sie ja und wissen, wie es einem dabei zu Mute ist! Aber mir war sie doch noch viel mehr, als nur ein Kunstgenuß oder ein Reiz für die Sinne. Mir war es, als wäre ich in ein Märchenland gekommen, in dem mildere Gesetze herrschen, als bei uns, und wo nur Seele zur Seele spricht. Und dieses Gefühl gab mir eine solche Freiheit, daß ich dem Drange meines Herzens nachgebend einfach weitersprach: „Wer bist Du, der Du von der Nacht beschirmt, Dich drängst in meines Herzens Rat?“

Und dann wieder antwortete er, ich folgte weiter und jedes Wort, das ich so hinaufsprach in das Dunkel, kam aus der Tiefe meiner Seele. Denn ich wußte ja, da draußen steht ein Mensch, der versteht dich!

Wir hatten uns zusammengefunden auf einer schönen Friedensinsel, zu der uns die plumpen Alltagsgedanken nicht folgen konnten, und da wandelten wir nun allein, unbekümmert und in seliger Vertraulichkeit, ringsum nur Schönheit! So wenigstens war es mir zu Mute. Und jedes Wort, das ich sprach, paßte ja auch auf mich: „Du weißt, die Nacht verschleiert mein Gesicht. Sonst färbte Mädchenröte meine Wangen.“

Fräulein Bertha schwieg, überwältigt von ihren Erinnerungen. Erst auf meine Bitte sprach sie weiter.

„Wenn ich jetzt daran denke, wie das alles war,“ sagte sie träumerisch, „die warme, duftende Nacht, seine Stimme, diese zärtlichen Worte, und da drinnen ich armes, häßliches Ding, — durch die Dunkelheit geschützt, — zum erstenmal frei von mir selbst, das heißt von jener erbärmlichen Andern, die mir zugesellt ist!“

(Schluß folgt.)

Der schönste Strahl.

Schön sind Blumen, Schmetterlinge,
Schöner noch von Glut durchbrannt
Ein Rubin in goldnem Ringe,
Ein Smaragd, ein Diamant.

Doch die schönsten aller Strahlen
Sind im Menschenangesicht,
Wenn wir seh'n darin sich malen,
Edler Freude reines Licht.

Hermann Lingg.

Dreiklang.

Warum flechst du dir frische Triebe,
Junge Eiche, in's Haar?
Bist du von Liebe, von wonniger Liebe,
Trunken geworden gar?

Schäumiges Rot, wie auf Mädchenwangen,
Glühet auf jedem Blatt,
Und verrät, wie heiß, wie heiß umfangen
Und geküßt die Sonne dich hat.

Eines Vöglein's Sang die stille Heide
Mit jauchzendem Klange durchzieht —
Wenn wir singen könnten, Bäumchen, wir beide
Sängen wohl auch das Lied.

Rosa Kübsaamen.

Digitized by Google

Spatzengeschichte.

Im Spatzennest am Giebel vom Haus
Saß Spatz und Spätzlein zu zweit.

„Guck' du nicht so viel zum Nest hinaus!"

„„Ach Vater! die Welt ist so weit,
Die Welt ist so schön, möcht fliegen gern —
Der Flaum ist zu weich mir, das Nest mir zu klein —""

„Dank' du dem Schöpfer, deinem Herr'n,
Daß dieses Nest hier dein! —
Scheint auch die Sonne verlockend schön
Über Wiesen und Wald, über Felder und Höh'n,
Und fliegst du hinaus voll Glauben und Hoffen —
Ein warmes Nest steht nirgends dir offen!
Hier hast du alles, was nur dein Begehren,
Drum bleibe im Nest und halt es in Ehren.
Hab' selbst es bereitet dir weich und warm,
Hab' Schätze gesammelt, daß du nicht arm.
Im Garten dort findest du Nahrung genug,
Was willst du noch mehr?"

„„Den fröhlichen Flug,
Das jubelnde Jauchzen durch Wald und Hain,
Bin jung, will lustig und frei will ich sein!

Hab' lange genug beim Vater geruht,
Will selbst mir nun suchen mein Nest und Gut,
Will fliegen und streifen durch's lachende Feld,
Will sehen, will sehen die ganze Welt!
Glückselig hinauf gen Himmel mich schwingen
Und allen Menschen auf Erden singen —""

„Du bist ein Spatz, kannst piepsen und pfeifen,
Und willst unsinnig im Land 'rumstreifen
Du kannst nicht singen —"

„„Die jubelnden Töne
Wird die Welt in goldner Morgenschöne
Aus tiefstem Busen mir locken mit Macht,
Und singen kann ich, eh' ich's gedacht. —""

„So plappern doch immer die tollen Jungen
Dasselbe Zeug und dasselbe Lied,
So haben sie immer sich aufwärts geschwungen
Und hörten nie, was der Vater riet. —
So mancher aber nicht wiederkam —
Wirst auch bald tot am Boden hier liegen —"

„„Und sink' ich zu Tode auch flügellahm,
So war es doch herrlich zu fliegen!""

Georg Thrau.

Blauäuglein.

Da Gott den Schleier hat gespannt
Des Himmels über unsre Erde,
Blieb ihm ein Stücklein in der Hand,
Er sinnt, was noch aus diesem werde.

Er gab das klare, helle Blau
Zum Auge einem schönen Kinde,
Daß es ein junger Dichter schau
Und seinen Himmel darin finde.

Otto Stoeßl.

Mittagsruhe.

Aus dem Französischen des **José Maria de Heredia** von **A. Kromayer.**

Nicht eine Biene summt, kein Laut in weiter Runde;
Entschlafen ruht der Hain im heißen Sonnenbrand;
Nur mattes Licht, das dort verstohlen Eingang fand,
Zart wie des Mooses Grün blitzt auf im Waldesgrunde.

Durchs dunkle Laubdach dringt die Glut der Mittagsstunde;
Über der Wimper, halb vom Schlummer übermannt,
Wird leis ein goldnes Netz im Schatten ausgespannt,
Wo tausend Blitze sich vereinigen im Bunde.

Durch dieses Feuernetz, das lichte Strahlen weben,
Seh' ich den leichten Schwarm von bunten Faltern schweben,
Berauscht vom Sonnenlicht, berauscht vom Duft der Bäume.

Da, mit unsichrer Hand, will ich die Fäden haschen
Des lustigen Gespinnsts und in den goldnen Maschen,
Von Harmonie umstrickt — fang ich die eignen Träume!

Digitized by Google

Der Renegat.

Aus dem Provençalischen des **Frederi Mistral** von **August Bertuch.**

I.

Johann aus Gonnfaronn ward Beute der Korsaren
Und diente sieben Jahr im Troß der Janitscharen, —
Als Sklave bei den Türken bedarf man harter Haut —
Mit Beulen und mit Ketten und Eisenrost vertraut.

Mit der Fremdin den Becher der Seligkeit leeren
Ist ein Lohn, von Propheten dem Frommen bewahrt;
Doch daheim auf den Bergen Kastanien verzehren
Ist viel besser, als Liebe mit Knechtschaft gepaart.*)

Johann aus Gonnfaronn, dem die Geduld gerissen,
Beschwichtigt kurzer Hand sein christliches Gewissen . . .
Ihm bleibe drob nicht ewig des Himmels Gnade fern
Weil, ach! er abgeschworen den Glauben an den Herrn!

Johann aus Gonnfaronn wird reich an Sündenthalen,
Denn halben Mondes Licht begünstigt die Piraten;
Er schreckte rings die Küsten durch Grausamkeit und List
Und brannte Städte nieder, recht wie ein Antichrist.

II.

Man sagt, daß er es schleunig zum General gebracht,
Das stolze Haupt umschattet von dichten Lorbeers Pracht.
Des Sultans Töchterlein, verliebt in unsern Helden,
Ließ eines Tages ihm ganz insgeheim vermelden:

„Durch meinen Rosengarten ein grüner Baumweg zieht,
Der weiche, kühle Westwind singt dort sein Abendlied,
Des Meeres frischer Hauch trägt schmeichelnd durch die Lüfte
Des Tuberosenstrauchs berauschend süße Düfte.

Und unter einem Ahorn steht eine Marmorbank:
Dort werd' ich deiner harren, heut Abend, liebeskrank;
Mein alter schwarzer Sklav wird gut zum Führer taugen,
Du folgst ihm an der Hand mit fest geschlossnen Augen."

III.

Wer hätte nun gedacht, daß, auf der Lauer stehend,
Und auf dem Ufersand nach seinem Führer spähend,
Dem Mann, von einem Schiffe, ein Marseillaner Sang,
Beim Ankerlichten üblich, ins Ohr herüber klang.

Wie Meerflut, aufgepeitscht vom Ruderschlag im Winde,
Zersprengt ein Thränenstrom des harten Herzens Rinde;
Es taucht vor seinem Geiste der Heimat Bild empor,
Dem Türkenbund zu dienen wirft er sich reuig vor.

Und ohne nach dem Preis des Abschieds nur zu fragen,
Läßt er von kleinem Boot sich hin zum Schiffe tragen;
Verzichtet auf die Schöne bei ihrer Marmorbank,
Auf Turban und auf Säbel und auf des Kronherrn Dank.

*) Dieser Refrain kehrt im Original nach jeder Strophe wieder.

Digitized by Google

Vom Schiffe, das den Bug eintaucht in Meeresbläue:
— „Leb' wohl, o Sultanin"! ruft laut der Ungetreue;
„Du hast aus meiner Hölle ein Paradies gemacht,
Doch sieh! mich treibt von hinnen des Heimwehs Übermacht!"

Mit der Freundin den Becher der Seligkeit leeren
Ist ein Lohn, vom Propheten dem Frommen bewahrt;
Doch daheim auf den Bergen Kastanien verzehren
Ist viel besser, als Liebe mit Kuechtschaft gepaart!

Erwarte nichts!

Aus dem Kleinrussischen des T. H. Szewczenko von Karl Emil Franzos.

Dahin der Jugend Glück und Kraft!
Kalt wird die Hoffnung — greisenhaft
Hält mich der Winter nun umfangen.
In meine Stube tönt kein Laut
Von Freundeslippen, lieb und traut;
Ich bin allein mit meinem Bangen,
Allein in Dunkelheit und Weh!

So brüte dumpf, bis ganz dich Thoren
Enttäuscht das Leben, bis verloren,
Zerstäubt die Träume, jäh und jäh,
Wie vor dem Sturme der Steppenschnee.
Bis sich dein Aug erhellend schließt.

Erwarte nichts, denn nimmer grüßt
Ein Lenz dich wieder, nimmer lacht
Dein Hain ergrünend dir entgegen,
Und wie es in dir öde Nacht,
So ist kein Stern auf deinen Wegen!

Was in dir lebte, ringt sich nimmer
Befreit empor zum Strahl des Lichts —
Erblichen ist der letzte Schimmer . . .
Erwarte nichts! . . . Erwarte nichts!

Mein Gebetbuch.

Mein Gebetbuch — dort im Schrank
Liegt es sorglich aufgehoben.
Mit des Verses Sang und Klang
Will ich mein Gebetbuch loben.
Schon in mancher stillen Nacht,
Wenn ich trüben Sinns gewesen,
Hab' ich fromm darin gelesen
Und es hat mir Trost gebracht.

Denn es ist darin ein Geist
Des Erkennens und Genügens,
Und den Pfad der Demut weist
Mich ein Geist des stillen Fügens,
Und der Menschheit Leid umbraust
Mich wie Wettenorgelklänge,
Und der Ewigkeit Gesänge
Klingen mit — in Goethe's Faust.

Heinrich Hege.

Das vergessene Grab.

Welkes Riedgras rauscht im Winde,
Keine Blume spendet Duft.
Dem vergess'nen Menschenkinde
Wölbt vergessen sich die Gruft.

Nur die Sonne küßt sie leise,
Perlen sprüht der Morgenthau,
Und der Vöglein Tagesweise
Grüßt herüber von der Au.

Und der Mond in milden Nächten
Spielt darum mit sanftem Schein,
Und die kleinen Sterne flechten
Ihren Silberkranz hinein.

Von dem Busch der wilden Rose
Singt in Pfingsten der Pirol:
Unterm Moose, unterm Moose,
Längst vergessen, ruht sich's wohl!

Paul Grotowsky.

Ritornelle.

Unter der blühenden Linde
Will ich am Abend auf dich warten,
Wenn sich zum Tanze paart das Gesinde.

*

Mit braunen Rüssen
Warfst du nach mir, im Gezweig dich bergend.
Das büßt mir die Schelmin mit vielen Küssen!

*

Einsame Fichten!
Mondhell die Nacht — im Gezweige
Blinken die Sterne gleich silbernen Früchten.

*

Breite Platanen!
Auf staubiger Straße drängt sich das Volk
Um die Prozession mit den schwarzen Fahnen

Albrecht Mendelssohn Bartholdy.

Digitized by Google

Auguſt.

Wie ein halb verglomm'nes Glühen
Liegt es in der ſtillen Luft,
Aus dem Knoſpen rings und Blühen
Steigt berauſchend ſüßer Duft.

Der Geſtirne Myriaden
Blitzen auf im fernen Blau;
Die verdorrten Blätter baden
Flüſternd ſich im Abendthau.

Blüten, die vom Zweig ſich löſten,
Wirbeln auf mich nieder ſacht, —
Kommſt du wieder, mich zu tröſten,
Weiche, warme Sommernacht?

Otto Oppermann.

Meduſa.

Und Weihnacht war's, die Chriſtbaumkerzen ſtrahlten
Mir tief ins Herz und unſres Kindes Härmchen
Sie reckten jubelnd ſich zum Licht empor!

Still an dein Herz geſchmiegt, mein Liebſter, ſtand ich,
Beſchaute mir die Venus, unter Roſen
Lächelnd gekauert, die mein Feſtgeſchenk.

Wir waren glücklich und wir fühlten's tief,
Daß uns das Leben jetzt an Blüten reicher
Als Stacheln . . . da, von ungefähr

Die Augen ſchweiften an der Zimmerwand,
Und haſteten gebannt grad' ob der Venus —
Auf der unſeligen Meduſa Haupt.

Gewiß, es war ein ſinnlos Spiel des Lichts,
Denn ihre Lippen, ſonſt von Schmerz verſteint,
Uns ſchien's, ſie zuckten auf voll Weh und Qual.
Das Antlitz, ganz in Gram getränkt und Leid,
Es ſchien zu leben — hohnvoll Lächeln zerrte
Den ſtolzen Mund, als ſpräch' es: Arme Thoren!
Uns aber durch die Seele rann ein Froſt . . .

Hermine von Preuſchen.

Mein Kind.

Ich ſaß im Waldesſchatten
Umweht von Lüften lind,
Auf blumenbunten Matten
Spielt' um mich her mein Kind.

Der Sonne Goldgeflitter
Durch dunkles Laubwerk bricht,
Auf Moosgrund zeichnet Gitter
Ihr zitternd zartes Licht.

Mit fröhlichem Verlangen
Zum Lichte ſpringt das Kind
In ſeiner Schürze fangen
Die Sonne will's geſchwind.

Da ſteht's, ſein Schürzchen haltend,
Die Sonne lächelt hinein,
Es ſorgſam zuſammen faltend
Die Strahlen wickelt's ein.

Kommt jubelnd mit dem Schatze
Zu mir und packt ihn aus,
O weh! ... Am ſchatt'gen Platze
Flog all der Glanz hinaus.

„Wohin iſt er geflogen?"
„Du Schelm, in's Ängſtlein dir,
Von da iſt er weitergezogen,
Lacht jetzt in's Herz auch mir!"

Auguſt Kelluer.

Sommernacht.

Die Nacht war ſo ſchwül, und mein Herz ſchlug bang,
Einer einſamen Nachtigall Lied nur klang
Aus der Linde duftenden Zweigen;
Es litt mich nicht länger im dämm'rigen Raum:
Ich warf das Gewand um und ſchritt wie im Traum
Hinaus in das nächtliche Schweigen.

Mich lockte der Sang mit ſchluchzendem Ach'n —
Berückend ſpürt' ich herüberweh'n
Den heißen Atem der Blüten —
Es zog mir den Fuß und verſpann mir den Sinn —
Und unter der Linde warf ich mich hin
In dumpfem, verworrenem Brüten.

Im Wipfel leiſes Bienengeſumm —
Unweit des Bächleins — ſonſt alles ſtumm,
Nur ein Hund ſchlug an in der Ferne . . .
Die Nachtigall ſchwieg und ſang und ſchwieg,
Den Kelchen berauſchender Duft entſtieg,
Tiefſchweigend zogen die Sterne.

Chriſtian Morgenſtern.

Digitized by Google

Ernst Schulze und Adelheid Tychsen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulze's.

XI.

Das Tagebuch fährt fort:

„Lindhorst, d. 16ten Oktbr. 15. Ich habe Holm ungern verlassen, obgleich Lindhorst mir durch lebendigere Jugenderinnerungen fast noch theurer ist als jenes. Leider werde ich nur eine Nacht hier bleiben, um morgen meine Mutter nach Harburg zu begleiten, von wo mein Vater, den seine Geschäfte hier noch länger halten, uns in einigen Tagen nach Hamburg abholen wird. Der jetzige Pächter, der nur zum Vergnügen hier wohnt, hat drey sehr hübsche und gebildete Töchter: aber ich zog den Umgang mit meinen Kinderträumen doch ihrer Unterhaltung vor und entfernte mich bald aus der Gesellschaft. Bey Allem, was mir heilig ist, oder woran ich mit Liebe hänge, kommt mir Ihr Bild vor die Seele, und ich habe deshalb mit Ihnen den ganzen Nachmittag die Gegend durchschweift, und mit Ihnen auf allen meinen einstigen Lieblingsstellen gesessen. Wie ein Landschaftsgemälde uns todt scheint, wenn es ohne Menschen ist, so kann uns auch ein solches Umherschweifen selbst in Gegenden, die uns sehr theuer sind, nicht genügen, wenn wir sie nicht mit Träumen von denen, die wir lieben, bevölkern. Dicht an das Haus stößt ein kleiner See, auf dem ich als Kind oft umherschiffte. Ich freute mich immer, wenn ich ohne weibliche Aufsicht bloß mit meinem Vater aufs Gut reiste, denn er erlaubte mir manches zu wagen, wobey meine Mutter oder meine Tante zitterten. Mitten im See ist eine kleine Insel mit einer Hütte, worin die Enten, die sehr zahlreich auf dem Wasser umherschwimmen, des Nachts blieben. Rings umher wachsen Sträucher und besonders viele wilde Rosen, die die Hütte fast verstecken. Dort habe ich ganze Nachmittage gelegen und mir vorgestellt, ich sey der König dieser Insel, die sich in meiner Fantasie viel weiter ausdehnte, als sie war. Noch erinnere ich mir die unbeschreibliche Freude, als mein Vater mir einst feyerlich die ganze Insel schenkte. Sie war vorher eben so gut mein, denn ich konnte doch nichts weiter mit ihr machen, als auf ihr sitzen oder umhergehen, aber der Gedanke, daß sie nun wirklich mein sey, gab ihr einen viel größeren Werth in meinen Augen. Ich fing damahls an, sie mit Erbsen und Bohnen zu bepflanzen, um auch Einkünfte von meinem neuen Königreiche zu ziehen: aber die Enten, die ein älteres Recht darauf hatten, wollten sich aus ihrer Besitzung nicht vertreiben lassen und verzehrten als freche Seeräuber den ganzen Ertrag des Bodens statt meiner. Heute schien mir die Insel so klein, und in die Hütte, die ich sonst ganz räumlich und wohnlich gefunden hatte, konnte ich kaum hineinkriechen. Warum behalten wir nicht auch später die Genügsamkeit unserer Wünsche, die uns in früheren Zeiten so glücklich machte! Als ich Cecilien liebte, war ich auch so genügsam. Für eine einzige Blume, die sie mir einst schenkte, diente ich ihr bis an ihren Tod, und benützte mich nie, ihr ein Geständniß oder auch nur irgend eine Äußerung abzulocken, die mir hätte Hoffnung machen können. Aber als ich sie auf immer verlohren hatte, da wollte ich das einzige Glück, das ich nach ihr auf der Welt noch finden konnte, mir sichern. Ich eilte, mich Ihnen zu erklären, so schwer es mir auch wurde, und ward unglücklich. Wäre doch jenes Geständniß nie über meine Lippen gekommen, dann könnte ich mit Ihnen vielleicht noch in eben den Verhältnissen leben, wie damahls! Jetzt muß ich Ihnen oft ungenügsam scheinen, denn jetzt, da unser Verhältniß mir so räthselhaft ist, müssen tausend Zeichen Ihrer Freundschaft mich weniger beruhigen, als ein einziges in der Zeit, da ich, verzeihen Sie meiner stolzen Täuschung, an Ihrer Liebe nicht zweifelte. O wie gern wollte ich nur einen Moment jener Täuschung für mein halbes Leben wiedererkaufen. Ich setze nicht mein ganzes Leben zum Preise, denn die eine Hälfte möchte ich behalten, um das Werk für Sie auszuführen, wovon ich Ihnen einst sagte Ach, Adelheit, auch die stolzesten und keuschesten Frauen haben sich oft nicht geweigert, für die, welche uns großer Liebe Großes für sie gethan hatten, wenigstens auf einen Augenblick ihre Strenge zu vergessen und sie mit einem Kuß zu belohnen. Sie sind die Erbin meiner Liebe zu Cecilien, wollen Sie auch ihren Dank übernehmen? Beynahe drey Jahre lang habe ich gearbeitet mit allen Kräften meines Geistes, habe mich drey Jahre lang allen fröhlichen Zerstreuungen, allem Umgange entzogen, habe mein äußeres Glück vernachlässigt, um durch rastlose Bemühungen nicht

Digitized by Google

von dem abgezogen zu werden, woran meine ganze Seele hing, sollte ich durch so viele Opfer nicht einen solchen Lohn verdient haben?“

Sehr merkwürdig ist der folgende Brief; er erwähnt seit langer Zeit wieder des „Freundes“ Wenig und bringt zum ersten Male ein Anzeichen, daß der Dichter nun den richtigen Sachverhalt ahnte. Wenig hatte inzwischen mit seiner Braut gebrochen; warum, wissen wir nicht, vielleicht deshalb, weil er Adelheid nicht vergessen konnte. Die Art, wie Schulze nun seiner gedenkt, ist für den Dichter sehr bezeichnend:

„Harburg, d. 18ten Oktbr. Ich habe heute das Fest aller Deutschen in meinen alten Standquartieren Moorburg und Altenburg gefeyert. Ich wußte keine schicklichieren Orte, als die, wo auch ich mein Leben für die gute Sache darbot. Es war mir eine erfreuliche Ueberraschung, daß ich nur mit Mühe den Platz wiederfand, wo unsere Schanze gestanden hatte, so war hier jede Spur des Krieges verschwunden. Auch das abgebrannte Dorf Lauenbach, dessen letzte Häuser am 4ten April bey dem Angriff der Franzosen auf uns zerstört wurden, steht jetzt ganz neu und schöner als vorher wieder da. Ich war sehr bewegt, als ich den Ort wiedersah, wo Beaulieu und ich uns einander ganz gewonnen haben. Er soß im heftigsten Kugelregen oben auf dem Wall der Schanze so kühn und frey und fröhlich, wie er immer ist. Ich war sehr müde und durstig, weil ich den ganzen Tag Nichts genossen hatte, da rief er mich zu sich, reichte mir ein Glas Wein und sagte: auf unsere Freundschaft. Es wird wohl nie eine treuere und innigere Verbindung geschlossen als im Augenblick der Gefahr. Wir konnten Beyde in dieser Minute fallen, darum drückten wir uns viel fester die Hand und liebten uns viel herzlicher, weil wir nicht wußten, wie lange wir uns noch lieben würden. Auch an meine übrigen Freunde habe ich gedacht: an Sie den ganzen Tag, dann an die, welche für uns gestorben sind, und an die, welche sich durch das engste und heiligste Bündniß zu allem Guten und Schönen mit mir vereinigt haben, endlich auch an Wenig. Ich habe herzlich geweint, als ich an ihn dachte, denn er ist mir das Himmelszeichen einer schönern, vielleicht der schönsten Zeit meines Lebens. Ich habe ihn noch immer so lieb wie sonst, wenn auch vielleicht ein seltsames, schadenfrohes Schicksal zwischen uns getreten ist, aber seit er mit seiner Braut gebrochen hat, thut es mir zu weh, ihm zu schreiben. Sie werden dieses Geheimniß, wenn es Ihnen noch eins ist, in einem theilnehmenden Herzen bewahren. Seine und meine Liebe waren das Band zwischen uns. Ich liebte ihn, weil er liebte, und er mich, ich wage es kaum auszusprechen, vielleicht weil er liebte, was ich liebte. Wir sind Beyde unglücklich, wir sind noch immer Freunde, aber wir müssen fern von einander sterben, weil Keiner den andern trösten darf. Das Leben ist mir früher immer in so leichten Verhältnissen erschienen: wer hätte ahnen sollen, daß es mich einst mit so grausamen und unauflöslichen Verwirrungen umschlingen würde? Es ist mehr als eine ferne Muthmaßung, was ich Ihnen gesagt habe, meine liebe Adelheit, aber es ist keine völlige Gewißheit. Ich darf Ihnen Nichts verschweigen, darum sollten Sie auch das erfahren. Gute Nacht, meine geliebte Freundin. Ich habe heute an Alle gedacht, die ich liebe; auch Sie haben gewiß diesen Tag gefeyert, haben Sie auch wohl, wenn auch nur einen Augenblick, an mich gedacht?

Hamburg d. 20sten Oktbr. In Hamburg ist ein recht regsames Leben und Treiben. Man drängt und stößt sich auf allen Gassen, um zu gewinnen und zu schaffen, und die Gedanken gehen freylich wohl weit genug durch Land und Meer umher, aber nicht höher drüber als ein belasteter Frachtwagen oder der volle Raum eines Schiffes. Unser Einer, dessen Geist wenigstens über den sieben Stockwerk hohen Häusern der engen Straßen sich zu ergehen gewohnt ist, läuft daher oft Gefahr auf der Erde über den Haufen geworfen zu werden, während er in der Luft keinen Stein des Anstoßes zu finden fürchtet. Aber beide Arten des Lebens sind nothwendig, wenn das große Leben recht zusammengehalten werden soll, deßhalb tröstet man sich über solche Stöße eben so gern, als über die Erschütterung, wenn einem ein Apfel von einem recht reifen Fruchtbaum auf den Kopf fällt, während man unten im Schatten träumt und dichtet. Heute war ich zum Frühstück auf ein Schiff eingeladen, welches morgen nach America absegelt. Wir wurden nach der gewöhnlichen Sitte anfangs mit Schiffszwiebäcken und Branntwein, nachher aber mit einer sehr köstlichen Mahlzeit bewirthet. Jeder war so geschäftig, so lebendig, so hoffnungsvoll, daß auch mich die fröhliche Lust des Reisens und Wagens ergriff. Ich wäre in diesem Augenblick gern mitgegangen über das Meer und in ferne Länder, aber ich zweifle doch, daß ich mit großem Gewinn wiedergekommen seyn würde, denn der Kaufmann von Venedig wird wohl immer die einzige poetische Person unter dieser Menschenklasse bleiben, und es gehört auch Shakespeares Genie dazu, um einen solchen Charakter zu erfinden.“

Von Hamburg kehrte Schulze direkt nach Göttingen zurück. Alle Mahnungen und Aufforderungen ließen es die Freunde auch nun nicht fehlen. Nur der kluge Bunsen begnügte sich, am 2. Oktober 1815 zu schreiben: „. . . . Du weißt wohl, daß ich Deinen Schmerz, wenn auch nicht vollständig, mit Dir fühle. Dennoch machte es mich wieder heiter, dich so groß, so gefaßt im Leiden zu sehn. Ach leider lernt man das wohl nur nach und nach, wenn der Schmerz schon viel schöne Stunden vernichtet hat . . .“ Die Trennung von Göttingen empfahl er nicht; wenn auch — wie seine späteren Briefe erweisen — einzig deßhalb, weil er wohl wußte, daß dies vergebliche Mühe sei. Hingegen schrieb der wärmere Brandis von Berlin aus, wohin er sich inzwischen gewendet, am 30. November 1815 nochmals und dringend: „Wie schwer Dir's werden wird, Göttingen zu verlassen, fühlt wohl Niemand lebhafter als ich — habe ich doch Ähnliches be-

Digitized by Google

stehn müssen! — aber das giebt mir auch einiges Recht, Dich zu ermuntern, in diesem harten Kampf obzusiegen. Liebster, theuerster Schulze, bey solchen Verhältnissen ist nur von der Entfernung etwas zu hoffen. Ich kann mich nicht näher erklären — bin zu bewegt — und fühle auch, daß man über dergleichen nicht reden kann." Er selbst war damals von einer leidenschaftlichen Liebe ergriffen, die er — zum Heile seines Lebens irriger Weise — für unerwidert hielt. Was Alles er, der sich selbst damals mühsam genug durch die Welt schlagen mußte, zu opfern bereit war, um den Freund nach der preußischen Hauptstadt zu ziehen, beweist den seltenen Edelmuth seiner Denkweise, wie die große Liebe und Achtung, die er für Schulze empfand.

Vorläufig predigte er tauben Ohren, ja Schulze war vielleicht nie vorher so wenig in der Stimmung, von Göttingen zu scheiden, als damals. Mit glühendem Eifer widmete er sich im Spätherbst, bis in den December hinein, der Vollendung seines Epos. Am 18. Dezember 1815 konnte er endlich den Nachgesang: „An Cäcilie" schreiben:

„Es ist vollbracht, das Werk, das ich ersonnen,
Der langen Sehnsucht schmerzlicher Gewinn
An deinem Sarge ward es einst begonnen,
Auf deinen Hügel leg' ich's trauernd hin.
Es spiegeln alle Thränen, alle Wonnen
Des tief bewegten Herzens sich darin.
O nimm es auf! Es war im bitt'ren Leide
Mein einz'ger Trost und meine letzte Freude. —

Drei Jahre sind mir schnell im Traum entflogen,
Und wenn, empört vom mächt'gen Schicksalsstoß,
Die wilde Zeit auf unbestand'gen Wogen
Mich selber auch durch Krieg und Frieden trug,
Ich merkt' es kaum, wie schwarz die Wolken zogen,
Wie laut der Sturm an meinen Nachen schlug:
Auf dir allein verweilten ohne Wanken
In jeder Noth die liebenden Gedanken. —

Und soll auch jetzt dies jugendliche Leben
Mir ohne Lieb' und ohne Lust entflieh'n:
Wohl mancher Traum muß unerfüllt entschweben,
Wohl manche Blum' im Keimen schon verblüh'n;
Dir hab ich mich mit Freuden hingegeben,
Und nimmer weilt, was du mir einst verlieh'n.
Nur einmal kann der Lenz im Herzen prangen;
Doch bleibt sein Duft, wenn auch sein Glanz vergangen.

So mag denn weit dies fromme Lied erschallen,
Wo deutscher Ernst und deutsche Treue gilt,
Und wie sich hell in klarer Bäche Wallen
Mit wahrem Licht der ferne Stern enthüllt,
So leuchte jetzt, wie in des Himmels Hallen,
Auf Erden auch, Cäcilie, dein Bild!
Doch du nimm hold, das Letzte, was ich biete;
Es war auch mir des Lebens letzte Blüthe."

Drei Jahre hat die Arbeit an dem großen Werke gewährt, dessen zwanzig Gesänge zwei starke, eng gedruckte Bände füllen. Den Dank der Familie der Gefeierten sagte ihm nur der Vater, auch dieser nur schriftlich. Aus dem Concept eines Briefes an Schulze von Hofrath Tychsen's Hand theilt Tittmann die folgende Stelle mit:

„Bewundert habe ich die Wahrheit und Kunst mit der Sie den Charakter der Cäcilie aufgefaßt und dargestellt haben — die zarte Weiblichkeit, den kindlich hellern Sinn, verbunden mit hohem Muth, Geistesstärke und stiller Resignation, die ich besonders in ihrer letzten Krankheit beobachten konnte. Sie haben dem süßen, unvergleichlichen Wesen Unsterblichkeit gegeben und ihr ein Denkmal errichtet, das dauern wird, so lange es deutsche Dichtkunst gibt. Empfangen Sie dafür meinen innigsten Dank. Sie werden errathen, was ein Vater dabei empfand."

Wenn Tittmann daraus, daß der Dank brieflich abgestattet wurde, den Schluß zieht, daß damals „der persönliche Verkehr schon gänzlich aufgehört hatte," so irrt er. Er währte fort, allerdings spärlich genug, der Familie nicht zur Freude, dem Dichter zur Qual. Das beweisen, neben Mittheilungen des Dichters, die ich später folgen lasse, auch die Gedichte im „Poetischen Tagebuch". Eine Romanze vom 30. December 1815, einige Glossen und Octave rime vom Januar 1816 gehen alle aus derselben, uns bereits so gründlich bekannten Tonart; sie sind von großer Formvollendung, der dichterische Werth ist gering. Hingegen ist das folgende Lied vom 28. Januar 1816 als eine Perle in der Lyrik unseres Dichters zu bezeichnen:

„O Herz, sei endlich stille!
Was schlägst du so unruhvoll?
Es ist ja des Himmels Wille,
Daß ich sie lassen soll.

Und gab auch dein junges Leben
Dir nichts als Wahn und Pein,
Hat's ihr nur Freude gegeben,
So mag's verloren sein!

Und wenn sie auch nie dein Lieben
Und nie dein Leiden verstand,
So bist du doch treu geblieben,
Und Gott hat's droben erkannt.

Wir wollen es muthig ertragen,
So lang nur die Thräne noch rinnt,
Und träumen von schöneren Tagen,
Die lange vorüber sind.

Und siehst du die Blüthen erscheinen,
Und singen die Vögel umher,
So magst du wohl heimlich weinen,
Doch klagen sollst du nicht mehr.

Geh'n doch die ewigen Sterne
Dort oben mit goldenem Licht
Und lächeln so friedlich von ferne
Und denken doch unser nicht."

Ein Gedicht vom 28. Januar 1816 schildert die Situation, wie er „trauernd im Gemache weilt", während sie „zum frohen Tanz gezogen"; der folgende Tag bringt wieder Strophen voll phantastischer Energie:

„Und läg' ich auch in harten Kerkerbanden . . .
Und irrt' ich auch in weit entfernten Landen . . .
Doch würde nie dein Bild sich von mir trennen,
Dein würd' ich ein und dich auch sterbend nennen."

Wie das Eisen an den Magnet, die Erde an die Sonne

So ward auch ich in dunkeln Schicksalsstunden
Mit finsterm Zwang an deinen Pfad gebunden:

— — — — — — — — — — — —

Du zwingst mich leicht in ungeheuren Leiden,
Vom Leben wohl, doch nicht von dir zu scheiden

— — — — — — — — — — — —

Denn mit dem Schmerz müßt' ich das Leben missen,
Dem Liebe nur Licht, Kraft und Athem leiht . . ."

Am 31. Januar 1816 will er Adelheid diese

Digitized by Google

Stanzen überbringen; da er sie nicht daheim findet, fügt er ein neues Lied hinzu:

„Nun, süße Liebste, dir verstohlen,
Ein Lied zu bringen, kam ich her;
Doch sollt ich Schmerz für Lust mir holen,
Denn einsam war dein Haus und leer.
Wie soll ich jetzt die Sehnsucht zwingen,
Die mich nicht rasten läßt, noch ruhn?
Nichts kann ich thun,
Als schon ein neues Lied dir singen."

Die 16 Sonette, die in der Zeit vom 1. bis 11. Februar 1816 entstehen, sind gleichfalls insgesammt Adelheid gewidmet:

„An dich allein kann meine Seele denken,
Zum Liede wird, was ich von dir gedacht . . ."

und am 17. Februar, ihrem Geburtstage, übersendet er ihr einen Blumenkranz und ein Gedicht. Kurz, es ist Alles, wie die Jahre zuvor, derselbe Kampf, dieselbe Qual, nur die Lieder sind verschieden, und es spricht gewiß für die sieghafte Kraft dieses Talents, daß wir im Lesen der Monotonie der Stimmung kaum bewußt werden. Auch Adelheids kühle Mahnungen und die guten Vorsätze des Dichters bleiben dieselben:

„Wilde Glut, ich will dich zwingen,
Will nur lächeln, klagen nie,
Daß die Süße, die ich liebe,
Nicht im Stillen sich betrübe.
Mag mein Herz im Kampfesringen
Auch zerspringen,
Tod und Leben sind für sie."

Am 11. März 1816 gedenkt er wehmütig der fernen Freunde — Bunsen, Brandis, Abeken, Hey, Lücke, Lachmann — die inzwischen zum kräftigen Ringen und Gelingen in die Ferne gezogen:

„Sie, die sich treu dem Wankenden verbanden,
Als feindlich mir mein böser Stern erschien,
Die Einzigen, die ganz mein Herz verstanden,
Und Liebe mir für Liebe gern verneh'n,
Sie seh' ich jetzt hinweg zu fernen Landen
Der schönen Pflicht, dem Lohn entgegenziehn;
Ich muß allein in diesem armen Treiben
Der kalten Welt mit glühndem Herzen bleiben."

Er verhehlt es sich nicht:

„Wohl würde dort in jenem reichen Leben . . .
Auch meine Kraft gereinter sich erheben
Und fröhlicher die Phantasie gedeih'n . . .,"

während er hier „schen die heil'ge Gluth verhüllen" müsse:

„Und ach, doch hält ein trügerisches Sehnen,
Ein langer Wahn, ein nie errung'nes Glück,
Ein ew'ger Kampf in Schwerzen nur und Thränen
Von neuem stets den Fliehenden zurück!"

Dieselbe Stimmung spricht sich auch in dem folgenden, fast gleichzeitig geschriebenen Brief an die nun in Berlin weilenden Freunde — Bunsen und Brandis — aus:

„Göttingen, d. 12ten März 16. . . . Tausendmahl habe ich an Euch Alle schreiben wollen, um bey Euch Trost und Frieden zu suchen; aber so oft ich an mein Leid gedachte, nahm sie, die es erweckte, meinen ganzen Geist gefangen, nur an sie konnte ich denken, nur für sie mich beschäftigen; Alles was nicht unmittelbaren Bezug auf sie hatte, lag ganz außer meinem Leben. Wollte ich aber meinen Schmerz auf Augenblicke vergessen, so durfte ich nicht an Euch schreiben. Nur eine Zuflucht gab es dann für mich, die Erinnerung an schönere Zeiten, an jenes heilige Wesen, das mein Herz kannte und die Liebe und das Leid achtete, deren Ursache sie war. Es drängte mich wie mit Gewalt zur Vollendung meines Gedichts, denn das war das Einzige, worin ich meine Kraft, ja worin ich fast allein meine Existenz erkannte, und fühlen konnte, ich sey doch nicht der bleiche, gehaltlose, nichtige Schatten, zu dem mein immer zwecklos ringendes unfruchtbares Leben mir verschwebt zu seyn schien. Erst in diesem letzten traurigen Jahre habe ich erfahren, daß es einen unendlich zerstörenden Schmerz geben könne, als den der bloßer Entsagung, wenn mit ihr auch alle Freuden und Hoffnungen eines ganzen Lebens verblühten. Ich hatte schon lange gelernt, diesen Gedanken still und geduldig, ja beynahe freudig und stolz zu ertragen; ich fürchtete keinen neuen Sturm, weil ich das Ruder hatte brauchen lernen und mich auf meine Kraft und meinen Willen verlassen konnte. Aber als man anfing, mich zu entfernen, mich zu täuschen, mich zurückzuziehen, mich zu kränken, als man meinen Schmerz für gleichgültig, meine Treue für nothwendig, meine Anstrengungen und Aufopferungen für einen Tribut ansah, der kaum einer Anerkennung, viel weniger eines Dankes werth sey, da fühlte ich den Unterschied zwischen einem Schmerz, den das Schicksal leidenschaftslos und bloß unwiderstehlich wollend uns auflegt, und dem, welchen die Menschen uns absichtlich und schadenfroh zufügen. Jetzt ist es besser, und ich bin wie ein langsam Genesender, der von der langentbehrten Freude noch so bald nicht wieder scheiden kann. Ob ich es künftig können werde, weiß ich nicht; aber ich bitte Euch, mich nicht mit Gewalt dazu zu drängen. Laßt mich in dieser Rücksicht den Schwächsten unter Euch seyn, denn Ihr müßt ja bedenken, daß gerade diese Schwäche auch wieder Treue und Festigkeit ist. — Eins ist mir ein großer Trost gewesen, daß sie, um die ich Alles dulde, von jedem Vorwurf rein geblieben ist. Nennt das keinen Irrthum der Leidenschaft, denn ich sehe wohl ein, daß sie unter andern Umständen tausend Vorwürfe verdiente. Aber so wie sie einmahl immer handelt nach einer klaren Einsicht in ihre Entschlüsse und mit einem unerschütterlichen Fortschreiten auf dem begonnenen Wege, muß ich ihr Betragen ehren, so hart und grausam es scheinen möge, und kann nur die schwankende und launenhafte Behandlung Andrer tadeln, die zu meinem Schmerze das Meiste beytrugen."

Seine „rheumatischen Schmerzen in der Brust" hatten sich inzwischen durch die ungemeine Aufregung, die angestrengte Arbeit und die Unbill eines besonders harten Winters erheblich gesteigert; die Eltern wollten ihn in Celle haben, er seinerseits plante eine Reise nach Hannover, um sich wieder einmal bei dem Minister Arnswaldt in Erinnerung zu bringen, und wollte bei dieser Gelegenheit einen Abstecher nach Hildesheim machen, wo sein ehemaliger Kommandant Beaulieu als Oberforstmeister lebte. Am

Digitized by Google

3. April fragte er bei diesem an, ob ihm der Besuch willkommen sei:

„Wenn ich mich Ihres früheren Wohlwollens noch versichert halten darf, so kann ich hoffen, daß es Ihnen nicht lästig seyn wird, wenn ich nächstens auf einer Reise nach Hannover einige Stunden in Ihrem Hause vorspreche. Es ist mir wirklich Bedürfniß, wieder einmal bessere Menschen zu sehen, als wie man sie hier insgemein findet. Denn das zurückstoßende Wesen, womit man hier fast überall behandelt wird, ist fähig, selbst dem eigenen Charakter eine üble Richtung zu geben. Wenn ich durch Ihre und der Ihrigen Güte nicht so häufig Veranlassung gefunden hätte, mich an Misburg zu erinnern, so würde ich vielleicht gar auf den Gedanken gekommen seyn, die ganze Welt zu einem Göttingen zu machen, und das wäre eine Welt gewesen, worans ich sobald als möglich hätte scheiden mögen, wenn ich auch nirgend sonst hätte unterkommen können, als vier Fuß tief in der Erde."

Die gleiche Anfrage richtete er am selben Tage an die Gräfin Auguste von Egloffstein. Auch aus diesem Brief sei eine charakteristische Stelle mitgeteilt:

„Ich wollte, Ihre Kunst, Alles um sich her durch Ihre eigene Heiterkeit heiter und froh zu machen, erstreckte sich nicht bloß auf Ihre lebendige Umgebung, sondern auch auf die Natur; dann wäre ich überzeugt, daß Sie diese ausnehmende Kälte vertreiben und mir zu meiner Reise das schönste wärmste Frühlingswetter verschaffen würden. Freylich sollte ich nicht so sehr klagen, denn man hat hier in Göttingen wohl Gelegenheit, sich auf die ewige moralische Kälte auch an die physische Kälte zu gewöhnen. Doch wenn ich nur einen Tag bey Ihnen in Hildesheim gewesen bin, so weiß ich, daß ich nachher durch die Wärme, die ich mitbringe, das hiesige frostige Klima ein halbes Jahr hindurch weniger fühlen werde. Freylich ist es nachher dann desto schlimmer und der Aufenthalt in Grönland wird einem viel unangenehmer, wenn man in Italien gewesen ist."

Die Nachschrift lautet:

„Adelheit Tychsen grüßt vielmals."

Aber ebenso echt, wie diese Empfindung ist jene, die er in einem Gedicht an Adelheit vom 6. April 1816 in die Worte faßt:

„So scheid' ich denn mit stiller Klage
Von meiner Wünsche süssem Ziel,
Und scheid' ich auch auf wenige Tage,
Ach, wenig Tage sind zu viel."

In Hildesheim, wo er am 10. April eintraf, gestaltete sich seine Stimmung bald so heiter, wie immer, wenn er in diesem schönen Kreise verweilte. Ein Beweis dieser Stimmung ist auch das Schreiben, welches er am 13. April von Hildesheim aus an die Comtesse Caroline von Egloffstein richtete, welche damals als Hofdame einer Weimarischen Prinzessin in Petersburg weilte, und aus dem der Schluß, wie die Nachschrift mitgeteilt sein mögen:

„Ich will mich gern begnügen, wenn ich nur zuweilen in dem reichen Blumenkranze Ihres Lebens wie ein kleiner Thautropfen erscheine, der auf Augenblicke nicht ungern bemerkt wird, wenn er auch bald wieder, von der Sonne aufgesogen, in ein Nichts zerrinnt. Nur wünsche ich, daß ich in jenem kurzen Daseyn Allen, die ich liebe, auch ebenso klar und lauter vorkommen möge, als diese vergängliche Perle. Manches kann darin zu schwimmen scheinen, was sie nicht mit vom Himmel brachte, sondern was die Erde erst dazumischte. Beydes von einander zu sondern, ist oft sehr schwer. Aber ein rasches Urtheil ohne jede Sonderung kann unbeschreiblich kränkend seyn.

Ich wünsche nichts mehr, als daß Sie diese Zeilen ganz und gar nicht verstehen mögen."

„Am Ostersonntag. In diesem Augenblicke, da das Gelände der Osterglocken von Lissabon bis Petersburg eine große unsichtbare Kette von Klängen bildet, fällt mir ein, wie hübsch es seyn müßte, wenn man diesen lustigen Boten einen freundlichen Gruß an seine entfernten Lieben mitgeben könnte, der in einer Stunde über mehr als 100 Meilen hinüberklänge. Wenn auch die Posten dabey verlören, so gewänne doch das Herz dabei; denn die Gedanken werden kalt, so bald sie wie eine wohlangerichtete Mahlzeit auf dem weißen Tafeltuche des Briefpapiers ausgestellt werden sollen. Und von Ihnen, meine liebenswürdige Freundinn, habe ich die feste Ueberzeugung, daß Sie, solange Sie auch am Hofe leben mögen, sich nie an die lauwarmen Speisen gewöhnen werden, die man dort körperlich und geistig aufzutischen pflegt. Am besten thäte man vielleicht, an jene Freunde sehr ernsthaft zu denken und sehr scherzhaft zu schreiben, denn die Feder ist ein zu spitzes Instrument, als daß sie sich nicht eher mit dem Geiste, als mit dem Gefühle befreunden sollte. Zum Glück werden Sie indeß schon längst bemerkt haben, daß ich gewöhnlich mit den stumpfesten Federn zu schreiben pflege.

E. Sch."

Am nächsten Tage ging er nach Hannover. An Versprechungen ließ man es auch diesmal nicht fehlen, eine bestimmte Zusage erhielt er nicht. Was der Grund hiervon gewesen, läßt sich schwer feststellen. Vielleicht stand ihm die geringe Kunst des mündlichen Vortrages, die ihm auf dem Katheder eigen war, hindernd im Wege, vielleicht auch waren ihm, Bouterwek ausgenommen, die Göttinger Professoren wenig gewogen: er war ihnen zu viel Dichter, zu wenig Gelehrter und das abschreckende Beispiel Bürgers war noch in frischer Erinnerung. Freunde des Dichters haben nach seinem Tode mit aller Bestimmtheit brieflich ausgesprochen, daß sich namentlich Tychsen gegen seine Anstellung in Göttingen gesträubt und seinen mächtigen Einfluß gegen ihn angewendet habe. Die Anklage wird so bestimmt erhoben, daß man sie unmöglich als leichtfertige Verdächtigung abweisen kann . . .

Wie dem auch gewesen sein mag, die Enttäuschung traf den Dichter nicht sonderlich hart, vielleicht weil er den Versprechungen traute, oder weil sein Leid um Adelheid alles Andere in den Hintergrund treten ließ.

Digitized by Google

Am 19. April war er wieder in Hildesheim und blieb viel länger, als er gedacht, weil ihn die liebenswürdige Familie festhielt. Seine Eintragungen in das Stammbuch des Hauses geben ein getreues Spiegelbild der schönen Beziehung. Am 23. April 1816 schreibt er:

„Nun, so muß der Wandrer scheiden
Von der Freude Sonnenblick;
Ewig finden, ewig meiden,
Ist der Sterblichen Geschick.
Wie er kam mit Leid und Schmerzen,
Also geht er auch mit beiden,
Doch viel anders, jetzt zurück;
Eins vergaß er — alte Leiden,
Eins gewann er — neues Glück.

Bei meiner Abreise. E. Schulze.

Am 24. April 1816:

„Wie nahe sind sich Lust und Leid!
Oft läßt sich kaum die schmale Gränze messen:
Wo jeder Augenblick des Bleibens uns erfreut,
Muß man im Scheiden selbst des Scheidens Schmerz vergessen."

Bei meiner wirklichen Abreise. E. Schulze.

Am 25. April 1816:

„Zum Unglück nur bestimmten mich die Sterne;
O haltet mich nicht länger hier zurück,
Damit ich nicht, verwöhnt durch langes Glück,
Die schwere Kunst zu dulden ganz verlerne!

Bei meiner unsehlbaren Abreise.
E. Schulze."

Am 26. April scheidet er wirklich, und das Gedicht, mit dem er sein Lebewohl sagt, schließt:

„Wo ich auch sei, stets wird mit leichten Schwingen
Der schöne Lenz von euch mir Kunde bringen."

Bei meiner unwiderruflichen Abreise.
E. Schulze.

Aus den Gedichten des Poetischen Tagebuches ersehen wir, daß er am 27. April auf dem Giebichenstein, am nächsten Tage im Bergstädtchen Wildemann verweilte. Auch diese Gedichte, sowie die Lieder vom 3. bis 6. Mai, die wieder in Göttingen gedichtet sind, gelten Adelheid. Am 8. Mai schreibt er an den Hofrat Tychsen ein Gedicht in elegischem Versmaß nieder, das mit den Zeilen schließt:

„Herrliches ward dir verliehen, und herrlicher gabst du es wieder;
Schwand auch manches, es bleibt, weil du es bildetest, dein.
Hegst du doch stets im Herzen die Kraft, die das Schöne geboren,
Hegst du die Liebe doch stets, welche das Schöne beseelt."

Der letzte Brief an Adelheid, dessen Entwurf sich im Tagebuche findet, ist am 25. Mai 1816 geschrieben und lautet:

„Göttingen, am 25sten May 16. Wenn diese Worte auch die letzten sind, die Sie von mir lesen, meine geliebte Adelheit, so werden sie Ihnen doch um so erwünschter seyn, da sie die Zusicherung eines Verlangens enthalten, das Sie mir schon seit langer Zeit, wenn auch nicht mündlich, doch durch Ihr Betragen gegen mich ausgedrückt haben.

Ich wollte mir anfangs nicht den Schmerz machen, diesen Brief zu schreiben: aber ich traue Ihrer Freundschaft gegen mich so viel zu, daß ich fürchte, Sie zu betrüben, wenn ich ganz ohne Abschied von Ihnen schiede. Sie könnten dann vermuthen, es sey irgend ein Unwille gegen Sie in meinem Herzen; und wenn ich auch trotz allen meinen Bemühungen nicht im Stande gewesen bin, Ihnen angenehme Erinnerungen zurückzulassen, so möchte ich doch auch nicht gern unangenehme in Ihnen erwecken, wenn künftig einmahl ein zufälliger Gedanke an mich, wie ein Schatten aus einer länst begrabenen Zeit, durch Ihr wolkenloses Leben streift.

Es sind nun drey Jahre, daß ich mich in trostloser Liebe um Sie verzehre. Wenn ich Ihnen alle die Wünsche, die Hoffnungen, die Täuschungen, die Besorgnisse, die Zweifel, die Kränkungen, alle die gewaltsamen Bewegungen meines Innern darstellen könnte, die mich seit jener Zeit unaufhörlich spannten und zerrütteten, so würden Sie einsehen, daß mein Leben seit drey Jahren eine einzige Kette von Schmerz, eine langsame Vernichtung gewesen sey. Vielleicht würden Sie dann auch meine Treue, die mit so unaussprechlichen Leiden verbunden war, besser schätzen lernen.

Es ist ein schwer zu ertragendes Bewußtseln, die ganze Kraft und Thätigkeit so mancher Jahre in nutzlosen Kämpfen, in einem ewig unbelohnten Ringen nach einem unerreichbaren Ziele verzehrt zu haben. Jetzt gilt es einen männlichen Entschluß, denn ich fühle, es darf nicht ferner so bleiben. Mein Leben gehört nicht mir allein; viele haben Ansprüche auf das, was ich künftig vermag, und gründeten Hoffnungen auf das, was ich einst zu werden versprach. Ich darf sie nicht täuschen; ich muß jene Zeit wie ein leeres Blatt aus meinem Leben vertilgen; ich muß mit meiner ganzen Kraft diese unselige Leidenschaft aus meinem Herzen reißen und das Theuerste, was ich auf der Welt habe, Sie und meine Liebe zu vergessen suchen.

Ob und wie dieses möglich sey, kann ich jetzt nicht bedenken, vielleicht wird es es die Zeit lehren. Daß ich die Möglichkeit noch nicht einsehe, fühle ich zu deutlich, da ich diese Worte mit den bittersten Thränen schreibe. Aber sollte es ganz unmöglich seyn, da Sie ja im Stande waren einer solchen Liebe und Treue, so vielen Aufopferungen, einer so gänzlichen Hingebung, einem so ununterbrochenen Leben in Ihnen und für Sie so lange Zeit mit gleich festem und kaltem Sinne zu widerstehen?

Schon länger regte sich dieser Entschluß dunkel in mir: aber ich konnte es nie über mich gewinnen, ihn mir klar zu machen. Es gehört auch zu viel Ueberwindung dazu, den Theil seines Lebens, worin die tiefsten Empfindungen Wurzel schlugen, und der die Heimath aller der Gedanken, Gefühle und Träume war, die man in seiner Erinnerung aufbewahren möchte, als gar nicht geschehen betrachten und ganz aus seinem Gedächtnisse vernichten zu wollen. Ich dächte, es gäbe vielleicht minder gewaltsame Mittel, wenigstens Etwas von der gesitigen Freyheit wiederzuerringen, die dem Manne nöthig ist, wenn er nicht wie ein Schatten auf kurze Zeit im Leben erscheinen und dann auf immer vergehen will. Als ich nach dreyjähriger Sorgfalt das vollendet hatte, wodurch ich mir eine freundliche Stelle

Digitized by Google

in Ihren Gedanken und, da es ja meine unerschütterliche Liebe und Treue, gegen die, welche uns Allen so theuer ist, bewies, eine mehr heimathliche in Ihrem Kreise zu erwerben hoffte, da glaubte ich, es würde sich mein ungestümes und leidenschaftliches Herz, durch die Milde der Umgebungen besänftigt, endlich auch daran gewöhnen, seine ihm so theuren aber nichtigen Wünsche einer wenn auch kälteren, doch ruhigern und festern Wirklichkeit aufzuopfern. Freylich bedurfte ich hiezu einer fremdlichern Hülfe, als mir im vorigen Sommer, vielleicht durch eigne Schuld, weil ich mich meiner Leidenschaft zu sehr willenlos hingab, wiederfuhr. Aber bey dem festen Vorsatze, mich so zu zeigen, wie man mich in Ihrem Hause zu sehen wünschte, glaubte ich auch das zu erreichen, was ich nach meiner Ueberzeugung hoffen durfte. Daß ich mich getäuscht hatte, zeigte mir schon der Sylvesterabend des vorigen Jahres und noch deutlicher der heutige Tag*). Ich hätte schon längst durch frühere Erfahrungen der Art, deren ich in meinem Leben so viele gemacht habe, belehrt seyn sollen, daß nichts unheilbarer sey, als ein einmahl verwundetes Verhältniß, welches auf keinem äußern Grunde ruht, und dessen Fäden aus den feinsten und tiefsten aber auch verletzbarsten Empfindungen des Herzens verwebt sind. Gewiß sind auch solche Verhältnisse für den gewöhnlichen Gang des geselligen Lebens wegen ihrer Spannung und Reizbarkeit weniger wünschenswerth als andere, die ohne eine gewisse moralische Verbindlichkeit in sich zu tragen, den bloßen Forderungen des Augenblicks genügen, und da der menschliche Sinn zu sehr auf das ihm Bequeme und Angenehme gerichtet ist, so würde ich mich vergebens bemühen, durch größere Treue und Innigkeit der größeren Leichtigkeit und Wöhnlichkeit Anderer das Gleichgewicht zu halten. Aber um desto deutlicher fühle ich auch, daß ich jetzt ganz aus Ihrem Kreise scheiden muß, wenn ich mir das Wenige an Ruhe, das vielleicht noch meinem künftigen Leben beschieden ist, retten, und den bessern Sinn, den ich meiner Liebe zu Cecilien und zu Ihnen verdanke, nicht wieder durch die zerrüttenden Folgen einer ewig gereizten Leidenschaft und einer oft getrübten Empfindlichkeit verunstalten will. So wie jetzt halb fremd, in einem immer schwankenden Verhältnisse mit Ihnen fortzuleben und mich nur kürzlich gleichsam von den sparsamen und zufälligen Ueberbleibseln eines verschwundenen Glückes und einer verarmten Vertraulichkeit zu ernähren, ist mir unmöglich, theils weil die schmerzliche Vergleichung mit der Vergangenheit mich im vergangenen Sommer in einen Zustand versetzen würde, der, bloß nach seiner äußerlichen Erscheinung betrachtet, den Wunsch und die Absicht, mich von sich zu entfernen, noch mehr rechtfertigen würde. Jetzt kann ich mich wenigstens mit der Beruhigung von Ihnen trennen, daß ich mit aller möglichen Kraft und Selbstbeherrschung den Rath, den Sie mir in Ihrem letzten Briefe geben, befolgt und nicht mich sondern die Natur der Verhältnisse anzuklagen habe, die einmahl gelöst nicht wieder verknüpft werden können, ohne sichtliche und fühlbare Spuren der Veränderung zurückzulassen.

Ob noch besondere äußere Umstände Ihnen und den Ihrigen meine Entfernung wünschenswerth machen, habe ich nicht das Recht zu fragen. Aber es ist meine Pflicht zu bedenken, was in solchen Fällen die Nothwendigkeit von mir fordern würde und mich gegen das zu waffnen, was, wenn es unvermuthet nahte, mich wehrlos unterdrücken könnte. Es kann eine Zeit kommen, wo ich noch weiter von Ihnen getrennt seyn werde als jetzt, meine geliebte Adelheit, wo die glühende Liebe, die ich jetzt für Sie empfinde, nach der gewöhnlichen Ansicht ein Verbrechen scheinen wird, wo das, was seit langer Zeit das einzige Ziel meiner Wünsche und Gedanken war, woran ich das Leben meines Geistes knüpfte und woraus ich das meines Herzens schöpfte, kalt und fremd als das Eigenthum eines Andern und Glücklichern vor mir stehen wird. Ich habe mich früher über das, was ich in einem solchen Falle thun und empfinden würde, getäuscht und der menschlichen Natur eine übermenschliche Kraft zugetraut. Jetzt, da mich schon der bloße Gedanke einer solchen Möglichkeit in Verzweiflung bringt, fühle ich, daß die Wirklichkeit, selbst wenn sie mich in meiner jetzigen unverwahrten Lage überraschte, mein Tod seyn würde. Künftig, wenn ich durch eine längere Entfremdung und Entwöhnung von Ihrem Umgange und Anblicke, dahin gekommen bin, Sie wie Cecilie für gestorben zu halten und die Erinnerung an Sie nur wie ein schönes, seliges Traumbild aus einer bessern Welt anzusehen, werde ich vielleicht im Stande seyn, auch in dieser Rücksicht, wie ich es immer in jeder anderen that, Ihr Glück höher zu schätzen als meinen Schmerz, um Ihretwillen selbst den zu lieben, der vom Schicksale begünstigter war als ich, wenn ich ihm auch den Preis der Liebe und Treue über mich me zugestehen werde.

Sie werden in der scheinbaren Ruhe, womit dieser Brief geschrieben ist, gewiß keine Kälte, noch weniger Unmuth sehen, meine liebe Adelheit. Es ist das letzte Mahl, daß ich mit Ihnen spreche, ich stehe an dem Grabe, worin ich das Liebste und Einzige was ich auf der Welt hatte, zu versenken gezwungen bin. In solchen Augenblicken nimmt der Schmerz oft die Farbe der Unempfindlichkeit an. Ich habe nichts weiter zu verlieren, besitzalb kann ich so fest und sicher in die Zukunft hinaussehen. Daß ich keinen Unwillen gegen Sie hege, muß Ihr eigenes Betragen gegen mich Ihnen zusichern: Sein ich in Ihrem Hause ein neues Leben zu beginnen suchte, haben Sie mir ein einziges Mahl Schmerz gemacht, und selbst dieser Schmerz war mir theuer, weil seine Veranlassung ein Zeichen Ihres Vertrauens zu mir war, und mir bewies, es sey Ihnen drückend, mich für anders halten zu müssen, als ich

*) Worauf hier im besonderen angespielt wird, läßt sich nicht feststellen; es ist nicht allzusehr zu bedauern, da wir ja über ähnliche Vorkommnisse genügend unterrichtet sind.

Digitized by Google

Ihnen erschien. Die zarte Milde, womit Sie mich in manchen Augenblicken der letzten Zeit behandelten, machte es mir freylich doppelt schwer, Ihnen ein ewiges Lebewohl zu sagen, aber es ist besser, mit den bittersten Schmerzen, aber versöhnt zu scheiden, als ruhig, aber mit Haß oder Unmuth. Grade jetzt, da ich dieses schreibe, tönt Ihr Gesang durch die Dunkelheit zu mir herüber. Es macht mich unaussprechlich wehmüthig. Ihre geliebte Stimme, die mir die schönsten Erinnerungen meines Lebens wie Träume aus alter Zeit vorüberführt, eben in diesem Augenblicke noch einmahl zu hören. Sie tönt mir wie aus dem Himmel oder wie aus dem Grabe, und es scheint mir, als ob Sie dasselbe mit mir fühlten und auch mir ein letztes freundliches Lebewohl zurufen wollten. Auch ist grade heute der Tag, an dem ich vor drey Jahren, wenige Tage vor meiner ersten Erklärung, im unseligen Selbstbetrug ganz von Ihrer Liebe versichert, die Fülle meines Glücks und meiner süßen Hoffnungen mir zum ersten Mahle in meinem Tagebuche zu gestehen wagte. So scheint es, als ob ich diese lange, verderbliche Täuschung grade an demselben Tage durch ewige Entsagung und Entfernung abbüßen soll.

Sie selbst werden meinen Entschluß billigen und mich nicht davon abzubringen suchen, denn er steht fest und unerschütterlich. Die Liebe muß uns freylich über das Leben gehen; aber die Achtung unser selbst, ohne die keine wahre Liebe gedacht werden kann, muß uns noch mehr seyn als die Liebe. Sie sehen, daß die Verhältnisse mir in Ihrem Kreise nicht mehr die Stelle erlauben, deren ich einst für würdig gehalten wurde. Deßhalb ist es meine Pflicht, solchen Verhältnissen auszuweichen, die, so nothwendig sie seyn können, mein reines Bewußtseyn kränken. Auch Ihnen werde ich durch diese freywillige, von keiner innern Bitterkeit begleitete Entsernung manches unangenehme Gefühl ersparen, das ich bey Ihnen bemerkte, so oft ich mich verletzt fühlte. Ich habe wie eine schwere, dunkle Last an Ihrem leichten, hellen Leben gehangen und dieser Gedanke hat mich oft betrübt, ohne daß ich Kraft hatte, seinen Grund aufzuheben. Jetzt werde ich nicht ferner Ihre Ruhe stören, Ihre Heiterkeit trüben, Ihre Freuden verkümmern, Ihren Neigungen wenn auch nicht hemmend, doch verletzend entgegentreten. Vielleicht werden die wenigen angenehmen Augenblicke, die ich Ihnen verschaffen konnte, weil die Denkmähler davon in Ihren Händen bleiben, im Stande seyn, die vielen unangenehmen Erinnerungen an mich, die ja schon als bloße Erinnerungen weniger verwundend und weniger dauernd sind, bald aus Ihrem Herzen ganz zu verdrängen."

Den Schluß des Schreibens soll der folgende Aufsatz bringen.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Metrische Uebertragungen.

II.

Die spanische Lyrik hat in Otto Braun einen sehr sensuhligen und liebevollen Nachdichter gefunden. Sein Büchlein: „Aus allerlei Tonarten. Verdeutschte spanische und eigene Lyrik", (Stuttgart, Cotta Nachf.) enthält zwar, wie schon der Titel verrath, auch eigene Gedichte, aber mit seinem Takt hat Braun die Uebertragungen vorangestellt. Sie sind ganz vortrefflich, sowohl was die Auswahl, als was die Form betrifft; bezüglich der Treue können wir freilich nur insofern ein Urtel fallen, als die meisten einen durchaus charakteristischen Eindruck machen. Es sind leider kaum 30 Gedichte, darunter auch einige von Dichtern früherer Jahrhunderte, ein vollständiger Einblick in das Wesen der modernen spanischen Lyrik ist also durch das Büchlein nicht gegeben, aber doch immerhin mehr als Andeutungen. Ein großer Teil der Dichter besingt dieselben Stoffe — Gott, Natur, Liebe — in derselben Art, wie die älteren, in Deutschland bekannten Spanier, auch in der Vorliebe für kunstvolle Maße, namentlich das Sonett, bleiben sie in den gewohnten Bahnen, daneben werden andere modernere Töne angeschlagen, das Leben der Gegenwart satyrisch oder ergreifend besungen. Das „sängliche Spannen" — es giebt auch ein solches — findet sich freilich im Buche nicht vertreten. Als Proben greifen wir ein ernstes und ein satyrisches Sonnett heraus:

Aus dem Bürgerkrieg.

Vom Grafen vom Campo Alange.

Den dunklen Tann durchjreizt ich jüngst zu Pferde,
Gesenkten Hauptes, so wie Trümmer pflegen,
Da trat ein Weib mir aus dem Busch entgegen
Mit irrem Blick und wilder Schmerzgeberde.

Zu Gott erhob sie zürnende Beschwerde,
Schlug sich die Brust, flucht ihres Leibes Segen —
Ein Anblick war's um Steine zu bewegen —
Und warf mit lautem Schluchzen sich zur Erde.

Wie sie so dalag in des Weges Mitten,
Trieb mich des Mitleids Stimme, sie zu fragen,
Ob denn so schwer der Schlag, den sie erlitten.

Doch wahrlich nicht mit Worten könnt' ich's sagen,
Wie mir in's Herz die grausen Klänge schnitten:
„Den eignen Vater hat mein Kind erschlagen!"

Liebespakt.

Von Breton des los Herreros.

Verlange nicht Toiletten und Geschmeide —
Du weißt, ich bin nicht aufgelegt zu schenken!
Reizt eine and're mich, darf's dich nicht kränken,
Erlür' ich sie zu meiner Augenweide.

Sei drum nicht bös, wenn ich dein Antlitz meide —
Es ist so fein, auf Ausflucht stets zu denken!
Ich bin ein Feind von eifersücht'gen Ränken,
Häng' auch nicht gern als Klette dir am Kleide.

Darf ich zu dir nicht in die Kammer schlupfen,
Geb mir kein Stelldichein, denn draußen bliebe
Ein Husten nur mein Teil, und böser Schnupfen.

Auch sprich von Heirat nicht! Mit einem Diebe
Möcht' eher ich im Spinnhaus Wolle zupfen —
Dann sollst du sehn, mein Schatz, wie ich dich liebe!

Auch die Original-Gedichte Brauns's fesseln durch Formvollendung und Frische der Empfindung.

Auch eine andere romanische Literatur, die

Digitized by Google

schwächste und jüngste, ist diesmal durch eine Nachdichtung vertreten. Aus dem Rumänischen des Basil Alecsandri hat Edgar von Herz das Drama „Am Bandusischen Quell“ (Wien, C. A. Sachse) übersetzt. Alecsandri gilt mit Recht als der hervorragendste Lyriker der Rumänen; am Volksliede, das in ihm einen der treuesten und verständnisvollsten Sammler gefunden, herangebildet, erweist er sich in seinen Liedern als ein Dichter von tiefer Empfindung und großer Formbeherrschung; sein Gesichtskreis freilich ist kein allzuweiter und auch in der epischen Dichtung überwuchern die Ranken der Lyrik das Gerüst der Erzählung. Das erweckt kein günstiges Vorurteil für seine dramatische Dichtung; wir bekennen aber gern, daß wir mehr gefunden, als wir erwartet. Daß diese Liebesgeschichte zwischen dem Horaz und einer daciſchen Sklavin, Geta, die sich in der Campagna im Jahre 10 vor Christi Geburt abspielt, nicht viel dramatisches Leben hat, ist freilich richtig, und die Hoffnung des Nachdichters, sie auf die deutsche Bühne zu bringen, dürfte sich nicht erfüllen, auch liegt für die Rumänen in dem Stoff, der den bedeutendsten Dichter ihrer „Athenen“, der Römer, mit einer Landsmannin vom Ufer der Donau verknüpft, gewiß ein starker Anreiz, der aber an sich nicht für den Wert entscheidet, gleichwohl ist die Charakteristik der Hauptgestalten eine viel schärfere, als wir bei dem Lyriker Alecsandri vermutet und auch die Situationen erscheinen recht scharf herausgearbeitet. Die Hauptsache aber ist die wirklich poetische Empfindung, die das kleine Drama erfüllt; daß ihr Ausdruck zur unser Gefühl ein zu schwungvoller, zu zuweilen schwülstiger ist, liegt hauptsächlich an der Tonart, wie sie nun einmal in Rumänien üblich ist; hier will der Volkscharakter, wie die Kulturstufe gleichermaßen berücksichtigt sein. Der Uebersetzer hat sich ehrliche Mühe gegeben und in der That, wie er im Widmungssonett stirt, die Dichtung „mit redlichem Gefühl“ übertragen.

Von den slavischen Litteraturen ist diesmal die czechische am meisten vertreten, durch nicht weniger als drei Werke. Daß Jaroslav Vrchlicky ein Dichter von ungemeiner Produktivität, aber auch von großer Begabung ist, wissen die Leser dieser Zeitschrift aus den zahlreichen Uebertragungen, die Friedrich Adler in ihren Spalten veröffentlicht hat. Vrchlicky's Dichter-Physiognomie zeigt wenig spezifisch nationale Züge, auch in der Stoffwahl erreicht er einen freien, von keinen engen Schranken begrenzten Blick; die Empfindung, einem hochgebildeten Manne und einem bedeutenden Dichter gegenüber zu stehen, wird jeden erfüllen, der auch nur Weniges von ihm kennt. Er erinnert in vielem Guten an Schack, auch darin freilich, daß er zuweilen marmorkühl bleibt, wo wir den elementaren Ausdruck einer heißen Empfindung erwarten. Daß Vrchlicky viel übersetzt wird, gönnen wir ihm von Herzen und freuen uns daran, aber leider sind unter diesen zahlreichen Uebersetzern nicht viele, die ihm so gerecht werden, wie Adler. Auch Edmund Grün, von dem uns der stattliche Band „Episches und Lyrisches“, Gedichte von Jaroslav Vrchlicky, autorisierte Uebersetzung, (Prag, H. Dominicus) vorliegt, hat trotz redlichen Fleißes nicht völlig befriedigendes geleistet; seine Sprachkunst ist nicht genügend und zwingt ihn zu Inversionen und Plattheiten selbst da, wo es sich um reimlose Jamben handelt; muß er vollends in Reimen übertragen, so kommen Schrecklichkeiten zum Vorschein, wie die folgende:

Dort klaffen seltwärts Höhlen voller Grausen,
Von Gittern abgegrenzt, durchdönt von Klagen;
In diesen Höhlen Aussätzige hausen,
Die mit den Ketten klirren, zu verjagen.

Wen ohngefähr in diese Wüste leitet.
Nur manchmal hinter rost'gen Gittern zeigt sich
Ein Antlitz welk, drauf Flecken dicht verbreitet,
Ein heißes Auge, das zur Erde neigt sich.

Selbst, wenn „ohngefähr“ ein Druckfehler für „Ohngefähr“ sein sollte, bleibt diese Uebersetzerei unerquicklich, und weckt nur eine Empfindung: das Bedauern, mit dem mißhandelten Dichter. Das Gleiche gilt von „Hippodamia“, dramatisches Gedicht in drei Teilen von Jaroslav Vrchlicky, (Prag, Urbanek), die ebenfalls Edmund Grün übersetzt hat. Es scheint sich um eine gedankenvolle und edle Dichtung zu handeln, aber die Pracht ihrer edlen, der Antike nachgeformten Glieder ist leider durch das härene Gewand dieser Uebertragung bis zur Unkenntlichkeit verhüllt.

Auch an dem dritten Buche aus dieser Litteratur, das uns heute vorliegt, ist nur eben der Fleiß und gute Wille anzuerkennen, nicht die Leistung: „Poesie aus Böhmen. Fremde und eigene Uebersetzungen aus dem Böhmischen, herausgegeben von Dr. Eduard Albert, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor in Wien (Wien, Hölder). Albert ist ein berühmter Chirurg, ein Mann, der es gar nicht nötig hatte, sich den „Hofrath“ aufs Titelblatt zu setzen, denn er schmückt den Titel und nicht dieser ihn, auch in mancher anderen Hinsicht ist er ein Stolz seines czechischen Volkes, wie es ihrer nicht viele hat, aber seine Verse sind schlecht oder doch mittelmäßig und darum hätte er diese Ausgabe Anderen überlassen sollen. Denn an sich konnten wir ein gutes Buch, das uns durch Essay's und Proben ein Bild der czechischen Poesie der Gegenwart giebt, wohl brauchen; die alteren Versuche dieser Art sind ja sämmtlich lückenhaft, derzeit auch, gänzlich veraltet. Was auch ware prinzipiell dagegen einzuwenden? Etwa der Nationalitatenkampf in Böhmen? Es wäre jammervoll, wenn er uns so weit führen würde, deshalb nichts von den Dichtungen der Czechen hören und sie ungehört gerungschatzen zu wollen! Aber, wenn man einwendet, die Czechen thun Aehnliches bezüglich der deutschen Dichtung der Gegenwart oder stellen sich wenigstens so, als ob sie es thaten. Gewiß, wenn auch nicht Allen, so ist doch den Meisten von ihnen ein so wüster, engherziger Chauvinismus nachzusagen, aber würde unsere Handlungsweise einen schönen Namen verdienen, wenn wir es ihnen nachthäten? Gewiß nicht, denn der Umstand, daß wir nur Gleiches mit Gleichem vergelten, ware dadurch ausgeglichen, daß wir denn doch ein Volk von ein wenig alterer und bedeutenderer Kultur sind. Die czechische Bühne hat im verflossenen Sommer in Wien die denkbar freundlichste Aufnahme gefunden, das war ganz in der Ordnung, war deutsch empfunden und gerecht, und aus derselben Empfindung heraus wünschen wir, daß dies ungenügende Buch bald durch ein besseres ersetzt sein möge. Besonders der einleitende Essay ist unerlaubt dürftig, er stellt auf 11 Seiten die wichtigsten Thatsachen und Namen trocken zusammen; die Proben vollends legen nur einen Gedanken nahe: wenn nur so viel Hingebung doch auch mit der nöthigen Sprachkunst und jenem Maß von poetischer Kraft, das auch der Nachdichter nicht entbehren kann, gepaart gewesen ware! Dieses Bedauern ist um so lebhafter, als es sich zum Teil um bedeutende Dichter handelt, so Celakovsky und Kolár unter den Aelteren, Halek und Neruda unter den Jüngeren. Aber was sie können, lassen die Uebersetzungen von Albert und Wenzig kaum ahnen!

Aus der russischen Litteratur liegt uns nur die Uebertragung einer alteren Dichtung vor: „Ahasver, der ewige Jude. Von Joukofsky (Oppeln, Georg Maske.)“ „Joukofsky“, fragten wir uns, als wir den Titel lasen, ein Dichter dieses Namens war uns in der russischen Litteratur nicht bekannt. Es ist aber nur die ganz immerhin, immerhin Schreibweise eines auch in Deutschland wohlbekannten Namens: Shukowski (1783—1852) der Freund Puschkins und Mitbegründer der russischen Romantik, der sich auch als vortrefflicher Uebersetzer aus dem Deutschen bekannt gemacht hat. Der „Ahasver“ ist

Digitized by Google

seine letzte, nicht seine beste Dichtung, die Wendung, die er dem Problem gegeben — Ahasver wird Christ und dadurch erlöst — ist nicht eben tief und fruchtbar; rechnet man hinzu, daß die Uebersetzung recht ungelenk und das Original abenteuern Fragment geblieben ist, so wird man unsere Ansicht begründet finden, daß das Büchlein nicht eben eine Lücke unserer Litteratur ausfüllt.

Ein achtungswertes Können erweist sich in der Nachdichtung aus dem Ungarischen, die wir diesmal anzuzeigen haben. „Der Apostel". Ein episches Gedicht von Alexander Petöfi. Deutsch von Ludwig Stein-Abai (Leipzig, W. Friedrich.) Leider bleibt es fraglich, welcher Nutzen uns aus diesen Mühen erwächst. Es handelt sich um einen glutvollen, aber unklaren Versuch dieses elementaren Lyrikers, eine Art Anklage gegen die Gesellschaft in Form straffer Bilder zu formulieren. Das Gedicht wird vom Nachdichter eine „poetische, ob auch stark stylisierte Selbstbiographie" genannt, aber diese Bedeutung des Werkchens tritt wohl nur für jene klar hervor, die Petöfi's Entwicklungsgang aufs genaueste kennen; uns, denen er nicht fremd ist, wäre dieser Charakter der Dichtung nicht aufgegangen. Vieles ist talentvoll, aber auch Vieles unreif und mehr Zerrbild, als Zeichnung, das Ganze ein Jugendwerk, dem neben der reifen Lyrik des großen Dichters kein Platz gebührt.

Ein holländischer Dichter, Marcellus Emants, hat ein Gedicht „Götterdammerung" geschrieben, in welchem die Gestalten der Edda auftreten. „Ich habe dahin getrachtet, die alten Figuren mit modernem Auge zu betrachten, mit modernem Gefühl in sie durchzudringen und danach vor die Eindrücke wiederzugeben, die durch diesen Anblick und dieses Miteinempfinden in meinem modernen Innern hervorgerufen worden sind" — so charakterisiert Emants selbst sein Werk in dem Vorwort zur deutschen Uebertragung, die P. A. Schwippert (Haarlem, Bohn) hat erscheinen lassen. Von diesem „modernen Aug", „modernen Gefühl" und „modernen Innern" haben wir trotz aller Anjmerksamkeit, die wir auf die Lektüre wandten, nicht viel bemerkt; uns machte das Gedicht lediglich den Eindruck einer freien Verschlechterung der alten Edda; wie weit die Uebersetzung, die unerlaubt steif und holzern ist, dazu beigetragen hat, uns das Durchdringen zu den Intentionen des Dichters zu erschweren, wissen wir nicht, aber thatsächlich ist uns das nicht gelungen.

Nach den Uebertragungen aus den neuen Litteraturen seien noch einige aus dem Altertum gewürdigt.

Aus dem Indischen liegen uns zwei Werke vor, die freilich beide nicht direkt aus den Originalen geschöpft sind. Louise Hitz, die Verfasserin der „Ganga-Wellen. Erzählende Dichtungen nach buddhistischen Legenden und anderen indischen Sagen" (München, Hermann Lukaschik), betont im Vorwort, daß sie ihre vermittelnde Uebersetzung nach deutschen, englischen und französischen Prosa-Uebertragungen angefertigt hat. Wir wissen nicht, wie viel dabei an Treue, wieviel an Poesie verloren gegangen, aber wenn es auch nicht wenig sein mag, so ist doch von beiden genug übrig geblieben, um sich an dem Buche zu freuen, und was Schad, der es mit einem Vorwort versehen, darin zu seiner Empfehlung sagt, ist wohlverdientes Lob. Das Buch gewährt thatsächlich einen guten Einblick in die schöne Sagenwelt der Inder und namentlich die Buddha-Legenden enthalten auch in dieser Bearbeitung echte Goldkörner der Poesie.

Gehört schon dies Werk, streng genommen, nicht in diese Uebersicht, da es lediglich die Bearbeitung anderer Uebersetzungen ist, so noch weniger das folgende: „Vasantasena", Drama in fünf Akten, mit freier Benutzung der Dichtung des altindischen Königs Sudraka von Emil Pohl. (Stuttgart, Cotta Nachf.) Das Werk hat auf der Bühne vielen Beifall gefunden; die unverwüstliche Poesie der altindischen Dichtung, die Sehnsucht des Publikums nach Farbe, Licht und bewegter Handlung, nach dem Märchenhaften, nach dem, was nie geschehen und darum doch ewig wahr ist, wie sie ihm durch unsere modernen „Kärtchen-Dramen" erweckt wurde, endlich das große Geschick Pohls für theatralische Wirkung haben diesen Erfolg bewirkt. Aber die Geschicklichkeit Pohls ist nicht an dieser Stelle zu würdigen, und als Nachdichter ist er ja nicht zu betrachten, weil sich seither herausgestellt hat, daß er lediglich die Uebertragung eines Andern benutzte.

Aus dem Lateinischen und Griechischen liegt uns nur je eine, aber beachtenswerte Leistung vor. Hermann Klammer hat ausgewählte Elegien des Tibull und den ersten Gesang von Vergils Aeneis übersetzt, (Elberfeld, S. Lucas), beide in gereimten Versen, letztere in sehr glatten ottave rime. Man kann an der flüssigen Sprache, wie dem Geschmack des Nachdichters gleichermaßen seine Freude haben. Noch wärmere Anerkennung verdienen die „Perlen griechischer Dichtung" von Hermann Griebenow (Leipzig, Th. Krans). Hier ist thatsächlich an Treue, wie an Kunst der Form selten Schönes geleistet. Man höre z. B. folgendes Liedchen des Anakreon:

Es sagen mir die Frauen:
„Anakreon, du alterst sehr.
Im Spiegel kannst du schauen:
Fast keine Haare hast du mehr,
Schon ist dein Scheitel kahl und leer."
Nun, ob die Haare schwanden,
Ob sie mir noch vorhanden,
Das weiß ich nicht, ich weiß jedoch,
Daß unsomehr dem Greise noch
Vergnügt zu scherzen not ist,
Je näher ihm der Tod ist."

Ein Liebeslied desselben Dichters:

Du mußt nicht fliehn, o Mädchen,
Weil grau mein Haar zu sehn,
Noch weiß auf deinen Wangen
Der Jugend Blüten prangen,
Verschmähn mein Liebesflehn.
Sieh doch, wie auch am Kranze,
Schön bei der Rosen Glanze
Die weißen Lilien stehn.

Ein Scheidenlied des Rufinos:

Neulich zu gelegner Stunde
Traf ich ganz allein mein Mädchen;
Und ich bat und faßte flehend
Ihre göttergleiche Hand.

„Halte", sagte ich, „mich Armen;
Ach, sonst muß ich wahrlich sterben!
Mädchen, sei mir hold und schone
Meines Lebens flücht'gen Hauch."

Also bat ich und sie weinte . . .
Trockete sich dann die Thränen,
Und mit ihren Rosenbänden
Warf sie mich zur Thür hinaus.

Ob es sich empfiehlt, antike Dichtungen in moderne Metren zu übertragen, oder nicht, und wie viel dabei notgedrungen verloren gehen muß — diese schwierige Frage wollen wir nicht entscheiden. Aber wer die Berechtigung des Reims und der modernen Versmaße in derlei Nachdichtungen überhaupt anerkennt, wird auch gern zugeben, daß man diese Aufgabe kaum noch gewandter und liebenswürdiger lösen kann, als dies Griebenow gethan.

Was Friedrich Rückert während seines langen reich gesegneten Lebens an Nachdichtungen veröffentlicht hat, füllt eine kleine Bibliothek; andere wertvolle Gaben sind aus seinem Nachlaß hervorgeholt worden. Die letzte, die eben ans Licht getreten, schließt sich den anderen würdig an: „Aus Saadis Divan.

Digitized by Google

Von Friedrich Rückert. Auf Grund des Nachlasses herausgegeben von E. A. Bayer (Berlin, Hans Lüstenöder). Der große Perser (1184—1291) hat hier einen Nachdichter gefunden, wie ihm schwerlich je ein Anderer hätte erstehen können. Rückert hat die Arbeit nicht druckfertig hinterlassen, der Herausgeber hat Einiges ergänzen, Vieles weglassen müssen, aber was dieser einzige Geist, dieser Meister der Nachdichtung in dem einen Winter, wo er sich mit dem Saadi beschäftigte, geleistet, wird auch in dieser Auswahl schon sichtbar und muß das Staunen und die Bewunderung von Neuem mehren. Proben seien hier absichtlich nicht geboten; es geht dem Leser mit diesem Perser, wie mit anderen großen Dichtern des Ostens; wer Einzelnes naschen will, kommt nicht zum Ziel, weil der Eindruck zu fremdartig ist; auch dieser Dichter will in ernster Sammlung kennen gelernt und dann genossen sein.

Wir schließen mit Nachdichtungen aus dem Hebräischen. Es vergeht kein Jahr, wo nicht eine oder mehrere neue Uebertragungen des Hohen Liedes erscheinen. Diesmal liegen uns deren zwei vor: „Sulamith. Eine Bearbeitung des Hohen Liedes in acht dramatischen Gesängen auf Grund der neuesten Forschungen. Von Albert Herzog“ (Berlin S. Gerstmann) und „Das Lied der Lieder.“ Aus dem hebräischen Urtext in neue deutsche Reime gebracht von Hermann Rosenthal (New-York. The International News-Company). Beide Uebersetzungen sind nicht umgewandt, beide machen, da dieselbe Aufgabe bereits wiederholt, zuletzt von Daniel Sanders, meisterhaft gelöst worden ist, nicht den Eindruck des Notwendigen oder gar Unentbehrlichen. Herzog hält das Lied, wie Unsichtige vor ihm, für ein Drama und setzt die Entstehung in das Jahr 1000 vor Christus, Rosenthal läßt es als lyrisch-epische Dichtung sehr spät (zur Zeit Josephs des Statthalters, des Enkels Simons des Gerechten) in Alexandrien entstehen. Von Rosenthal liegt uns, gleichfalls in flüssigen Reimen, ein ähnliches Werkchen vor: „Worte des Sammlers (Koheleth). Aus dem hebräischen Urtext zum ersten Male in deutsche Reime gebracht“ (im selben Verlag). „Zum ersten Male“, das ist ein Irrtum Rosenthals; wir kennen eine vor etwa dreißig Jahren erschienene gereimte Nachdichtung der Sprüche von Moritz Rappaport, aber das soll das Verdienst seiner hübschen und geschmackvollen Arbeit nicht schmälern.

Auch aus der neuhebräischen Poesie liegt diesmal eine Uebersetzung vor.

„Ja, er war ein großer Dichter
Stern und Fackel seiner Zeit,
Seines Volkes Licht und Leuchte
Eine wunderbare, große
Feuersäule des Gesanges“ —

so hat Heinrich Heine den bedeutendsten neuhebräischen Dichter, Jehuda Halevi charakterisirt. Daß er dies Lob verdient, war auch schon bisher in Deutschland, dank den Uebertragungen von Herder, Moses Mendelssohn, A. Geiger, S. Heller u. A., nicht ganz unbekannt; weitere Kreise sucht ihm die bei Hugo Schildberger in Berlin erschienene, von G. Karpeles eingeleitete Auswahl deutscher Uebertragungen: „Diwan des Jehuda Halevi“ zu erobern. Die Uebertragungen sind von verschiedener Güte, am meisten haben uns, neben einem sehr interessanten Versuch Herders, der gleichfalls seinen genialen Scharfblick für fremde Eigenart erweist, die Nachdichtungen von S. Heller gefallen. Er löst auch sehr schwere Aufgaben scheinbar spielend leicht, wie in dem schönen Ghasel: „Himmelssehnsucht“, aus dem hier der Eingang als Probe mitgeteilt sei:

„Du kennst des Wunsches heißen Brand,
Ob ihn die Lipp' auch nie gestand.
Gewähr' ihn, Herr, ein Weilchen mir,
Gern laß ich dann das Erdenland.
Wie selig schlief' ich süßen Schlaf,
Bleibt nur die Seel' in deiner Hand.
Dir fern, ist ja mein Leben Tod,
Bei dir der Tod ein Lebenspfand.“

Die Sage läßt den Dichter auf den Trümmern Jerusalems sein Ende finden; in der That sind seine „Zionslieder“, die religiöse Lyrik von flammender Begeisterung, einer Art Gottestrunkenheit durchhaucht. Aber auch die Liebeslyrik schlägt eigenartige Töne an:

„Er sah mir liebend in die Augen
Und ich hielt kosend ihn umfangen,
Und in dem Spiegel meiner Augen
Sah er sein eigen Bild gefangen.

Da küßt' er mir die dunklen Augen
Und küßte sie so heiß und wild.
Der Schelm! Er küßte nicht die Augen —
Er küßte nur sein eigen Bild!“

„O schlafe nicht, erwach', erwache
Daß mich dein Anblick glücklich mache!
Du tränust vielleicht, man küsse dich!
Erwach', den Traum dann denke ich.“

„Dein helles Sonnenantlitz spricht:
„Es werde Licht!“
Es ruft des Rabenhaares Pracht:
„Es werde Nacht!“
So kämpft in deinem Angesicht,
Geliebte, mit der Nacht das Licht.“

Das Büchlein verdient Beachtung. Es führt in eine uns fremde, aber farbenreiche Welt ein und lehrt uns eine merkwürdige und anziehende Dichtergestalt kennen.

Litterarische Notizen.

— Eine ähnliche Vereinigung, wie der „Allgemeine Verein für deutsche Litteratur“, der „Verein der Bücherfreunde“ und der kürzlich an dieser Stelle besprochene Verein „Minerva“ ist nun auch in Wien entstanden, die „Litterarische Gesellschaft“. Auch ihr Zweck ist die Verbreitung von Büchern im Serien-Abonnement, doch unterscheidet sie sich von ihren Vorgängerinnen durch zwei Eigenschaften; erstlich ist sie kein auf Gewinn berechnetes Unternehmen und zweitens will sie vornehmlich die Werke deutsch-österreichischer Autoren herausgeben. Beides will uns löblich erscheinen, auch das letztere, denn obgleich ja die anerkannten Wiener Autoren nie um Verleger in Deutschland in Sorge zu sein brauchten, ist doch die Wirkung einer gut fundirten Verlagshandlung an Ort und Stelle nicht zu unterschätzen. Aus diesen Gründen hätte das Unternehmen immerhin seitens der Wiener Presse wärmere Unterstützung verdient, als ihm bisher zu Teil geworden ist; allerdings hat es noch ganz anscheinlich mit Kinderkrankheiten zu kämpfen und wollte man die bisherigen Publikationen scharf aufs Korn nehmen, so würde es an Gelegenheit dazu nicht fehlen. Namentlich der erste Band „Vor dem Gewitter“, Roman von Bertha von Suttner, war gewiß ein Mißgriff. Die Verfasserin ist eine kluge, überaus gewandte Frau, als Journalistin entschieden ungewöhnlich begabt, aber eine Dichterin ist sie nicht und am wenigsten in sie es in diesem Werke, das eigentlich nur aus einigen, an einem dünnen Faden aufgereihten, mehr oder minder guten Leitartikeln besteht. Es ist nicht erquicklich, eine Frau von Begabung so flüchtiges und wertloses Zeug produzieren zu sehen, und daß die Gesellschaft sich für

Digitized by Google

ihre erste Publikation nichts Besseres sichern konnte, war allerdings nicht gut. Besser ist der zweite Band: „Novellenbuch“, bei dem wir freilich nicht wissen, unter welchen Gesichtspunkten die Redaktion erfolgte: sollen hier nur Beiträge von Deutsch-Oesterreichern geboten werden, und bietet der Band nur Ungedrucktes, oder ist er eine Auswahl aus Gedrucktem? Zu dieser letzteren Frage bestimmt uns der Umstand, daß der Band auch zwei — hübsche, aber nicht bedeutende — Arbeiten Verstorbener (Julius von der Traun und Franz Nissel) enthält, von denen uns die eine bereits bekannt war. Doch findet sich einiges Interessante im Bande, so namentlich die Novelle: „Der heilige Dränfus“, eine sehr lustige Berliner Geschichte von Emil Marriot, auch die Erzählungen: „Der Wanderprediger“ von Karl und Novellen zweier Kolleginnen der Marriot, Maria Solina und Irene Schellander lesen sich gut. Der dritte Band bringt die letzten Arbeiten des einst vielgelesenen, vor einigen Jahren verstorbenen „Wiener Spaziergängers“, Daniel Spitzer, mit einer fleißigen, aber viel zu breiten und viel zu panegyrischen Einleitung von Max Kalbeck. Die Auswahl hätte strenger sein müssen, namentlich mit Rücksicht auf den reichsdeutschen Leser, der die unzähligen Anspielungen auf Wiener Tagesereignisse vor acht Jahren doch unmöglich mehr verstehen kann. — Dies die bisher erschienenen Bände; was der Gesellschaft nun Not thut, ist ein Roman von Marie von Ebner-Eschenbach oder eine Novellensammlung von Saar; das würde ihr zahlreiche Mitglieder zuführen und ihre litterarische Position befestigen.

— Wir erhalten folgende Zuschrift:

„Im Verlage von C. F. W. Siegel (R. Linnemann) in Leipzig erschien (in einem „Zwei Gesänge“ betitelten Heft) ein Chor: „Vergangen“, Musik von Johannes Pache, Gedicht von „Neideck“.

Dieses Gedicht (bis auf drei Worte in den ersten Strophen und die dritte Strophe, die nicht von mir herrührt) habe ich verfaßt und unter dem Titel „Wie ferne“ in dem von Karl Emil Franzos im Jahre 1883 herausgegebenen, bei Breitkopf & Härtel verlegten „Deutschen Dichterbuch aus Oesterreich“ veröffentlicht. Es ist wohl nicht nötig, dieses Vorgehen des Herrn Neideck beim richtigen Vergehensnamen zu nennen.

Eine Aufklärung habe ich bisher seitens des Verleger und des Komponisten nicht bekommen.

Wien, 2. August 1894.

Anton Reitler.“

Es ist eine seltsame Erscheinung, daß gerade Komponisten so oft von dem Mißgeschick ereilt werden, die Texte dreister Plagiatoren zu komponieren. Ungewöhnlich aber ist, daß weder Herr Johannes Pache noch die Verlagshandlung von C. F. W. Siegel dem Autor die Aufklärung gegeben haben, wer „Neideck“ ist und wie Herr Pache zu dem Plagiat gekommen ist. Hoffentlich erfolgt nun eine Antwort; das Gegentheil wäre im Interesse des Herrn Pache sehr bedauerlich.

Aphorismen.

Die Lust, sich selbst zu loben, wird nur noch übertroffen durch die Lust, andere zu tadeln.

*

Ein gemeinschaftlicher Freund ist kein Bindemittel; aber ein gemeinschaftlicher Feind ist eines.

Die Mittelstraße hat meist nichts für sich, als daß sie golden ist.

*

Nichts, was man sich selber nicht verzeihen, nichts, was man anderen nicht übel nehmen könnte.

Paul Nicolaus Cossmann.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Schalbetitlin, Adolf. Der Geisterkampf und Neue hebräische Lieder. Berlin. Rosenbaum & Hart. o. J.

Kreyer, Max. Irrlichter und Gespenster. Volksroman. Lieferung 48—54. Weimar. Schriftenvertriebsanstalt.

Vrchlický, Jaroslav. Episches und Lyrisches. Gedichte. Autorisirte Uebersetzung von Edmund Grün. Prag. H. Dominicus. 1894.

Eichberg, Fritz. Mark Brandenburg. Sage und Lied. Ein Kranz heimatlicher Gedichte. Berlin. F. Fontane & Co. 1894.

Hopfen, Hans. Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte. Zweite Auflage. Stuttgart. J. G. Cotta Nachfolger. 1894.

Dieter, Heinrich. Von meinem Lebensweg. Lieder und Uebersetzungen. Salzburg. Heinrich Dieter. 1894.

Tannemann, A. Herbrod. Ein Friesengesang. Bremen. G. A. v. Halem. 1894.

Benzmann, Hans. Im Frühlingssturm! Erlebtes und Getränmtes. Großenhain und Leipzig. Baumert & Ronge. o. J.

Volk, Georg. Beim Kienspanlicht. Geschichten aus Großvaters Zeiten. Jn Odenwalder Mundart. Offenbach a. M. 1894.

Held, Franz. Tannhäuser reclivius und andere Gestalten. Berlin. Fresko-Verlag. 1894.

Held, Franz. Von Jnan's Natzellerkneipen. Eine feuchtfröhliche Weimar. Berlin. Fresko-Verlag. 1894.

Held, Franz. Trotz Alledem! Einiges aus meinem Schatzhaus. Berlin. Fresko-Verlag. 1894.

Hamsun, Knut. Mysterien. Roman. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. von Borch. Köln, Paris. Albert Langen. 1894.

Hamsun, Knut. Neue Erde. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M von Borch. Köln, Paris. Albert Langen. 1894.

Puttlammer, Alberta von. Offenbarungen. Dichtungen. Stuttgart. J. G. Cotta Nachfolger. 1894.

Wichert, Ernst. Aus eigenem Recht. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig. Carl Reißner. 1894.

Halter, Eduard. Das neue Narrenschiff. Satirische Dichtung. Straßburg a. d. Jll. Treutel & Würtz. 1893.

Tolstoj, Leo. Das Reich Gottes in uns. I. Eine russische Rekrutenaushebung. Das Nichtthun. Aus dem Russischen übersetzt von W. Henckel. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Müller, Ewald. Aus der Strensandbüchse. Gedichte. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1894.

Wilhelm, Paul. Dämmerungen. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1894.

Ebhardt, Ferdinand. Jn der sibirischen Steppe. Graz. Franz Pechel. 1893.

Falle, Gustav. Harmlose Humoresken. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Lie. in Berlin.

Digitized by Google

Fräulein Bertha.

Aus den Erinnerungen einer Schauſpielerin.

Von **Feodor Helm.**

(Schluß.)

„Ich war vom Fenſter fortgegangen," erzählte ſie weiter, „mir war es, als hätte ſich die Mutter gerührt. Aber da drin blieb Alles ſtill, als ich an der Thür horchte. Mutter war es ja auch gewöhnt, mich die halben Nächte deklamieren zu hören. „Ach Du verläßt mich ſo unbefriedigt" hörte ich da meinen Romeo wieder. Und ehe ich's wollte klang ſchon die Erwiderung von meinen Lippen: „Was für Befriedigung begehrſt Du noch?"

„Gieb Deinen treuen Liebesſchwur für meinen," tönte es zurück. Es überlief mich. War das mein Romeo, war das der Freude ſelbſt, der ſo ſprach? Mir verſchmolzen die beiden in eins, — wie ich in jener Stunde nichts war als Julia. Julia, die ihr ganzes Leben dem Geliebten zuhauchen möchte — und die vor Entdeckung zittert.

Und ſo ſprach ich zu ihm. Wie Julia trieb ich ihn fort, und rief ihn doch tauſendmal zurück, Gedicht und Wirklichkeit in meinen Worten vermiſchend.

Er fragte, wann wir uns wieder ſprechen könnten? „Niemals!" antwortete ich. — An welcher Bühne ich angeſtellt ſei? — An keiner." — Ob ich überhaupt Schauſpielerin ſei? — „Nein." — Ob ich es werden wolle. „Ich gäbe alles hin, wenn ich es könnte!" Ich ſollte ihm folgen, ſagte er da, er verlaſſe morgen in der Frühe Berlin, um ein neues Engagement einzugehen. Er würde ſeinen Direktor auf mich aufmerkſam machen, er ſelbſt wollte mir helfen. Das hören zu müſſen, und zu wiſſen, das es alles nur eine Fata Morgana war, die man der Dürſtenden vorzauberte! „Wollen Sie. Nun, wollen Sie?" fragte er ein paarmal heftig. — „Ich kann es nicht," antwortete ich leiſe. — „Seien Sie mutig! Werfen Sie alle Rückſichten hinter ſich! Ein ſolches Talent legt Verpflichtungen auf. Sie dürfen ſich ihnen nicht feige entziehen." — „Ich kann nicht!" wiederholte ich verzweifelt. — „Was hindert Sie denn? Sprechen Sie doch — oder iſt es ein Geheimnis?" — „Ja, ein Geheimnis!" Ich fühlte, daß meine Kraft zu Ende ging, aber ich wollte ſie auskoſten, die Seligkeit, die mir dieſe Stunde brachte. „Nur Nachts bekomme ich Sprache," ſagte ich zu ihm, „am Tage bin ich ſtumm." — „So bin ich alſo juſt zur rechten Stunde gekommen, wo die ſcheue Nachtviole ihren Kelch zum Duften öffnet?" meinte er. „Aber Sie haben keinen Grund ſich zu verbergen" fuhr er fort. „Sie ſind ſchön, Sie müſſen ſchön ſein! Solche Stimme wählt ſich keine ſchlichte Wohnung." O Gott, was ich litt dabei!

Und plötzlich war er über das Gartengitter geklettert — ich hörte ſeine Schritte ganz nahe vor mir, und preßte mein Geſicht an die Eiſenſtäbe, um ihn zu ſehen. An mich ſelbſt dachte ich nicht in dieſem Augenblick. Der Mond ſchien mir voll ins Geſicht, ſo daß ich geblendet war und nichts erkennen konnte, als die Silhouette einer ſchlanken Männergeſtalt. „Alſo ſo, ſo ſehen Sie aus!" hörte ich plötzlich ſeine Stimme mit einem ſeltſam verzückten Tone dicht neben mir. Zitternd vor Scham und Furcht wollte ich zurückfliehen, aber eine Hand hatte durch das Gitter gegriffen und ich fühlte mein glühendes Geſicht an die kalten Stäbe gedrängt, ich fühlte einen langen, langen Kuß auf meinen Lippen. Dann ließ er mich, und ich verkroch mich im tiefſten Winkel des Zimmers.

Digitized by Google

Er stand draußen und flehte, und bat — Nur ein Zeichen sollte ich ihm geben, daß er von mir hören würde, mich wiedersehn —! Ich stopfte mir die Finger in die Ohren und wand mich vor Qual, aber ich blieb da hocken, wo ich mich hingeworfen hatte.

Und endlich ging er auch!

Am nächsten Morgen flüchtete ich mich zur Tante. Ich habe ihn nicht wiedergesehn bis heute!"

Fräulein Bertha schwieg. Mir aber ließ die grausame Neugier keine Ruhe. „Er hatte nicht — hatte garnicht entdeckt, daß Sie —" fragte ich zaghaft.

„Nein," antwortete es mir von drüben. „Später habe ich gedacht, daß der weiße Shawl, den ich wegen der Nachtkühle umgelegt hatte, mich vielleicht barmherzig verhüllte, aber der Gedanke steigerte nur mein Glücksgefühl. Einmal wenigstens hatte ich den feurigen Lebenskelch an die Lippen gesetzt. Mochte ich nun auch dafür büßen mit ewiger Sehnsucht. Dies Stündchen Seligkeit, das ich dem Geschicke abgestohlen habe, kann mir nichts, nichts wieder rauben."

Fräulein Bertha hatte schon lange zu reden aufgehört, ohne daß es mir zum Bewußtsein kam, so intensiv beschäftigte mich ihre Erzählung. Eine Fülle von Ideen und Kombinationen war in mir geweckt worden. Schien es nicht, als hätte das Schicksal mich zum Werkzeug erkoren, um „diese beiden edlen Menschen" zusammenzuführen? Wenn ich nun Schröder einmal auf der Treppe auflauerte — wenn ich ihm dann sagte — —! Ich selbst, ich würde großmütig verzichten, und diese immerblutende Wunde würde die Quelle sein, aus der meine Kunst immer von neuem schöpfte. Ich wollte Schröder sagen — —

Ich konnte den schönen Gedanken nicht zu Ende führen, denn ich schlief ein.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, war Fräulein Berthas Bett leer. Sie war in aller Frühe heimlich davongeschlichen. Wahrscheinlich wollte sie neuen Fragen und Erklärungen entgehen, nachdem ihr die Aufregung diese nächtliche Beichte entlockt hatte. Ich fügte mich ihrem Willen, und als ich am nächsten Nachmittag zum Unterricht kam, war von der Karlos-Aufführung und ihren Folgen nicht weiter die Rede. Um so hartnäckiger beschäftigte sich meine Phantasie mit Fräulein Berthas Roman und mit meinem edelmütigen Plane. Etwas Eigennutz mischte sich aber doch hinein. Ich hatte mir nämlich ausgedacht, ich wolle Schröder bitten, meine Befähigung für die Bühne zu prüfen. Dies sollte den Vorwand dazu geben, ihn zu Fräulein Bertha zu locken. Ich malte mir dieses Wiedersehen in den glühendsten Farben aus. Daß mein Heros das arme Mädchen, das so viel gelitten hatte, in überwallender Empfindung an sein Herz ziehen würde, das stand bei mir fest. Und ich würde es sein, die die Liebenden zusammengeführt hatte.

So patrouillierte ich denn mit klopfendem Herzen stundenlang im Treppenhause hin und her, bis ich endlich durch einen glücklichen Zufall dem Ersehnten gerade entgegenlief.

Er kam, eine Melodie aus Carmen pfeifend, die Treppe heraufgestürmt.

Diese offenbare Vergnügtheit störte mich etwas. Ich hatte mir zwar denken können, daß er nicht „spanisch" kommen würde, aber ich glaubte, er würde in poetische Träumerei versenkt, mit ernster Miene vor mich hintreten. Ich konnte mich nicht gleich in die Situation finden, so sorgfältig ich mich auch auf dieses Zusammentreffen vorbereitet hatte. So stotterte ich nur ein paar wirre Worte heraus, aus denen Schröder zur Not entnehmen konnte, wer ich sei, und daß ich seinen Rat für meine Bühnenlaufbahn wünschte. Ich knüpfte einen Schwall von Entschuldigungen daran, den er unterbrach.

„Schau mal" sagte er gutmütig, in seinem etwas wienerisch angehauchtem Dialekt, der so garnichts heldenmäßiges an sich hatte, „mit solchen Plänen tragt sich das kleine Mäderl!"

Dabei sah er mich aufmerksam von oben bis unten an. „Haben S' auch bedacht, in was für a Saupfuhl Sie da gelegentlich neinpatschen möchten?" fügte er ernsthaft hinzu. Ich fiel aus allen Wolken. Mein Leander, mein Carlos — und diese Ausdrucksweise!

In diesem Augenblick begrub ich meine Ideale. Aber ich mußte stark sein, ich mußte meine Intrigue anbahnen. „Wenn ich Ihnen einmal eine Rolle vorsprechen dürfte," begann ich daher wieder. Ich zog meine Visitenkarte mit Fräulein Berthas Adresse, die ich jetzt immer bei mir trug, aus der Tasche. „Dies

Digitized by Google

hier ist die Wohnung meiner Lehrerin" sagte ich befangen, „vielleicht könnten Sie da gleich die Methode —"

Er nahm das Kärtchen und las ohne jede Erregung den bedeutungsschweren Namen.

„Da komme ich ja beiläufig jeden Tag vorbei", sagte er in jenem gemütlichen Tone, der mir wie eine tötliche Beleidigung erschien. „Na, ich komm schon mal da hinauf — so mal a halbs Stünderl vor dem Schauspiel."

Er schloß seine Thüre auf. Drinnen wendete er sich noch einmal um.

„Weil S' halt so a lieber Fratz sind, vielleicht schon morgen." Damit ließ er mich stehn.

Diesmal opferte ich wirklich zwei volle Stunden meines gesunden Jugendschlafes, um meiner toten Liebe in einem langen Gedichte, das ich mühsam zusammenstoppelte, ein würdiges Begräbnis zu veranstalten. Es kam viel von der „verschwundenen Jugendzeit", von „ewigem Herzeleid" darin vor, und von „der Zukunft, die im Dunkeln dräut". Aber im Ganzen war meine Stimmung eine recht freudige.

Schröder würde mich hören! Er würde mir vielleicht die Wege ebnen können, jedenfalls die Eltern überzeugen. Die „Zukunft, die im Dunkeln dräut," erschien mir im rosigsten Licht.

Ich konnte kaum den nächsten Abend erwarten, um zu Fräulein Bertha zu gehn, aber ich hatte mir vorgenommen, sie mit der Thatsache von Schröders Ankunft zu überraschen. Trotz dieses Vorhabens war mein erstes Wort, als ich ins Zimmer trat: „Schröder kommt".

Fräulein Bertha saß auf ihrem niedern Holzbänkchen, das ihr auch zum Waschtisch dienen mußte, und nähte. Die altmodische Lampe, deren mächtiger Ölkasten das halbe Zimmer verschattete, warf einen hellen Strahl auf das schöne, mattgefärbte Gesicht und auf das weiße Leinenstück, an dem sie arbeitete. Es war ein lichtes, friedvolles Bild.

Bei meinem Ausruf hatte Fräulein Bertha emporgeblickt. Jetzt starrte sie mich an, ohne sich zu regen. „Hierher? Warum? Er weiß doch nicht —?" brachte sie endlich mühsam heraus. Ich schüttelte hastig verneinend den Kopf. Jetzt erst fiel es mir aufs Herz, was ich angerichtet hatte! So lange ich noch an meinen idealen Helden glaubte, war mir die Sache so einfach erschienen. Nun war ich blindlings weitergetappt. Was sollte aus dem Allen werden? Würde Fräulein Berthas Enttäuschung nicht viel schmerzlicher sein, als die meine?

Mit wenigen Worten erzählte ich, Schröder sei mir auf der Treppe begegnet und ich hätt mir ein Herz gefaßt, ihn gebeten, mich hier zu prüfen.

Schuldbewußt sah ich bei diesem diplomatischen Bericht zu ihr hinüber.

Fräulein Bertha saß noch immer, in sich hineinträumend, auf derselben Stelle, aber ihr Gesicht hatte einen Reiz bekommen, vor dem ich fast erschrack. Sie nahm eine Rose, die ich ihr Tags zuvor geschenkt hatte, aus dem Wasserglase, das am Fenster stand, steckte sie prüfend an ihr Kleid, nahm sie wieder weg, preßte die Blume an die Lippen und sog mit einem wollüstigen Seufzer den Duft ein. So saßen wir stumm bei einander und warteten.

Endlich kommt Jemand die Treppe heraus. Wie auf Verabredung springen wir auf. Mit einer schnellen Bewegung dreht Fräulein Bertha die Lampe, so daß das volle Licht auf die Thüre fällt, durch die Schröder eintreten muß.

Es klopft. Da Fräulein Bertha schweigt, rufe ich „Herein". Schröder steht vor uns. Er zieht ein blauseidnes Taschentuch heraus und tupft sich damit die Stirn. „Also doch richtig angelangt," sagt er lächelnd, „die liebenswürdige Dame da unten hat mich zu Pontius und Pilatus geschickt. Vermutlich, damit ich Gelegenheit hätte, ihre segensreiche Thätigkeit im ganzen Umfange kennen zu lernen."

Ich sah Fräulein Bertha an. Wie prosaisch mußte ihr dieser modern gekleidete Romeo erscheinen. Wie mußte der banale Ton ihr Herz zerreißen!

Zu meiner Verwunderung lag noch derselbe selig verträumte Ausdruck auf ihrem Gesicht wie vorhin.

„Ich habe doch das Vergnügen, Fräulein Bertha Nieckner? —" Schröder blinzelt in das Halbdunkel hinein, das uns ihm verhüllt. „Darf ich bitten mich vorzustellen?" Mit versagender Stimme nenne ich die beiden Namen. Fräulein Bertha schweigt noch immer.

Digitized by Google

„Nur Mut!“ tröstet Schröder, der meine Erregung nicht versteht. „Fangen wir doch gleich mit —“ er stockt. Fräulein Bertha ist näher getreten, um von dem Bücherbrettchen ein Buch herabzulangen. Mir steht das Herz still vor banger Erwartung, wie er sie jetzt prüfend betrachtet. Die Fehler ihrer Figur treten mit grausamer Deutlichkeit hervor, bei der Bewegung die sie macht, um über das Bett hinüber nach den Büchern zu greifen. „Vielleicht nehmen wir ein modernes Lustspiel“, sagt sie, ohne die Augen zu ihm zu wenden.

„Vielleicht — ja — wenn Sie meinen!“ antwortet er zerstreut. Er wendet keinen Blick von ihr. Sie fühlt es und ihre Bewegungen werden um so ungeschickter in diesem Bewußtsein. Unwillkürlich tritt sie in den Schatten zurück.

Es ist, als ob ihn das beruhige.

„Es scheint, ich leide an Hallucinationen,“ sagt er, halb zu sich. „Wissen Sie, daß ich einen Augenblick wirklich dachte —“ Er spricht nun in den Schatten hinein, wo Fräulein Bertha sich scheu auf ihrem Bänkchen zusammenduckt, wie ein verwundetes Vögelchen. „Ihr Gesicht hat eine flüchtige Ähnlichkeit — nein, es gleicht sogar ganz auffallend einer Person, die ich einmal — es ist meine letzte Erinnerung an Berlin. Ein Stückchen Poesie, ohne Koulissengeruch und Pose — wirklich ein Märchen, mitten in dieser verständigen Stadt.“

„Wirklich ein Märchen?“ wiederholt Fräulein Bertha. Es klingt aus ihrer Dämmerecke heraus wie ein Hauch.

„Und auch Ihre Stimme erinnert ganz wunderbar — —. Na, fangen wir an! Was liegt denn da? Romeo und Julia? — —“ Er lächelt. „Wunderlich! — auch das! — Na fangen wir also endlich an. Gerade das!“ — Aber wir bleibt keine Wahl. Mit Todesverachtung fange ich an. Schröder hat das Buch in der Hand und markirt die übrigen Rollen. Er ist sichtlich zerstreut und hört kaum auf das, was ich sage. Ab und zu fliegt sein Blick zum Fenster hinüber, wo Fräulein Berthas Gesicht wie ein matter, leuchtender Fleck aus dem Dunkel auftaucht.

Die kurze Scene, die ich zu sprechen habe, geht ziemlich jämmerlich.

„Nur weiter,“ ruft Schröder ermutigend und blättert vorwärts.

Dann beginnt er selbst mit den Worten:

„Entweihet meine Hand verwegen Dich,
„O Heiligenbild, so will ichs lieblich büßen,
„Zwei Pilger, neigen meine Lippen sich,
„Den herben Druck im Kusse zu versüßen.“

Er hat mit der ganzen bestrickenden Anmut gesprochen, die mich auf der Bühne so an ihm entzückte, und auch jetzt zaubern mich seine Worte in unmittelbarste Stimmung hinein. Schon öffne ich den Mund, um meine Entgegnung zu beginnen — da erstirbt mir der Laut auf den Lippen, denn eine Stimme von reinstem Wohllaut nimmt die Verse auf, daß sie wie ferne, zarte Musik zu uns herübertönen:

„Nein Pilger, lege nichts der Hand zu Schulden
„Für ihren sittsam andachtsvollen Gruß.
„Der Heiligen Rechte darf Berührung dulden
„Und Hand in Hand ist frommer Waller Gruß.“

Wir wenden uns beide. Da steht Fräulein Bertha, Antlitz und Augen emporgerichtet, ein mystisches Lächeln auf dem weißen Gesicht. Sie ist mit einem Schritt ins vollste Licht hineingetreten, und wie sie so dasteht, von dem weichen gelben Scheine umzittert, der sich wie goldne Punkte in ihren vergrößerten Pupillen spiegelt, wirkt ihre nachtwandlerische Erscheinung unfaßlich erschütternd.

Schröder starrt sie an, als sähe er einen Spuk seiner Phantasie. Er streckt tastend die Hände ins Leere und sein Blick gleitet prüfend über die kleine Gestalt und haftet dann an dem schönen, beseelten Gesicht, das ihm vertrauensvoll entgegenlächelt.

„Meine Nachtviole!?“ sagt er leise.

Sie winkt ihm mit der Hand. „O nicht! Noch nicht! — „Hat nicht der Heilige —.“

Er versteht, daß er fortfahren soll, und nach kurzem Zaudern strömt er mit überredender Leidenschaft die Worte hin:

„Hat nicht der Heilige Lippen, wie der Waller?“
— „Ja, doch Gebet ist die Bestimmung Aller,“

kommt die verschämte Antwort zurück. Ich konnte mir nicht helfen — ich habe die Hände gefaltet und geweint vor diesen Beiden da. Nie werde ich das vergessen. Die ganze Scene sprachen sie, Jeder still an seinen Platz gebannt, aber jedes Wort eine Liebkosung, Bitte, Verlockung, jeder Ton Wahrheit.

Schröders alltägliche Erscheinung, Fräulein Berthas Mißgestalt, das alles spielte gar keine Rolle mehr für mich. Es war, wie Fräulein

Digitized by Google

Bertha gesagt hatte „eine selige Insel, zu der plumpe Alltagsgedanken nicht folgen konnten“.

Die Verse waren verklungen. Wir standen in tiefem Schweigen. Nicht zu atmen wagte ich aus Furcht, diese heilige Stunde zu stören.

Schröder macht eine Bewegung auf Fräulein Bertha zu, aber mit einem scheuen Blick auf sie bleibt er auf halbem Wege stehn. „Nun kennen Sie mein Geheimnis“ sagt sie, noch immer lächelnd, und sieht ihm nach den Augen.

In seinem Gesicht arbeitet eine tiefe Rührung, und auf einmal rollt ihm eine große Thräne die Wange entlang. „Sehen Sie — ich bin wie ein Kind,“ sagt er und wischt sich mit dem Taschentuch die Augen, „es hat mich so — es ist so unerwartet —. O, wie weh muß ich Ihnen gethan haben damals — verzeihen Sie mir!“

„Ich habe nichts zu verzeihen,“ erwidert sie sanft. „Sie haben heute eine Erinnerung verloren, ich — ich habe durch Sie nur gewonnen. Ich habe einen Blick gethan in jenes Paradies, zu dem mir meine häßliche Maske den Eingang verbietet.“

„Wenn Sie wüßten, wie ich Sie bewundere,“ murmelt er; aber er schlägt dabei die Augen nieder. Sie bemerkt es und begreift: Sein sensibler Schönheitssinn verträgt ihren Anblick nicht. Ihr Gesicht bekommt einen kümmerlichen Ausdruck. Es schrumpft förmlich zusammen vor Scham. Sie seufzt.

Vom Turme der französischen Kirche tönt das Schlagen der Uhr herüber.

Schröder zieht seine eigne Uhr heraus. „Ich muß fort!“ sagt er hastig. „Mein letztes Auftreten heute Abend!“

Er geht auf Fräulein Bertha zu, faßt ihre beiden Hände und drückt sie in seiner Rechten. „Leben Sie wohl, leben Sie wohl!“ Seine Stimme klingt gerührt. Es ist, als wolle er noch etwas hinzusetzen, aber er schweigt.

Noch einen letzten Gruß — er stürzt zur Thür hinaus. Wir hören noch sein hastiges Springen auf der Treppe. — Fräulein Bertha setzt sich schwer, wie todmüde, auf den Rand ihres Bettes. Ihr Gesicht hat wieder jenen visionären Ausdruck angenommen, der ihr in Augenblicken höchster Spannung eigen ist. „Nun habe ich doch auch ein volles Leben gelebt“, sagt sie leise, „ein Leben voll Lust und Schmerz!“ Ob sie zu mir spricht — ich weiß es nicht, ihr Blick geht über mich hinweg. „Wenn ich mein Talent nicht gehabt hätte —“ sie nickt ein paarmal still vor sich hin. „Grau und eintönig wären mir meine Tage versickert, wie die von tausend Andern! Da aber kam die Sehnsucht — und dann kam die Liebe — dann kam der Schmerz — und das Alles zusammen ist Glück!“ „Ist Glück!“ wiederholt sie mit leisem Lächeln.

Mir graute vor ihr, wie sie dasaß und lächelte und ihr die Thränen in den Schooß liefen.

Leise schlich ich mich davon. Sie hat es wol nicht einmal gemerkt.

* * *

Ich habe sie nie wiedergesehn. Sie wollte es nicht, wie es scheint. Zuerst hieß es, sie sei krank, und dann reiste ich nach Weimar, um bei der Hettstädt weiter zu studieren.

Als ich später einmal in Berlin gastierte, besuchte ich auch Fräulein Birkner.

Sie kannte mich nicht mehr, umarmte mich aber und zeigte mir ihre Hauspläne, zu deren Realisirung ihr nur noch das Geld fehlte.

„Ich nehme eine Eule aufs Dach“, versicherte sie eifrig. Fräulein Bertha blieb unsichtbar, trotz meiner Fragen.

Sie soll in alter Weise weiterleben, Unterricht geben und sich große Rollen einstudieren.

Mir aber wird sie immer im Gedächtnis bleiben als eine Märtyrerin des Talentes, als eine Heldin der Entsagung.

Sternschnuppen.

Sternschnuppen gleich an meinem Leben
Ist deines einst vorbeigejagt;
Da sprach ich einen Wunsch mit Beben,
Doch dieser Wunsch — er blieb versagt,
Der goldnen Schnuppen jagen viele
Am Sternenhimmel hin und her

Was soll ich wünschen? Keine Ziele
Und keine Wünsche hab' ich mehr.
Am Augenblick allein erfreu ich
Die Seele jeder Sorge fern,
Und nichts erwart' ich, nichts bereu' ich
Und fürchte nichts auf diesem Stern.

Rudolf Knussert.

Digitized by Google

Gedichte

von

Jaroslav Vrchlický.

Aus dem Tschechischen von **Friedrich Adler.**

Merlins Grab.

Er schläft im Wald, wohin das Licht nie dringt,
In jenem Eichenstamm, drin er erlegen
Ohnmächtig eines Mägdleins Zaubersegen,
Daß mit dem Moos sein Bart sich nun verschlingt.

Doch sieht er gern, wo frisches Leben winkt,
Den Thau der Flur, des Nebels duftig Regen,
Sein Herz dringt durch den Bast mit warmen Schlägen,
Indes der Vogel seine Seele singt.

Durchbricht ein fröhlich Lied des Waldes Schweigen,
Der Hunde Bellen und der Jagd Getose,
Da wacht er auf und nickt mit seinen Zweigen.

Doch sieht er, wie ein Paar sich liebend schmiege
Da unter ihm, vereint im weichen Moose,
Dann lächelt er, ein Vater an der Wiege.

Gott.

Auch ich hab Gott erkannt. Leicht an Gepäcke,
Kam einst ein Gaukler mit dem Weib gezogen,
Das Kind nahm von der Brust, dran's just gesogen,
Sie müde weg und legt's in eine Ecke.

Dann trat zur Thüre sie, auf eine Strecke
Entfernt der Mann — und, pfeilen gleich vom Bogen,
Aus seiner Hand die blanken Messer flogen.
Und sie stand blutlos auf demselben Flecke.

Die Messer sausten um das Haupt, die Brüste,
Doch trafen sie die Thür und nicht daneben:
Er warf, sie stand dort, ohne matt zu scheinen.

Ich sah, daß jeder Fehlwurf lösen müßte,
Und bebte, wer dem Weib die Kraft gegeben
Und unterdes beschützt den Schlaf des Kleinen.

Im Regen.

Und wieder regnets! Strömend, seit fünf Tagen!
Du nähst, ich lese — so umspinnt uns leise
Die Einsamkeit, zwei Blätter, die die Reise
Im Windesflug an einen Ort verschlagen.

Zuweilen blitzt in meines Traums Behagen
Dein goldnes Haar, bald singst du eine Weise,
Der Biene gleich, die summend irrt im Kreise
Und ein Asyl sucht vor des Sturmes Jagen.

Und würde ganz der Sonne Strahl zunichte,
Glaub mir, ich würde nichts verloren wähnen,
Dein Auge leuchtet mir mit hellerm Lichte.

Des Maien Blüte weckt es hold mir innen
Und nachts hab ich im Aug mehr Freudentränen,
Als Regentropfen aus den Wipfel rinnen.

Suum cuique.

Einem Dichter zugeeignet.

Ich habe ein Sonett, das mir geglückt.
Der Wald singt drin im lautesten Chorale,
Von nah gleichts einer perlenvollen Schale,
Von fern dem Stern, der licht den Himmel schmückt.

Drin preßt der Freund des Freundes Hand, entzückt
Hängt Lipp' an Lippe drin im Mondenstrahle,
Drin singt der Faun sein Lied hinab zum Thale
Und seufzt die Echo, die der Gram bedrückt.

Geb ich's dem Kaiser, daß er Gold mir schenke?
Geb ich's dem Papste, für mein Heil zu beten?
Der Maid fürs Blümlein, um ihr zu gefallen?

Wie schwer die Wahl, wen ich damit bedenke!
Halt! Mein Sonett, ich geb es dem Poeten,
Denn der verstehts am besten doch von allen.

Digitized by Google

Der Herbst ist gekommen.

Welk in den Staub
Raschelt das Laub.
Leise schlich sich der Herbst herein,
Kam über Nacht im Nebel gegangen,
Sänftigt die Gluten, dämpft das Prangen,
Färbt uns die Blätter mit goldenem Schein
Und welk in den Staub
Raschelt das Laub.

Und ich trat aus dem Park. Da waren
Feucht die Felder ringsum und leer,
Zwischen den Stoppeln wackelten Scharen
Schnatternder Gänse verstreut umher.

Fern dort beim Wald, im silbernen Qualme,
Sah einen Schnitter allein ich stehn,
Sah ihn die letzten goldenen Halme
Still mit der Sense niedermähn.

Und mir war's, der Mann in der Ferne
Sei der Herbst, der eben erschien,
Thränen zu gießen in Blumensterne,
Spinnweb um alle Balken zu ziehn.

Er sei der Herbst, der gekommen so leise,
Und wie der Hieb der Sense droht,
Hör' ich klagen der Ähren Weise:
Das ist der Herbst, das Ende, der Tod.

Welk in den Staub
Raschelt das Laub
Leise schlich sich der Herbst herein.
Blätter und Bänder aus fernen Tagen
Zieht er aus der Erinnerung Schragen,
Aber das Herz hat nicht goldenen Schein.
Drin fällt das Laub
Welk in den Staub.

Die Ähren der Armen.

Dieser Tag war heiß; die Wahlstatt
Deckten tausend Moslems heute,
Heim durch der Nevada Schluchten
Führt der König seine Leute.

Über ihnen steile Berge,
Welche in den Nebel ragen,
Und sie reiten hin an Schlünden,
Wo des Maultiers Schritte zagen.

Hier und dort entlang des Weges,
Wo die Wände schroff sich neigen,
Liegen Felder eingebettet.
Des Gebirgsvolks ärmlich Eigen.

Kleine Felder, magre Felder,
Graue Ähren zum Erbarmen —
Mit dem Volk hin jagt der König
Stürmend übers Feld der Armen.

Doch der Cid hält knapp am Abgrund
Sich auf engen steilen Pfaden,
Keitet wie auf Messers Schneide
Schnell und kühn und ohne Schaden.

Und vermeidet jede Ähre,
Die sich kärglich drängt zum Lichte,
Über Felsen, über Bäche,
Bleibt er kaum im Gleichgewichte.

Von dem Feld ruft ihm der König:
„Cid! ein Fehltritt — und vom Lande
Stürzt hinab der Schreck der Mauren,
Stürzt der Stolz dem Vaterlande."

Und der Cid, kaum hält zurück er
Seines bittren Zorns Geberden:
„Hält der König solche Ordnung,
Wie solls da im Lande werden!

Um sein Leben zu bewahren,
Stampft er auf der Armen Brode,
Daß bequem der König reite,
Plagt der Bauer sich zu Tode.

Glaubt mir, König, Gott mein Zeuge
Und St. Jakob — ich erkläre
Minder wert zehn Königsleben,
Als der Armen eine Ähre.

Auf dem felsig dürren Boden
Stehn die Halme, magre, schwache —
Aber jeder schreit zum Himmel
Wider dich empor um Rache!

Keit' denn hin und sei's zur Hölle!
Hart am Rand geht meine Strecke,
Und zerschellt mein Kopf, du weißt es,
Daß der Tod mich nicht erschrecke!

Denn wer Gutes thut den Armen,
Ihrethalben trägt Gefahren,
Dem zur Seite gehn zehntausend
Lichte Engel, ihn zu wahren.

Ja, sinkt gleich der Pfad zum Abgrund,
Daß ich Weg und Halt verliere —
Machte Gott um diese Halme
Einen Kar aus meinem Thiere!"

Digitized by Google

In der Kastanien-Allee.

Sieh, bald steht sie im grauen Gewande,
Bald sind die Vögel auch schon im Lande.

Bald sind die Blüten farbig erschienen,
Dienen den Nestern gern als Gardinen.

Wer kommt hernach, sich am Schatten zu laben?
Jene zuerst, die lieb sich haben.

Kommen zuerst und bleiben gar gerne,
Gehen auch dann nicht, schimmern die Sterne.

Denn die Allee schmückt just für sie beide
Sich mit dem Grün und dem Blütengeschmeide.

Ihnen auch gelten der Vögelein Lieder,
Komme die Sonne, sinke sie nieder.

Und durch die Luft geht wonniges Beben,
Heimliche Küsse, genommen, gegeben.

Und wer da wandelt stille im Kühlen,
Kann all das Glück hier atmen und fühlen.

Die versunkene Insel.

Dunkelgraue Wolken fliegen,
Und mir will das Herz nicht schweigen,
Zu den Deichen muß ich steigen
Aus dem kräuterreichen Koog;
Seh das Meer ich ferne liegen,
Unter finstrer Kuppel schimmern,
Muschelreiche Watten glimmern,
Und die Möven fliegen hoch.

Die versunknen Inseln tauchen
Leuchtend aus der Wasserwüste,
An der dunklen Vorzeit Küste
Zittert farbenbunt der Schaum,
Und wo fern die Wolken rauchen,
Mein' ich, müßtest du erstehen,
Eiland, das ich grün gesehen
Einst in einem Jugendtraum.

Möven senken dort sich nieder
Sehnsuchtweise, zu den Stätten,
Wo sich braune Wellen glätten,
Ferne wo die Insel liegt;
Und ihr glänzendes Gefieder
Hebt sich in die düstern Räume,
Wie vom Grab versunkner Träume
Ein Erinnern leuchtend fliegt.

Julius Havemann.

Ungesprochene Worte.

Ungesprochne Worte giebt es ohne Klang und ohne Laut,
Eingeschrieben tief im Herzen, wo kein Menschenaug' sie schaut,
Ueber ihrem dumpfen Schweigen liegt es wie ein Zauberbann,
Den nicht Menschenweisheit lösen, Menschenkraft nicht brechen kann.

Die sie in der Seele tragen, sind wie eine Wetternacht,
Wie ein fernes stilles Leuchten, spät am Abend angefacht,
Lautlos über'm Horizonte steigt es auf und flammt empor,
Und es weiß die nächste Frühe nicht, wohin es sich verlor.

Und wie rätselhafte Blumen, die am Meeresgrunde stehn,
Ueber denen Sturm und Stille immer kommen, immer gehn,
Lauschen die verborgnen Worte nach dem hellen Tag hinauf –
Sturm und Stille ziehn vorüber, wecken nimmermehr sie auf.

Wie ein letztes wildes Hoffen, eh' der Tod das Leben packt,
Wie ein letztes banges Glühen eh' die rote Glut verschlackt,
Halten sie die schlummermüde Seele wach von Stund' zu Stund',
Bis die ungesprochnen Worte sprechen jäh mit lautem Mund.

Und es zucht die kranke Seele trauernd in sich selbst zurück,
Und das Herz beginnt zu brechen langsam, langsam, Stück um Stück,
Kurze Zeit noch mag es pochen tonlos wie zersprungnes Erz,
Bis die ungesprochnen Worte stille werden und das Herz.

Georg Edward.

Digitized by Google

Sonntag.

Ja, es ist Sonntag heute
Und ist ein Sonnentag.
Mit festlichem Geläute
Grüßt ihn der Glocken Schlag.

In schillerndem Gedränge
Wälzt sich der Menge Strom.
Es dringt wie Orgelklänge
Und Weihrauch aus dem Dom.

Nicht weit von hier im Grunde,
Da steht ein kühler Wald.
Dort ist zu dieser Stunde
Mein liebster Ruhenthalt.

Die alten Tannen ragen
Und ihre Wipfel weh'n,
Als wollten sie mir sagen,
Daß sie mich wohl versteh'n.

Hier in dem Heiligtume
Ist alles still und groß.
Und eine Glockenblume,
Die lächelt aus dem Moos.

Ich weiß, was sie mir deutet,
Ich weiß, was sie mir blüht.
Sie deutet und sie läutet
Mir Sonntag ins Gemüt.

Heinrich Hege.

Glück.

Sie kam zu mir, — sie lächelte mir zu,
Sie legte ihre Hände sanft in meine.
Sie sprach zum ersten Mal ein traulich „Du",
„Nun nimm mich hin, nun bin ich ganz die Deine!"

Wie war sie schön; wie war ihr Auge licht,
Entflammt vor leidenschaftlichem Verlangen!
Wie rosig blühte ihr sonst blaß Gesicht!
— Ich wagte nicht, die Süße zu umfangen —

Spottlächelnd schaute drauf die Maid mich an, —
Da — faßt' mich Scham zugleich und Gier nach Wonne.
„Komm!" rief ich zitternd, — als der Traum zerrann, —
Und höhnisch lacht die grelle Morgensonne!

Hans Müller.

Im Nachbargarten.

Wenn Eis und Schnee allmälig thau'n
Am Feuerkuß der Sonnen,
Zeigt sich mein alter Gartenzaun
Von gelbem Moos besponnen.

Der Haselstrauch im Frühwind wiegt
Die länglichgrünen Kätzchen,
Und auf dem Dache pfeifend schmiegt
Ein Staar sich an sein Schätzchen.

Ich lehn' am altersmorschen Zaun
Und spähe durch die Lücken;
Den Blondkopf möcht ich drüben schaun
Die lichten Crocus pflücken.

Noch glänzt der Reif dort blank und feucht
Auf einer Fliederlaube:
Reglos davor im Sonnenleucht
Steht meine weiße Taube.

So schön und traumhaft steht sie da,
Und blaßrot seh ich prangen
Den Schmelz der Glocken-Erica
Auf ihren zarten Wangen.

Die dunklen Augen seh ich nicht,
Die blicken tiefversunken
Klings in ein Meer von Glanz und Licht
Und dämmern lenzestrunken.

An ihren Busen reizgefeit
Fliegt, kaum erst flügg geworden,
Ein brauner Falter und verleiht
Der Schönheit sich als Orden.

Wenn Eis und Schnee allmälig thau'n
Am Feuerkuß der Sonnen,
Zeigt sich mein alter Gartenzaun
Von gelbem Moos besponnen.

Max Kiesewetter.

Im Lindenbaum.

Im Lindenwipfel, im dunklen Geäst
Baut emsig ein Goldfink an seinem Nest,
Darunter steht eine Bauerdirn',
Das Hälschen gebogen, die Hand an der Stirn —

Ihr semmelblond Zöpfchen im Goldlicht blinkt,
Daß voll Begierde der Finke pinkt:
„Ein weiches Härchen aus deinem Geflecht,
Du kleines Mädel, das wär mir schon recht."

C. Klings.

Digitized by Google

„Ich weiß es nicht . . .“

Ich weiß es wirklich nicht, ob ich dich liebe,
Denn fremd ist mir die grelle Leidenschaft,
Die tobt und stürmt und die sich selbst ermüdet,
Und allen Traurigkeiten dieser Welt
Mit jedem Tage eine Schwester schenkt.
Ich schreite gern in Dämmerung dahin,
In letzter Sonne, nicht im heißen Licht,
Und freu' mich an der Kirchenglocken Ton,
Der melodienlos, im bloßen Klang
Einförmig ernst in meine Seele fließt,
Und blicke auf der Bäume breite Schatten,
Die goldig braun auf bunter Wiese beben, —
Die Farben werden matt, — das thut so wohl — .
Dann laß ich mir die roten süßen Früchte
Vom leisen Winde aus den Zweigen schütteln, —
Da fallen reifre als beim Sturmeswehn.

Ich weiß es wirklich nicht, ob ich dich liebe.
Du lügnest's, Kind. Mag sein, du sprichst die Wahrheit.
Vielleicht auch kennt' ich dich zu gut dazu.
Wir haben viel zu Kluges schon gesprochen,
Und viel zu viel von uns. Wir haben thöricht
Erbarmungslos Geheimstes preisgegeben, —
Das Tiefste, das verzagt in uns geschlummert,
Das wir in Einsamkeit verläugnet hätten,
Wir rissen's aus der Ruh, — das scheue Kühlen
Ertrug in trotzigem Zucken unsere Blicke
Voll Stolz: so bin ich, — will nicht anders scheinen.
Gewiß, wir sprachen viel zu viel von uns,
Und streiften manchen Duft von unsren Seelen,
Und deshalb glaubst du nicht an mein Empfinden, . .
Doch — hätt' ich wirklich nur den Duft geliebt? —

Ich zweifle dran. Denn oftmals kommen Stunden,
Verträumte, wirre, schmerzhaft lange Stunden,
Da seh ich dich nach vielen, vielen Jahren,
Und sehe dich an eines Andern Seite
Im lichten Kleide, zwischen grünen Büschen,
Und weiß genau, daß ich gestorben bin,
Weil man dich mir genommen, hart und grausam, —
Denn selber wärst du ja nicht fortgegangen,
Du hättest's ja gewußt, daß Silberfäden
Von meiner Seele in die deine ziehen,
Daß meines Lebens Strom durch sie dahin fließt,
Und daß der Tod zu mir kommt, wenn sie reißen. —
Du hättest's ja gewußt, wie hochmutsvoll
Ich alles fernhielt, was von dir nicht kam,
Wie alles, was die Andern Leben nannten,
Mir wertlos war und tot, — Du hättest's ja
Gewußt, daß ich kein andres Glück gekannt,
Und schon aus Mitleid wärest du geblieben.
So aber wardst du von mir fortgenommen,
Und gingst an eines Andern Seite hin
Im lichten Kleide, zwischen grünen Büschen,
Und sahst dabei so blaß und traurig aus, . . .
Und ich muß weinen wie ein zornig Kind,
Weil ich dich nicht mehr hab', und weil ichs seh,
Daß du so still und blaß und traurig bist.
Und weil ich tot bin und nicht helfen kann.

Ich weiß es wirklich nicht, ob ich dich liebe . . .

Richard Specht.

Nach dem Tode.

Wenn ich einst gestorben bin,
Setzt mir keinen Stein
Einen weißen Flieder baum
Senkt in's Erdreich ein.

Alle Liebe, die mein Herz
Unverbraucht noch barg
Strömt in seine Wurzeln dann
Heiß aus meinem Sarg.

Alles Denken, das mein Geist
Still in sich verschloß
Steigt dann jeder Fessel frei
Klar in sein Geschoß.

Alle Lieder, die ich trug
Schweigend im Gemüt
Schweben dann als feiner Duft
Aus des Baumes Blüt'.

So aus meinem Leben wächst
Prangend er empor,
Und ich lebe auf in ihm
Reicher als zuvor.

H. Waitz.

Ich hab' dich geliebt so manches Jahr —.

Ich hab' dich geliebt so manches Jahr,
Und ich liebe dich heiß noch heut',
Und ob mein Lieben harmvoll war,
Ich hab' es nie bereut.

Und ob deine Hand mein Glück zerschlug,
Ich liebe dich heut' noch heiß.
Das eine ist mir ja genug,
Daß ich dich lebend weiß.

Und ob kein Wunsch mehr wild in mir
Um deine Neigung wirbt,
Mir ist genug, daß nie zu dir
Die Liebe in mir stirbt.

Erst wenn man einst auf meinen Sarg
Ein Häuflein Asche streut,
Erlischt die Glut, die ich verbarg
Im Herzen still bis heut'.

Otto Oppermann.

Digitized by Google

Ernst Schulze und Adelheid Tychsen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulze's.

XII. (Schluß)

Wir lassen nun zunächst den Schluß des letzten Briefes des Dichters an Adelheid folgen:

Am 26sten May. Meine innere Bewegung hatte mich gestern so ermattet, daß ich meine letzten Worte auf diesen Morgen verschieben mußte. Heute schreibe ich Ihnen mit einem zwar sehr wehmüthigen aber doch wunderbar gestärkten Gefühle, das aus einem ganz seltsamen Vorfalle entspringt. Als ich heute erwachte, fand ich die silberne Kette, woran ich seit mehreren Jahren eine Locke von Ihnen trage, und die ich nie von mir ließ, an meinem Halse zerrissen, ohne eine gewaltsame Ursache muthmaßen zu können. Schon häufiger habe ich in meinem Leben bey Handlungen, oder Entschlüssen, die auf meine Zukunft bedeutenden Einfluß hatten, solche geheimnißvollen Aufforderungen und Zustimmungen bemerkt, und ohne auf solche Andeutungen viel zu bauen, bin ich doch heute durch dieses unerklärliche Zusammentreffen tief ergriffen worden, da mir schon gestern Ihr Gesang, den ich zum ersten Mahl deutlich über den Garten herüber hörte und die Uebereinstimmung zweyer Tage, die sich in zwey verschiedenen Extremen so ähnlich waren, verborgene Winke des Schicksals schienen. Eben so stark ergriff mich neulich das Gefühl der göttlichen Rache des Übermuths, als durch den unbegreiflichsten Zufall ein Brief in Ihre Hände gerieth, der sich auf einen früheren bezog, worin ich vor sechs Jahren aus bloßer ungebundener Laune, ohne Sie zu kennen, an Ihnen gefrevelt hatte.*) So will denn vielleicht auch jetzt selbst eine höhere Macht unsere Trennung, und ich folge nicht meinem Entschlusse, sondern der dunkeln Nothwendigkeit, die ihn leitet. Und wenn es wirklich ein Wink des Himmels ist, so wird er mich auch vor dem wilden Schmerze der erstickten Leidenschaft, vor der Kälte und dem Spott der Verzweiflung bewahren und uns Allen auf dem Wege, wohin er mich führte, Beruhigung, Versöhnung und Frieden geben.

Schon zweymahl bin ich von Ihnen geschieden mit dem Glauben, Sie nicht wiederzusehen, aber nie stand mir die Nothwendigkeit so klar vor dem Geiste, nie wußte ich so bestimmt, daß es eine Trennung auf ewig sey, als jetzt, da ich Ihnen so nah bleiben und doch so fern sein werde. Ich darf Ihr Haus nicht wieder betreten, das mir wegen schmerzlicher und süßer Erinnerungen so theuer geworden ist, ich muß die Kreise vermeiden, wo ich Sie mit so oft freudiger Erwartung zu finden hoffte, selbst den stillen Platz muß ich aufgeben, der mir Ihretwegen so lieb zu werden anfing. Es wird eine schreckliche Oede in meinem Herzen entstehen, meine Gedanken, deren einziges Ziel Sie waren, werden verstört umherschweifen, mein Gefühl wird sich empören, wenn es das Einzige fast, was ihm nicht fremd und gleichgültig war, verleugnen soll, die Erinnerung muß ganz aus meinem Geiste entschwinden und die Hoffnung über einer leeren bodenlosen Kluft einen neuen schwankenden Grund legen, um von dort noch einmahl kärgliche Keime aus den zerstörten Wurzeln zu treiben. Mein Leben wird keinen Anfang, meine Zeit keinen Maßstab, mein Handeln keinen Zweck haben. Aber wenn ich die Kraft habe, meinen Entschluß auszuführen, so wie ich sie jetzt in mir fühle, so werde ich auch seine Folgen zu ertragen und zu besiegen wissen.

Leben Sie wohl meine geliebte Adelheit. Tausend Dank für die schönen Augenblicke, die Sie mir zuwollen wie Sterne mitten in der Nacht erscheinen ließen, tausend Dank für die Liebe, die Sie mir einflößen, so viel Schmerz sie mir auch gab. Ach, von Ihnen war mir ja Alles theuer! Wenn Sie vielleicht einst finden, daß ich doch wohl mehr werth war als mein Äußeres verkündete, daß ich sie treuer geliebt habe, als Sie es glaubten, und daß ich größere Schmerzen um Sie gelitten habe, als Ihre aller Leidenschaft fremde Brust ahnen und begreifen konnte, so erinnern Sie Sich meiner zuweilen mit welchem Herzen. Sie darf ich darum bitten, weil Sie mich nicht liebten, o Gott, muß ich es mir nicht vielleicht

*) Offenbar das erste von uns („Deutsche Dichtung", Band XI. S. 122) mitgetheilte Schreiben an Dr. Bergmann vom 20. Januar 1811. Wir wiederholen hier für jene Leser, die den Band nicht zur Hand haben, die wichtigsten Stellen:

„Adelheit Tychsen, die ältere Schwester der Cecilie, gleicht einem Dudelsacke, der nicht für alle Ohren gleich angenehm klingt. Für viele ist sie hübsch, für mich ein Meerkatzengesicht, für viele geistreich, für mich höchst unbedeutend, um nichts schlimmeres zu sagen u. s. w. . . . Sie spielt durchaus die Natürliche, aber nur mit wenigem Glücke, und es ist unausstehlich, wenn ein Mädchen von 19 Jahren ein Kind von zwölfen scheinen will."

Digitized by Google

verbieten, weil ich Sie liebe? Nein, ich kann und werde Sie nicht vergessen; ich will mein Leben nicht so arm machen, daß ich ihm auch noch seinen Glauben und seine Götter nähme; aber diesen zerstörenden, herzzerschneidenden Schmerz Ihrer Nähe muß ich vermeiden, diese täglich und stündlich angeregte Erinnerung einer schönern Zeit, diese immer steigende Furcht vor einer baldigen, noch schrecklichern Lage, die mich in einen schauerlichen Abgrund stürzen könnte. Sie müssen meinen Blicken und meiner Stimme eben so unerreichbar seyn als meiner Liebe, und das Wenige, was ich von Ihnen besitze, muß mir künftig die einzigen Zeichen Ihres Lebens geben. Was Sie mir einst versprachen, haben Sie wohl längst vergessen; ich darfte Sie nicht daran erinnern und muß nun also auch das entbehren, was mich um ein Glück reicher gemacht haben würde. Warum kann ich nie aufhören, die Freundschaft nach dem Maßstabe der Liebe zu messen und mich mit dem Gedanken zu quälen, wie schnell Sie Etwas von mir erhalten würden, worum Sie mich gebeten hätten!

Leben Sie wohl zum letzten Mahl. Ich muß diesen Brief schließen und kann doch das Ende nicht finden, wenn ich bedenke, daß er meine letzten Worte enthält. Noch einmahl werde ich Sie sehen und mit Ihnen sprechen. Wie wird mir dann zu Muthe seyn! Es ist schrecklich von einem lebendigen, über Alles geliebten Wesen zu Abschied zu nehmen, als stünde man an seinem Grabe, und dann den Schleyer herunterzulassen vor dem theuren Bilde, um ihn nie wieder zu heben. Aber auch das muß ertragen werden, wie schon so vieles ertragen ist und ich will nicht mit vergeblichen Klagen auch Ihnen noch das Herz weich machen, da es mir vor Wehmuth fast brechen will. Und sollten wir uns auch nie wiedersehen, einen Ort weiß ich, wo wenigstens unsre Gedanken so freundlich und vertraulich wie in vergangenen Tagen sich treffen werden: das ist Ceciliens Grab. Als ich Sie vorigen Michaelis verließ, brach ich dort einige Rosenknospen aus einem längst verwelkten Kranze, den gewiß Sie um das Kreuz gewunden hatten. Vielleicht finde ich auch künftig dort solche Zeichen Ihres Lebens und Ihrer Sorgfalt und der theure Schatten wird mir gern die Gaben gönnen, die ich aus Ihrer Hand schon lange nicht mehr zu empfangen gewohnt war. Leben Sie wohl. Sie, um der meine Liebe zu Ihnen begann, soll auch das letzte Wort meiner Liebe an Sie seyn. Leben Sie wohl, meine einzige, holde Geliebte. Zum letzten Mahle nenne ich Sie mein. Wen werde ich je nach Ihnen mein nennen? E. Sch."

Wie entschieden auch die Sprache dies Schreibens klingt, so bedeutet es doch nur eben ein Ende des brieflichen Verkehrs und vielleicht nicht einmal dieses. Schulze fuhr fort, ab und zu das Haus zu besuchen, das sich ihm so wenig hold erwiesen, so wie in Liedern seinem Schmerze Ausdruck zu geben. Gedruckt ist freilich nur die Kanzone vom 28. Juli 1816; Andere, poetisch nicht minder wertvolle Gedichte sind noch unveröffentlicht, doch wollen wir davon absehen, sie an dieser Stelle mitzutheilen, da sie für diese Darstellung nicht Wesentliches bieten würden. Vom Mai bis Mitte Juli verbrachte Schulze eine relativ heitere Zeit, aber den tiefsten und schmerzlichsten Eindruck machte ihm dann wieder ein Unglücksfall, welcher eine ihm nahe befreundete Familie am 15. Juli traf. Eine Hausgenossin des Dichters, ein junges Mädchen, Thekla Schieck aus Hildburghausen, starb plötzlich, wahrscheinlich, weil sie ein Medikament, das ihr ihr Verlobter, ein intimer Freund Schulze's, Dr. Becker, gegen ein geringfügiges Unwohlsein verordnet, statt in vorgeschriebenen Dosen auf einmal nahm. Das letzte Blatt des Tagebuchs vom 17. Juli 1816 schildert die Katastrophe, sowie den Eindruck, welchen sie auf den Dichter gemacht. Wir haben die merkwürdige Aufzeichnung bereits in Band VIII. S. 198 dieser Zeitschrift mitgetheilt; hier sei nur jene Stelle nochmals wiedergegeben, welche auf den Gegenstand der vorliegenden Darstellung Bezug hat:

„Auch ich fühlte durch diesen Schlag meine alten Wunden geöffnet. Die Verschiedenheit des ganzen Hergangs bey Ceciliens und Thekla's Tode konnte die Aehnlichkeit mancher Verhältnisse nicht aufheben, ja sie diente noch dazu, meinen Kummer vielfacher und innan-weichbarer zu machen. Cecilie starb langsam und schon lange vorher bewehnt, Thekla schnell und so unerwartet, daß unsere Thränen sie nicht mehr im Leben erreichten. Bey jener, die im trüben Winter nach vielen Schmerzen allmählig dahinwelkte, schien der Tod das Werk einer grausamen, aber berechnenden Nothwendigkeit, bey dieser, die er mitten im fröhlichen Sommer aus dem Kreise einer fullen, aber genüthlichen Heiterkeit plötzlich fortraffte, das unbesonnene Spiel eines gesetzlosen Zufalls. Die Eine berechnete voransahnend nach den zersprungenen Saiten ihrer Harfe die Tage, die ihr übrigblieben, aus der Andern sang die Stimme des Schicksals, ihr selbst unbewußt, wenige Stunden vor ihrem Tode das bedeutungsvolle Grablied.*) Ceciliens Grab ist mitten unter den Ihrigen, die ihr vorangingen oder folgten, und die Zurückgebliebenen pflegen es mit sorgfältiger Liebe, Thekla hat dort, wo sie ruht, keinen Freund, keinen Bekannten außer dem, den sie erst dann sah, als sie den Kranz für seinen Sarg schon geflochten hatte. Aber beyde starben von Vielen geliebt und am meisten von einem Einzigen, dessen Hoffnung mit ihnen unterging, Beyde glichen sich im Alter, denn Cecilie, wenn sie lebte, würde so alt seyn, als Thekla war, wie sie starb. So wurde ich doppelt, hier durch die Uebereinstimmung, dort durch den Kontrast, an mein eigenes Unglück erinnert."

An die Erzählung des Vorgangs knüpft er folgende Reflexionen:

„Die Wirkung dieser ganzen Zeit auf mein Gemüth wage ich kaum mir selbst zu gestehen, weil eine klare Anschauung derselben das Ziel, worauf sich so lange Zeit alle Gedanken und Handlungen meines Lebens richteten, zu verrücken und meiner

*) Theklas letztes Lied war Schillers: „Thekla. Eine Geisterstimme" gewesen.

Digitized by Google

ganzen Existenz ein neues Wesen und einen neuen Zweck zu geben droht. Und doch muß ich zuerst aufrichtig gegen mich selbst seyn, wenn ich nicht Gefahr laufen will, die zu täuschen, die ich so viele Jahre mit so uneigennütziger Treue, so innigstem Schmerz und so rücksichtslosester Aufopferung liebte. Zuerst nehme ich den Himmel zum Zeugen, daß ich in jener ganzen Zeit die kälteste Gleichgültigkeit mit freundschaftlicher Wärme, die bittersten Kränkungen mit biegsamer Geduld, den grausamsten Undank mit neuen Bemühungen und Aufopferungen vergolten, den reizendsten Lockungen schönerer Verhältnisse auf eine fast beleidigende Weise widerstanden habe, um mich unverändert und ungetheilt Verhältnissen hinzugeben, die mir für Belohnung Schmerz, für Anhänglichkeit Zurückstoßung, für Ehre Verachtung, für Hoffnung Verzweiflung anboten. Aber wenn ich sehe, daß Andre mich lieben, mich achten, und die Ansprüche erkennen, die Charakter und Talent mir auf eine freundliche Auszeichnung geben, während dort mein gerechtes und nie unbescheidenes Selbstgefühl ungerecht und unzart gedemüthigt, meine Anhänglichkeit zur Erleichterung einer schonungslosen Vernachlässigung gemißbraucht wird, während dort in dem Streite vielfacher Leidenschaften Zweifel, Furcht, Hoffnung und Kränkung alle Fähigkeiten meines Innern fesseln, trüben, verwirren und zerrütten, dann erkenne ich, daß ich lieblos gegen mich selbst, ungerecht gegen Andre und undankbar gegen Gott handeln würde, wenn ich für einen Wahn, für einen Wunsch, für Täuschung, so fest sie auch in den Tiefen meines Herzens gewurzelt ist, ferner solche Verhältnisse verschmähen wollte, die mich fähig machen, was mir erlaubt ist zu genießen, was man von mir hofft zu erfüllen, was ich vermag zu beweisen.

In diesen Tagen habe ich von neuem lebhaft den großen Unterschied empfunden, welcher zwischen einer herzlichen, vertraulichen, ungezwungenen und doch anständigen Gesellschaft ist, und einem Kreise, wo die selten aus innerem Wohlbehagen entsprungene, meistens von der Langeweile erheuchelte Fröhlichkeit noch außerdem unter den kalten und steifen Gesetzen einer unnatürlichen Convenienz die letzten Funken von Wärme, Leben und Wahrheit gänzlich einbüßen muß. Wie kann man je seines Daseyns froh werden, wenn man selbst mitten in der Freude gezwungen ist, ängstlich zu untersuchen, ob dieses oder jenes nicht vielleicht, nicht dem inneren sittlichen Gefühle, sondern jener kleinlichen und oft lächerlichen Form zuwider sey, welche die engherzige Geselligkeit unserer Zeit nur für solche erfand, bey welchen jene moralische Zartheit des Geistes entweder von jeher fehlte oder später verlohren ging! Warum freuen wir uns, wenn selbst die Freude zur Arbeit werden soll? Gerade in der Vergessenheit der engen Schranken, womit die moderne Weichlichkeit und Verzärtelung des Gefühls den freyen und kräftigen Geist umgeben hat, liegt der größte Reiz der Freude, weil sie sich dann als eine reine Blüthe aus dem Schönsten am Menschen, aus seiner Individualität, ungezwungen, ungeziert und vielfarbig entfaltet. Mein Charakter ist zu frey, zu offen, an Liebe zu reich und ihrer zu bedürftig, als daß es mir lange möglich wäre, in Verhältnissen zu leben, die jenen äußeren Zwang nicht einmahl durch innere Herzlichkeit vergüten. Ich habe alles für jenes Haus hingegeben, mein inneres und äußeres Glück, meine ganze Liebe und die ganze Kraft und Thätigkeit meines Geistes, ich habe allen Hoffnungen entsagt, die den Entwürfen der Familie hinderud oder lästig scheinen konnten, und doch war es nur eine kurze Zeit, wo ich fühlte, ich sey ihr etwas näher als ein ganz Fremder. Hier, wo ich mehr empfing, als gab, ward ich gleich anfangs ungeprüft und unbewährt mit der freundlichsten Aufmerksamkeit empfangen und in die engste Vertraulichkeit aufgenommen, da man mir doch billig wegen früherer Vernachlässigung hätte zürnen können. Wann hat man mir dort seit den letzten zwey Jahren die geringste Theilnahme an meinen Verhältnissen bewiesen, wann sich über meine Freude gefreut oder meinen Schmerz mitempfunden, wann mich nur mit der äußerlichen Achtung behandelt, die selbst jene Gesetze der Conventenz, denen man sonst so unbedingt dort huldigt, verlangen? Hier, wo man mir gar keine Rücksicht schuldig war, weil meine Verhältnisse keinen auch nur entfernt berührten, hat man mir anfangs die größte Schonung und Zartheit, später das innigste Mitgefühl gezeigt, und mich dadurch, daß man mich in seinem Kreise als Etwas gelten ließ, fähig gemacht, auch wirklich darin etwas zu seyn. Diese Gedanken drängten sich mir schon unwillkührlich während unseres fröhlichen Zusammenlebens auf und gaben mir mehr Stärke, den Entschluß durchzusetzen, den ich Adelheit in meinem letzten Briefe eröffnet hatte."

Erwähnenswert ist endlich das Gespräch mit Adelheid, dessen er im Verlauf der Darstellung nebenbei Erwähnung thut. Er habe ihr, erzählt er, wenige Tage vorher, im Hinblick auf die Prophezeiung eines italienischen Astronomen, daß am 18. Juli 1816 die Welt untergehen werde, lachend gesagt: „Es wird mir lieb seyn, am 18. mit der Welt unterzugehen, weil der Tod mich dann in voller Freude treffen wird." Wie wenig wir ihm auch diese „volle Freude" buchstäblich glauben werden, so ist doch, wie bereits angedeutet, zu betonen, daß seine Stimmung im Juni und Juli 1816 thatsächlich eine bessere war. Eine im Frühling seitens der Firma F. A. Brockhaus ausgeschriebene Preisconcurrenz für das beste erzählende Gedicht hatte ihm den Gedanken eingegeben, einen Stoff, den er lange mit sich herumtrug, rascher als es sonst wohl geschehen wäre, auszugestalten. Da ihm die Arbeit unverhofft rasch und leicht glückte, so hob dies sein Selbstgefühl, wie andererseits das Bewußtsein fröhlichen Gelingens dem Werke zu Statten kam: es sollte sein populärstes werden. Denn das Gedicht, das er in jenen relativ glücklichen Sommerwochen schrieb, war die „Bezauberte Rose".

Es ist hier nicht des Orts, an der schönen Märchendichtung Kritik zu üben, auch eine Wiedergabe

Digitized by Google

der völlig frei, sehr einfach, aber glücklich erfundenen Fabel hätte für uns keine Bedeutung, und die zahlreichen Anspielungen auf des Dichters eigenes Weh, welche sich in der Erzählung versteckt finden, würden uns gleichfalls über seine Empfindungen nichts sagen, was wir nicht schon wüßten. Der Grundgedanke des Märchens, daß das Köstlichste der Welt das liebende Gemüt sei, und daß dieses allein als Gegengabe die Liebe erwecken könne, quoll dem Dichter gleichfalls recht aus seinen eigenen Schmerzen; es war der einzige Halt in seinem Weh. Charakteristisch ist ferner die Art der Einkleidung. Der Dichter knüpft an einen Rosenstock an, den Adelheid in ihrem Garten gepflegt, wie denn überhaupt die Rose, weil ihre, so auch seine Lieblingsblume war, die er nicht bloß hier, sondern auch in seinem großen Epos und in unzähligen kleinen Liedern besungen hat. Noch heute zeigt man im Gärtchen jenes Hauses zu Göttingen, welches damals die Familie Tychsen bewohnte, den Rosenstock Adelheids, und er blüht und duftet noch in unsern Tagen.

Wäre das Gedicht nicht schon zur Zeit, da Thekla Schleck so jäh dahinstarb, im Wesentlichen vollendet gewesen, es wäre leicht Fragment geblieben, so tief hatte ihn jener Schlag erschüttert. Er suchte sich von dem Eindruck, so gut es gehen wollte, zu befreien, indem er um Michaelis 1816 eine Reise über Eisenach und Gotha nach Hildburghausen unternahm, wo er bei seinem Freunde, dem Archäologen Sickler — Sicklers Gattin war eine Schwester Thekla Schlecks — vierzehn Tage blieb. Von da ging er über Bamberg, Aschaffenburg und Frankfurt nach Mainz, schiffte dann bis Cöln den Rhein hinunter und kehrte über Düsseldorf und Elberfeld durch Westfalen nach beinahe achtwöchentlicher Abwesenheit wieder nach Göttingen zurück. Hier machte er das Manuskript der „Bezanberten Rose“ druckfertig und schickte es zur Preiskonkurrenz nach Leipzig. Größere Hoffnungen als an das Gedicht knüpfte er an ein Anerbieten, das ihm freilich schon lange vorlag, das er aber nun erst anzunehmen die Kraft fand.

Brandis und Bunsen waren nun in Rom. Hatten sie den Freund früher nur deshalb nach Kopenhagen eingeladen, um ihn dem Einfluß Adelheids zu entziehen, so thaten sie es nun mit doppeltem Eifer, als sie durch die Nachrichten über seinen Husten und die Brustbeschwerden erschreckt wurden. Schon am 16. Mai 1816 hatte ihn Brandis auf das dringendste nach Rom eingeladen, das Klima könne ihm nicht anders als sehr heilsam sein, an Mitteln, die Reise zu unternehmen, könne es ihm nicht fehlen. Nach seinen eigenen Erfahrungen (er legte einen Plan bei) könne er mit zehn Louisd'or bis Venedig kommen. „Wie der Aufenthalt in Italien“, schließt er, „dich vielfach innerlich erregen würde, wie du Stoff und Ermunterung zu Dichtungen und Veranlassung zu gelehrten Arbeiten fändest, darüber, meine ich, habe ich mich schon einmal erklärt. Soll ich noch hinzusetzen, mit welcher innigen Freude wir dich in Besitz nehmen würden? Ja, lieber Schulze, herzliche Freundschaft kann auch wohl thun, und auch an's Leben binden, und daran sind wir ja alle, soviele zum engeren Freundschaftsverein gehören, wahrlich recht reich.“

Diesmal lehnte Schulze noch ab, hauptsächlich auch mit Rücksicht auf seinen Vater, dem er nicht durch die Kosten einer längeren Reise in der Fremde zur Last fallen wollte. Aber Brandis ließ nicht nach zu drängen. In einem Schreiben vom 13. August 1816 aus München legte er dar, was Alles er von einem solchen Aufenthalt in Italien für den Freund erhoffte. Kräftigung der körperlichen und ethischen Kraft, Wiederaufnahme der wissenschaftlichen Arbeit, zu der er nur dringendst raten könne. In gleichem Sinne riet Bunsen aus Florenz am 29. September 1816. Diesmal fielen die herzlichen Worte auf fruchtbaren Boden, wie folgendes Schreiben Schulzes aus Göttingen vom 9. November 1816 an beide Freunde gerichtet, erweisen mag:

„Eure Briefe haben mich sehr aufgeregt und in manchen Stücken noch gewisser bestimmt zu dem, was ich mir schon früher vorgenommen hatte. Wenn ich Euer herrliches kräftiges und thätiges Leben und die schöne Vereinigung, worin ihr untereinander und mit Niebuhr steht, mit meinem marklosen und alltäglichen Treiben vergleiche, so kommt mich ein Abscheu gegen mich selbst an, und ich habe Mühe, mich durch manches Gute, was ich in den letzten Zeiten in und außer mir erlebt und selbst hervorgebracht habe, für das Bewußtseyn, wie sehr mir in den letzten Jahren eine sichere, nach einem festen Zweck geordnete Thätigkeit gefehlt habe, nur etwas zu trösten . . . Eine Wiedervereinigung mit Euch in Italien war bey mir anfangs zur schönen Hoffnung, und später zum festen Vorsatz geworden und der Zufall scheint mir jetzt noch die Hand zur leichteren Ausführung desselben zu bieten.“ Er teilt nun mit, daß sein Freund Sickler in Hildburghausen ein Verfahren zur schnelleren und sicheren Aufwicklung des herkulanischen Papyrusrollen entdeckt habe und daß er bereit sei, ihm (Schulze) dies Geheimnis mitzuteilen, wenn die preußische Regierung hierfür gewisse Gegenverpflichtungen gegen ihn und Schulze übernehmen wolle. Dann fährt er fort:

„Sollte aber auch dieser Plan fehlschlagen, so habe ich den festen Vorsatz, mir im künftigen Jahre auf irgend eine Art soviel Geld zu verschaffen, um wenigstens ein Jahr bey Euch in Italien leben zu können. Ich hoffe, daß die Herausgabe meines Gedichtes,*) worüber ich in diesen Tagen mit Cotta Unterhandlungen anfangen werde, mich dazu in den Stand setzen wird. Außerdem habe ich während dieses Sommers ein neues kleineres in drei Gesängen gemacht, welches in Hinsicht der Form nach meinem Urtheil das vollendetste ist. Was du, lieber Bunsen, in Deinem letzten Briefe zu bedenken gegeben hast, war auch schon der Hauptsache nach in dem früheren von Brandis enthalten und ich danke Euch Beyden herzlich dafür. Wie konntet Ihr fürchten, nur irgend einen üblen Eindruck dadurch auf mich zu

*) Das Epos Cäcilie. Reimer in Berlin, sowie andere Firmen hatten den Verlag abgelehnt.

Digitized by Google

machen? Ich habe das Alles schon selbst früher gefühlt und ehre Eure Aufrichtigkeit als das sicherste Zeichen Eurer treuen und für mich besorgten Freundschaft. Und gewiß, Euer Rath soll nicht verloren geben. Der erste Beweis dafür ist die Befreiung von den Fesseln, die mich früher unfähig machten, das zu meiden, worin ich mein unselbiges Verderben sah, und dem zu folgen, was ich längst für das rechte und mich allein rettende erkannte. Meine Verhältnisse mit Tychsens sind fast ganz abgebrochen und so schmerzlich mir auch diese Entfernung durch die ewige Erinnerung an eine bessere und freundlichere Vergangenheit wird, so fühle ich mich doch um vieles freier und kräftiger, etwas meiner Würdiges zu unternehmen. Das was mir diesen Sommer begegnete, die plötzliche, gräßliche Katastrophe der einzigen frohen und ganz ruhigen Zeit meines Lebens seit fünf Jahren, hat mir freylich gezeigt, daß ich auf dauerndes Glück mir nie Rechnung machen darf; aber statt mich niederzuschlagen, hat diese Erfahrung mich gestärkt, weil ich fühle, daß das Verzweifeln nur für nichtsnützige Schufte tangt, und daß ich Muth und Kraft nöthig haben werde, mich trotz dem Teufel durch die Welt zu schlagen. Ihr habt mich immer zu zart behandelt und mich in Eurem Kreise das Recht der Frauen genießen lassen, weil Ihr glaubtet, ich sey in frühreren Zeiten ein verzogenes Kind des Glücks und der Liebe gewesen und könne daher kein heftiges Anfrütteln vertragen; aber Ihr habt mich doch wohl in dieser Hinsicht nicht ganz gekannt. Ich fühle selbst, daß ich sehr reizbare und leicht zu verwundende Seiten habe und manche Mißverhältnisse, wenn sie unmittelbar mein Gefühl angehen, tiefer empfinde, als Andere: aber ein Eingriff in meine Lieblingsideen, wenn er, auch selbst ohne das Wahre zu treffen, nur Wahrheit beabsichtigt, hat mich nie beleidigt, weil ich das Gefühl eines Jeden für etwas mehr Individuelles, das Denken aber für ein Gemeingut der Menschen halte, worüber jedem seine Meinung zu sagen frei steht. Daher schäme ich mich auch nicht zu gestehen, daß Eure Warnung sehr gegründet ist, obgleich sie nach meinem eigenen Bewußtseyn mich jetzt weniger trifft, als früher, vielleicht gar nicht mehr. Denn ich fühle, daß ich es jetzt nicht mehr übers Herz bringen kann, Etwas auszusprechen, was nicht aus meiner tiefsten Ueberzeugung, aus meiner Seele kommt. Aber das Leben selbst ist so mannigfaltig und die Ansicht der Dinge durch Leidenschaft und Stimmung so wandelbar, daß Ihr mir, als Dichter, der manches nur dem Augenblick verdanken muß, verzeihen werdet, wenn Alles nicht immer gleiche objektive Wahrheit hat . . ."

Am 4. Dezember 1816 erwiderte hierauf Bunsen aus Rom, die „Sickleriana" schienen ihm nichtig, aber deshalb möge Schulze doch ja kommen, und sie wollten dann schon hier zusammen unter Niebuhrs Schutze „etwas Ordentliches" thun. Da Brandis leidend war, so schrieb er am 14. Dezember in dessen Namen noch einmal in demselben Sinne.

Als dies Schreiben in Göttingen eintraf, war Ernst Schulze bereits ein todtkranker Mann. Nachdem er im November einige Tage in Ottensen, einem Gute des Freiherren von Münchhausen zugebracht, und nach Göttingen zurückgekehrt war, erfolgte ein Blutsturz, der die Aerzte sogleich das Schlimmste fürchten ließ. In der That erholte er sich nur noch anscheinend für Wochen oder Tage, um dann wieder zusammenzubrechen. Er selbst hatte zunächst keine Ahnung seines Zustandes, er fuhr fort, Lieder an Adelheid zu richten und sich über ihre Kälte zu grämen, aber daneben griff er auch zu Büchern seiner Wissenschaft, um die er sich lange nicht mehr gekümmert, und schwelgte in heiteren Stunden im Vorgefühl der Freuden, die ihm die italienische Reise bringen sollte. Der Vater hatte sich opferfreudig wie immer bereit erklärt, ihm die Kosten hierfür zu bewilligen, und der treue Reck war nicht abgeneigt, ihn zu begleiten. Am 19. Januar 1817 schrieb er an seine Freundin, die Gräfin Auguste von Egloffstein, so lange er in Göttingen bleibe, werde wohl kein Tag vergehen, wo er nicht eine neue Erfahrung von der Unzuverlässigkeit und Gebrechlichkeit der Menschen, besonders jener, die ihm eben so sehr am Herzen lägen, wie er ihnen wenig, werde machen müssen. „Ich bin fast versucht," fährt er fort, „Ihre Familie für Leute auf dem Monde zu halten, bey denen Alles ganz anders ist als bey den übrigen, und wenn man auch behauptet, daß dort die Leute den Kopf unter dem Arme tragen, so kann Ihnen doch diese Meinung durchaus nicht nachtheilig seyn, da der Kopf, er mag sich befinden, wo er will, doch immer Kopf bleibt, der Umstand aber, daß er auf diese Weise dem Herzen näher liegt, ein Vorzug ist, den die meisten Menschen entbehren. Aber ich will Ihnen nicht von Neuem die schon so oft aufgewärmten Schüsseln meines Elends auf den Tisch bringen, sondern mich kurz damit fassen, daß ich noch immer an der alten Kost kaue, ohne sie jemahls verdauen zu können." Von seiner Krankheit erwähnt er nichts, ebensowenig von dem Projekt der Italienischen Reise. Hingegen spricht er sich über beides in einem Schreiben vom 20. Januar 1817 aus, welches an den Stiefvater der Gräfin, den Herrn von Beaulieu gerichtet ist. Ernsthaft nimmt er sein körperliches Leiden auch da nicht; die „rheumatischen Brustschmerzen," meint er, seien wohl nur Nachwehen mancher zu großen Anstrengung auf seiner Fußtour im Herbste oder auch seiner Sorglosigkeit gegen Wind und Wetter. „Die plötzliche Veränderung der Lebensart trägt vielfach auch dazu bey, und besonders die unselige, auch den Körper reizende Spannung, die sich wohl nie heben lassen wird, so lange ich nicht die Ursachen derselben durch eine immerwährende Entfernung von Göttingen zu heben suche. Meine Hoffnung, hier einmahl angestellt zu werden, ist ja jetzt ohnedem gänzlich verschwunden, und ich habe deshalb schon lange darauf gesonnen, mich in eine andere Lage zu versetzen. Das Nöthigste zu meiner einstweiligen Herstellung scheint mir eine langdauernde und mannigfaltige Reise zu seyn, und ich habe mich deshalb entschlossen, künftigen Sommer nach Italien zu gehen, um dort vielleicht mehrere Jahre zu leben. Ich fürchte nicht, daß der Plan, den ich dazu gemacht habe, fehlschlagen

Digitized by Google

werde, so wenig ich es auch sonst gewohnt bin, daß es mir nach Wunsche geht. Freylich werde ich durch eine solche Entfernung viel verlieren, besonders die Nähe meiner Ältern und die Ihrige, die mir nicht minder werth ist. Aber es trifft sich doch noch glücklich, daß ich gerade jetzt in Rom einige meiner vertrautesten Freunde finde, die mich das Heimweh weniger empfinden lassen werden. Wenn ich nur für mein ganzes künftiges Leben Ruhe dadurch erkaufen kann, so glaube ich, meinem Vaterlande einst nützlicher werden zu können, wenn ich ihm eine Zeitlang entsage. Gott gebe, daß ich mich in meinen Hoffnungen nicht täusche! Ich möchte Deutschland nicht gerne verlassen, ohne Sie noch einmal gesehen zu haben. Wenn Sie mir die Erlaubniß dazu geben, so läßt sich dies entweder künftige Ostern auf meiner Reise nach Hause, oder doch gewiß auf irgend eine Art künftigen Sommer machen, da ich erst gegen Michaelis reisen werde. Aus Ihrem Hause kann ich ja am sichersten die bleibende Erinnerung deutscher Treue und Herzlichkeit in das fremde, falsche und, wie es mir scheint, nur äußerlich warme Land mitnehmen!"

Um Mitte Januar 1817 scheinen ihm zum ersten Male Ahnungen eines raschen Endes gekommen zu sein. Die Stimmung spiegelt sich auch in dem Lied vom 17. Januar 1817 wieder:

„Ich bin von aller Ruh geschieden
Und treib' unher auf wilder Flut;
An einem Ort nur find ich Frieden,
Das ist der Ort, wo alles ruht.
Und wenn die Wind' auch schaurig sausen
Und kalt der Regen niederfällt,
Doch mag ich dort viel lieber hausen
Als in der unbeständ'gen Welt."

Das Lied schließt:

„Dort kann die Seele freier klagen
Bei jener, die ich treu geliebt;
Nicht wird der kalte Stein mir sagen:
Ach, daß auch sie mein Schmerz betrübt!"

Die Stimmung ging vorüber, und am 27. Januar 1817 konnte er eine der reizendsten Elegien schreiben, die wir von ihm besitzen:

„Haltet mir Ruh' in der wogenden Brust, ihr verzogenen Kinder,
Sorgen der Liebe, beschließt endlich das neckende Spiel! . . .
Seid doch ruhig einmal! Nicht leb' ich ja einzig für euch nur,
Kinder, ihr wißt noch nicht, was man vom Manne begehrt.
Wild sein will ich mit euch, wenn die müßige Dämmerung anbricht,
Aber den ruhigen Tag laßt mir zum ernsteren Werk."

Zum 17. Februar, dem Geburtstage Adelheids, ließ er es auch in diesem Jahre nicht an Kranz und Gedicht fehlen. Das Lied schließt:

„Sind die Kränze doch ein Zeichen,
Daß auch Ferne sich erreichen,
Und wie bald bin ich dir fern."

Sein letztes Gedicht ist dies jedoch nicht, wie sich in allen Ausgaben seiner Werke angegeben findet. Von einigen kleineren Versuchen abgesehen, die noch ungedruckt sind, begann er am 4. Februar 1817 eine längere Elegie, die er jedoch erst Ende Februar beendigte. Diese letzten Verse, die er geschrieben, haben wir bereits Band VIII (S. 279 ff.) dieser Zeitschrift mitgetheilt.

Im März entwickelte sich die Krankheit mit einer Heftigkeit, daß die Freunde die letzte Hoffnung aufgaben. Nur er selbst scheint auch damals noch gehofft zu haben.

In einem Briefe vom 14. April benachrichtigt er den Vater von seiner „fortrückenden Besserung": „Am meisten verdanke ich dies gewiß meinen beyden vortrefflichen Freunden, die sich ganz für mich aufopfern und keinen Augenblick von meiner Seite weichen, da ich mir für mich noch keine Handreichung allein zu leisten im Stande bin." Es war Reck und der Stud. jur. von Schleinitz, der nachmalige Minister. So rührend ihre Pflege war, so wollte doch die Stiefmutter zu ihm eilen, seine Pflege zu übernehmen. Er lehnte dies aus Zartgefühl ab, um die treffliche Frau nicht dem Vater und ihren Kindern zu entziehen; in seinem Auftrage wurden die Freunde nicht müde, zu versichern, er fühle sich immer wohler, auch fehle es ihm neben der Pflege der Freunde auch an den nöthigen Erfrischungen nicht, insbesondere seien die Hofrätinnen Boutterwek, Lichtenberg und Tychsen stets darauf bedacht, den Kasten, wo die Erfrischungen ständen, immer von neuem zu füllen. Gleichwohl machte sich die Mutter auf und eilte zu ihm. In ihrem ersten Schreiben aus Göttingen, 16. April, berichtet sie dem Gatten über den Eindruck, den ihr der Kranke gemacht; die Mittheilungen klingen trübe genug. Gleichwohl mußte sie sich entschließen, den Sohn zu verlassen, da dieser es ausdrücklich wünschte, weil er sich durchaus nicht so krank fühlte, und ging daher, da es der Gatte so wünschte, vorläufig nach Eimbeck zu Verwandten. Aus diesem überaus charakteristischen Briefe sei folgende Stelle mitgetheilt:

Eimbeck, den 22. April 1817 . . . Ich fragte ihn dan, ob es nicht schicklich wäre, das ich den Damen die sich seiner angenommen, einen Besuch machte, das schien er den sehr zu wünschen und Reck hatte die Güte mich und Nette*) zu begleiten, ich ging zu der Hofräthin Lichtenberg eine Frau von den alten Hofrath die er sich kurz vor seinem Tode hat antrauen lassen, aber eine rechte gute Frau die Ernst täglich was zu Essen schickt, und recht vielen Theil an ihn nimmt, und mir versicherte das Sie alles mit Freuden für ihn thun würde, Sie wohnt mit ihn in einen Hause ich glaube aber nicht das daß Göttinger Etiket es zuläßt das Sie ihn besucht, darauf ging ich zu der Boutterwek Beide sehr liebenswürdige Leute die mich mit vieler Artigkeit empfingen und auch bereit sind alles für Ernst zu thun. Sie ist eine Frau wie die Dmbede war, und von da nach Tychsen da gefiehl es mir nun gar nicht obgleich sie mich mit aller möglichen Artigkeiten begegneten, mich zum Thee und Abendessen bathen, und wie Sie von Ernst sprach ihr die Thränen über die Backen liefen Sie rief ihre Tochter Adelheid die mir aber ganz missfiehl, eine kleine

*) Ihre Tochter Antoinette, welche die Reise mitmachte.

Digitized by Google

Figur ihr Gesicht ist nach meinem Geschmack eher häßlich wie hübsch bloß die Augen sind sehr hübsch, braun und haben eine auffallende Ähnlichkeit mit Ernst seinen Augen, übrigens hat sie für mich nichts anziehendes, Sie mag wohl sehr klug seyn hat aber gar nichts weibliches, und blieb so kalt wie von Ernst seiner Krankheit die rede war, das ich mich darüber ärgerte, ich glaube das ich mit einem ganz unbekannten Menschen mehr Mitleiden gehabt hätte als Sie zeigte . . . Reck hat mir dann erzählt das Ernst die Adelheit unbeschreiblich lieb hätte und das er sich beständig um Sie grämt und aus der Ursache der Aufenthalt in Göttingen für Ernst durchaus nicht gut wäre. Adelheit wäre unschuldig an die Fortdauer dieser Liebe Sie hätte ihm deutlich gesagt das Sie ihn nicht liebte ihn nicht heirathen würde aber auch keinen andern die alte wäre aber eine alte Katze diesen Winter hätten Sie 8 Reck und Schleinitz und Ernst ein wahres Ermiten Leben geführt er wäre nicht bei Tychsen gewesen als den Tag vor seiner Krankheit . . ."

Am 1. Mai 1817 schrieb der Kranke an den Vater:

„Deinen theuren Brief, mein geliebter Vater, habe ich erhalten und den an Schleinitz besorgt. Ich antworte dir selbst, nicht blos um dir zu zeigen, daß meine Genesung schon soweit vorgerückt ist, daß ich es ohne Beschwerlichkeit thun kann, sondern vorzüglich, weil es nicht möglich ist, dir durch fremde Worte für die große Liebe und Sorge zu danken, die jeder deiner Briefe und alle deine Handlungen mir beweisen. Es ist durch diese Krankheit eine ganz neue Epoche in meinem Leben angegangen. Ich fühle mich durch Eure Meinung von mir viel höher gestellt, als ich es hoffte und verdiene, und mein ganzes Bestreben muß künftig dahin gehen, das wahr zu machen, was Ihr von mir schon jetzt voraussetzet. Gottlob hat mich auch das Gefühl dessen, was ich Euch verdanke, und Eure unbeschreibliche Liebe, die ich früher wohl geahndet, deren Glück ich aber noch nie in diesem Maße empfunden habe als jetzt, stark genug gemacht, manche schmerzliche Erinnerung, die früher oft störend in den Kreis meiner Beschäftigungen trat, zu verbannen, denn ich fühle deutlich, wie Ihr mir Alles ersetzen könnt, was ich je zu verlieren im Stande bin. Künftig wird mich also nichts stören, und ich werde ohne Unterbrechung meinem Berufe entgegenarbeiten. Nur, lieber Vater, fordere nicht daß ich nach etwas Großem und Ausgezeichnetem strebe, wozu ich nicht geschaffen bin, wie ich längst empfunden habe. In geistiger Rücksicht bin ich versichert, meinen Platz zu behaupten; im äußeren bin ich bescheiden und zufrieden, und meine Zufriedenheit ist ja das, was Ihr wünscht. Und wie ein stilles, von wenigen Verhältnissen berührtes Leben nicht minder fruchtbar und segensreich nach außen seyn kann, als ein in weltläufige, äußere Regsamkeit verwickeltes und verwirrtes, obgleich es mit Glanz verbunden seyn mag, das sieht man ja zum Beispiel an unserm trefflichen Rector, der mir einer der verehrungswürdigsten Menschen ist, die ich kenne. So wünsche ich einst zu leben, und wenn das Schicksal und meine eigene geistige Bemühung mich einst höher emporziehen will, so werde ich mich nicht widersetzen; nur bin ich nicht dazu gemacht, jenem scheinbaren Glücke ängstlich und mit oft vergeblichen Bestrebungen nachzujagen . . ."

Das letzte Schreiben, das wir von seiner Hand besitzen, ist aus Göttingen, 8. Mai 1817 datiert und an Auguste von Egloffstein gerichtet:

„Ihr freundlicher Brief, meine liebenswürdige Freundin, traf mich nicht weit vom Rande des Grabes, um welches ich nach einer achtwöchentlichen beschwerlichen Schiffahrt mit großer Anstrengung meines Piloten, des Hofraths Strohmeyer, jetzt endlich herumgesteuert bin, oder, um nicht Jean Paulisch, sondern deutsch zu reden, erst jetzt bin ich durch die Hülfe meines Arztes und meiner guten Natur auf der Genesung von einem gefährlichen, rheumatischen Brustübel, welches mich seit beinahe zwey Monaten ans Bett und Sopha gefesselt hat. Daß ich deshalb die Freude entbehren mußte, Sie und die Ihrigen zu sehen, war mir eine der größten Unannehmlichkeiten, die meine Krankheit mit sich führte, da ich mich den ganzen trüben Winter hindurch auf diese Herzerquickung gefreut hatte. Vielleicht kann ich aber diesen Sommer das Versäumte nachholen, wenn ich nämlich wirklich wieder soweit zu Kräften komme, um an eine solche Reise denken zu können, denn meine größte Heldenthat, die ich bisher vollbracht habe, ist ein Spaziergang sechsmal auf und ab in meinem Zimmer, welches gerade nicht so groß ist, um ein Pferd darin todtjagen zu können. Und doch geriethen bey diesen Wanderungen mein Kopf und meine Füße oft in einen heftigen Widerstreit, indem die Füße nach dem Fenster hingetrieben wurden, während der Kopf nach dem gegenüberstehenden Ofen wollte. Sie selbst werden die große Schwäche dieses letzteren deutlich aus meinem Briefe merken und ich würde Sie mit dieser Schreiberey gar nicht belästigt haben, wenn ich es nicht für Pflicht hielte, Ihnen meinen Dank für Ihren liebenswürdigen Brief, selbst zum Nachtheil meiner günstigen Reputation, so bald als möglich abzustatten.

Doch dieselbe Ursache zwingt mich so kurz zu seyn, als es sich thun läßt. Deshalb nur noch einige Worte. Seit drey Wochen ist meine Mutter bald hier, bald in Einbeck, wo sie eine Schwester hat, und ihre Pflege und Anwesenheit, die ich so oft genieße, als ich es wünsche, hat viel zu meiner Genesung beygetragen. Zu diesen Tagen erwarte ich sie wieder um, wenn das Wetter und meine Gesundheit so bleiben, als sie jetzt sind, mit ihr nach Celle zurückzukehren, wo ich durch Pflege, Sonnenschein, freye Luft auf unserm Gartenhause und besonders durch Nichtsthun das gebrechliche Wrack meines Körpers diesen Sommer hindurch so gut als möglich auszubessern und zu kalfatern gedenke. Ich freue mich nicht wenig auf diese stillen und gemüthlichen Tage, die mir seit meinem letzten Aufenthalte bey Ihnen nicht wieder zu Theil geworden sind, und hoffe viel davon für meinen Körper und besonders für meine Seele.

Digitized by Google

Aber, ich wollte kurz sein und muß deshalb schließen. Den Ihrigen empfehle ich mich von ganzem Herzen, auch Ihren gnädigen Schwestern in Weimar, an die ich vielleicht bald Gelegenheit finde, zu schreiben.

Leben Sie recht wohl und gesund, meine liebenswürdige Freundin, dieser Wunsch hat aus dem Munde eines Kranken ein doppeltes Gewicht.

Ganz der Ihrige.
Ernst Schulze.

Da er sich immer heftiger nach den Seinen sehnte und sein Arzt, Professor Strohmeyer, sich sagen mußte, daß die Anstrengung ihm, dem rettungslos Verlorenen, nicht mehr schaden könne, so holte ihn nun die Mutter ab und brachte ihn nach Celle. Aus Göttingen am 22. Mai 1817 berichtet sie dem Gatten, wie Alles sich um Ernst bemühe. Es sei darauf nur der folgende Satz wiedergegeben:

„Die Lichtenberg'sche Familie thut für Ernst und mich unendlich viel wir können es Ihnen nie wieder vergelten wenn ich komme so will ich es Dir erzählen auch Bouterweck, Thychsen am wenigsten doch dies behalte für Dich . . ."

Ernst hatte nicht lange mehr zu leiden. Mit der Krankengeschichte, mit der Schilderung des tiefen Schmerzes seiner Angehörigen sei der Leser verschont. Man müßte sehr hart sein, um die Briefe des greisen Vaters an seinen ältesten Sohn August ungerührt zu lesen . . .

Seine letzten Tage sollten dem Sterbenden noch unverhoffte Freuden bringen. Er erhielt die Nachricht, Minister Arnswaldt gebe damit um, ihm die Stelle eines ersten Professors an der Ritteracademie zu Lüneburg zu verleihen. Er hörte die so lange heiß ersehnte Nachricht gern, aber ohne tiefere Bewegung an. Er werde die Stelle doch nicht antreten, meinte er mit traurigem Lächln. Vollends war er bereits viel zu leidend, um noch durch die Kunde, daß er von der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus für die „Bezauberte Rose" den ersten Preis von 20 Louisd'or erhalten und daß das Gedicht als erstes Stück der Urania für 1818 erscheinen werde, mit lebhafter Freude zu empfinden. Wie der Vater berichtet, meinte er, „er könne das Gedicht nicht für eines seiner besten betrachten, weil kein rechter Plan und viele Mängel darin wären."

Aber auch die Schmerzen der Seele hatte die Krankheit von ihm genommen, er konnte von Adelheid mit Ruhe sprechen und erklärte dem tief erschütterten Bruder, er wolle, selbst wenn er durch ein Wunder genesen sollte, nie wieder nach Göttingen zurückkehren. Am 29. Juni erlöste ihn der Tod.

„Ein paar Tage nach des Dichters Beerdigung", erzählt sein Freund Bergmann, „erschienen in der Dunkelheit des späten Abends zwei verschleierte weibliche Gestalten beim Todtengräber, ließen daß Grab sich zeigen und legten in feierlicher Stille zwei Kränze darauf und verschwanden, ohne daß man erfuhr, welche Freundinnen des Dichters sein Grab geschmückt hatten."

Es ist bezeichnend, daß unter all' den Vermutungen, die man bezüglich der beiden Trauernden gehegt, keine auf Adelheid und ihre Mutter geht. Die Familie Thychsen hatte unmittelbar nach des Dichters Tode bittere Tage. Man kann nach den vorhandenen Berichten nicht zweifeln, daß sich der öffentliche Unwille recht unverhohlen gegen sie regte. Vielleicht war dies durch die Teilnahmslosigkeit verschuldet, welche die Familie bei der Todeskunde zur Schau trug. Ein Gewährsmann, dem da, wo er aus eigener Beobachtung berichtet, unbedingt zu trauen ist, Karl von Reck, erzählte hierüber in einem Schreiben, das er beinahe fünfzig Jahre später, am 7. Dezember 1864 an den Neffen des Dichters richtete:

„Die nachstehende Epistole ist leider nicht romantisch noch exquisklich. Der Freund war nun leider todt, gottlob von süßen Träumen der Zukunft eingewiegt. Seine vortreffliche selige Frau Mutter, welcher sehr wenige weibliche Individuen an Schönheit, Liebenswürdigkeit, Geist und Anspruchslosigkeit gleich kommen werden, zugleich mit dem seligen unvergeßlichen Freunde Schleiniz, welchen beiden die Ehre gebührt, obgleich nur Stiefmutter, war die unermüdlichste Krankenpflegerin, setzte mich sofort von dem traurigen Ereigniß in Kenntniß, was freilich schon lange voraus zusehen war und bat mich die Familie Thychsen davon gleichfalls in Kenntniß zu setzen, für mich ein sehr kitzlicher Auftrag, da ich dies Haus noch niemals betreten hatte. Ich ging indeß sofort hin und verrichtete mein Geschäft ganz . . (unleserlich).

Gottlob fand ich Niemanden in der Bisitenstube, als die Frau Hofräthin und das Fräulein Adelheid.

Das Fräulein Adelheid wurde durch die Trauerbotschaft überall nicht gerührt, sondern sah ebenso schlau, kalt und klug aus ihren schönen brannen Augen, als wie sonst, und kam auch jetzt mir vor, wie eine kleine, ganz niedliche weibliche Zierpflanze des Herbstes, in welche ich meinestheils mich unmöglich hätte verlieben können. Die Frau Hofräthin fing dagegen an zu weinen und bedauerte den frühen Tod des so ausgezeichneten jungen Mannes, was ich alles auf sich beruhen ließ und keinen Stuhl zum sitzen annahm, so wenig als Einladung zu Besuchen."

Auch das Erscheinen der „Bezauberten Rose", in welcher so viele schmerzvolle Anspielungen des Dichters auf seine Beziehung zu Adelheid zu finden sind, brachte der Familie Thychsen manchen peinlichen Moment. Es war daher sehr klug gehandelt, daß Hofrath Tychsen gleichsam aus der Not eine Tugend machte, indem er sich eifrig um den dichterischen Nachlaß Schulze's kümmerte und es durchsetzte, daß sein Freund Bouterweck die Abfassung der Biographie übernahm. Auch hierüber äußert sich Reck zwar nicht ohne persönliche Verbitterung, aber doch im Wesentlichen zutreffend:

„. . . Man hörte und sah denn nichts wieder von der ganzen Familie, mit Ausnahme, daß der seelige Hofrath Butterweck den Auftrag von der Tychsenschen Familie erhalten und angenommen hat, das Leben des Seligen zu porträtiren und seinen litterarischen Nachlaß beim Publiko gehörig einzuführen

Digitized by Google

Dazu hätte auch niemand geeigneter scheinen können, als der damalige Hofrath Butterweck, denn der selige Freund war seit Jahren dessen Schüler, wohl fast zu sehr, und auch fast sein Hausgenosse, zu welchem er sehr oft ging und seine Poesien ihm zur Durchsicht vorlegte, wenigstens mit ihm die größeren besprach. Auch war der Plan Tychsens im übrigen sehr schlau, da Butterweck Göttingenscher Hofrath und ein sehr guter, sanfter, wohlwollender Mann war, welcher gewiß die gehörigen Menagements der Universität und der Familie Tychsen gegenüber beobachten würde, was er denn auch im reichsten Maße gethan hat. Mir selbst wurde auch nicht einmal der Mund gegönnt, obgleich sowohl die Familie Tychsen, als auch Butterweck wohl wußten, daß ich in den letzten Jahren der intimste Freund und Vertraute des Seeligen gewesen war."

Bouterwek löste seine Aufgabe in der That wie ein Diplomat, aber doch auch als zartfühlender Mann.

Er malte Schulze's Charakter ungemein ideal aus, legte das Hauptgewicht auf die Liebe zu Caecilien, erwähnte jene zu Adelheid kaum und ging sogar so weit zu behaupten, daß „auch diese Liebe kein irdisches Ziel gehabt." Das war zwar gänzlich unwahr, aber es las sich hübsch und Zschokke konnte daraufhin getrost seinen rührenden Roman dichten.*)

Zum dritten Male wurde die Familie Tychsen peinlich daran erinnert, welche Auffassung man in Göttingen von ihrem Verhalten gegen Schulze habe, als sich Adelheid endlich verlobte. Ihr Erwählter war ein Herr v. Berlepsch, ein Sohn jenes Berlepsch, dessen erste Gattin durch ihre Freundschaft mit Bouterweck, Jean Paul und anderen Schöngeistern soviel von sich reden gemacht.

Daß Adelheid ihren Gatten nicht geliebt, sprechen alle Zeitgenossen mit größter Bestimmtheit aus. Als Motiv, das sie zur Ehe bewog, wird einstimmig sein Adel, sowie sein großer Reichtum bezeichnet. Der Ehe entsprangen einige Töchter, aber kein Sohn, sodaß die Güter nach dem Tode ihres Gatten an einen Neffen desselben übergingen. Adelheid selbst zog nach Naumburg und dort ist sie am 26. Juni 1866 gestorben. Ueber Ernst Schulze pflegte sie nie zu sprechen und wenn Andere die Rede auf ihn brachten, das Thema schroff abzubrechen.

Unmittelbar nachdem sie die Biographie von Marggraff (1855) gelesen, vernichtete sie Schulze's Briefe an sie, ja noch mehr, sie riß selbst in dem Tagebuche Caecilieus jene Blätter, auf welchen der Dichter erwähnt war, aus! Erst in ihren letzten Lebensjahren schien eine Wandlung mit ihr vorzugehen. Sie las viel in seinen Werken, und als eine ihrer Nichten sie nach Schulze fragte, brach sie in so heftiges Weinen aus, daß sie nicht antworten konnte.

Wir sind zu Ende. Diesem erschütternden Seelendrama ein Schlußwort beizufügen, liegt uns ferne. Der Leser hat es vor seinen Augen sich abspielen sehen, und die Empfindung, die jedes Herz dabei ergreifen muß, bedarf nicht erst der Aussprache. —

*) „An Caecilie in Paris". Zuerst in seinen „Erheiterungen." (1819.)

Fragmente einer Philosophie des Pöbels.

Von **Paul Nicolaus Cossmann.**

Charakter.

Der Charakter ist eine Erfindung für solche Leute, welche sonst nichts haben.

*

Leben und Dichten.

Leben heißt nach Ehren und Lust streben, Dichten im Leeren und Duft schweben.

*

Zur Teleologie.

Weshalb hat Gott den Fischen die Gräten gegeben, welche man ja doch nicht essen kann?

*

Mitgefühl.

Wenn so ein Tier abgestochen wird, thut es doch wirklich, als ob die Welt untergehe!

*

Kunst.

Kunst ist der Sport der Weiber

*

Gewissen.

Es ist leichtsinnig ein Mädchen zu verführen, wenn man sich eben mit einer reichen jungen Dame verloben will.

*

Tugend.

Sind deine Begierden irgendwo schwach, so freue dich dessen: du hast eine Tugend mehr.

*

Einsamkeit.

Das Lob der Einsamkeit ist eines der schönsten Ballgespräche.

*

Gedanke.

Ein Gedanke ist das, was man drucken läßt.

*

Wert des Genusses.

Wir freuen uns nicht auf die Sphärenmusik. Sie wird uns nicht genußreich sein; denn sie kostet kein Entrée.

Digitized by Google

Bunte Reihe.

Ungedruckte Briefe und Gedichte von Anna Luise Karschin, Friedr. Gottlieb Klopstock, Christian Friedr. Dan. Schubart, Joh. Kaspar Lavater, Val. Wilhelm Neubuck, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Fr. Ludw. Zach. Werner und E. Th. Amadeus Hoffmann.

Es ist seit mehreren Jahren Mode geworden, die Litteratur-Geschichten durch mehr oder minder authentische Zeichnungen zu illustriren. Gegen die nicht authentischen ist Einsprache zu erheben, die verläßlichen darf man sich gefallen lassen, sofern nicht das Bild zur Hauptsache wird. Gegen jene Illustrationen aber, wie sie die in dieser Zeitschrift ab und zu veröffentlichten Briefreihen zu bieten versuchen, wird noch weniger etwas einzuwenden sein. Es ist ihr Zweck, einerseits bisher unbekannte Materialien zu bieten, die nach irgend einer Hinsicht bemerkenswert sind, und des ferneren, an Verschollene, die dies Schicksal nicht verdienen, zu erinnern. Die gleiche Absicht verfolgen auch die nachstehenden Mitteilungen. Es ist wieder eine sehr bunte Gesellschaft, die hier in chronologischer Reihe an dem Leser vorüberziehen mag.

Eine Dame hat den Vortritt, freilich nur, weil sie diesmal die älteste ist: die 1722 geborene Anna Luise Karschin. Es ist ein Glückwunschbrief in Reimen, wie sie ihrer so viele geschrieben. Freilich pflegt man sie sonst nur retouchirt zu Gesicht zu bekommen; der folgende aber ist ein buchstabengetreuer Abdruck:

Gesundheitsglück und Seelenfrieden
Wünsch ich zum Fest des Osterlamms
Vom Krankenlager wo ich müde
Bin wie der Hauer manches Stamms
imm Walde wenn er Feyerabend
nach lannger Saurer arbeit macht
Da lag ich nun Ein fieber habend
erbärmlich seit der Sonnttagsnacht
mitt Eingefalem, magren, blaßen
und nicht vergnügtten anngesicht
Daß fieber hatt mich izt Verlassen
Doch muth und Kräffte hab ich nicht
Denn ich genoß nur Theegewäßer
bin matt wie fliegen sind Zur Zeitt,
Wenns laub Von Bäumen fällt und weitt
Vomm lindenwipfel durch die Lüffte wird verstreut
Vielleicht wird mir bald etwas beßer
Heut wag ichs wie die anndern Eßer
Ein wenig aber mäßiglich
zu Kosten Von der Mittagsspeise
Empfehle Deinem Clermond mich
und send Ihm hier Verbeßrungsweisen
Daß Lied woran die Kenner sich
belustigtten mit Tadlerlachen
Die Herren sehen nun daß ich
Ein neues Wörttchen nicht gezwungen durfftte machen
weill mirs am reim Gebrach, Sie sehn
Daß es mitt Vorbedacht geschehn
indeß hab ichs leicht weggestrichen
weills eben nicht gebräuchlich scheint
Daß man zu Einem Fürchterlichen
Beherztten großen Feldzug weint
und Singt imm weinerlichen Thone,
ob gleich daß euer Wort nicht zu Verwerffen ist
Ein andermahl brauch ichs und frage nach dem Hohne
Der Tadler nichts wenn Du mir immer günstig bist.
Charfreytags
den 18. Aprill
1778 A. L. Karschin.

Wer der Freund war, der da „zum Fest des Osterlamms“ in so seltsamer Orthographie und mit so starker Neigung zu überflüssigen Buchstaben angesungen wurde, wissen wir ebenso wenig zu sagen, als welches Wort es war, woran sich „die Kenner mit Tadlerlachen belustigten.“ Doch kommt es ja auch darauf nicht an sondern auf den charakteristischen Zug des Ganzen.

Der leichtfertigen Reimerin folgt der ehrwürdige Sänger des Messias, Klopstock (geb. 1724). Der folgende Brief stammt aus der glücklichsten Zeit seines Lebens, da er, mit seiner Meta vermählt, in Kopenhagen sorgenlos seiner Muse lebte. Er ist an den ersten Verleger des Messias, Carl Herrmann Hemmerde gerichtet und bezieht sich auf die im Herbst 1755 erschienene neue verbesserte Auflage der ersten zehn Gesänge. Aus Klopstocks Briefen an Gleim weiß man, welche Mühe es den Dichter kostete, für diese neue Auflage das Honorar von drei auf fünf Thaler für den Bogen zu steigern, aber für gute Kupfer reichte es nun dem Verleger nicht, und es ist nicht uninteressant, daß dies Klopstock selbst einsah:

Hoch Edler
Hochgeehrtester Herr!

In Dero Brief vom 26. Aug. verlangen Sie unter andern die Entwürfe für die neuen Gesänge. Ich sehe wohl ein, daß Sie fortfahren müßen Kupfer zu liefern. Aber was die Kupfer selbst anlangt, so kann ich Ihnen nicht verheelen, daß es mir verdrüßlich genug ist, daß ich wündsche, daß diese neuen Kupfer wieder so übel gerathen werden, als die ersten. Was die Arbeit des Kupferstechers betrift, so möchten sie noch mal angehen, aber es ist ganz und gar keine Zeichnung darin. Ich weis wohl, daß Sie nichts dafür können; denn ich kann von Ihnen nicht verlangen, daß Sie so viel daran wenden sollten, als man thun muß, um gute Kupfer zu haben.

Digitized by Google

Sie hätten gleich von Anfangs meinem Rathe folgen, und keine machen lassen sollen.

Meine Entwürfe zu den Kupfern sind diese:

Zum VI. Ges. Die Schaar, die in Gethsemane vor Jesu niederfällt, weil er gesagt hat: Ich bins Der die Zeichnung macht, wird wohl thun, wenn er sich hier ein gutes biblisches Kupfer zu Nutze macht. Außer diesen könnt aber noch hierin, daß drey hinterein ander mit großer Aengstlichkeit entfliehen, der letzte muß darin von den beiden ersten unterschieden seyn, daß er nicht allein Aengstlichkeit, sondern auch Wut in seinem Gesichte zeigt.

Zum VII. Ges. Die Facade eines antiquen, römischen Pallastes, vor demselben das Hochpflaster. Unten herum eine große Menge Volkes. Pilatus auf dem Richterstuhle, dem ein Sclav aus einem prächtigen antiken Wasser-Gefäß Wasser über die Hände gießt. Auf der rechten Seite Pilati steht der Meßias mit einer Miene voll erduldender Großmuth; auf der linken Seite der Mörder Barrabas ein wütender Mensch voll starker Muskeln, mit niedergedrücktem Kopf, und seitwärts sehenden Augen. Über der Versammlung des Volkes schwebt in einer dunklen Wolke mehrentheils verhüllt ein Todesengel mit einem Flammenschwerte. Dieser sieht mit ernster Miene auf das Volk herab.

Zum VIII. Ges. Die Kriegs Knechte sind beschäftigt, das Kreuz vollends aufzurichten Der Meßias steht unten am Kreuz, und hällt seine rechte Hand über seine Augen und Stirn. Unter den vielen Zuschauern zeigen sich vorzüglich nebst einigen betrübten Jüngern, die frommen Weiber, die Jesu nachgefolget waren, und die sich itt ihrer Traurigkeit ganz überlaßen In dieser Gegend wird etwas von Jerusalem und dem Tempel gesehen.

Zum IX. Ges. Die Gegend ist wie die vorige, aber so dunkel, und mit Wolken bedeckt daß nur sehr wenig von Jerusalem und dem Tempel gesehen wird. Der Meßias am Kreuz zwischen den zweyen Schächern. Der Zeitpunkt ist der, da er mit dem Haupte ein wenig herunter geneigt, und mit einer ernstvollen Traurigkeit, die da mit etwas Heiterkeit gemildert ist, zu der Maria und Johannes redete. Das Kupfer muß von dem vorigen auch besonders dadurch unterschieden werden, daß die Action der Zuschauer verschieden vorgestellet wird.

Zum X. Ges. Die vorige Gegend, aber noch dunkler, und einige Theile derselben noch mehr durch die Finsternüß verdeckt. Der Meßias ist todt. Maria und Johannes haben ihr Gesichte verhüllt. Die Hauptvorstellung der übrigen Zuschauer muß darin bestehen, daß 1., einige wenige derselben einen wehmuthsvollen Schmerz zeigen; aber 2. die meisten eine wütende angstvolle Reue zu erkennen geben.

Schicken Sie mir eine Zeichnung von dem Kupfer des VII. Gesangs. Ich will sie gleich wieder zurückschicken. Ich verharre übrigens

Ew. HochEdl.

ergebenster Diener

Kopp., den 23. Sept. 55. Klopstock.

Man sieht, allzugroß war die Beihülfe, die dem Zeichner aus diesen Andeutungen erwuchs, nicht, und er hätte ein Genie sein müssen, um nach diesen Weisungen Gutes zu liefern, namentlich zum IX. und X. Gesang. Nun war der Mann kein Genie, sondern ein mittelmäßiger Zeichner, für ein Buch, das zunächst noch wenig Absatz fand. Auch mit dem „Meßias“ währte es lange, bis sein Erfolg errungen war; das steht nicht überall zu lesen, ist aber doch wahr.

Der Dritte in der Reihe ist in der Lebensführung der Karschin verwandt, nur freilich nicht in seiner Begabung, die so viel größer und reicher war und unter glücklicherem Sterne das Höchste hätte erreichen können: Christian Friedr. Dan. Schubart, der Dichter der „Fürstengruft“, der Gefangene vom Hohenasperg (geb. 1739; nach Anderen 1743). Von dorther, im ersten Jahr seiner Gefangenschaft, schrieb der Unglückliche an seine Gattin:

Hohenasberg, den 30. August 1785.

Liebe!

Aus Lebensverdruß habe ich Dir so lange nicht geschrieben. Was soll mir ein Leben, wo ich das Liebste entbehren muß? Und zudem bin ich ganz und gar nicht mit der Veranstaltung meiner Gedichtausgabe zufrieden. — Zweytausend Gulden Profit! — Das macht alle Jüdischen Schelme zu ehrlichen Leuten. Doch hoff' ich immer noch 1000 fl. für Dich.

Warum ich die letzte Lieferung der Gedichte zurückhalte, ist Ursache, weil ich wegen so vieler entfernter Subscribenten Zögerung wünsche. Doch soll die Woche noch alles in's Reine kommen.

Meine Kur ist geendigt und wenn das Wetter günstiger gewesen wäre, so hätte sie vielleicht besser angeschlagen. Doch was nützt mir Gesundheit ohne Freiheit?

Mit dem Ludwig bin ich das erstemal unzufrieden. Er schreibt mir nicht und hat gegen Schelern unedel gehandelt. Ach, Gott bewahre sein Herz!

Dem Herrn Hofmeister bin ich laut seines Conto, den er Dir vorweisen wird, für Stiefel, Pantoffel, Schuh zehn Gulden schuldig geworden. Zahl ihn, wenn Du kannst, oder weiß ihm einige Ludwigsburger Subscribenten an. Ich schwöre Dir, daß Du in Zukunft nichts mehr für mich zahlen sollst. Wer mich einkerkert, mag mich erhalten. Lieber will ich, wie ein andrer Schotterwerker hergehen, als Dir zur Last fallen.

Lebe wohl. Grüße und Küsse, meine Liebe.

Dein

Schubart.

M. S. Die Woche schreibe Dir mehr. Heute bin ich düster wie Wettergewölk.

Die Ausgabe, von der Schubart spricht, ist die 1785—86 in der Hermann'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. erschienene; der Erlös wurde dem Armsten dadurch beeinträchtigt, daß sich sofort die Nachdrucker darüber hermachten. Ludwig war Schubarts Sohn, er hat durch sein schönes Buch über den unglücklichen Vater (Erlangen 1798) bewiesen, daß er nicht „unedel“ war.

Als Vierter tritt Johann Kaspar Lavater (geb.

Digitized by Google

1741) auf den Plan; der überaus charakteristische Brief lautet:

Lieber Bensler!

Zu allem eher wirst Du mich bereden, als die Nikolaytische Schrift wider mich zu lesen, und mich wie sonst es auch immer geschehe, mit diesem Erzinquisitor, und ehrlosen Zänker, der nichts sucht als Streit, nichts genießt als Zank in einen Kampf einzulassen. Er hat nun mit einem meiner Freunde angebunden. Laß ihn mit dem kämpfen. Der Mann und die Schriften Nikolays sollen für mich, vor dem Publikum, nonexistente Dinge seyn. Hast Du, Lieber, Redlicher, über das was der ungestüme Mann über mich erzählt, Erläuterung nöthig, so sey so gut und schreibe mir, auf einem besonderen Blättchen, einfache Fragen, worauf sich leicht einfach und bestimmt antworten läßt — so will ich solche Dir redlich und ganz beantworten, und es dann Dir überlassen, was Du mit der Antwort anfangen wollst. Hast Du meine Äußerung — in dem lesenswerthen Archiv der Schwärmerey — nicht gelesen? Mich dünkt sie ruhig, billig und vernünftig.

Mein Sohn ist noch bey mir; er geht in 14 Tagen über Paris nach London. Er lächelte, als ich Ihm die Stelle Deines Briefes über ihn, Matthei und Magnetismus vorlas. Ich denke, er fängt an einzusehen, daß der Genius Säkuli auch um seine Ohren gesaust hat. Ich laß ihn seinen Gang gehen. Ingenii commenta delet dies. Sonst ist ja schrecklich zu sehen, wie die Redlichsten und Weisesten in Sachen, die in alle fünf Sinne fallen, so grundschief, so ehern eigensinnig urtheilen. Ich fürchte mich vor keiner Sünde wie vor der des eigensinnigen Rechthabens, besonders in wiederhohlbaren Erfahrungssachen. Ich weiß, daß kein Sterblicher ganz ehrlich sein kann, und jeder eine Portion vom Kupfer des Eigensinns zum Golde seiner Wahrheitsliebe haben muß, aber wer mehr hat, als der Conventionsfuß gestattet, ist ein Falschmünzer. Dukatengold bleibt mir immer das Liebste, wenn es auch schon nicht klingt. Noch ist's mir ein heiliges Geheimniß, warum der Magnetismus, für den ich nichts weniger als Enthusiast bin — so unerbittlichte, gehörlose, gegen alle Erfahrungen trotzende Gegner hat. So was entschieden ausgemachtes leugnen oder mit Zweifeley behohnlächeln ist ein Betragen, wogegen kein Moses, Numa, Lykurg Gesetze zu machen denken konnte. Ich diskutire mit Keinem, schwelge, lächle, warte. — — Mein Sohn grüßt Dich herzlich.

Bald erscheint von mir ein Gespräch zweyer Volkslehrer (Bardth und Christus) und der erste Band der Handbibel für Leidende, wovon der Band 30 kr. kostet für die, so als Freunde zum Vertheilen 12 Exemplare nehmen. Ich suche keinen andern Nutzen, als verschenken zu können . . .

Mehr dießmal nicht. Ich bin Dein ewig ergebener Lavater.

Heut erwarte ich Häfelin — ohne die Fürstin! Es kostet mich viel; doch glaub' ich thränenvoll anbethend — Häfelin ist auch ein Erzungläubiger an dem vielfach erwiesenem Magnetismus.

Vale, 27. 8. 88. Lavater.

Der Adressat, Sekretarius Bensler in Wernigerode, gehörte zu den Allertreuesten des sonderbaren Züricher Propheten. Lavaters Kämpfe mit Nikolai und seine Stellung zum Magnetismus sind so bekannt, daß der Brief keines Commentars bedarf.

Auf Lavater folgt nun in der uns heute vorliegenden Briefreihe dem Alter nach einer von jenen Dichtern, deren Erinnerung den Betrachter wehmütig stimmt; sie waren nicht blos einst berühmt, sondern — was schwerer wiegt — sie verdienten auch ihren Ruhm — und doch, wer gedenkt ihrer heute noch? Der Dichter, den wir meinen, galt vor drei Menschenaltern als der bedeutendste didaktische Dichter, den die Deutschen je besessen, und sein Hauptwerk als ein bleibender Schmuck unserer Litteratur: „Der Gesundbrunnen" von Valentin Wilhelm Neubeck Im Jahre 1817 (dem 52. seines Lebens; er war 1765 geboren) schrieb der wackere Physicus von Steinau an seinen Verleger:

Wohlgeborener Herr!
Hochzuverehrender Herr und Freund!

Den möglichen Fall angenommen, daß in der Folge, und wenn dieser Fall auch erst nach dem Ableben des alten Brunnenmeisters eintrete, eine nochmalige Auflage des Gesundbrunnens zu Stande käme, nehme ich mir die Freyheit Ew. Wohlgeboren zu eröffnen, daß jenes Gedicht in der Gestalt, wie ich es zu hinterlassen wünsche, von den Meinigen aufbewahrt und jederzeit zu Ihren Diensten stehen werde. Ich darf wohl voraussetzen, daß Sie die Gesinnungen, welche mich zu dieser Anzeige bewegen, richtig schätzen werden und verbleibe mit immer gleicher Hochachtung und ungetheilter Verehrung

Ew. Wohlgeboren
ganz ergeb. Freund u. Diener
Neubeck.

Steinau, 12. April 1817.

Der Fall trat einige Jahre später ein und kein Geringerer, als August Wilhelm von Schlegel würdigte diese neue Auflage des „Gesundbrunnen" in einer längeren Studie. Aber es war trotzdem die letzte, die das Werk erlebte, und als Neubeck 1850 hochbetagt starb, war auch sein Werk tot.

Anders das Brüderpaar, dessen wir nun zu erwähnen haben: Alexander und Wilhelm von Humboldt sind noch heute Lebende. Der Ältere, Wilhelm, ist in unserer kleinen Briefsammlung durch die folgenden kurzen, aber inhaltsvollen Zeilen vertreten, die zugleich ein getreues Spiegelbild seines gehaltenen, in Schmerz und Freude maßvollen Wesens sind:

Ew. Wohlgeboren

haben fast die letzten Zeilen von meiner Frau erhalten. Sie hat seitdem wenig oder gar nicht mehr geschrieben und der Himmel hat ihrem Leiden ein Ende gemacht. Sie ist vorgestern, 26. früh um 1/28 Uhr sanft und ruhig in meiner beiden älteren Töchter und meiner Gegenwart entschlafen. Sie war bei voller Besinnung und starb mit der

Digitized by Google

frommen Ergebung, die ihr immer so ganz eigenthümlich war. Sie schätzte Ew. Wohlgeboren und Ihre Frau Gemahlin aufrichtig, und ich weiß, Sie werden lebhaften Antheil an ihrem Hintritt nehmen. Es ist mir unmöglich, Ihnen heute mehr zu sagen.

Empfangen Ew. Wohlgeboren die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Humboldt.

Berlin, den 28. März 1834.

An Herrn Amtsrath Meyer
Wohlgeboren
in Hadmersleben
bei Hettstädt.

Von Alexander von Humboldt liegt uns aus Paris aus der Zeit um 1820 folgender Brief an Gentz vor:

Hier mein Theurer, ein kleines elendes Geschenk, der Anfang meiner eigentlichen Reisebeschreibung 1 Vol. 4to nebst Atlas und verspreche Ihnen (wo ich auch sei) die folgenden 3 Bände noch zu senden. Es ist mein liebstes Werk, das, in welchem meine Eigenthümlichkeit sich am meisten ausspricht. Mögen Sie damit zufrieden sein. Lesen Sie zuerst, Theurer, die gezeichneten Stellen, besonders über alte und neue Colonien: pag. 349. Ich sende Ihnen auch den 1ten Theil der kleinen Ausgabe meiner Urvölker, diesen Theil, geben Sie mir einst wieder. Es ist ein Exemplar des Setzers. Ich wünschte, Sie würfen einen Blick auf mein Gemälde der Völker, die Einleitung.

Ich bin bettlegrig, krank seit dem Abend, an dem ich Sie zuletzt sah und kam deshalb nicht um 10 Uhr zu Ihnen. Ich habe fast Anfall von Ruhr gehabt, leide aber schon weniger. Dürfte ich hoffen, Sie recht allein auf ein Paar Stunden bei mir zu sehen! Ich gehe noch in mehreren Tagen nicht aus. Könnte ich Sie, theurer G. erwarten? Heute Abend um 7. 8. 9 Uhr oder zu derselben Zeit morgen Abend. Ich wähle so späte Stunden um mich recht allein Ihres großen Geistes zu freuen. Mögen meine neueren Arbeiten mir Ihre Liebe erhalten und vermehren. Ich bin an Schriftstellergefühl ruhmsüchtiger als vor 20 Jahren. Der Verstand macht niemanden klug.

Ihr
Mittags Alex. Humboldt.
Quai Malaquai
N. 3
près d'un Caffé.

Höchst sonderbar mutet das folgende Blatt an. Es ist von Zacharias Werner (geb. 1769) geschrieben. zu jener Zeit, da der unstete Mann endlich denselben Hafen gefunden, der manchen Schiffbrüchigen vor ihm aufgenommen: Das Kloster. Folgendes Stammbuchblatt widmete der 43jährige Mönch dem damals jungen und übermüthigen J. L. Deinhardstein:

Ordnung des Heils.
Als Sonett.

Die Sonne sieht man auch im Thautropf scheinen;
So, wer an Gott will treulich sich erquicken,
Er kann im Kleinsten auch das Heil erblicken,
Zu großem Thun sich Blick und Willen reinen.
Selbst des Sonettes Form ist groß im Kleinen;
Sie, scheinbar frey, muß sich nothwendig schicken,
Zwey Reime, die sich fliehen, zu verzwicken;
So muß das Schicksal Sünd' und Gnad' vereinen.

Bald trennt den Reim die erste der Terzinen:
Der Hochmuth treibt aus hoher Sehnsucht Keimen
Das Wucherkraut, das nied're Lustgetriebe.

Und ungereimt muß neuer Dreuklang reimen:
Sobald der Sehnsucht Demuth ist erschienen,
Dient Glaub' und Hoffnung frey der reinen Liebe!

Der Reim darf zuweilen, der Mensch selten oder nie tändeln. Jugend und Ernst, oder Alter und Reue, es bleibt keine andere Wahl!

Teutschland bedarf Thaten jetzt, nicht Lieder! Beleben Sie, mein Werther, Ihr schönes Talent für diese, durch jene; wirken Sie nach Innen oder Außen, still oder laut, gleich viel, aber mit Gott und in Gott! Ora et labora! Und dazwischen dann etwas Gesang, so schickt's sich, denn Hauptsache ist der Gesang nur für Castraten! Gott sey mit Ihnen. Vor Ihm wollen wir einander gedenken. Das ist uns nützlicher, als wenn wir einander loben.

Wien, den 11ten May 1816.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner
Weltpriester.

Motto: Medium tenuere beati.

Wüßten wir sonst nichts von dieser letzten und merkwürdigsten Phase dieses Feuerkopfs, so könnte uns dies Blatt sagen, wie es damals um ihn stand. Selbst die Form des Sonetts dient ihm zu einem freylich mehr originellen als geschmackvollen Gleichniß für seine mystischen Ideen, auch die angefügten Prosazeilen sind von derselben gluthvollen Frömmigkeit erfüllt, aber zwischendurch bricht doch auch der alte Cyniker durch. Und wie bezeichnend ist für diesen maßlosesten aller Sterblichen das Motto! Aber vielleicht schrieb er es eben deshalb hin, weil er fühlte, daß er auch nun trotzdem und alledem doch kein „Beatus" sei.

Von E. Th. Amadeus Hoffmann, dem genialen Novellisten (geb. 1776) liegt uns der folgende Brief aus der Zeit vor, da er noch all seine Hoffnung auf die Musik setzte. Als Jurist brotlos geworden, und seinen litterarischen Fähigkeiten fast noch mehr mißtrauend, als seiner Begabung in den bildenden Künsten schrieb er, aus Warschau nach Berlin zurückgekehrt, an einen Musikverleger:

Ew. Wolgebohren bin ich durch Herrn Iffland, der so eben von Leipzig kommt und der die Güte hatte Ihnen in meinem Nahmen ein Harfen Quintett zum Verlage anzubieten, bekannt geworden, und ich eile eine Verbindung anzuknüpfen, die mir in jeder Hinsicht äußerst angenehm seyn würde. Sie haben gegen das erwähnte Quintett in C-Moll das gegründete Bedenken aufgestellt, daß es seiner Schwierigkeit wegen wenig gesucht werden würde, indessen ist die Harfenpartie nicht allein auf dem Piano sehr ausführbar, sondern dieses letztere Instrument macht auch, wie ich mich selbst überzeugt habe, in dem Quintett eine sehr angenehme Wirkung.

Digitized by Google

Man könnte daher sagen: Quintett für die Harfe oder das Pianoforte ꝛc. und vielleicht würden Sie unter dieser Modalität den Verlag des Quintetts, welches, wie ich glaube, wohl sein Glück machen würde, um so mehr übernehmen, als ich übrigens die Bestimmung des Honorars ganz Ihnen überlasse. Nach H. Itzigs Anweisung lege ich ein Verzeichniß solcher von mir komponirter Stücke bey, die sich zum Verlage schicken würden. Auf größere und vorzüglich Kirchen Sachen werden Sie Sich indessen wohl nicht einlassen wollen, dagegen ist jetzt offenbar ein Mangel an neuen Sinfonien und eben so giebt es viele Clavierspieler, die indiguirt von den leeren Tiraden der neueren Klavier Komponisten sich nach etwas, das im ältern Styl verbunden mit dem freundlicheren melodischen Schwunge der Neuern gesetzt ist, sehnen. — Ohne Vorliebe für meine Sachen, der reinen Wahrheit gemäß kann ich behaupten, daß die Sinfonie ad 1., welche oftmahls in dem Conservatorio in Warschau aufgeführt wurde, eine große Wirkung gemacht und die Kenner befriedigt hat, und daß eben so die Clavier-Sonaten 7, 8 in dem oben erwähnten Styl gesetzt und von guten Künstlern mit Wohlgefallen gespielt worden sind, beyde Sache empfehle ich daher Ew. Wohlgebohren ganz vorzüglich zum Verlage indem ich mich anzuweisen bitte, ob ich so frey seyn darf, sie Ihnen zu übermachen. Die Sinfonie ist nichts weniger als lang, der Aufwand des Stichs würde daher nicht zu groß seyn. —

Unglücklich genug bin ich gewesen so lange an einem Orte verweilt zu haben, der meinem Bekanntwerden um so mehr entgegen war, als eine günstige Lage und eine gute Ausführung meiner Compositionen mich vollkommen befriedigte und mich ein weiteres Eindringen in die Musikalische Welt nicht sehr angelegentlich suchen ließ, jetzt hat der Krieg dies alles zerstört, indessen bin ich für mein Bekanntwerden nicht besorgt, da ich in Ew. Wohlgebohr, nach allem dem was mir H. Itzig gesagt hat, den Mann zu finden hoffe, der ohne Vorurtheil nicht auf den Namen, sondern auf die Sache sieht und überzeugt ist, daß diese den Nahmen, an dem der Hausen hängt, unsehlbar schaffen muß. Ich bitte dringendst um eine baldige Antwort und habe die Ehre mit der vorzüglichsten Hochachtung zu seyn:

Ew. Wohlgebohr

ganz ergebenster Diener
Hoffmann

Berlin
Friedrichstraße No. 179
d. 27ten Sbr. 1807.

Nach Ew. Wohlgebohr gütigem mir durch H. Itzig gegebenen Rathe, habe ich mich dem H. Rochlitz empfohlen, ich lege den Brief mit der gehorsamsten Bitte ihn baldigst abgeben zu lassen, bey."

Man weiß, daß es anders mit ihm kam; sieben Jahre später schafften ihm die Phantasiestücke in Callots Manier seinen dauernden Namen als Dichter!

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Schultz, Jeanne. Jean von Herdren. Autorisierte Uebersetzung von Natalie Rümelin. Stuttgart. J. Engelhorn. 1894.

Déry, Juitane. D' Schand'. Volksstück in sechs Bildern. München. Dr. E. Albert & Co.

Freise, Hermann. Unkrant. Ein Lieder-Büchlein. Metz. G. Scriba. 1894.

Schniher, Manuel. Käthe und ich. Erlebnisse und Erfahrungen aus junger Ehe. Berlin. Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1894.

Browning, Robert. Ausgewählte Gedichte. Uebersetzt von Edmund Ruete. Bremen. M. Heinsius Nachfolger. 1894.

Rohrscheidt, Kurt von. Satans Erlösung. Dichtung in sechs Gesängen. Leipzig. A. G. Liebeskind. 1894.

Spitzer Daniel. Letzte Wiener Spaziergänge. Mit einer Charakteristik seines Lebens und seiner Schriften von Max Kalbeck. Wien. Litterarische Gesellschaft. 1894.

Arnim, Eva A. von. Das Märchen vom goldenen Schlüssel. Berlin. F. Fontane & Co. 1894.

Grotowsky. Paul. Gedichte. Großenhain und Leipzig. Baumert & Ronge. 1894.

Grillparzers sämtliche Werke. Herausgegeben von August Sauer. 1. u. 2. Lieferung. Stuttgart. J. G. Cotta Nachfolger.

Marchi, Emilio de. Don Civillos Hut. Roman in zwei Bänden. Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen von Karl Baron Torresani. Stuttgart. J. Engelhorn. 1894.

See, Toni am. Der Sang vom Roßberg. Epische Dichtung. Luzern. Dolleschals Buchhandlung. 1894.

Eckardt, Raimund. Phantasit! Ironisches Trauerspiel in drei Aufzügen. Leipzig. Wilhelm Friedrich. o. J.

Theiß, Anna. Saitenklänge. Dichtungen. Dresden und Leipzig. E Pierson. 1894.

Wrede, Richard. Eine? Schauspiel. Leipzig. Wilhelm Friedrich. o. J.

Jahn, Max. Ideale und Skeptizismen. Lyrische Gedichte. Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1894.

Corleis, Friedrich. Gustav Adolf. Ein kirchliches Festspiel. Altona. Schlüterische Buchhandlung. 1894.

Stern, Maurice Reinhold von. Erster Frühling und andere Gedichte. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1894.

Merwin, Peter Ein Primauer-Proletarier und andere soziale Seelen-Dramen. Leipzig. Wilhelm Friedrich. o. J.

Wolters, Wilhelm und Gjellernp, Karl. Eine Million. Schauspiel in drei Aufzügen. Dresden und Leipzig. E. Pierson. o. J.

Pantzza, Oskar. Der heilige Staatsanwalt. Eine moralische Komödie in fünf Szenen (nach einer gegebenen Idee). Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1894.

Harlan, Walter. Sein Beruf. Schauspiel. Leipzig. Wilhelm Friedrich. o. J.

Geiger, Albert. Duft, Farbe, Ton. Gedichte. Karlsruhe. A. Bielefelds Hofbuchhandlung. 1894.

Stand und Beruf. Dichterwort und Volksmund. Herausgegeben von Rudolf Eckardt. Hannover. Carl Meyer. 1894.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gregonne & Cie in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 064479809

Digitized by Google

Digitized by Google